Schmidt, Ferdinand,

Weltgeschichte für Haus und Schule

Bd.: 1

Berlin [1875]

Geschichte des Alterthums

von

Ferdinand Schmidt

Mit

Illustrationen von Prof. G. Bleibtreu

Wm. Schmitt

Geschichte des Alterthums.

Von

Ferdinand Schmidt.



AEGYPTEN.

Weltgeschichte

von

Ferdinand Schmidt.

Mit

Illustrationen von Prof. Georg Bleibtreu.

Erster Band:

Geschichte des Alterthums.

Illustrationen:

[illegible]: Die Pyramiden.
[illegible]: Perikles bei Phidias.
III. Rom: Hannibal's Sieg bei Cannä.
IV. Rom: Caesar und Ariovist.

Zweite Auflage.

Berlin.
Verlag von Friedberg & Mode.
8. Anhaltstr. 8.

[1876]



AEGYPTEN.

Weltgeschichte

von

Ferdinand Schmidt.

Mit

Illustrationen von Prof. Georg Bleibtreu.

Erster Band:

Geschichte des Alterthums.

Illustrationen:

I. Aegypten: Die Pyramiden.
II. Griechenland: Perikles bei Phidias.
III. Rom: Hannibal's Sieg bei Cannä.
IV. Rom: Caesar und Ariovist.

Zweite Auflage.

Berlin.
Verlag von Friedberg & Mode.
8. Anhaltstr. 8.

[1876]

Vorwort.

Die wohlwollende Aufnahme, welche meine Weltgeschichte in den verschiedensten Kreisen gefunden und welche mich mit vieler Freude erfüllt hat, machte diese neue Ausgabe nöthig.

Der erste hier vorliegende Band enthält ein Gemälde der alten Welt, die eigentlich die junge Welt genannt werden müßte. An Völkerschaften treten auf: Die Aegypter, die Chinesen, die Inder, die Phönicier, die Babylonier, die Assyrer, die Meder, die Perser, die Israeliten, die Griechen und die Römer.

Die Geschichte des Alterthums führt uns abgeschlossene Lebenskreise bedeutender Völker und großer Männer vor. Welch ein Schauspiel eröffnet sich dem, der jene Lebenskreise forschend und sinnend durchwandert! Welche Belehrung bietet die ernste Betrachtung des Wirkens und Ringens unserer Vorgänger, deren Asche den Boden geweiht hat, auf dem wir Leben empfingen!

Die Fackel der Wissenschaft leuchtet immer tiefer hinein in die Zeit, die sich bei ihrem Abschluß in heiliges Dunkel hüllte, in dem anfänglich die Nachlebenden nur schwankende, aber doch „fragwürdige" Gestalten sahen. In dieser Beleuchtung gewinnen die hinterlassenen Sprach- und Baudenkmale, wie auch andere Zeichen des Daseins jener Völker, eine neue Bedeutung, und immer mehr beginnt sich uns das Leben unseres eigenen Geschlechts bis zu seiner Wiege zu enthüllen. Die Hieroglyphen im eigentlichen wie die im uneigentlichen Sinne werden lesbar. Die Wissenschaft wird zum Genius an der Grabstätte, der bis dahin Todtes zu Leben emporführt und uns hellen Auges und in begeisterter Rede das Auferstehen desselben verkündet. Die Lebenden beginnen zu erkennen, daß in Bezug auf Denk-

und Glaubensweise mit nichten eine Kluft sie scheidet von jenen Völkern, daß sie vielmehr zu einem Theile heut noch von dem Erbe zehren, das durch tapfre Geistesarbeit in alter Zeit für sie errungen ward. Um das, was gemeint ist, an einem Beispiele zu zeigen, sei nur an die drei Städte Jerusalem, Athen und Rom und an die Völker erinnert, und deren Eigenartigkeit in dem Leben jener Städte zu vollem Ausdruck kam. Jerusalem gab uns unsere Religionsbegriffe; Athen verdanken wir ewig gültige Vorbilder für Kunst und Schönheitssinn; Rom ist die Schöpferin der Rechtsverhältnisse für das Gemeinde- und Staatsleben. Sind wir in allen Stücken bereits hinaus über das, was jene Völker in jugendfrischer Schöpferkraft auf den genannten Gebieten zu Tage gefördert haben? Oder sind noch Schätze in Fülle vorhanden, die richtiger Würdigung und heilsamer Verwerthung harren, die jedem Denkenden als reiche Frucht- und Nährstoffe gelten? — Es ist eine Errungenschaft, die wir geistigen Heroen der neuen Zeit zu verdanken haben, daß die Geschichte, die früher zumeist als ein unfruchtbares, nur der Neugier Befriedigung gewährendes Feld galt, sich in einen Acker verwandelt hat, der uns in wachsendem Maße Brot für unsere Erkenntniß bietet, der in uns Lust zu redlichem Wirken erzeugt und die Seele, indem er dieselbe zum Bewußtsein ihres innigen Zusammenhanges mit dem ganzen menschlichen Geschlecht führt, mit weihevollem Frohgefühle erfüllt, dem als reinster Duft beseligende Bruderliebe entströmt.

In diesem Sinne lade ich meine Leser ein, mit mir jene bedeutungsvolle Zeit zu durchwandern, die wir Geschichte des Alterthums nennen.

Berlin.

Ferdinand Schmidt.

Inhalt.

Weltgeschichte

von

Ferdinand Schmidt.

Erster Band:

Geschichte des Alterthums.

Urzeit.

Leser, tritt ein mit mir in die heiligen Hallen der Geschichte. Ernst schauen die Denkmale der Vorzeit dich an, predigend mit stummem Munde von der Vergänglichkeit alles Irdischen. Die da ruhen, waren einst voll Leben wie du: sie erfreuten sich des Vollgenusses ihres Daseins, oder das Leben war ihnen eine Bürde, oder es wurde ihnen im Wechsel Beides zu Theil. In ihrem Geschick spiegelt sich das deine; was sie am Ende ihrer Tage traf, wird nach einer Spanne Zeit auch dein Loos sein.

Aber nicht Grab- und Baudenkmale allein sind es, die Kunde geben von dem Dasein Einzelner und ganzer Geschlechter. Aus der Zeit des Uranfangs der Menschheit ragt kein Denkmal aus Stein oder Erz bis in unsere Zeit hinein. Du findest Malzeichen anderer Art in den ältesten Hallen des Todes: Kunden und Sagen, bewahrt im Gedächtniß und getragen von Mund zu Munde durch Jahrhunderte, ja durch Jahrtausende, endlich und zwar in einer Zeit, die für uns auch noch in grauer Vergangenheit liegt, in Schriftzeichen heiligen Rollen anvertraut.

Den Edlen gemahnt es, auch diese Denkmale der grauesten Vorzeit ernsten Sinnes zu betrachten. Nur dann bietet ihre Betrachtung dir einen Segen: im andern Falle gehest du ungesegnet, gehest du getrübt von dannen, nicht bereichert mit Wissen und Schauen, sondern belastet mit Irrwahn.

Das Wichtigste, was von alten Urkunden vorhanden ist, bietet uns die heilige Schrift. Kein Ergebniß ernster Wissenschaft ist über das hinausgekommen, was die Bibel von dem Wunder der Entstehung

der Erde und der Geschöpfe derselben kündet. Im Anfang schuf Gott Himmel und Erde. Gott schuf das Licht, sonderte es von der Finsterniß, nannte jenes Tag, diese Nacht, schied das Wasser vom Lande und befahl dann der Erde und dem Meer, allerlei Pflanzen und Gethier hervorzubringen. Endlich als den Schlußstein der ganzen Schöpfung schuf er den Menschen. Dem Leibe nach verwandt mit den Thieren, war der Mensch seiner geistigen Beanlagung nach geschieden durch eine große Kluft von ihnen.

Was die Wissenschaft Weltperioden nennt, bezeichnet die Bibel als Tage. Aber sie sagt auch: „Tausend Jahre sind vor Gott wie ein Tag und wie eine Nachtwache."

Am weitesten in das Dunkel der Vergangenheit ist die Sprachforschung eingedrungen. Immer deutlicher stellt es sich heraus, daß die Reste aller Sprachen einen Urstamm haben, und daß die verschiedenen Völker, so grell auch Besonderheiten in dem Verlauf ihrer Entwickelung hervorgetreten sind, einer Urheimath entstammen.

„Dort, wo der Menschheit Jugend im Sagenschooße ruht, dort grüßt ein Strom des andern ihm urverwandte Flut; dort finden sich die Völker, äonenlang getrennt, in einem Hause wieder, das jedes Heimath nennt."

Die heilige Schrift nennt den Wohnplatz der ersten Menschen Paradies und schildert uns denselben als einen herrlichen Garten. Nun hat die Erdoberfläche seit den ältesten Zeiten so große Umgestaltungen erfahren, daß es schon aus diesem Grunde unmöglich ist, mit Bestimmtheit nachzuweisen, in welchem Erdtheile diese glückliche Landschaft lag. Vermuthungen führen auf Asien, von wo aus sich nicht nur erweislich Menschenströme über die beiden Erdtheile Europa und Afrika ergossen, sondern das auch den letzteren Erdtheilen die gezähmten Hausthiere und die schönsten Früchte der Erde, die Getreidearten, den Weinstock, die Citrone, die Orange, den Oelbaum, die Mandel, die Feige und alle Arten unseres Obstes gab. Asien ist deshalb auch die Mutter genannt worden, an deren Schooß sich die Kinder Europa und Afrika lehnen.

Aber in welchem Theile Asiens lag das Paradies? Einige Forscher deuten auf das zwischen dem Euphrat und Tigris gelegene Mesopotamien, andere auf Tibet; Herder bezeichnet Kaschmir als das Land des Paradieses. „Geborgen im Schooße der höchsten Gebirge, unter unvergleichlichem Himmel, unten und weit hinauf über die Mitte des Gebirges ewiges Blühen und Grünen, und oben die Alpenkronen mit ewigem Schnee, liegt es heut noch als ein Paradies der Welt.

Auf den schönen Hügeln, hinter denen hervor die Schneeberge ins Blaue ragen, duften die Kräuter und Früchte, ein märchenhaft wunderbares Wachsthum; das Vieh und alle Arten von Thieren erfreuen sich des Grüns, an den rinnenden Bächen und den klaren Strömen frei weidend; giftige und wilde Thiere sind aus diesem Thale verbannt, das groß ist wie ein Königreich. Diese Berge hat man das Land der Unschuld genannt, in welchem Milch und Honig fließe. Noch heute gelten die Bewohner des Königreichs Kaschmir unter allen Indiern als die geistreichsten; für Dichtung und Künste, für Wissenschaften und Gewerbe gleich geschickt; durch schöne Gestalt des männlichen wie des weiblichen Geschlechts berühmt. War auch nicht dieser jetzt noch blühende Garten der Natur der Ursitz, wo zwischen Wunderblumen unter Palmen und riesenhaften Bananen, in der gesundesten Luft, die ersten Menschen lebten: so ging doch erweislich von diesem Landstrich die Verbreitung der Menschheit und der ältesten Kultur aus."

Die heilige Schrift erzählt uns in einem erhabenen Bilde, daß, so lange die ersten Menschen den Forderungen der Erkenntniß des Richtigen gemäß lebten, sie sich in einem beseligten Zustande befanden, daß aber das Handeln wider die Erkenntniß des göttlichen Willens sie aus dem Paradiese vertrieb.

Wie nun in dem einzelnen Menschen die Erinnerung an einen glücklichen Zustand seiner Kindheit fortlebt, so hat sich in den Völkern — in verschiedenartigster Gestaltung — die Erinnerung an die erste glückliche Zeit der Menschheit erhalten und mit ihr die Sehnsucht nach Wiedererringung einer gleichen Seligkeit.

Diese Sehnsucht ist die Knospe aller Religion, überhaupt alles ideellen Strebens.

Mit Geist und Herz aber müssen jene Sagen in Betracht gezogen werden; eine rohe, prosaische Auffassung macht sie, während sie doch eine Fülle von geschichtlichen und psychologischen Wahrheiten enthalten, zu Caricaturen, und mehr als irgend wo, gilt hier das Wort: Der Buchstabe tödtet, der Geist aber macht lebendig! —

Abel ward von Kain erschlagen — das war der Beginn des Bruderkrieges auf Erden. Der Abfall, der sich darin vollzog, daß die Menschen gegen das Erkennen des Willens ihres Schöpfers handelten, trübte ihr Schauen, und ihr Handeln entsprach immer weniger der göttlichen Ordnung, die allein Gedeihen, geistiges wie leibliches, sichert. Da kam eine große Flut über die Erde, die alles Lebendige bis auf wenige Menschen und eine verhältnißmäßig kleine Zahl von

Thieren vertilgte. Durch die Mitte von Asien geht ein gewaltiger Gebirgszug. Ihn nennt Herder die Arche, auf der Noah mit den Seinigen, dazu jene Thiere, Rettung fanden. Die Stimme des Gewissens der Nachbleibenden brachte die Flut in Verbindung mit dem derselben vorhergehenden Sündenleben der Menschheit.

Als Söhne Noah's werden genannt Sem, Ham und Japhet. Ihre Nachkommen bevölkerten auf's Neue die Erde. Dann vernehmen wir von dem Thurmbau zu Babel. Die Spitze sollte bis an den Himmel reichen. Irdisches aber führt nimmer in den Himmel.

Für die Menschen sollte der Bau von Stein ein sichtbares Einheitszeichen sein. Sie suchten den Zusammenhalt in einer Aeußerlichkeit, während er doch nur auf dem Boden der Religion und der Sitte zu finden ist. Daher ward das, was ihrer Zusammengehörigkeit Unauflöslichkeit geben sollte, Gegenstand der Verwirrung, der Zwietracht.

In der Geschichte des Thurmbaues zu Babel sind Vorgänge der Geschichte des Menschengeschlechts, die gewiß lange Zeiträume füllen, in einem Bilde, das sie zu einem einzigen, plötzlich sich vollziehenden Ereignisse zusammenfaßt, anschaulich dargestellt.

Die Menschen zerstreuten sich nach allen Richtungen über die Erde, und in ihrer Ablösung von einander begannen sich verschiedene Völkerschaften zu bilden, an deren Betrachtung wir jetzt gehen.

Die Aegypter.

Das Land.

Das Zusammenleben einer Zahl von Menschen führte auf die Nothwendigkeit gewisser gemeinsamer Einrichtungen und Ordnungen.

Damit begann das Staatenleben.

Aber jene gemeinsamen Einrichtungen und Ordnungen gewannen bei den verschiedenen Völkerschaften im Laufe der Jahrhunderte verschiedenartige Gepräge. Anders gestaltete sich das Leben in der baumlosen, aber grasreichen Ebene, die auf die Pflege nutzbarer Thiere, auf das Halten von Heerden führte, als im waldigen Gebirgslande, in dem die Jagd die vornehmste Beschäftigung wurde, oder an den Ufern des Meeres, das zum Betrieb der Schifffahrt Anregung gab.

Die Geschichtsforschung hat zu dem Ergebniß geführt, daß das Besondere der ihn umgebenden Natur sich auf den Menschen allmählich, aber unwiderstehlich geltend macht.

Demnach wird es sich empfehlen, der Betrachtung eines Volkes stets die Schilderung seines Wohnplatzes vorauszuschicken. Dieser Weg allein ermöglicht es, die besonderen Anschauungen, Sitten und Gebräuche eines Volkes richtig zu würdigen, bietet somit den Schlüssel zum Verständniß des innersten Wesens desselben.

Aegypten, in der heiligen Schrift Mizraim, auch Cham genannt, ist seinem Flächenraume nach nur etwa halb so groß als Deutschland. Und doch, welche Verschiedenheiten und Gegensätze finden sich in diesem Lande! Der Theil des Landes, der in der Geschichte der Aegypter in Betracht kommt, besteht eigentlich nur aus einem durchschnittlich drei bis vier Meilen breiten und einhundert und dreißig Meilen langen Thale, das im Westen von der libyschen, im Osten von der arabischen Bergkette eingeschlossen ist. Der Nil durchfließt dieses Thal.

Aber welch ein gewaltiger und wunderbarer Fluß ist der Nil! Die alten Völker hielten ihn für das größte fließende Gewässer der Erde. Fern auf den südlichen Hochgebirgen entspringen der weiße und der blaue Nil. Beide nehmen, ehe sie sich vereinigen, viele Nebenflüsse und nach ihrer Vereinigung noch einen bedeutenden Fluß auf. Das ganze Flußgebiet, aus dem in den einzigen Nil alles Wasser zusammenkommt, ist über acht Mal so groß als Deutschland! Denkt man sich, daß alle großen und kleinen Flüsse Deutschlands in einen einzigen Strom zusammenflössen, so würde die Wassermasse desselben immer noch bei weitem nicht der des Nil gleichkommen. Nun aber ziehe man die Regenzeit in jenem fast unermeßlichen Gebiete des Nil in Betracht, die Zeit, in der außerdem noch der Schnee auf den Hochgebirgen schmilzt! Und alle die in den Nebenflüssen sich sammelnden Wasser werden der einzigen zum Meere führenden Rinne des Nil zugeführt!

In den ältesten Zeiten war das ganze Thal Aegypten nichts anderes als ein Felsenbett des Nil. Das Wasser reichte bis an die starrenden, nackten Felswände, die zum größeren Theile aus gelbem Sandstein, zum kleineren Theile aus braunem und röthlichem Granit bestehen. Im Mai bricht die Regenzeit in dem fernen Flußgebiet des Nil an, in der Mitte Juni beginnt das Wasser im Süden des Thales zu steigen. Das Steigen und Fallen nimmt den Zeitraum bis Ende September ein. So ist's heut, so war es vor Jahrtausenden; aber dies Steigen und Fallen des Wassers hat nach und nach eine gewaltige, wunderbare Veränderung in dem Thale hervorgebracht: wie einst — in einem Traume des ägyptischen Königs — Kühe aus dem Wasser aufstiegen, so ist — dies aber im wirklichen Sinne des Wortes — Land aus dem Wasser emporgestiegen.

Wir denken uns zurück in jene graue Vorzeit, in der noch kein menschlicher Fuß die Seiten des Thales berührt hatte. Der Nil beginnt zu steigen, das sonst krystallhelle Wasser trübt sich mehr und mehr, es wird erst schmutzig-gelb, dann röthlich, endlich ist zwischen den braunen Granit- und den gelben Sandsteinbergen nichts zu sehen als eine hochgeschwollene ziegelrothe Wassermasse, die, je weiter sie sich von der Südgrenze entfernt, um so langsamer fließt, und die endlich — ganz im Norden Aegyptens — von dem großen Becken des mittelländischen Meeres aufgenommen wird. Was ist die Ursache der Trübung des Wassers? Wir haben sie in den fernen Nebenflüssen des Nil zu suchen, die durch hochgelegene sumpfige Wildnisse ihren Lauf nehmen. Dort beladen sich jene Flüsse in der Zeit ihrer An-

schwellung mit einer Masse fetten Schlammes, die sie dem Nil zuführen. Der Hauptbestandtheil dieses Schlammes ist röthliche Mergelerde. In dem Maße nun die Strömung des Nil nachläßt, in dem Maße senken sich die Schlammtheile zu Boden. Das Bett des Flusses, diese gewaltige Felsenrinne, erhielt demnach schon in ältester Zeit einen Schlammüberzug. Mehr noch lagerte sich an den Ufern Schlamm ab, und in noch höherem Maße fand eine derartige Ablagerung in der nördlichen Niederung statt, in der sich inmitten des in majestätischer Ruhe dahinfließenden und in der ältesten Zeit viele Meilen breiten Gewässers eine große Schlamminsel bildete, die nach der dreieckigen Form des griechischen Buchstaben Delta (Δ) später dessen Namen erhielt.

Wo nun — an den Felsenufern zu beiden Seiten — das zurücktretende Wasser eine Schlammablagerung hinterlassen hatte, begann sich alsbald Pflanzenwuchs zu regen, und dies in einer Pracht und Ueppigkeit, wie Aehnliches kaum irgendwo zu finden war.

Das war das Nilthal in der ältesten Zeit: eine zwischen Felsgebirgen sich bewegende, jährlich zu einer bestimmten Zeit hochsteigende Wassermasse, umrandet von mehr oder minder schmalen, an den Fuß der Felsen sich anschmiegenden Streifen des fruchtbarsten Erdreichs, auf dem unter unzähligen Pflanzenarten einzelne Halme Getreide, Rosengebüsche, Dattelpalmen und Oelbäume aufsproßten.

Dieses Wasserthal war bestimmt, die reichste Getreidekammer des Alterthums, ein Land erhabener Bauwerke, der Sitz einer hohen Kultur zu werden: ein Wunder der Natur und der Kultur sollte sich hier vollziehen.

Das Volk in ältester Zeit.

Wie viele Jahrtausende es her ist, daß zum ersten Male Menschen den Rand des langen Wasserthales betraten, entzieht sich der Berechnung. Es waren einzelne kleinere Stämme, die sich hier und dort an den Thalrändern niederließen, einzelne Genossenschaften, die lange Zeit hindurch nicht in Gemeinschaft, eher wohl in Feindschaft mit einander lebten. Berichtet wird, daß die ältesten Ansiedler nicht einem großen Volksstamme entsprossen waren; einzelne Genossenschaften, heißt es, seien von dunklerer, andere von hellerer Farbe gewesen: Letzteren sei nach und nach die Oberherrschaft zugefallen.

Die zunächst nothwendigen Einrichtungen ergaben sich nun aus der Natur des erwähnten Wohnplatzes. Boten die Anschwemmungen

des Thales die erste Pflanzennahrung, so mußte es den Bewohnern als heilsam erscheinen, jene Erdstriche zu erhalten und zu erweitern. Der felsige Thalrand hatte viele Einbiegungen. Es gab deren, die nicht von der schwellenden Flut berührt wurden, deren dürrer Kies- oder Felsboden eine Schlammablagerung demnach nicht empfing. Was lag näher als der Gedanke, diese Flecke durch Kanäle mit dem Flußbett zu verbinden, um das befruchtende Element zur Zeit der Ueberschwemmung hineinzuleiten? Und eben so nahe lag es, Vorsorge zu treffen, daß die Erdstreifen, die der Fluß selbst ansetzte, nicht gelegentlich durch stärkere Strömungen wieder weggerissen würden. Dies wiederum führte auf den Bau von Dämmen. Baumaterial boten die Felsengebirge in unerschöpflicher Fülle dar. Anfangs hatte man nicht nöthig, Steine zu brechen: sie waren in Unzahl in allen Größen vorhanden. In jedem Jahre brachte die Anschwellung des Nil neue Anschwemmungen, und mit jedem Jahre wuchs die Geschicklichkeit der Bewohner, das Gewonnene von der reißenden, in der Richtung von Süden kommenden Strömung zu sichern, während der allmählichen Ueberflutung von Norden her kein Hinderniß in den Weg gestellt wurde, da ja eine jede Ueberflutung dem gewonnenen Lande eine neue Lage fruchtbaren Schlammes und damit neue Kräftigung zuführte.

So rückten die Bewohner langsam in den Fluß hinein, und während früher das Felsenufer sich ihnen als einziger Platz für ihre schlichten Wohnungen dargeboten hatte, sah man allgemach hier und dort auf den gewonnenen Erdstreifen Wohnungen emporsteigen. Da aber das Land den jährlich eintretenden Ueberschwemmungen ausgesetzt blieb, so lag darin die Nöthigung, dem Grundmauerwerk der Wohnungen eine entsprechende Festigkeit zu geben. Das Haupt-Baumaterial blieb der Stein. Kähne zu bauen, war sicherlich schon durch den Umstand veranlaßt worden, daß die Ansiedelung an dem Ufer eines großen Gewässers stattgefunden hatte; jetzt stellte sich die Nöthigung, den Kahnbau zu betreiben und zu vervollkommnen, nur noch entschiedener heraus, indem ja die auf den Ländereien vereinzelt wohnenden Familien zur Zeit der Ueberschwemmung sonst in ihren rings von Wasser eingeschlossenen Häusern alljährlich länger als zwei Monate hindurch auf jeglichen Verkehr mit einander und mit den am Thalufer wohnenden Stammgenossen hätten verzichten müssen. Hier und dort mochte eine Familie die Verbindung mit dem Ufer durch Anlage eines Steindammes ermöglichen.

Ob es einzelne prophetische Geister unter diesen ältesten Ansiedlern gab, die — auf Grund dessen, was sie und wie sie es entstehen

sahen — ein Bild des Landes und Volkes späterer Zeit voraus=schaueten? Wer sollte daran zweifeln! Das Aufkommen eines Volkes ist bedingt von den in ihm erstehenden und vorausschauenden Gei=stern; ihr Schauen, ihr Offenbaren, ihr Wirken nach der Richtung des verkündeten Zieles wird zur treibenden Kraft des Fortschreitens der Gesammtheit. Wie die jungfräuliche Erde, aus der in dem Wasser=thale ein fort und fort wachsendes, blühendes Land sich bildete, den fernen Hochgebirgen entstammte, so entstammen fruchtbare, das gei=stige Leben und darnach auch die materielle Wohlfahrt des Volkes fördernde Ideen hohen Sphären des geistigen Lebens, bis zu denen sich zu erheben zu allen Zeiten und unter allen Völkern immer nur wenigen Geistern beschieden ist. In den ältesten Zeiten wurden Geister solcher Art, wenn es deutlich erkennbar ward (was freilich in der Regel erst nach Abschluß ihres irdischen Daseins der Fall war), welchen Segen der Gesammtheit ihr Wirken gebracht habe, von der sich steigernden Verehrung bis in den Götterhimmel erhoben.

Was jene hervorragenden Geister des ägyptischen Volkes schaueten — es wurde Wirklichkeit.

Fügen wir hier ein Wort über die leibliche Erscheinung der Aegypter ein. „Die ägyptische Race ist“, sagt M. Cariere, „kräftig, mit hohen Schultern, breiter Brust, schmächtigem Leib und schlanken Beinen ausgestattet; die Knie sind scharf bestimmt, Schenkel und Waden aber zu gradlinig und trocken. Die niedrige Stirn weicht etwas zurück, die langen schmalen Augen senken sich etwas nach der Innenseite, die Nase ist breit, das Kinn dürftig, die Ohren sitzen hoch. Der Ausdruck ist der eines sinnlichen Behagens, eines seelen=losen Lächelns.“

Sehen wir uns hiernach — mit Uebergehung unzähliger Zwischen=stufen, die einen Zeitraum von nahezu zweitausend Jahren füllen, Aegypten in einer Zeit an, in der es bereits eine hohe Stufe der Kultur erreicht hatte, in der Vieles von dem, was jene prophetischen Geister geschaut, Wirklichkeit geworden war.

Die Pharaonen Menes, Cheops, Chephron, Mycerinus, Möris.

Und auch diese Zeit liegt noch weit, weit in der Vergangenheit zurück, mehr Jahre vor Christi Geburt, als bis heute nach Christi Geburt vergangen sind.

Halten wir nun Umschau über das aus dem Wasser geborene, aus dem Nilthale aufgestiegene Land!

Es ist zweckmäßig, daß wir uns — wenigstens als ersten Beobachtungspunkt — eine erhöhte Stelle suchen. Treffen wir denn unsere Wahl! Wir stehen vor einem Vorsprunge des Aegypten im Westen begrenzenden libyschen Gebirgsrückens. Dieser aus gelblich-weißem Sandstein bestehende Vorsprung ist 140 Fuß hoch. Wer das die Häuser der Stadt überragende königliche Schloß in Berlin kennt, der möge einmal dessen Höhe (hundert Fuß) als Maßstab nehmen. Der sich weit vorstreckende Felsenvorsprung ist demnach beinahe ein und ein halb Mal so hoch als das königliche Schloß. Wir besteigen auf etwa anderthalb hundert in Stein gehauenen Stufen den Felsenvorsprung und stehen nun vor einem seiner Vollendung nahen und nach Umfang und Höhe so mächtigen Bauwerke, wie unsere leiblichen Augen nimmer ein Gleiches schaueten. Unsere Aufmerksamkeit richtet sich zunächst auf das Fundament. Das Fundament, mit dem wir es hier zu thun haben, nennen wir seiner Form und Anlage nach besser: Sockel. Ueber die Herstellung desselben belehrt uns ein alter ägyptischer Baumeister, den wir uns als unseren Führer zur Seite denken. Die Arbeit des ganzen Baues begann damit, daß die obere rauhe Fläche des Felsens in einer nach allen Seiten gehenden Ausdehnung behauen und in wagerechter Richtung geebnet ward. Auf dieser Steinfläche wurde ein Geviert abgesteckt, d. h. es wurde dasselbe durch Eingrabung einer schmalen Rinne bezeichnet, dessen Seiten je 700 Fuß lang waren, dessen Fläche demnach beinahe eine halbe Million Quadratfuß betrug — sieben Mal so viel als die Grundfläche des kölner Doms zählt. Dieses ungeheure Geviert war bestimmt, die obere Seite des Sockels zu werden. Nun wurde an allen vier Seiten der Fels — aber wohlgemerkt: außerhalb des großen Gevierts! — auf sechs Fuß erniedrigt. Was inmitten des großen Arbeitsfeldes schließlich stehen blieb, das war eben der sechs Fuß hohe, nach seiner Länge und Breite bereits bezeichnete Sockel, der mithin mit dem Felsengrunde zusammenhing, zusammengewachsen war. Wie viel Hunderttausende von Händen, wie viele Jahre waren erforderlich, um nur diesen Sockel herauszuarbeiten! Aus der Felsenmasse, die — indem man, wie bemerkt, den Felsboden auf allen vier Seiten des großen Sockel-Vierecks auf sechs Fuß erniedrigte — gelöst werden mußte, wurden Quadersteine gehauen, deren Bestimmung es war, zu dem Mauerwerk mit verwandt zu werden.

Auf diesem Sockel nun erhebt sich der Bau, doch ist zwischen

seiner Grundlinie und der Kante des Sockels ein mehrere Fuß breiter Raum übrig gelassen worden, auf dem man das Gebäude umgehen kann. Wir machen den Umgang und gebrauchen dazu, obgleich wir rüstig zuschreiten, beinahe eine Viertelstunde. Dabei haben wir bemerkt, daß die Seiten genau nach den vier Himmelsgegenden gerichtet sind. Unsere Blicke sind oftmals staunend hinauf gegangen nach der Höhe des Gebäudes. Es ist — so lehrt schon das Augenmaß — zwei, drei Mal so hoch, als Kirchthürme mittlerer Größe. Die Seiten steigen nicht senkrecht, sondern — nach Innen abfallend — schräg auf, darum gestaltet sich jede Seite zu einem Dreieck, und die Spitzen der vier Dreiecke treffen oben in einem Punkt zusammen.

Doch wir stehen noch auf dem Rande des Sockels und nehmen von dem ägyptischen Baumeister weitere Belehrung über die Art des Aufbaues entgegen. Als der Sockel fertig war, wurde auf ihm durch eine scharfe Rinne ein neues Viereck bezeichnet (das auf den vier Seiten nach außen den Raum für den erwähnten Gang übrig ließ), der Innenraum in einer Tiefe von etwas mehr als einem halben Fuß ausgehöhlt und darauf mit genau gearbeiteten Quadersteinen gefüllt, die aber so hoch waren, daß sie den Sockel etwa um zwei und einen halben Fuß überragten. Das war die erste Schicht der auf dem Sockel ruhenden Quadersteine, die, um dem Bauwerke eine unzerstörbare Festigkeit zu geben, zu einem Theile in den Sockel eingelassen und die außerdem so genau und winkelrecht gearbeitet waren, daß ihre Oberflächen in eine einzige wagerechte Fläche zusammenliefen. Auf dieser neugewonnenen Fläche ward — in geringerer Entfernung von den Kanten, als es auf der Fläche des Sockels geschehen war, — wiederum ein Viereck durch scharfe Rinnen bezeichnet, dessen Seiten natürlich auch nun etwas kürzer waren; doch fand, um eine neue Steinlage mit der unteren herzustellen, eine der erwähnten ähnliche Aushöhlung nicht statt, sondern die neu zur Auflage kommenden Quaderstücke wurden mit den unter ihnen befindlichen in der Weise verbunden, daß ein kantenförmiger Vorsprung, der einem jeden Stein gelassen worden war, genau in eine entsprechende eingemeißelte Vertiefung des unter ihm ruhenden Steines paßte. Indem nun auf diese Weise eine Geviertlage von Quadersteinen auf die andere gebracht wurde, und eine jede Lage auf ihrer Höhenfläche ein kleineres Geviert beschrieb, entstand auf jeder Seite ein förmlicher Stufengang nach oben.

Das Bauwerk hat also auf allen vier Seiten Treppenstufen, deren Längen, je höher sie liegen, desto kürzer sind. Wir beschließen,

die Seite zu besteigen, die dem Gebirge zugekehrt ist: es ist dies die Westseite des Riesenbaues. Auf derselben bleibt uns zunächst das Land verdeckt; dagegen eröffnet sich die westliche Gebirgs- und Wüstenlandschaft mehr und mehr unsern Blicken. Den Anblick in das Land, in das ostwärts liegende Thal hinein, ersparen wir uns, bis wir zur Höhe gelangt sind. —

Unser Steigen hat begonnen. Die zwei und einen halben Fuß hohen Stufen fordern eine so bedeutende Anstrengung heraus, daß wir, als wir bis zu einer Höhe gekommen sind, die etwa der des berliner Schlosses gleich ist, ein wenig Halt zu machen genöthigt sind, um Athem zu schöpfen. Wir steigen noch einmal so hoch und haben noch nicht die mittlere Höhe der ungeheuren Steintreppe erreicht! Noch etwa eine halbe Schloßhöhe, und nun erst sind wir auf diesem Punkte — der mittleren Höhe des Riesenbaues! — angelangt.

Nach kurzer Rast geht es weiter empor! Jetzt haben wir einen Punkt erreicht, der etwa vierhundert Fuß über dem Steinsockel liegt, und die Spitze des Riesenbaues befindet sich doch noch beinahe eine Schloßhöhe über uns! Wir setzen uns auf die Stufen, theils um auszuruhen, theils um die libysche Gebirgskette, die wir mit unsern Blicken auf viele Meilen verfolgen können, genauer zu betrachten. Nackter, gänzlich pflanzenloser, gelblicher Fels, eine von der Natur aufgethürmte Mauer, die Aegypten von der Wüste scheidet, und zugleich eine Wehr gegen den Tod der Wüste! — Schon diesseits am Fuße des Gebirges ist das Land wüst, doch drängt sich hier und dort ein spärlicher Pflanzenwuchs zwischen Sand und Gestein hervor; jenseits aber — wir bemerken dies durch einige Einbiegungen — herrscht die vollständigste Oede. Auch nicht ein Halm entsprießt dem dürren Sande, den nur von Zeit zu Zeit der heiße Wind der Wüste aufwühlt. Wäre das Gebirge nicht vorhanden, bis zu welchem der Wüstensand weit hinaufgewirbelt wird, das fruchtbare Land Aegyppten läge längst unter einer dichten Lage todten Sandes begraben.

Der Anblick des Todes erregt Schauer des Todes in unserer Brust. Wir sehnen uns nach entgegengesetzten Eindrücken, und wir wissen es, es werden uns solche nach kurzer Frist in reichlichem Maße zu Theil werden!

Wir machen nunmehr die letzten Anstrengungen und steigen bis zur Spitze oder doch fast bis zur Spitze des beinahe fünfhundert Fuß hohen Bauwerkes empor. Der Umfang der Steinlage hat sich von Stufe zu Stufe vermindert, die Steinlage, die wir jetzt erreicht haben,

beträgt nur etwa noch zehn Fuß im Geviert. Es drängt uns, die Hinterseite zu verlassen, um uns nach vorn zu begeben und von dort ins Land hinab zu schauen. Aber unsere Aufmerksamkeit wird vorerst noch auf der erreichten Stelle festgehalten. Wollten wir auch noch höher steigen, wir könnten es nicht. Wir bemerken nämlich, daß die oberen Quaderlagen eine Bedeckung von braunem, hellpolirtem Granit erhalten haben. Im ersten Augenblicke erscheint es uns, als bestehe die uns zugekehrte glänzende Bedeckung aus einer einzigen dreieckigen Granittafel. Bei näherem Betrachten aber bemerken wir, daß einzelne Stücke auf das Engste aneinandergefügt sind, so daß die Fugen den feinsten Linien gleichen. Nunmehr erregen auch die Granitprismen, die auf den nächsten Stufen unter uns in großer Zahl umherliegen, unsere Aufmerksamkeit. Eine Seite der Prismen ist polirt. Wir merken nun: diese unregelmäßigen Granitprismen sind der Art bearbeitet, daß sie bei ihrer Einsetzung in die Sandsteinstufen diese ausfüllen, und daß die polirten Seiten in eine einzige schräge Fläche auf das Genaueste zusammenlaufen! Auf die Art also, in der hier oben begonnen ist, sollen alle vier Seiten des Riesenbaues bis unten belegt werden! Jede Seite ein schräg liegendes Dreieck, dessen Grundlinie sieben Mal so lang als das berliner Schloß hoch ist, und dessen Spitze — trotz der schrägen Lage — beinahe fünf Schloßhöhen über der Grundlinie liegt! — Wie werden diese Wände leuchten weithin in das Land hinein, Herz und Geist belebend am Tage, die Seele mit geheimnißvollen Schauern erfüllend in stillen mondhellen Nächten! Und auf seinen spiegelglatten Wänden und scharfen Kanten wird kein lebendiges Wesen sich niederlassen können, höchstens zur Tageszeit auf seiner Spitze eine Schwalbe, um kurze Rast zu halten! — Aber wie kommt es, daß heut (wenn wir von uns absehen, die wir überdies nur im Geiste als Beschauer hinaufgestiegen sind, nichts Lebendiges auf dem Bau sich regt, zu dessen Vollendung doch noch unermeßliche Arbeit nöthig ist? Der heutige Tag ist ein ägyptischer Feiertag: das erklärt diesen Umstand.

Nun aber hält uns nichts mehr auf der erreichten Stelle fest; wir schreiten bis zur nahen Seitenkante, dann begeben wir uns auf dem Seitenstreifen nach vorn: jetzt stehen wir auf der Vorderseite und schauen von einer Höhe, in der wir bisher nur Geier, Ibisse und Störche sich wiegen sahen, hinab in das weite Land, — in ein Paradies!

Welch ein Anblick! Das Land gleicht einem blühenden Garten, der — uns gegenüber — von dem arabischen Gebirge begrenzt ist,

dessen Ende nach Süden und nach Norden zu unser Auge selbst auf der Höhe, auf der wir uns befinden, nicht zu übersehen vermag. Mitten hindurch windet sich der glänzende, von großen und kleinen bewimpelten Schiffen belebte Strom; wie Silberfäden durchziehen Kanäle das Land zu beiden Seiten. Eine balsamische Luft umweht uns. Das bewirken die Rosen und andere duftreiche Sträucher und Blumen, die sich überall, wo man ihnen den Boden nicht streitig macht, ansiedeln. Wir sehen Palmenhaine, Wälder von Oelbäumen, Obst- und Gemüsegärten. Fast hätten wir einige mit Weizen und Korn bestandene Felder, deren zwei- bis dreihundert Körner tragende, acht bis neun Fuß hohe Halme von einem leichten Winde bewegt werden, für wogende Gewässer angesehen. Zwischen den Hainen, Gärten und Ackerfeldern liegen, verschiedenartige Gestaltungen bildend, grüne Auen. Sie sind belebt von unzählbaren, von dem Grün abstechenden farbigen Punkten, die gruppenweise auftreten. Wir erinnern uns, daß der üppige Wiesenboden das Gras bis zu einer Höhe von sechs Fuß emportreibt, und daß es unten handbreit wird. Nun erkennen wir: die unzählbaren, gruppenweise im Grün leuchtenden Punkte sind Rinder, Schafe und Ziegen, die von Hirten geweidet werden. Die Hirten vermögen ihre Heerden nicht zu übersehen, da das Gras höher ist, als sie und die Thiere es sind. Da muß die Glocke helfen, die von jedem Stück der Heerde getragen wird. Der verstärkte Klang, der von der Masse ausgeht, ist ein ununterbrochen tönendes Lockzeichen für diejenigen der Thiere der Heerde, die gern in die Weite gehen; andererseits bewirkt die Glocke des abhanden gekommenen Thieres, daß es von dem den Graswald durchstreifenden Hirten leichter gefunden wird. Es gilt nicht nur, die mitgegebenen Thiere zu einer bestimmten Zeit auf den Melkplätzen zu haben, sondern sie auch von den Sumpfgegenden fern zu halten, in denen das Krokodil auf Beute lauert. Horch, tönt es nicht wie leises, tausendfaches Geläut zu uns herauf? Wir wissen jetzt, woher das bald mehr, bald weniger schwache Läuten und Klingen kommt, das uns eben noch so märchenhaft vorkam.

Es bietet sich noch anderes Bemerkenswerthe unsern Blicken dar. Auf beiden Seiten des Flusses ragen zwischen dem Grün Häuser empor; viele stehen einzeln, mehr noch stehen in Massen zusammen. Wir sehen Dörfer und Städte, deren entfernteste mit den Wäldern und Bergen in ein farbiges Gemisch zusammenlaufen. Aber vor Allem fesselst du, herrliche Königsstadt Memphis, Residenz der ältesten Pharaonengeschlechter Aegyptens, unsere Blicke! Welch ein

Häusermeer, aus welchem Tempel, Denkmäler und Pharaonen-Palast emporragen! (Pharao, ägyptisch: Ph-uro, d. h. König.)

Sechs Stunden hat die Stadt im Umfange, deren Begründer, wie erzählt wird, Menes ist. Er wird als der erste Pharao Aegyptens genannt. Es ist unbestimmt, wie weit sich seine Herrschaft über das Land erstreckte. Muthmaßlich hatte er nur eine Zahl von Stämmen sich unterworfen, und erst späteren Zeiten war es vorbehalten, eine politische Einheit des ganzen Landes herzustellen. In Bezug auf die eigenthümliche Natur und die sich auf dieser begründenden Kultur des Landes erwies sich dies mehr und mehr als eine Nothwendigkeit. Gleichzeitig waren die einzelnen Stämme durch Anlage von Abdämmungen weiter in das älteste Nilbett vorgedrungen; hier und dort wiederum waren durch Anlage von Kanälen dem Nilwasser für die Zeit des Steigens Ableitungsgänge gebaut, um ein Ueberfluten zu regeln und möglichst nutzbar zu machen. Nun aber konnte es nicht ausbleiben, daß Anlagen, die der einen Landschaft vortheilhaft waren, sich als nachtheilig für die Grenzlandschaften erwiesen. Jede Genossenschaft befragte nur ihren Vortheil. Dies und Aehnliches drängte zunächst auf die Bildung größerer Einheiten, endlich — wozu dann auch die Herrschsucht Einzelner das Ihrige that — zur Bildung einer politischen Gesammt-Einheit Aegyptens. Zu einer solchen Einheit kam es jedoch erst in späterer Zeit.

Menes beschloß, die Stadt in dem Nilbett anzulegen, wie er es vorfand. Dem Fluß wurde ein neues, mehr nach Osten gehendes Bett gegraben, dann ein mächtiger Damm aufgeführt, der eine Ueberflutung des Stromes hier unmöglich machte, und danach auf dem trocken gelegten Grunde zum Bau der Stadt geschritten. Menes soll in der Mitte des vierten Jahrtausend vor Christi Geburt (3623 bis 3562) regiert haben.

Dieser erste Pharao Aegyptens ist längst todt, viele Pharaonen haben nach ihm regiert und haben die Grenzen des Reiches erweitert, und gerade in der Zeit, die wir für unsere Betrachtung des Landes gewählt haben, herrscht der König Cheops (auch Chufu genannt), der das Bauwerk aufführen ließ, auf dessen Höhe wir uns im Geist versetzt haben.

Schweifen unsere Blicke zur Linken über die Königsstadt hinweg, so bemerken wir die von vielen Kanälen durchschnittene und mit vielen Städten bedeckte Delta-Insel. Fern im Osten von der Insel, jenseits des östlichen Nil-Armes, erreichen unsere Blicke einen Theil des ebenfalls außerordentlich fruchtbaren Landstriches Gosen, den — später —

die Israeliten bewohnen sollten. Liegt doch die Zeit, in der wir unsere Umschau halten, noch vor Joseph, ja sogar noch vor Abraham! Welche Bedeutung das jüdische Volk in der Weltentwickelung gewinnen sollte, das war noch im Dunkel der Zukunft verborgen.

Wir haben unsere Umschau vollendet, wir kehren mit unsern Gedanken wieder zur Betrachtung des Riesenbaues zurück, auf dem wir im Geiste stehen. Seine Größe, die Mächtigkeit seines Inhalts nimmt unsere Aufmerksamkeit gefangen. Wohl uns, daß wir Treppenstufen unter uns haben, da, wenn die Seitenwand senkrecht hinabfiele, ein Blick in die Tiefe uns Schwindel erregen würde. Wir berechnen nach dem Längenmaß der Flächen den Körperinhalt des Bauwerks und rechnen heraus gegen — 100 Millionen Kubikfuß! — Also so viel Kubikfuß Steine sind auf einander gethürmt worden, um dieses größte Bauwerk der Welt herzustellen! Die Masse des Gesteins würde hinreichen, um einige nicht zu kleine Städte zu erbauen oder auch ein Land von der Größe Deutschlands mit einer sechs Fuß hohen und einen Fuß dicken Mauer zu umziehen. Wie viel Menschenhände waren nothwendig, die Steinquadern zu brechen, zu meißeln, hinaufzutragen! Nur der kleinere Theil stammt aus dem Felsboden am Fuße des Sockels, der größere Theil ist in den Felsbergen jenseits des Flusses gebrochen worden und mußte herübergeführt werden. Die Prismen aber stammen gar aus den Granitbergen Ober-Aegyptens! Siehe, dort am Flusse die unzählbaren kleinen Häuser und Hütten! Von Schilfrohr sind letztere, erstere von Ziegeln, bestehend aus Nilschlamm und zerschnittenem Stroh, gebaut. Dort wohnen die hunderttausend ägyptischen Männer, die an dem Bau thätig sind. Immer nach drei Monaten werden die Hunderttausend, die da arbeiten, durch neue Hunderttausend abgelöst. Das geht nun schon sieben und zwanzig Jahre so. In drei Jahren muß der Bau vollendet sein: das hat der mächtige Pharao Cheops den Baumeistern und den Voigten anbefohlen, und sie wissen es, was ein Pharao-Befehl zu besagen hat!

Aber zu welchem Zweck ließ Cheops diesen Stein-Koloß aufthürmen? Zu keinem andern, als an ihm eine Grabstätte zu haben! In der Tiefe des Bauwerks war eine Grabkammer angelegt, zu der ein schmaler Gang führte. Dort wurde auch bei Beginn des Baues ein kostbar gearbeiteter Granitsarg hineingestellt, denn ihn durch den schmalen Gang später einzuführen, wäre unmöglich gewesen. Der ägyptische Name dieses Bauwerks hieß Ph-uro-ma d. h. königliche Grabstätte; aus dem Namen Ph-uro-ma ist der Name Pyramide entstanden.

Cheops wurde nun später auch in dieser Pyramide begraben; seine Leiche war bedeckt mit Gold und Edelsteinen. Danach wurde der schmale Gang nach Außen mit Steinquadern verschlossen und die Stelle durch den Granitüberzug verdeckt. Cheops — also erzählt der Grieche Herodot, der viele Jahrhunderte später nach Aegypten kam — sei ein gewaltthätiger, grausamer Fürst gewesen, der sein Volk mit harter Arbeit gequält habe. Jener älteste Geschichtsschreiber der Welt berichtet auch von den Hunderttausenden und aber Hunderttausenden von Menschen, die gezwungen wurden, an dem Riesenbau thätig zu sein.

Nicht Cheops allein erbaute sich eine derartige Grabstätte; er zeichnete sich nur darin aus, daß die von ihm errichtete Pyramide alle einem gleichen Zweck dienenden Bauwerke des Landes an Größe übertraf. Die Pyramide, die sich sein ihm an Gesinnung gleichgearteter Nachfolger Chephron erbaute, war nur um vierzig Fuß niedriger. Diese Pyramiden bezeichnen den Anfang eines am Fuße der libyschen Bergkette auf acht Meilen hin sich erstreckenden Todtenfeldes, auf dem man später im Ganzen über vierzig derartiger Grabstätten der Pharaonen des alten Reiches zählte. Auch an anderen Orten des Landes befanden sich Pyramiden, einzeln stehend oder in Gruppen. Die meisten hatten, wie die Pyramide des Cheops, eine Bedeckung von Granit, es gab aber auch deren, die mit Marmor-Prismen belegt waren. Auf die beiden oben genannten Pharaonen folgte der mildgesinnte Mycerinus oder Mencheres, unter dem das Volk nach langem Druck wieder aufathmete.

Es wurde der westlich von Aegypten gelegenen Wüste Erwähnung gethan, die durch die libysche Gebirgskette von Memphis geschieden ist. In derselben liegt — einhundert Stunden von Memphis entfernt — eine Oase (Oase des Ammon), die von etwa vierzig reichlich fließenden Quellen bewässert wird. Ein Quell, der Sonnenquell genannt, war von einem Tempel überbaut. Der kleine fruchtbare Landstrich nährt eine große Zahl von Menschen. Außer der Ammons-Oase befinden sich noch zwei andere Oasen in der Wüste.

Eines Königs aus älterer Zeit haben wir noch Erwähnung zu thun, des Amenemha, den die Griechen Möris nannten, welcher Name der gebräuchliche geblieben ist. Längst war es, wie auch schon angedeutet wurde, geschehen, daß kleinere Thäler, die dem Nil nahe lagen, mit letzterem durch Kanäle in Verbindung gebracht worden waren. Möris faßte den kühnen Gedanken, eine solche Verbindung zwischen dem Fluß und einem Felsenthale, das nicht weniger als vier und sechszig

Quadratmeilen Flächeninhalt hat, und dessen dem Nil zugekehrte Seite mehrere Stunden weit von ihm entfernt ist, herzustellen; ein Unternehmen, zu dessen Durchführung Mittel nöthig waren, die an Umfang vielleicht noch diejenigen überstiegen, deren der Pharao Cheops sich zur Aufthürmung seiner großen Pyramide bediente. Es galt ja nicht etwa nur, einen Kanal bis zur Thalgrenze zu graben, sondern es mußte zur Herstellung eines das ganze Felsenthal durchschneidenden Kanalsystems geschritten werden. Möris brachte sein Werk glücklich zu Stande. Durch einen der Hauptkanäle gelangte das Wasser bis in die Mitte des Thales. Von hier senkt sich der Boden fast nach allen Seiten, und es waren nun, entsprechend der allmählichen Abdachung, strahlenförmig auslaufend eine ganze Zahl von kleineren Kanälen angebracht, die das befruchtende Element über das Thal vertheilten. Nun waren aber auch noch, von dem Hauptkanal zu beiden Seiten ausgehend, Kanäle angelegt (zu einem Theile gegraben, zu einem andern in Felsen gehauen) die, einen wohl dreißig Stunden langen Kreis beschreibend, das Wasser nach der tiefsten Stelle des Thales führten. Diese Stelle, ursprünglich wohl zu einem Theile ein Sumpf, ein Brutnest der Krokodile, hatte Möris durch Ausgrabung in ein Becken verwandeln lassen, von nicht weniger als zwölf Stunden Länge und zwei bis drei Stunden Breite — einzig zu dem Zweck, durch Zuführung von Wasser einen künstlichen See herzustellen. Die geschilderten Wasserwerke, namentlich wenn man dabei in Betracht zieht, daß durch dieselben ein vier und sechzig Quadratmeilen umfassender, bis dahin wüster Landstrich in ein Paradies verwandelt wurde, genügten dem Pharao Möris noch nicht als ein bleibendes Zeichen seiner Größe. Während an den Kanälen noch gearbeitet ward, ließ er inmitten des ungeheuren Wasserbehälters zwei Pyramiden errichten, die ihn und seine Gemahlin später aufnehmen sollten. Jede Pyramide trug auf ihrer Spitze ein steinernes Bild, von denen eines den König, das andere die Königin vorstellte. Als die Pyramiden fertig waren, wurden die Schleusen der inzwischen auch fertig gewordenen breiten und tiefen Kanäle geöffnet, und die Wasser brausten hinein, jene Bauwerke mit silbernen Wogen umziehend. Der See ward Möris-See genannt.

Aber noch durch ein anderes Riesenwerk hat Möris das Andenken seines Namens der Zukunft vererbt: er ist der Erbauer des berühmten Labyrinths, eines Palastes der wunderbarsten Art, der 1200 Fuß lang und 1100 Fuß breit war. Er bestand aus zwölf Tempeln. Sechs

Tempel befanden sich auf dem Boden, die sechs andern — unter dem Boden und zwar genau unter jenen oberen Tempeln. Da der Boden aber ursprünglich aus Fels bestand, so waren die letzteren sechs Tempel in den Fels eingehauen worden. An Zimmern zählte der Palast nicht weniger als 3000, die eine Hälfte befand sich über, die andere unter dem Boden; entsprechend war die Zahl angelegter Irrgänge und Gallerien. Der des Baues Unkundige, der sich ohne Führer hineinwagte, gerieth in Gefahr, den Ausgang nicht zu finden und kläglich umzukommen. Herodot, der das Labyrinth sah, berichtet: „Die oberen Gemächer, die ich gesehen, sind ein übermenschliches Werk, denn die mannigfachen Ausgänge durch die Zimmerreihen und die Schlangengänge bieten tausend Wunder dar. Die Decken aller Gemächer und Hallen sowie die Wände sind von Stein sehr wohl in einander gefügt, die Wände aber sind voll eingehauener Hieroglyphen. Jeder Hof hat Säulengänge in seiner ganzen Ausdehnung und ist großentheils von weißen in einander gefügten Steinen gebaut."

Des alten Reiches Herrlichkeit wurde zerstört durch einen Einfall der Hyksos, eines aus Arabien und Syrien stammenden kriegerischen Hirtenvolkes. Der größere Theil des Landes fiel ganz in ihre Gewalt, der übrige Theil verblieb der Herrschaft der einheimischen Königsgeschlechter; doch hatten diese den Fremdlingen einen jährlichen Tribut zu entrichten. Das erste siegreiche Auftreten der Hyksos in Aegypten erfolgte bald nach Abraham. Sie behaupteten sich gegen fünfhundert Jahre in Unter- und Mittel-Aegypten. Während ihrer Herrschaft geschah es, daß Joseph als Sclave nach Aegypten geführt ward, und daß sein Vater Jacob sich mit seinem ganzen Hause in Gosen ansiedelte. Endlich gelang es den Pharaonen von Theben, die Herrschaft der Hyksos zu brechen und sie darauf gänzlich zu vertreiben.

Von da ab ging Aegypten einem neuen Glanze entgegen.

Ehe wir jedoch von dem neuen Aufschwunge sprechen, dessen Ausstrahlungspunkt Theben ward, ist es nothwendig, der Religion der Aegypter zu gedenken, da ohne eine ernste Betrachtnahme derselben des Volkes eigenthümliche Sitten und Gebräuche für uns bleiben würden, was ihre in Stein gemeißelten und auf Papyrusrollen gezeichneten Schriftzeichen der Welt Tausende von Jahren waren: unverstandene Hieroglyphen.

Religion der Aegypter.

Was übrig bleibt aus der Geschichte eines Volkes, gleicht zumeist dem dürren Laube eines Baumes, das die Wetter des Herbstes umherstreuen, um für neues Leben Raum zu schaffen. Die dürren Blätter, die vor unsern Füßen liegen, hatten, als sie sich im Lichte der Sonne an den Zweigen wiegten, Farbe, Frische und Vollgestalt. Einen Thoren würden wir denjenigen schelten, der da meinte, die verkommenden Blätter, auf die sein Fuß tritt, seien im gleichen Aussehen am Baume gewesen. Hier kommt uns die tausendfache Erfahrung zu Hülfe. Aber auf dem Gebiete der Geschichte geht es häufig so, daß vorkommende und verblassende Erscheinungsformen aus der Zeit des Lebens für das Leben selbst genommen werden, und daß dem entsprechend in der Phantasie des Beschauers nicht Menschen, sondern eine Art wunderlich ausstaffirter Gespenster auftreten. Sich davor zu hüten ist ein Haupterforderniß für den, der die Geschichte nicht betreibt, um müßige Stunden auszufüllen, sondern der sie als einen Hauptquell der Belehrung und sittlichen Kräftigung betrachtet.

Unsere Absicht ist es, einen Blick in die Glaubenswelt der Aegypter zu thun.

Es wird dazu dienen, zu möglichst richtigen Vorstellungen zu gelangen, wenn wir noch einmal der ersten Menschen gedenken, wie sie aus der Hand Gottes hervorgingen. Es war ihnen die Empfindung dessen, was zu thun ihrem Leibe und Geiste als heilsam sich erwies, verliehen; zugleich aber hatte der Schöpfer ihnen Freiheit des Willens gegeben, der Stimme ihres Innern gemäß, oder ihr entgegen zu handeln. In dem Maße sie nun den Mahnungen der göttlichen Stimme zuwider handelten, in dem Maße sanken sie zu geistiger und leiblicher Unvollkommenheit hinab. Voll und klar wie die Sonne in dem am Zweige hängenden Thautropfen hatte früher das Göttliche in ihrem Innern sich abgespiegelt; mehr und mehr aber glich darnach ihr Inneres einem bewegten und getrübten Gewässer, in dem das Sonnenbild weder in Klarheit noch in Vollgestalt erscheint. In einzelnen der sich zerstreuenden Völkerschaften ging die Trübung so weit, daß das Bild des Göttlichen gänzlich in ihnen erlosch. Alte Sagen geben Kunde von ihrer Auflehnung gegen den in das Innere geschriebenen Willen Gottes und von ihrem schauerlichen Untergange. Die Felsstücke, die sie — also kündet ein sinniger Mythus — gen Himmel schleuderten, fielen auf sie zurück und zermalmten sie.

In andern Völkerschaften gewann die rückgängige Bewegung einen Haltpunkt, von dem aus jene zu ringen begannen, den beseligten Zustand, in dem die Ur-Eltern gelebt hatten, wieder zu gewinnen. In Sagen, von Mund zu Mund und von Geschlecht zu Geschlecht getragen, lebte noch ein Nachhall jenes Glückes, stark genug, das Gemüth mit neuer Sehnsucht zu erfüllen. Die Zeit der Umkehr fällt mit der Zeit zusammen, in der diese Völkerschaften auf ihren Wanderungen inne hielten, seßhaft wurden in Landstrichen, die sie sich zur bleibenden Heimath erkoren, während sie auf ihren Wanderungen, vielfach zum Kampf — bald gegen andere Völkerschaften, bald gegen Naturgewalten — herausgefordert, der Ruhe entbehrt hatten, die ihnen zur Einkehr in sich nothwendig war.

Wir können nunmehr anknüpfen an die Zeit, in welcher die Aegypter an den Ufern des damals noch fast das ganze Thal ausfüllenden Nilflusses feste Wohnsitze nahmen und den Ackerbau zu betreiben begannen. Die sie umgebenden Naturgegenstände, von denen ihr Wohl abhing, begannen nun ihre Aufmerksamkeit zu fesseln, ihr Denken anzuregen, begannen ihren Glauben an den einen Geist, der Alles erschaffen — diesen Glauben, der ihnen noch nicht gänzlich abhanden gekommen war, — wieder zu kräftigen. Das, was sie umgab, hatte eine für ihr leibliches Auge sichtbare Seite; aber es gingen Veränderungen im Naturleben vor sich, die ihren Grund nur in dem Walten des unsichtbaren Wesens haben konnten, von dessen Dasein ihnen in gleicher Weise ihre Ueberlieferungen und ihr Inneres Zeugniß ablegten. Neugeboren ward der feurige Sonnenball aus jeder Nacht, und wenn er seinen Lauf vollendet hatte, sank er in Farbenpracht, die er dem Himmel weithin verlieh, hinter den starrenden Felsbergen der libyschen Bergkette hernieder. Dann traten hoch über den Häuptern der Schauenden strahlende Gestirne aus dem Dunkel des Himmelsgewölbes hervor. Und immer und immer stieg die Sonne hinter den arabischen Felsbergen auf, und wenn auch bei ihrem täglichen Kommen und Scheiden die Zeit sich veränderte, so war doch auch bald in dem Fortgange der Veränderungen eine Regelmäßigkeit zu erkennen. Auch der Frühling kam regelmäßig, und die Streifen Landes, die der Fluß angesetzt hatte, wurden mit einem farbigen Blüthenflor überzogen, von dem ein balsamischer Hauch ausging, und unter dessen zarter Hülle die Keime der Früchte sich ansetzten, die darauf der Sommer zur Fülle entwickelte und endlich der Herbst den Bewohnern als erquickende und nährende Gabe darbot. Darnach aber starb das Leben dahin, Asche lag auf der Stätte, die vorher in Farben und Gestaltungen geprangt hatte.

Vergleichen wir die Aegypter auf der Stufe ihrer Entwicklung, die wir hier berührt haben, mit den heutigen civilisirten Nationen der Welt, so bedarf es keines Beweises, daß letztere jenem Volke in Bezug auf Wissen und Erkennen — wenn man die Hauptsumme zieht — unendlich überlegen sind. Aber in Einem waren die Aegypter jener Zeit im Vortheil gegen die gebildeten Völkerschaften der heutigen Zeit: sie standen der Natur gegenüber ohne den Hochmuth des Allerwelts=Wissens, das nur gar zu häufig meint, waltende Elemente in der Natur in ihrem Wesen zu kennen, wenn es sie zu „benamen" und zu classificiren weiß, kurz sie schaueten die Natur an mit dem Auge des unbefangenen Kindes und traten in Verkehr mit den in den Naturgegenständen und Vorgängen des Naturlebens symbolisch ausgedrückten Gedanken.

So wie sie die Natur anschaueten, so „von allem Wissensqualm entladen", sehnte Goethe sich sie anzuschauen, und ein anderer Dichter der Neuzeit deutet ein solches unmittelbares in Verkehr treten mit der Naturseele mit den Worten an: „Ihr Wettersturm und Lenzgesäusel, ihr Wogenkampf und Flutgekräusel, ihr wilder Haß und milde Lieb' ist meiner Brust verwandter Trieb." Das Leben der Natur erweckte das verwandte Leben in den Seelen der Menschen. Aber damit ward auch ihre Phantasie rege, die selbstthätig zu schaffen begann. Was sie an einzelnen Gegenständen sahen, übertrugen sie auf Naturbilder. Das Heulen macht den Sturm ihnen zum Raubthier, die Sonne wird ein langsam dahin schwebender Schwan des Luftmeeres oder das glänzende Auge des Himmels, die Wellen werden schäumende und sich bäumende Rosse, die Wetterwolke wird zum feuerspeienden Unthier, die Regenwolken werden zu Brüsten, die die Erde tränken, die weißen Wölkchen zur Lämmerheerde, der Blitz wird zur rothen, zischenden Schlange.

In ihrer nächsten Umgebung gab es für die Aegypter nichts, was geeignet gewesen wäre, ihre Seele so lebhaft zu beschäftigen, als der mächtige Nilstrom. Von seinem Bestehen hing ihr Bestehen ab: das war bald ersichtlich. Er gab ihnen, wie wir wissen, nicht nur fortgesetzt neues Land, er übergoß das angesetzte Land auch regelmäßig jährlich einmal mit seinen Wogen, die es neu kräftigten. Außerdem bot er ihnen reiche Fischnahrung. Endlich kommt noch hinzu, daß es in Aegypten außer dem Nil kein Gewässer giebt, nicht einen einzigen Bach, nicht einmal eine Quelle. Alles Wasser zum Trinken und zu sonstigem Verbrauch mußte aus dem Nil unmittelbar oder mittelbar (aus Kanälen) entnommen werden. Cisternen

zu graben, um Regenwasser zu sammeln, würde nur in dem unteren Theile von Aegypten einigermaßen zum Zwecke geführt haben, denn dort regnet es bisweilen; je weiter nach Süden aber, je seltner tritt der Regen ein, und unter dem heitern Himmel Ober-Aegyptens ist der Regen eine fast gänzlich unbekannte Naturerscheinung, so daß Menschenalter vergehen, ohne daß der Pflanzenwelt eine andere Erfrischung zu Theil wird, als der Thau sie bringt. Das Nilwasser ist von lieblichem Geschmack, und es wird nie übelriechend, selbst wenn es sich (in Kanälen) nur langsam bewegt, oder wenn es gar (in Behältern) zum Stillstand gebracht wird. In der größten Zeit des Jahres ist es krystallhell, und nur zur Zeit der Ueberschwemmung trübt es sich. Jedoch auch in dieser Zeit ist es leicht trinkbar zu machen, indem die Schlammtheile, wenn man es in irdenen Gefäßen aufstellt, sich alsbald am Boden festsetzen.

Erwägen wir nun, — und wahrlich, wir können uns dies nicht lebhaft und oft genug wiederholen! — daß für die Aegypter jener Zeit die Natur die einzige Lehrerin, Anregerin, Offenbarerin war, daß — im Gegensatze zu unserer Zeit — kein Weisheitsstrom aus der Geschichte irgend eines Volkes ihnen irgend welche Wahrheit zuführte: dann wird es uns klar werden wie der Tag, daß das Leben und Walten dieses wunderbaren Flusses ihr Gedankenleben mächtig erregen, aber auch gefangen nehmen mußte.

Wenn nach den Tagen der Ernte das Wasser im Fluß am tiefsten stand, der heiße Wind Halme, Gerank und Blätter dörrete und den offenen Boden in graue Asche verwandelte, und wenn die Menschen in den tiefsten Räumen der Steinwohnungen oder in den Höhlungen der Felsen Schutz suchten vor der erstickenden zitternden Luft: dann war die Zeit der Ueberschwemmung und damit der Erfrischung und Belebung nahe.

Aber wie, wenn nun die Ueberflutung einmal ausbliebe? Wie gar, wenn das Wasser im Flusse, statt zu steigen, mehr und mehr fiele und endlich gänzlich versiegte?

Solche Fragen machten die Herzen pochen. Denn von den starren Felsbergen hatte ja ein Jeder schon mit Grausen den Wüstensand geschaut! Versiegte der Fluß, oder bräche er sich oberhalb Aegyptens eine Bahn nach einem andern Meeresbecken, so genügten wenige Monate, das Land in den Bereich der libyschen Wüste zu ziehen. Das wäre der Tod alles Lebendigen, alles Thier- und Pflanzenlebens!

Wie Vieler Blicke richten sich des Tags über aus den kühlen

Verstecken nach den silberhellen Wogen! Man sieht ringende Hände, ausgebreitete Arme, man vernimmt bittende Ausrufe. Der Nil selbst wird angefleht, sich zu erbarmen. Des Nachts irren die Menschen an den Ufern auf und ab, schauend und messend. Einzelner Blicke richten sich nach dem Himmelsgewölbe empor. Des Landes Himmel mit seinem funkelnden Geschmeide, gegen den der unsre matt ist, hatte freilich an und für sich längst die Aufmerksamkeit der Aegypter erregt. Aber das jetzige Schauen hat doch noch einen besondern Grund. Dieser und Jener wußte: stehen diese oder diese Sterne so oder so gegen einander, dann beginnt das Steigen des Wassers! Das funkelnde Firmament war der Menschen erste Vorschule, erster Kalender! Aber die Berechnung nach dem Augenmaß war denn doch immer trüglich, so daß das Urtheil, ob eine frühere Stellung gewisser Sterne sich bereits genau wiederhole, längere oder kürzere Zeit schwankend blieb.

Nun denke man sich den Eindruck des ersten Freudenrufs, der da kündete: der Nil steigt! — Aber konnte es nicht der Ruf eines im Urtheil sich Irrenden oder der eines Thoren sein? Es entstand eine bange Pause. Diese stehen noch erwartungsvoll, Jene eilen in fliegendem Eifer zur Stelle, um selbst zu schauen. Die Stimmen mehren sich: jetzt bricht ein allgemeiner Jubel aus. Dort und dort an den Ufern erfolgen ähnliche Ausbrüche. Der Jubel pflanzt sich in erstaunlicher Eile fort von Landschaft zu Landschaft, bis zu den Grenzen des Landes.

Das war ein Freudenjauchzen und klang auch wie überströmendes Dankgefühl. Aber auf wen ging der Dank? Auf den Nil selbst. In ihm lebte ja etwas Seelisches, und es war dies — nach der Auffassung der Beglückten — mit ihm verbunden und verwebt, wie des Menschen Geist und Leib in Eins verbunden ist. Die Aegypter nannten ihn den Vater des Landes, den Ernährer der Menschen, den Ueberfluß, den Gesegneten, ja man hörte später wohl sagen: Aus Erde, die dem Nil entstiegen ist, sind unsre Voreltern erschaffen, also hat der Nil das Volk Aegyptens erzeugt, er, unser allerheiligster Vater!

In dem Vorstehenden haben wir gewissermaßen den Boden gezeichnet, dem die Glaubenswelt der Aegypter entsproß. Befriedigte nun auch das Erdachte und Erkannte eine Zeit lang, so tauchten doch wieder neue Fragen auf. Woher aber stammt der Nil? Wer ist sein Erzeuger? Solche Fragen, mochten sie sich auf den Nil oder auf die Sonne oder auf einen andern Naturgegenstand be=

ziehen, führten auf den Urgeist, dessen getrübtes Bild tief in der Seele stand.

Es ist schon gesagt worden, daß in den ersten Jahrhunderten einzelne Stämme unabhängig neben einander bestanden. Bei keinem dieser Stämme trat als letztes Ergebniß der religiösen Entwicklung die Vielgötterei auf; jeder dieser Stämme glaubte wohl an die Beseelung einzelner Naturgegenstände, aber — als letzten Grund — an einen Urgeist. In jedem Stamme nun ward dieser eine Geist anders benannt, in jedem Stamme gewann sein Bild im Verlauf der Zeit eine besondere Gestalt. Als darauf später das Schwert die Stämme in Eins verschmolz, keiner der unterworfenen Stämme aber trotzdem von seinem Gotte lassen wollte, und dieser Umstand mit Sicherheit Empörungen in Aussicht stellte, betrachtete es die Staatskunst als ihre Aufgabe, die Unterworfenen dadurch zu versöhnen, daß man durch die Priester-Collegien aussprechen ließ, es gäbe mehrere Götter, und daß man diese Götter mit einander in Beziehung setzte, sie einander über- und unterordnete und göttliche Aemter und Würden beliebig vertheilte. Dem Gotte des herrschenden Stammes wurde dann natürlich die höchste Stelle zuerkannt, was jedoch nicht ausschloß, daß einzelne der unterworfenen Stämme ihren alten Göttern größere Verehrung zollten und derselben, so weit sie nicht behindert wurden, Ausdruck gaben.

So entstand die Vielgötterei. Irdisches war es wiederum, was auf der Bahn der religiösen Entwicklung sich als ein Hemmniß erwies und Anstoß zu einem verderblichen Rückschritt gab. Die Staatsgewalt sah sich gezwungen, die innere Trübung festzuhalten und nur innerhalb des von ihr errichteten falschen Glaubensgebäudes dem Suchen nach Wahrheit Raum zu geben.

Das Ergebniß war: neben krassen Thorheiten, die von der Staatsgewalt als Grundwahrheiten aufgestellt worden waren, und die unerbittlich festgehalten wurden, sproßten auf oder blieben bestehen einzelne vortreffliche Weisheitslehren.

Wer es sonst noch nicht erkannt, der kann es im ernsten Hinblick auf diesen Vorgang entnehmen, wie gefährlich und verderblich es ist, wenn man um rein weltlicher Zwecke willen rücksichtslos in das Heiligthum des religiösen Lebens des Volkes greift, statt dieses sich in Freiheit entwickeln zu lassen.

Als Staatsreligion galt nun in den späteren Zeiten folgendes Glaubenssystem: Im Anfange gab es vier untrennbare Götter: Net, Nef, Pascht, Sebek.

Neter bedeutet in der ägyptischen Sprache im Allgemeinen das Erhabene, das Ehrwürdige, Gott. Jeder bedeutende Naturgegenstand, jede bedeutende Naturerscheinung, die Sonne, das Himmelsgewölbe, der Nil, das Feuer, wurde von den Aegyptern Neter genannt. Im Besondern bedeutet es den Urstoff, aus dem die sichtbare Welt entstanden ist. Dieser Urstoff wurde als Göttin Net verehrt.

In diesem Urstoff lebt und webt ein Geist, der Gestaltungen und Schöpfungen aus ihm hervorbringt. Das ist der Gott Nef.

Auch der Raum, den der von Ewigkeit her bestehende Urstoff eingenommen hat, ist unerschaffen. Dieser unerschaffene Raum ist die Göttin Pascht.

Alles geschieht innerhalb der Zeit, die ohne Anfang und Ende ist. Das ist der Gott Sebek.

Unerschaffen sind: der Urstoff, der ihn belebende Geist, der Raum, den er einnimmt, und die Zeit seines Bestehens. Daher sind Net, Nef, Pascht und Sebek die vier obersten Gottheiten, unerschaffen, untrennbarverbunden, gemeinsam waltend von Ewigkeit zu Ewigkeit.

Und doch finden wir noch einen schwachen Nachhall des ursprünglichen Glaubens an einen Gott, der innerhalb des Stammeslebens sich wiederum bis zu einem gewissen Grade entwickelt hatte, in diesem Glaubenssystem. Man hatte ihm folgenden Ausdruck gegeben:

Die vier obersten Gottheiten wirken in untrennbarer Vereinigung. Eine Vorstellung von dieser Untrennbarkeit übersteigt das menschliche Erkennen, ist ihm und bleibt ihm verborgen, ägyptisch: amun. Amun bedeutet daher: die Unbegreiflichkeit der Vereinigung der vier Gottheiten.

Weiterhin wurde Amun (gebräuchlicher Ammon), die unbegreifliche Viereinigkeit, von Vielen als eine besondere, als die größeste der Gottheiten verehrt. In ihm war alles Göttliche eingeschlossen, namentlich umschloß er die Urgottheiten: Stoff, Geist, Raum, Zeit.

Als Ausflüsse des vereinigten Wirkens der vier Gottheiten entstanden Untergottheiten. Ein Theil des Urstoffes gestaltete sich zur Welt. Es lebt und webt mithin auch in der Welt ein Theil des Urgottes Nef. Dieser in der Welt lebende Theil Nef's ward Gott Ment benannt. Die Welt schöpferisch durchwaltend, schuf Gott Ment das Urfeuer, die Urwärme, den Gott Ptah.

Durch das Wirken des Gottes Ptah, der Urwärme, löften sich die Theile des Weltstoffes, die feineren stiegen auf, die gröberen sanken und drängten sich fest aneinander. Die aufgestiegenen feineren

Theile gestalteten sich zur Himmelswölbung, Göttin Pe, die gröberen zur Erde, Göttin Anuke.

Aber es schwebten zwischen Himmel und Erde noch feine Stoffe, und aus diesen entstanden die Sonne, Gott Ra, und der Mond, Gott Sah. Mit ihnen zugleich wurden zwei Göttinnen geschaffen: Sate, der Tag, und Hathar, die Nacht.

Auch der Nil wurde von den Priestern in die von ihnen gestiftete Götterfamilie aufgenommen. Sollte die Seite seines Wirkens bezeichnet werden, der das Land seine Entstehung verdankt, so nannte man ihn Gott Akom; wollte man ihn als den Bringer des befruchtenden Schlammes preisen, so ward er Göttin Netpe genannt.

Genau und für immer waren die Kreise der Wirksamkeit und die Würden der einzelnen Gottheiten nicht abgegrenzt. Da die Priester-Collegien den Götterstaat geschaffen hatten, so mußte es ja auch für sie ein Leichtes sein, gelegentlich einer Gottheit einen Theil der Würden abzunehmen, um sie auf eine andre Gottheit zu übertragen.

Es wurden auch Helden aus der Sagenzeit in den Götterhimmel erhoben. So Osiris, von dem gesagt ward, er habe den Staat gegründet und die Menschen den Weinbau gelehrt. An seiner Ehre nimmt Theil seine Gattin, die Königin Isis, die Begründerin des Getreidebaues. Auch Geschwister und Kinder des Königs Osiris theilten seine Ehre. Die Priester-Collegien hatten es sogar herausgebracht, daß die Pharaonen von dem Sonnengotte Ra abstammten, und demgemäß führten die Pharaonen den Titel: Sohn der Sonne.

Thierdienst und Todtengericht.

In der Zeit, in der die Aegypter noch in Stämmen lebten, wurde kein Thier angebetet. Der Eindruck, den das Thierleben auf sie machte, war aber entsprechend dem des übrigen Naturlebens. Ahnten sie ein geistiges Walten in dem beweglichen Element des Stromes, in der Pflanze, die ihnen balsamischen Duft, in dem Baume, der ihnen süße Frucht bot: wie viel mehr mußte ihr Ahnen und Sinnen durch den Anblick der Thiere, als derjenigen Naturgegenstände, die sich gewissermaßen losgelöst hatten vom Boden und sich in einer gewissen Freiheit bewegten, erregt werden! Und griff nicht das Dasein dieser Wesen ebenfalls bestimmend in ihr Leben ein? Die Kuh gab ihnen Milchnahrung, das Schaf den Stoff zur Klei-

dung, die Biene den Honig. Zieht das Gewässer, nachdem es eine Zeit lang das Land bedeckt hatte, sich wieder in das Strombett zurück, so ist das Land nicht nur bedeckt mit Schlamm, sondern in ihm wimmelt es von Fröschen, Kröten, Salamandern und kleinen Schlangen. Da tritt denn die Gefahr ein, daß die verwesenden Thiere die Luft verderben, und daß in Folge dessen pestartige Krankheiten ausbrechen. Wenn nun die Aegypter in dem noch vom Wasser bedeckten Schlamm Scharen von Ibissen waten sahen, eifrig beschäftigt, die Zahl jener Thiere zu vermindern, so mußte wohl der Anblick und die Beobachtung der unermüdlichen Thätigkeit dieser Thiere sie in einem besonderen Maße freudig erregen.

Dieses und jenes Thier gestaltete sich ihnen gewissermaßen zum sichtbaren Vertreter wohlthätiger Kräfte des Naturlebens, es ward ihnen zu einem Symbol. In diesem Sinne wurden ihnen der Widder und der Stier Symbole der schöpferischen Kraft des Naturlebens, der Fruchtbarkeit, der Lebensverjüngung. Die Symbole waren eben die Sache selbst nicht, die Sache war eine Richtung des geistigen Lebens in der Natur. Um diesem Gedanken Ausdruck zu geben, wurde das Steinbild des Thieres in dem Tempel aufgerichtet, oder ein Thier selbst in den Tempel geführt, und darnach wurde in feierlichen Augenblicken das Thier oder das Bild dem Blicke der Andächtigen enthüllt.

Bis dahin war noch Sinn in diesem Gebrauch. Weiterhin ward der Dienst mehr und mehr äußerlich und ging auf das Zeichen selbst über, und es ward das immer weniger in Betracht gezogen, worauf eben das Zeichen hinweisen sollte. Die Priesterschaft hatte insofern daran Schuld, als sie das Symbol selbst zum Gegenstand eines förmlichen Kultus machte.

Das Symbol des Gottes Sebek (Zeit, Ewigkeit) war das Krokodil. Wollte man nun den Gott in Stein darstellen, so errichtete man das Bild eines Mannes und gab ihm das Bild eines Krokodils zur Seite. Der bloßen Mannesgestalt hätte man es ja nicht ansehen können, welchen Gott sie bedeuten sollte: das neben demselben befindliche Krokodil gab erst den erklärenden Hinweis. Bei Osiris that das Bild des Stieres das Gleiche. Das ist verständlich und nicht auffallend. Als wunderlich dagegen ist der Einfall zu betrachten, daß man, um zu verdeutlichen, welche Göttergestalt mit einem aufgerichteten Bilde gemeint sei, den Kopf des als Symbol dienenden Thieres auf den Rumpf der Mannesgestalt stellte. Da entstanden denn wunderliche Bildsäulen: aufgerichtete Männer mit Thierköpfen! Ein Mann mit einem Krokodilskopfe bedeutet den Gott Sebek, einer mit

einem Stierhaupt den Gott Osiris, einer mit einem Sperberkopfe den Gott Horus u. s. w. Das Volk Aegyptens wußte, was mit diesen Aufsätzen gesagt sein sollte; später hat man irrthümlicher Weise gemeint, die Aegypter hätten ihre Götter sich also gestaltet gedacht!

War in einem Tempel, in dem der Gott Sebek verehrt wurde, eine Bildsäule von ihm nicht vorhanden, so geschah es wohl, daß man in einem Becken ein lebendiges Krokodil — sein Zeichen — unterhielt. Die Schlange war das Symbol des viereinigen Ammon. Auch sie wurde im Tempel gehalten.

Keinem Gotte waren in Aegypten so viel Tempel errichtet, als dem Osiris. Er, der selbst Mensch gewesen war, stand dem Verständniß der Menschen am nächsten. Sein Symbol unter den Menschen war, wie bemerkt, der Stier. In verschiedenen Städten, namentlich in Memphis, ward nun auch in dem Tempel des Osiris ein Stier gehalten, der aber von auserlesener Art sein mußte: wohlgestaltet, glänzend schwarz und mit weißer Blässe in Gestalt eines umgekehrten Dreiecks.

Kann es denn so sehr verwundern, wenn vielfach die Verehrung, die dem Gotte gebührte, auf dessen Symbol übertragen wurde? Findet heut nicht noch Aehnliches statt, indem hölzerne Bilder angebetet werden? Und geschieht dies nicht heut noch von Leuten, die sich Christen nennen? Der russische Soldat holt seinen Heiligen aus dem Tornister, putzt ihn blank, stellt ihn vor sich auf und bittet ihn flehentlich, ihn in der nahenden Schlacht zu schützen. Der neapolitanische Fischer nimmt mehrere Heiligenbilder mit auf das Meer. Wird es stürmisch, so holt er den Heiligen, zu dem er gerade das meiste Vertrauen hat, aus dem Sack, stellt ihn auf den Schiffsschnabel, kniet, das Ruder aus der Hand legend, vor ihm nieder und beschwört ihn, den Sturm zu bändigen. Hilft das nicht, so geschieht es wohl, daß den Südländer sein heißes Blut hinreißt, den Heiligen, weil er sich taub erweist, mit einem so heftigen Backenstreich zu beehren, daß er kopfüber in das Meer stürzt, worauf ein zweiter Heiliger aus dem Sack hervorgeholt wird. Der Priester vergiebt ihm hinterher nach stattgefundener Buße seinen Zorn und schenkt oder verkauft ihm ein anderes Heiligenbild. In dieser groben Weise wird heut ähnlich gesündigt, wie es bei den alten Aegyptern geschah. In wie weit an Erhaltung und Förderung solcher Thorheiten Priester Mitschuld tragen, und ob dieselbe Sünde heut innerhalb der christlichen Kirche auch noch in anderen mehr oder weniger gröberen oder feineren Formen auftritt, möge ein Jeder sich selbst beantworten.

Die ägyptischen Priester, die sich eifrig mit der Zeitrechnung und Himmelskunde beschäftigten, hatten es herausgebracht, daß alle fünfundzwanzig Jahre genau an einem Tage der Mond in gleicher Gestalt und Stellung erscheine. Bei Beginn des neuen Zeitabschnitts wurde nun ein neuer Apis vorgeführt, den man bereit hielt. Lebte der alte Apis bis dahin, so wurde er getödtet. Das getödtete oder gestorbene Thier wurde feierlich in einem Grabgewölbe beigesetzt.

An die Verehrung des Osiris schloß sich noch ein Kultus an, der sich auf den Glauben an die Unsterblichkeit bezog. Eine Eigenthümlichkeit des Landes war es, wie wir wissen, daß Bilder des Lebens und des Todes den Bewohnern stets im grellsten Gegensatze vor Augen traten. Hier — im Lande — lachendes Leben in üppigster Entwicklung; dort — in der Wüste und nur durch einen starrenden Felsrücken von dem Lande getrennt — ewiger Tod! — Das regte einen — ursprünglich allen alten Völkern gemeinsamen — Glaubenszug in ihren Seelen mächtig an und entwickelte in ihnen die felsenfeste Ueberzeugung, die Seele sei unzerstörbar, nur der Leib, der Seele Wohnung auf kurze Zeit, sei der Gewalt zerstörender Elemente zugänglich.

Aus dieser Anschauung erwuchs der Glaube an ein kommendes Gericht, das Todtengericht, das unter dem Vorsitz des Gottes Osiris stattfinde und dem eine jede geschiedene Seele unterworfen sei. Wandgemälde und das sogenannte Todtenbuch, das man häufig in Grabstätten gefunden hat, künden von diesem Gericht.

Zwei und vierzig Richter — entsprechend der Zahl der Todsünden, die das Todtenbuch aufzählt — sitzen dem Gotte zur Seite; vor ihnen stehet die Wage, auf deren einer Schale das Symbol der Gerechtigkeit, die Straußfeder, liegt, die als Gewicht gilt. An dieser Schale steht der schakalköpfige Anubis, der Grabeswächter, der sperberköpfige Horos hält das Richtloth, der ibisköpfige Thot, der heilige Schreiber der Götter und Erfinder der Schrift, hält Tafel und Griffel zurecht, um das Ergebniß aufzuzeichnen. Nun wird der Verstorbene durch die Götter Masi (Wahrheit und Gerechtigkeit, wie die auf ihrem Haupte befindliche Straußfeder anzeigt) in den Saal geführt, und es werden von den Richtern der Reihe nach Fragen an ihn gerichtet. Es fragt z. B. der vierte Richter, ob er gestohlen, der fünfte, ob er vorsätzlich getödtet, der neunte, ob er gelogen, der dreizehnte, ob er verleumdet, der zweiundzwanzigste, ob er die Ehe gebrochen, der zweiundvierzigste und letzte, ob er Gott verachtet habe in seinem Herzen? In Kürze und Klarheit werden hier sittliche Grundsätze ausgesprochen, die an das Gesetz Moses erinnern. Das

Herz des Verstorbenen wird darauf gewogen und wehe, wenn es zu leicht befunden wird! Dann wird die Seele in die Unterwelt getrieben, in der ihrer gräßliche Qualen harren. Bilder zeigen, wie man sich die Qualen der Verdammten vorstellte. Diese, an Pfähle gebunden, werden von Dämonen, die bloße Schwerter führen, zerfleischt und sterben doch nicht, Jene sind an den Beinen aufgehängt, Andre wieder wandeln irrend ohne Kopf umher und schleifen ihr Herz durch Koth nach, und wieder Andre werden in Kesseln gesotten, ohne daß sie sterben. Aber glücklich die Seelen, deren Tugenden die Probe bestanden haben! Es ist offenbar geworden im ewigen Gericht, daß sie ihre Pflichten gegen Haus und Staat treu erfüllten, daß sie die Götter ehrten durch Gebete und Opfer, daß sie die Nackten kleideten und ihr Brot mit den Hungrigen theilten. „Die Seelen der Gerechten haben Gnade gefunden vor den Augen des großen Gottes, und sie wohnen in den Stätten des Ruhmes.“ Also lautet die Inschrift in einem Königsgrabe. Die treu erfundene Seele empfängt eine Straußfeder und gehet ein in die Gefilde der Seligen, in denen sie sich jubelnd badet in ewigen Quellen und Früchte pflückt von den Bäumen des Himmels.

Außer der Seligkeit oder der Verdammniß gab es noch ein Drittes als Ergebniß des Gerichts. Die Seele wurde zurückgesandt, um eine Wanderung durch Thierkörper anzutreten. Es wurde ihr zunächst der Leib eines solchen Thieres zur Wohnung angewiesen, dem sie sich durch eine hervorragende Eigenschaft ähnlich gemacht hatte. Die Seele des Gefräßigen kam in den Leib eines Schweines, die eines Unkeuschen in den eines Affen, die Seele eines hündisch gesinnten Menschen in den Leib eines Hundes. Nun mußte sie wandern durch Thierleiber eine Hundssternperiode, d. i. 3000 Jahre, um sich zu läutern. Bei dem dann folgenden Gericht ward der letzte Entscheid getroffen.

Dieses Todtengericht hatte schon auf der Erde ein Vorspiel, das war das Volksgericht über den Verstorbenen, und diesem Volksgericht waren Alle unterworfen, sogar die Pharaonen.

War der König gestorben, so erscholl Wehklage durch das ganze Land. „Wir sind verwaist: der Sohn der Sonne ist todt!“ Dies rief Einer dem Andern jammernd zu. Die Tempel wurden geschlossen, alle gewohnte Beschäftigung hörte auf, Alles trug Trauerkleider, weder Fleisch noch Weizenbrot, weder Wein noch Trauben und Feigen wurden genossen. Inzwischen war man daran gegangen, den Leichnam des Königs einzubalsamiren. Der Glaube an die Un-

sterblichkeit der Seele hatte im Laufe der Zeit den Wunsch erzeugt, auch dem Leibe ewigen Bestand zu sichern. Den Bauch betrachtete man als den Sitz menschlicher Schwächen. Daher wurden die Eingeweide herausgenommen, vor dem Auge des allsehenden Sonnengottes ausgebreitet und darauf in den Strom geworfen.

Endlich bricht der Tag an, den die Verwandten mit Zittern und Zagen erwartet haben. Wissen sie doch: wenn das Volk auch zu Allem, was der Pharao that, zu schweigen hatte — jetzt durfte es reden, richten, erlösen oder verdammen! — Dieser von der Priesterschaft mit aller Ueberlegung gepflegte Gebrauch erwies sich als eine praktische Weisheit sonder Gleichen. Der Hinblick auf das öffentliche Gericht, das in der Sitte des Volkes eben so fest stand wie die Pyramide des Cheops auf ihrem Felsensockel, erstickte in der Brust des Pharao manches Böse im Keime. Er fürchtete das Gericht Derer, die zu entscheiden hatten, ob er ein ehrliches Begräbniß haben sollte, oder nicht.

Die einbalsamirte Leiche (Mumie) wird auf den offenen Platz gebracht, auf dem das Gericht stattfinden soll. Der nächste Verwandte des Verstorbenen erhebt für diesen die Stimme und giebt die Versicherung, er habe es treu mit dem Volke gemeint, er verdiene deshalb ein ehrliches Begräbniß. Darauf fordert der Vorsitzende des Todtengerichts das Volk auf, treu und ehrlich, offen und wahr zu richten. Wer den Verstorbenen einer schlechten That zu zeihen habe, wem er Leides gethan, ohne es wieder gut gemacht zu haben, der solle hervortreten, kühnlich reden und nicht fürchten, daß sein Wahrheitszeugniß ihm einen Nachtheil zuziehen werde.

Diese Aufforderung wird nach kurzdauernden Zwischenräumen drei Mal wiederholt. Hat sich auch nach der letzten Aufforderung Niemand gemeldet, dann erhebt der Vorsitzende seine Stimme auf's Neue und spricht: „Wir haben über dich Gericht gehalten, Pharao von Aegypten, und haben dich schuldlos erfunden. Ich, der oberste der Richter, spreche dich rein von jeder Missethat; dein Begräbniß ist gewährt; schlafe still und ungestört, du Reiner! Tritt hin vor den Richterstuhl des großen Osiris, und Heil dir, wenn dich seine Weisheit so schuldlos erfindet, als dich deine irdischen Richter erfunden haben! Gehe ein, du Gerechtfertigter, gehe ein zur Ruhe!"

Freudenrufe ertönen, die Verwandten des Königs liegen einander weinend in den Armen, in Aller Augen sieht man Thränen freudiger Rührung: nun erfolgt die feierliche Beisetzung.

Manches Böse, was dieser oder jener König gethan hatte,

mochten wohl die Verwandten in der Zeit vor dem Tage des Gerichts gut machen; Eines und das Andre wurde wohl auch von selbst dem vergeben, der jetzt vor seinem göttlichen Richter stand. Es geschah aber auch, daß der lange unterdrückte Groll des Volkes sich Luft machte, und daß die Verurtheilung eines Pharao erfolgte. Dann durfte er nicht beigesetzt, auch nicht einmal mit Erde bedeckt werden, sondern seine Leiche mußte in seinem Hause offen stehen bleiben; von allen Denkmälern aber wurde sein Name vertilgt und die Spur seines Daseins somit vernichtet.

Dieser Gebrauch war von solchem Erfolge, daß die meisten Pharaonen gute Regenten waren. Und eben so heilsam wirkte er auch auf die übrige Bevölkerung, denn das Todtengericht ward in entsprechender Form über einen Jeden gehalten.

Sesostris (Ramses der Große).

Wir sind in der Zeit bis etwa um 1400 v. Chr. vorgeschritten. Um diese Zeit hatte Aegypten unter Ramses dem Großen, den die Griechen Sesostris nannten, den Gipfel seiner Macht und seines Ansehens erstiegen.

Zum Kriegsmanne erzogen, eroberte Ramses schon bei Lebzeiten seines Vaters das ägyptische Arabien und ein Landgebiet in Afrika. Auf den Thron gelangt, faßte er den Plan, alle bekannten Reiche des Erdbodens seiner Macht zu unterwerfen. Während er sein Heer ausrüstete, theilte er das Land in sechsunddreißig Districte oder Nomen und setzte über einen jeden District einen Statthalter oder Nomarchen. Er brachte seine gesammte Macht auf 600,000 Mann Fußvolk, 24,000 Reiter und 24,000 Streitwagen. Zu gleicher Zeit hatte er im rothen Meere eine Flotte von 400 Schiffen ausgerüstet. Mit dem Landheer eroberte er Aethiopien und machte es sich tributpflichtig. Danach zog er über die Landenge von Suez nach Asien und unterwarf sich das Land vom Indus bis zum Ganges. Er eroberte ferner Scythien bis an den Don, Kolchis, Kleinasien, und während eine Flotte die Inseln des Archipelagus seiner Macht unterwarf, drang er westlich bis zur Donau vor. Die Grenzen seiner Eroberungen bezeichnete er durch Steindenkmäler, von denen zu Herodot's Zeiten noch einzelne vorhanden waren.

Nachdem Ramses sich also gesättigt hatte an dem Ruhme des Eroberers, kehrte er in seine Heimath zurück, um dort viel herrlichere

Werke des Friedens zu schaffen. Schon während seiner auswärtigen Kriege hatte er Tausende von Kriegsgefangenen nach Aegypten gesandt, die sofort an Bauwerken, wie sie von ihm erdacht waren, beschäftigt wurden. Die Vollendung dieser Werke ließ er sich nun im hohen Grade angelegen sein. Er hatte noch Theile des Landes vorgefunden, bis zu denen die befruchtenden Wogen des Nil nicht zu dringen vermochten, andere, auf denen die Flut zu lange stand. Dort bauete er Kanäle zur Leitung des Wassers, hier Kanäle zur Regelung bei Ueberschwemmungen. Außerdem ließ er durch das ganze Land Dämme ziehen, auf denen später zahlreiche Ortschaften angelegt wurden. Vor allem aber schmückte er die Stadt durch herrliche Bauwerke.

Theben's Herrlichkeit.

Versetzen wir uns im Geist in die letzte Zeit seiner Regierung, in der seine Schöpfungen zu Ende gediehen waren, und schauen wir uns das mächtige hundertthorige Theben und die Bevölkerung desselben an.

Ein fast unabsehbares Häusermeer auf beiden Seiten des Flusses, dazwischen emporragend Tempel, Obelisken und einzelne Kolosse von Bildsäulen! Die Häuser der Bewohner, bestehend aus Backsteinen, sind nur von schlichter Bauart. Die Wände gehen von unten auf nicht senkrecht empor, sondern schrägen sich nach innen zu ein wenig ab. Auswendig mit matten, inwendig mit lebhaften Farben angestrichen und mit kleinen Fenstern, die farbige Vorhänge haben, versehen, steigen die Häuser vier, fünf Stockwerke empor. Die Dächer sind platt, meist mit einer Lage Erde bedeckt und mit Blumen und grünem Strauchwerk besetzt, eingerichtet zum erquickenden Aufenthalt für die Abend- und Nachtzeit. In den schmalen, schattigen Straßen wimmelt es von Menschen. Vorherrschend ist eine einfache (bei Männern und Frauen gleiche) Tracht: ein kurzes farbiges Gewand von Baumwolle, ein gestreiftes Kopftuch von haubenartigem Zuschnitt, festanliegend. Aber auch reicher Schmuck ist zu schauen. An dem Kopftuch, an welchem ein Federbusch befestigt ist, glänzen Gold und edle Steine; es werden (ebenfalls von Männern und Frauen) kostbare Halskragen aus Perlen und Golddraht, goldne Spangen an den Arm- und Fußknöcheln getragen. Rechts und links sieht man Kaufläden, in denen Kleiderstoffe, Glassachen, kostbare Särge, Goldarbeiten, Speisen aller Art u. s. w. feil geboten werden. Die Haupt-

straßen führen nach dem Nil, auf dem es von großen und kleinen Kähnen wimmelt. Alle Kähne sind bemalt, selbst die Segel sind farbig, gelb, blau, grün, einzelne Kähne haben blitzende Goldränder und über den flatternden farbigen Wimpeln goldne Knöpfe an den Masten. Im Hafen stehen größere Kaufmannsschiffe; sie führten Erzeugnisse des Auslandes herzu und nehmen nun Korn- und Waizenladungen ein.

Siehe, da entsteht eine Bewegung unter der Menge, Alles wirft sich zu Boden. Der greise König Ramses, der gewaltige Eroberer, der große Wohlthäter des Volks in den seinen Kriegszügen folgenden Zeiten, kommt zu Rosse daher, umgeben von den Würdenträgern des Reichs, gefolgt von einer Schar von Kriegern. Er trägt eine hohe kronenartige Kopfbedeckung mit einer eine Schlange darstellenden Verzierung, die die Gewalt des Herrschers über Leben und Tod bezeichnet, und an der sich vorn ein Edelstein von ungewöhnlicher Größe befindet. Des Fürsten farbige, zarte Gewänder werden durch einen goldenen Gürtel mit herabhängender Perlen-Schärpe zusammengehalten. Auf seinen Schultern ruht ein prächtiger Halskragen, funkelnd von Diamanten, an den Füßen glänzen ihm goldene Sandalen. Reicher Kleiderschmuck zeichnet auch die Würdenträger aus. Die nachfolgenden Krieger sind bewaffnet mit messerartigen Schwertern, langen Lanzen, Bogen und Pfeilen und Schilden. Die Schilde haben lederne Ueberzüge und sind mit metallnen Buckeln versehen. Die Kopfbedeckung der Krieger, eine Art Helm, ist aus der Haut des Nilpferdes (der Behemoth's der Bibel) gearbeitet, die von hornartiger Härte ist.

Wir folgen dem Zuge, der sich nach dem Tempel des Gottes der Viereinigkeit, Ammon, begiebt. Aber der Zug ist bereits unsern Augen entschwunden, als wir den Eingang einer Allee erreicht haben, die in gerader Linie zu dem Tempel führt.

Nicht aus Bäumen ist die Allee gebildet, sondern aus Steinbildern von kolossaler Größe, aus Sphinxen. Wir betrachten das erste Steinbild. Auf einem mannshohen Sockel von Sandstein befindet sich eine aus röthlichem Granit gearbeitete liegende Widdergestalt. Die Arbeit an dem Sockel und an dem Widder zeichnet sich durch die sorgfältigste Ausführung aus, der Granit ist auf das Sauberste polirt. In dieser Form stellt das Sphinxbild den Gott Nef (Geist) vor. Der Geist leite dich in den Tempel hinein! — Herodot giebt folgende Erklärung der Sphinx in Widdergestalt: Der König Konsos ließ nicht nach, Ammon anzuflehen, sich ihm nahen zu dürfen. Seinem Flehen wurde endlich gewillfahret, jedoch so, daß der Gott sich in ein

Widderfell hüllte und sich das abgeschnittene Haupt eines Widders vorhielt. — Ein Sphinxbild der beiden Reihen ist nach Größe und Form genau wie das andere gearbeitet. Sie stehen je zwanzig Fuß von einander entfernt, auf jeder Seite dreihundert, so daß die ganze Allee etwa eine halbe Stunde Länge hat.

Wir denken uns wieder, daß uns auf unserem Gange ein ägyptischer Baumeister zur Seite schreitet, von dem wir gelegentlich eine Belehrung empfangen. Von ihm vernehmen wir, indem wir die Allee hinabschreiten, daß die Sphinx auch in Löwengestalt auftritt, z. B. in einer Allee, die den vor uns liegenden Ammonstempel mit dem Palaste des Königs verbindet, und daß diese Allee sogar aus eintausend und sechshundert Sphinxen besteht, demnach zwei und halb Mal so lang als die ist, in der wir uns befinden. Die Sphinx in Löwengestalt bedeutet den Gott Ra. Die Löwen-Sphinxe sind ebenfalls aus Granit gearbeitet. Die mächtigen Granitwürfel, aus denen diese Steinbilder hergestellt worden waren, stammten aus den dreißig Stunden von Theben entfernt liegenden Granitbrüchen. Verwandte man Sandstein als Material, so wurden die Sphinxe gefärbt. Es fanden sich an anderen Orten im Lande auch Sphinxe mit Löwenleibern und Menschenangesichtern aufgestellt. In dieser Form trugen sie das gestreifte Kopftuch der Aegypter und waren ebenfalls bemalt. Ein Fortsatz am Kinn bedeutete den künstlichen schmalen, geflochtenen Bart, den die Aegypter trugen, und der durch Schnüre, die hinter die Ohren gingen, festgehalten wurde.

Wir durchschreiten das Thor der Umfassungsmauer des großen Tempelbezirks. Zwischen der Mauer und dem Tempel sehen wir Gruppen von Palmen, Rosen und andern Gewächsen. Von der Seite her schimmert uns der Spiegel eines von Palmen umschatteten, umfangreichen Weihers entgegen, der einen auf den vier Seiten von Treppenstufen durchbrochenen Sandsteinrand hat. Jeder Tempelbezirk hatte seinen Weiher, nicht nur der Fische wegen, die für die Priester gehalten wurden, sondern mehr noch, weil das strenge Ceremonialgesetz den Priestern vorschrieb, sich täglich und nächtlich je zwei Mal zu baden.

Die Priester Aegyptens waren Leute, die es mit ihrem Amte wahrlich nicht leicht nahmen. Das beweisen ihre Gesetze, die sie sich auferlegt hatten. Hervorgegangen waren diese aus der Absicht, alle ihre äußern Handlungen sollten darauf gerichtet sein, ihre Seelen zu heiligen. Eben dies sollten auch die Bäder ausdrücken. Am Feste des Thoth, des Schreibers der Götter und des göttlichen Erfinders

der Schrift, aßen sie Honig und Feigen und sprachen dabei: „Die Wahrheit ist süß!“ — Was einmal als Gebrauch angenommen worden war, blieb bestehen. Weiterhin freilich wurde das innere Leben von den äußeren Gebräuchen, die an und für sich, zumal bei ihrer Häufung, mehr und mehr die Aufmerksamkeit hinnahmen, vollständig überwuchert, erdrückt, zur Erstarrung gebracht, ein Geschick, dem schließlich, wie wir sehen werden, das ganze nationale Leben verfiel.

Zu einem großen Theile war es schon so in der Zeit, in der wir den Ammonstempel, den der große Ramses hatte erbauen lassen, im Geiste besuchen. Das läßt sich leicht aus der Entstehung des sogenannten Kastenwesens der Aegypter ersehen. Frühzeitig hatte sich in Aegypten das Familienleben in edelster Form entwickelt; Gattentreue ward heilig gehalten, ebenso Kindesgehorsam, väterliche Fürsorge für die Kinder. Jede besondere Beschäftigung führt auf Urtheile in Bezug auf genauere Kenntniß des Gegenstandes und des Betriebes. Was der Hirt, der Fischer, der Schiffer, der Ackerbauer Besonderes sich angeeignet hatte, hielt er geheim vor dem Fremden, um es als alleiniges Erbe den Seinen zu hinterlassen und ihnen mit dem Geheimniß den sich daran knüpfenden Vortheil zuzuwenden. Späterhin erstarrte dieser in seinem Grunde löbliche Gebrauch zum Gesetz, und der Sohn durfte nur das werden, was der Vater war oder gewesen war, mochte er auch noch so wenig Talent zu des Vaters Beschäftigung und noch so viel Lust und Trieb zu einer andern haben. Der Nachtheil solcher Art von Gesetzlichkeit liegt auf der Hand. So entstanden als angesehenste Kasten Priester und Krieger; die minder angesehenen waren: Ackerbauer, Handwerker, Kaufleute, Schiffer, Hirten. Letztere Kaste war die verachtetste, denn sie stand nach ihrer Beschäftigung auf der Stufe der barbarischen Völkerschaften, von denen die Aegypter, zu jener Zeit das einzige gebildete Volk der Welt, rings umgeben waren. Noch aus einem andern Beispiele ist deutlich ersichtlich, wie die zu große Geltung des Hergebrachten sich für das nationale Leben schließlich als verderblich erweisen mußte. Die Priesterschaft hatte u. A. auch die Arzneikunde zu betreiben. Für jede Krankheit waren besondere Arzneimittel und der besondere Gebrauch dieser Mittel in den heiligen Büchern, d. i. heiligen Rollen, verzeichnet. Danach mußte verfahren werden, und es durfte weiterhin, als einmal jene Bücher abgeschlossen vorlagen, gar nicht in Erwägung gezogen werden, ob unter den Arzneimitteln nicht etwa irrthümlicher Weise nachtheilige aufgeführt, oder ob wirksamere Mittel zu finden seien. Die geringste Abweichung von dem Vorgeschriebenen ward einer Todsünde

gleich geachtet. Der Zweck, den Kranken gesund zu machen, ward aus dem Auge gesetzt gegenüber der Verpflichtung, buchstäblich nach Vorschrift der heiligen Bücher zu verfahren.

Wir haben uns inzwischen dem Tempel genähert. Etwa funfzig Schritte von seinem Eingange stehen, die Allee der Sphinxe abschließend, zwei Obelisken, viereckige, nach oben schmäler werdende Säulen. Das Material, aus dem sie hergestellt sind, ist ebenfalls rother Granit, und wie die Sphinxe sind auch sie von der abgekanteten Spitze bis zum Untersatz polirt, daß sie funkeln im Sonnenlichte. Was unser Staunen rege macht, ist ihre außerordentliche Höhe und der Umstand, daß sie trotz dieser ihrer Höhe je aus einem einzigen Stück bestehen. Nehmen wir wieder die Höhe des berliner Schlosses — hundert Fuß — zum Maßstab an. Jeder der beiden Obelisken ist mehr als ein und ein halb Mal so hoch als das berliner Schloß, demnach über 150 Fuß hoch. Unser Baumeister bezeichnet uns ein Gewicht, das nach dem heutigen Gewichtmaß sich für jeden Obelisken auf eintausend Centner stellt. Und Felsenbalken von solcher Länge, Dicke und Schwere sind in den fernen Brüchen von Syene aus dem Fels herausgearbeitet, von dem Gebirge nach dem Ufer gebracht, dreißig Stunden weit bis nach Theben geflößt, hier vom Ausladeplatz bis zum höher gelegenen Tempelbezirk gebracht und — was den Gipfel des Erstaunens hervorruft — aufgerichtet, ja dann noch gehoben und in eine in dem Sockel befindliche Einkantung hineingestellt worden! —

In welcher Weise Letzteres zu Stande gebracht wurde, das gehört zu den Sphinx-Räthseln, die aus jener Zeit den ihr folgenden Zeitläuften zu errathen überlassen worden ist. — Wunderliche Bilder und Haken und Krümmungen sind in den Obelisken eingegraben! Es sind Hieroglyphen, über die wir weiter unten zu reden haben werden.

Rechts und links vom Eingangsthor sehen wir zwei sitzende steinerne Figuren von fast halber Schloßhöhe, denn vom Sockel bis zu dem Scheitel beträgt ihr Maß 44 Fuß. Die kleine Zehe ist so groß wie ein Kinderkopf. Die Steinbilder stellen den König Ramses und seine Gemahlin dar. Schon auf Bildern aus ältester Zeit erscheinen die Könige im Verhältniß zu den übrigen Personen in bedeutender Größe. Ihre hervorragende Bedeutung sollte schon dadurch dem ersten Blicke sich kund thun. Dies hatte sich fortgesetzt gesteigert, und je mächtiger ein Pharao sich dünkte, um so größer ließ er sich bildlich darstellen, oder diejenigen, die ihm ein Bildniß errichteten, meinten das Maß ihrer Verehrung durch die Größe des Bildes aus=

drücken zu müssen. Das Material der beiden großen Bildwerke ist nicht rother, sondern dunkelgrüner Granit. Die sitzenden Figuren geben — entgegen dem, was der Künstler doch wohl unzweifelhaft auszudrücken beabsichtigte — weniger den Ausdruck majestätischer Ruhe, als den der Erstarrung. Die Glieder sind eng aneinander gezogen, die Hände ruhen auf den Knien. Eine Figur gleicht genau der andern, und nur aus dem Zeichen des Kinnbarts der einen und dem Fehlen desselben an der andern, namentlich aber aus den eingemeißelten Namen sieht man, wen die eine und wen die andere vorstellen soll.

Nun aber richten sich unsre Blicke auf die aus gelblichen Quaderstücken bestehenden Vordergebäude des Tempels. In der Mitte befindet sich ein überbautes Thor. Die Thoröffnung ist 60 Fuß hoch. Rechts und links stehen zwei hohe, längliche, nach oben zu schmaler werdende Gebäude. Sie haben fast die Form der Privathäuser, nur daß ihre Tiefe verhältnißmäßig gering ist, und daß sie vier- und fünfstöckige Privathäuser noch um das Dreifache überragen. Sie sind 180 Fuß hoch, demnach noch dreißig Fuß höher als die beiden Obelisken und somit fast doppelt so hoch, als das berliner Schloß. Die Tiefe am Fundamente beträgt 36 Fuß, oben etwa zehn bis zwölf Fuß weniger. Nur schmale, bis auf ihre Zinnen führende Treppen und einige kleine Gemächer befinden sich in diesen im Uebrigen ganz massiven Gebäuden. Sie werden Pylonen genannt.

Wir besteigen auf einer dunkeln Treppe die Zinne eines der Pylonen. Ihr Rand ist von Rundstäben eingefaßt. Wir bemerken Geräthschaften, die da zeigen, daß hier astronomische Beobachtungen angestellt zu werden pflegen. Welche Aussicht von dieser Höhe aus rings über die Stadt und weiterhin über das blühende Thal! Die Stadt zieht sich zur Rechten und zur Linken über zwei Stunden weit an den Ufern des Flusses hin und füllt außerdem die ganze Thalbreite, die hier zwischen zwei und drei Stunden beträgt. Doch unsere Aufmerksamkeit wendet sich wieder auf den Tempel. Schön gerundete und bemalte Masten aus Palmenstämmen, mit eisernen Klammern an den Fronten befestigt, ragen hoch empor, an den Spitzen flattern farbige Wimpel.

Wir überschauen mit einem Blick den ganzen Tempel, der mit seinen Säulenhöfen eine Grundfläche von dreihunderttausend Quadratfuß einnimmt. Der Tempel ist auf einem Untersatz aus Backsteinen aufgebaut; der Untersatz allein hat eine Höhe von achtzehn Fuß. Theben, seit der Vertreibung der Hyksos die Pharaonenstadt, bestand

schon, als das nördlicher gelegene Memphis noch das Haupt der Städte Aegyptens war. An älteren Tempeln war nun deutlich zu erkennen, daß durch die Ueberschwemmungen des Nil das Land sich allgemach erhöhte. Die Schlammablagerung wird zwar von dem üppigen Pflanzenwuchs zumeist absorbirt, aber auch die Pflanzen haben Rückstände, und das Land steigt allmählich, etwa alle zwanzig Jahre um einen Zoll. In der Zeit, die wir zu unserer Betrachtung gewählt haben, lagen schon die Fundamente der ältesten Tempel in dem Boden, das ganze Land und mit ihm der Fluß hatten sich seit der Urzeit, wie durch Nachgrabungen erforscht worden war, um fünfzehn bis zwanzig Fuß erhoben. Darum gab man damals namentlich allen Gebäuden hohe Fundamente. Daß nach Tausenden von Jahren — etwa in der heutigen Zeit — die Steigerung des Bodens auch die Höhe der damals gebauten Fundamente erreichen und vielleicht überragen würde, wurde nicht in Betracht gezogen.

Wir verlassen die Zinne, steigen auf den vielstufigen Sandsteintreppen hinab und gelangen in den ersten Tempelhof. Der sorgsam mit Sandsteinquadern gepflasterte Hof hat eine Breite von dreihundert und zwanzig und eine Tiefe von zweihundert und sechszig Fuß, ist demnach über drei Mal so breit und etwa dritteh alb Mal so tief als das berliner Schloß hoch ist. Auf beiden Seiten befinden sich zwei Mauern von zwanzig Fuß Dicke und überdachte Säulengänge. Die Säulen sind zwei und vierzig Fuß hoch. Wo der Säulenhof zu Ende ist, beginnt ein Säulensaal, zu dem eine breite Treppe hinaufführt. Dieser Säulensaal hat fast die Breite des Hofes, ist über anderthalb hundert Fuß tief und zählt nicht weniger als einhundert und vier und dreißig Säulen. Und was für Säulen! Die mittleren Säulen, die den erhöhten Theil des Daches tragen, an deren senkrechten Wänden sich Lichtöffnungen befinden, haben bei siebenzig Fuß Höhe einen Umfang von sieben und dreißig Fuß. Sechs große Männer, die einander die Hände reichen, vermöchten es etwa, eine solche Säule zu umspannen. Jeder dieser Säulen-Riesen ist aus einem einzigen Stück gearbeitet. Einen annähernden Begriff von ihrer Mächtigkeit giebt die Vorstellung, daß die obere Verzierung, das Kapitäl einer solchen Säule, nicht weniger als zwei und zwanzig Fuß im Durchmesser hat, und daß ihr Abschnitt oberhalb des Kapitäls eine Fläche von dreihundert und achtzig Quadratfuß bietet, eine Fläche, die der Fußboden eines zweifenstrigen Zimmers noch nicht einmal ausfüllt! — Und was stellen die Säulen vor? Emporragende Stengel und entfaltete Blüthen des Lotos — Riesenblumen, welche die Decke — den Himmel vorstellend —

tragen! Darum wurde auch häufig in den Tempeln die Decke blau gemalt und mit Sternen besetzt. „Der Lotos ist den Aegyptern das Symbol der materiellen Welt: die aufstrebende Lotossäule wird somit als Sinnbild der emporringenden irdischen Kraft zu fassen sein." Die Säulen, namentlich weil sie so umfangreich sind, stehen so dicht, daß die Zwischenräume in ihrer Gesammtheit einen geringeren Raum hinnehmen, als sie selbst. Nun folgen wieder Höfe und wieder Säulenhallen und dann endlich im tiefsten Hintergrunde das Allerheiligste mit dem Opfertisch und dem Sinnbilde des großen unbegreiflichen Gottes. Im Ganzen hat der Tempel gegen vierhundert farbige Säulen. Den Gang von dem Eingangsthor zwischen den Pylonen bis in das Allerheiligste schildert ein trefflicher Kenner des Alterthums (C. Schnaase) mit folgenden Worten: „Weit, hoch, mächtig zeigt sich die Pforte, gewaltig wie die Wirkungen des Gottes auf die Welt, wie die Erscheinungen, welche zuerst die rohen Völker bewogen, ihre Knie vor den noch unbekannten Mächten zu beugen. Wer durch diese erste Pforte (die, weil sie durch ein tiefes Mauerwerk führt, in Schatten gehüllt ist) eingegangen, athmet wieder freier; ein weiter Hof nimmt ihn auf, heitere Säulen in mannigfachen reichen Formen mit Pflanzenfülle umgeben ihn. Auch hier ist der Weg bezeichnet, der in das Innere führt, sanft aufwärtsgehend; die Seitenwände nähern, die Zinnen senken, der Boden hebt sich, Alles strebt nach einem Ziel. Nun kommt aber eine zweite Schranke, ein vielsäuliger Raum, welcher schon mehr dem Innern angehört. Er ist zwar in so weit geöffnet, daß wir in seine dichte schattige Fülle und Pracht hinein blicken können, aber der Eintritt selbst ist nicht auf allen Stellen willkürlich verstattet. Die Zwischenräume der Säulen sind durch Schranken geschlossen, nur ein Weg in der Mitte ist geblieben. So gehen wir weiter, nun schon der Zerstreuung des freien Himmels entzogen, von dem Ernst des Baues, von der Heiligkeit der Bildwerke eng umgeben. So umschließen uns die geweihten Wände immer näher, bis endlich nur der priesterliche Fuß das einsam tönende Gemach des Gottes selbst betritt. Das Ganze hat den Ausdruck eines feierlichen Ernstes, der ehrfurchtsvollen Annäherung, des priesterlichen Geheimnisses: erst vorbereitend, Erwartung erregend, dann imponirend, dann in wohlberechneter Steigerung mehr und mehr in das mystische Dunkel zur innersten Stätte der Weihung und Anbetung einführend." Im Allerheiligsten stand das Sinnbild des Ammon, ein mächtiges Steinbild, einen Widder darstellend.

Welch eine erquickende Kühle umweht uns in der schattigen Säulenhalle! Wir lassen uns zur Ruhe auf eine Steinbank, die an der Wand steht, nieder und unsere Blicke durchschweifen den Säulenwald. Wohin sie sich richten, überall treffen sie auf Farben, auf Bilder, Zeichen der verschiedensten Art. Nicht blos die Säulen, sondern auch die Decken und Wände sind bedeckt mit ihnen. Verständlich sind uns sofort die meisten Bilder. Sie stellen Scenen aus der Geschichte des Landes dar, meist Schlachten, doch treffen wir auch auf die Darstellungen friedlicher Beschäftigung. Auf den Schlacht- und Opferbildern ist immer eine Gestalt hervorragend groß gezeichnet: es ist der König. Nach der Kleidung sind Männer und Frauen nicht zu unterscheiden, wohl aber nach dem Fleischton. Derselbe ist bei den Frauen gelblich, bei den Männern braun. Die Darstellungen sind zuerst in Stein gemeißelt, dann bemalt worden; es sind farbige Reliefbilder. Im Einzelnen sind sie sauber ausgeführt, im Ganzen machen sie den Eindruck des Steifen, Unbehülflichen. Eine Eigenthümlichkeit ist die, daß Menschen und Thiere insgesammt im Profil dargestellt sind. Ist's nicht fast, als hätten Kinder diese Zeichnungen entworfen? Die Ausführungen und namentlich der Tempelbau zeigen aber doch so große Kunstgeschicklichkeit. Wie reimt sich das zusammen? In der Pietät vor dem Hergebrachten finden wir den einzigen und wahren Erklärungsgrund. Man behielt die Manier bei, in der die Götter- und Königsgeschichten in den ältesten Tempeln dargestellt waren. Auch darin zeigt sich ein Symptom der Erstarrung, die nach und nach das nationale Leben der Aegypter ergriff.

Was bedeuten nun aber die übrigen kleinen Bilder und Striche, die, wie es uns im ersten Augenblicke erscheinen will, in einem krausen Gemisch durcheinander stehen? Ein ausgestreckter Arm, ein Dreieck, ein Auge, niederhängende Beine, ein Becher mit einem Stabe darüber, eine Straußfeder, dazwischen einzelne Striche, und das Alles in Reihen: was bedeutet das? Wir stehen vor Räthseln. Keinem Aegypter der Zeit, die wir für unsere Betrachtung gewählt haben, auch nicht dem ärmsten Hirten, waren diese Zeichen Räthsel. Wir haben Hieroglyphen, die Schriftzeichen der Aegypter, vor uns. Es mochte damals Niemand es für möglich halten, daß nach Ablauf von Jahrhunderten in einem einige Jahrtausende umspannenden Zeitraum diese damals Allen lesbare Schrift unverständlich sein, und erst im zweiten Viertel des vierten Jahrtausends (von jener Zeit ab gerechnet) der Schlüssel zu ihrer Entzifferung gefunden werden würde. Und auch dies würde nicht geschehen sein, wäre nicht in nächstfolgenden

Jahrhunderten, in denen auch andere Völker es schon bis zur Erfindung von Schriftzeichen gebracht hatten, auf verschiedenen Seiten einzelner Denkmäler ein und dieselbe Nachricht in den Schriftzeichen dieser Völker und auch in Hieroglyphen ausgedrückt und damit ein Fingerzeig gegeben worden, was es mit jenen wunderlichen Bildern und Strichen zu besagen habe, und von welchen Gesichtspunkten die Aegypter bei der Wahl dieser Zeichen ausgegangen seien. Schon in ältester Zeit war das Verlangen erwacht, der Einzeichnung einer Menschenfigur in Stein den Ausdruck irgend eines als wichtig erscheinenden Gedankeninhalts beizugeben. Man wollte von der eingemeißelten Figur etwas aussagen. Da half denn zunächst das Bild. Durch die Abbildung einer Biene konnte man den Fleiß, durch die zweier erhobener Hände die Frömmigkeit, durch die eines Geiers, von dem man damals glaubte, er habe nur weibliche Jungen, den Begriff mütterlicher Fürsorge ausdrücken. Aber derselbe Gegenstand tritt in verschiedener Form oder zu verschiedenem Gebrauch auf. Bei der sitzenden Menschenfigur ließen sich durch geringe Mittel Unterschiede hervorheben: der Kinnbart bezeichnete den Mann, der Finger im Munde das Kind, das Fehlen des Einen und des Andern die Frau. Wein- und Milchgefäße unterschieden sich durch die Form der Gegenstände, wie sie im Gebrauch waren, eine Linie über einem Becher bedeutete Honig. Die Schriftbilder wurden an Zahl umfangreich. Und doch langte das noch nicht aus, denn man hatte es ja nicht nur mit Dingen, sondern auch mit Eigenschaften und Thätigkeiten der Dinge zu thun. Da half man sich durch zusammengesetzte Bilder, ferner damit, daß man feststellte, es solle jedes Bild auch alle die Worte bezeichnen können, die die Consonanten seines eigentlichen Namens enthalten. Der Zusammenhang mit den übrigen Zeichen kam als erläuterndes Moment dazu. Ferner ward festgesetzt, daß in andern Fällen die Anfangsbuchstaben der gezeichneten Bilder in Worte zusammenzufassen seien. Es gab Dingbilder, Sinnbilder und Lautbilder; Bunsen zählt 460 der ersten, 120 der zweiten, 200 der dritten Art. Der Gebrauch machte die Sache geläufig, und bald kam man dahin, daß man Alles durch Zeichen auszudrücken vermochte. Aber die eigenthümlichen Formen der Bilder! Konnte man nicht den Fuß, die Hand, die Schlange, den Berg, das Auge, den Mund besser, d. i. saubrer und richtiger malen? Man darf zuvörderst Eines nicht unbeachtet lassen. Das Material, auf dem in älterer Zeit einzig und allein geschrieben ward, war Stein. Das gab schon an und für sich keinen Anlaß, mit geschwungenen Linien zu arbeiten. Dann mußte

— weil man nicht für den Tag, sondern für Jahrhunderte schrieb — auf scharfe Zeichnung und auf möglichstes Hervorheben des Charakteristischen Bedacht genommen und nicht minder mußte in Betracht gezogen werden, daß die Bilder in Reihen neben einander stehen und in ihrer Vereinigung architektonische Verzierung bilden sollten. Erwägt man dies ernstlich, so verwandelt sich die anfängliche Verwunderung über die Formen in Bewunderung derselben. Und durch die Jahrhunderte hin machte sich wieder die Eigenthümlichkeit der Aegypter geltend: auch in Bezug auf jene Formen es bei dem Hergebrachten zu belassen. Man hätte später — an der Geschicklichkeit dazu fehlte es wahrlich nicht! — viel schönere Augen, viel schönere Hände u. s. w. auf die Obelisken, Säulen und Wände meißeln und malen können; aber dies würde nicht den Forderungen der Pietät, mit der die alten heiligen Inschriften betrachtet wurden, und eben so wenig den Forderungen der Zweckmäßigkeit entsprochen haben. Jene alten Bildzeichen waren dem Volke geläufig, Bildzeichen in schöneren Formen wären ihm ungeläufig gewesen; ja wenn in Bezug auf die Bildformen Veränderungen zugelassen worden wären, so hätte es geschehen können, daß im Laufe der Zeit das Verständniß früher gebrauchter Schriftzeichen mehr und mehr erschwert, endlich abhanden gekommen wäre. Auch auf Papyrus wurde viel geschrieben. Papyrus ist ein üppig wachsendes Schilf mit dicken Wurzeln, die unter der Rinde eine klebrige Haut haben. Streifen der Haut, mit den Rändern aneinander gelegt, trocknen schnell zusammen. Auf diese Art lassen sich kleinere oder größere Blätter Papyrus leicht herstellen. Geschrieben wurde mit Dinte aus Schilfkohle; ein zugespitztes Schilfrohr gab den Stift ab. Das beschriebene Stück Papyrus wurde zusammengerollt.

So einfach die Hieroglyphen auch waren, immerhin nahm ihre Anfertigung verhältnißmäßig viel Zeit hin. Dies brachte später die Priester auf den Gedanken, für sich eine abgekürzte Schrift herzustellen. In welcher Weise dies geschah, läßt sich leicht an einem Beispiele erweisen. Zu den Hieroglyphen gehört u. A. das Bild eines Henkelkorbes. Die Zeichnung war einfach: ein Halbkreis, oben eine wagerechte Linie, links eine Schleife, den Henkel vorstellend. Diesem Henkelkorb gaben nun die Priester eine noch einfachere Form: eine wagerechte Linie, links eine Schleife. Aehnlich wurde durchgängig verfahren. Diese Schrift wurde die hieratische oder Priesterschrift genannt. Auch für das Volk wurde später eine ähnliche abgekürzte Schrift (demotische oder Volksschrift genannt) eingeführt.

Wir erheben uns von unserm Sitz. Eines ist's noch, was jetzt unsere Sinne gefangen nimmt. Wie bemerkt, sahen wir ringsum an den Wänden, Decken, Säulen, eingemeißelte Bilder und Hieroglyphenschrift. Dazu ist kein Fleck wie die Hand groß, — auch nicht der Untergrund der Hieroglyphen — von Farbe leer gelassen worden. Wir ziehen nun in Betracht, daß nach einem mäßigen Ueberschlage sämmtliche Flächen der Wände, Decken und Säulen und der Vorderfronten der Pylonen einen Gesammtraum von einer Viertelmillion Quadratfuß einnehmen. Wie vieler Menschen Hände mußten thätig gewesen sein, um einen solchen Raum mit Schrift und Bildwerken mittelst des Meißels zu füllen und danach sauber mit Farben zu bemalen!

Diesem Gedanken nachhängend, verlassen wir den Säulensaal, begeben uns über den ersten Hof und besteigen noch einmal einen der hohen Pylonen. Wir haben die Zinne erreicht und schauen hinab. Mächtiger Bau, den unsere Augen im Einzelnen schaueten, und den wir nun noch einmal im Ganzen überschauen, Abbild des Staatsbaues, den die Priesterschaft Aegyptens in riesiger Geistesarbeit zu Stande gebracht hat! — Wahrlich, unter diesen Priestern gab es Staatspädagogen, von denen alle Zeiten lernen können! War nicht auch das königliche Gesetz, dasjenige, dem der Pharao nachzuleben hatte, gleichsam eine granitne Säule des Staatsbaues, die keine Willkür zu Falle zu bringen vermochte? Dort in jenem Gebäude, zu dem die zweite Sphinx-Allee führt, und das in seiner Form dem Tempel Ammons fast gleich ist, lebt der große König Ramses, Gesetzen unterworfen, die nur im Hinblick auf das Wohl des Volkes erdacht worden waren, und die von der Priesterschaft mit der bewunderungswürdigsten Gewissenhaftigkeit bewacht wurden.

Schon die Erziehung der Prinzen fiel den Priestern zu. Die Erziehung ging darauf aus, dem Körper Kräftigkeit, dem Geist Kenntnisse, dem Gemüth edle Gesinnungen beizubringen. Es ward dem prinzlichen Zöglinge Gewohnheit, einer ihm als heilig erklärten Gesetzlichkeit gemäß und in Pflichttreue zu leben. War er herangewachsen und hatte er den Thron bestiegen, dann war er die höchste Person des Landes, über ihm aber stand das königliche Gesetz, das zu überwachen wiederum den Priestern heiliges Gesetz war. Priester riefen ihn in früher Morgenstunde mit mahnendem Weihewort an die Arbeit, kündeten ihm die Zeit an, in der er nach der ersten Tagesarbeit, die mehrere Stunden währte, die Seinen zum Morgengruße empfangen durfte. Dann wieder ging er an Staatsgeschäfte, dann zum öffent-

lichen Opfer. Bei jedem Opfer las ihm ein Priester aus einer heiligen Stelle ein Weisheitswort vor, das sich auf eine der königlichen Pflichten bezog. Die Mahlzeit ward nach Vorschrift abgehalten, Zeit derselben, Maß und Wahl der Speisen und des Tranks waren genau geregelt, das geringste Uebertreten galt als Todsünde. Knapp war die Zeit, die ihm zur Erholung gestattet ward. Die höchste Würde war beschwert durch die höchste Bürde. Viel wurde von dem zu tragen verlangt, dem viel an Ehren gegeben war. Von den Wirkungen des Todtengerichts war schon die Rede. Das königliche Gesetz hatte großen Antheil an dem Umstande, daß die meisten Pharaonen des Landes mit Segen regierten.

Der Abend naht, auf den Zinnen der Häuser wird es lebendig, frohes Getön dringt herauf zu uns. Theben, herrliche Königsstadt, wirst auch du einst in Staub und Trümmer sinken? Wie blinken die riesigen Obelisken und die Königsbilder! Und welch ein Glanz strahlt links von dem entfernt gelegenen Memphis her! Die Pyramiden sind es, in denen sich die Sonne spiegelt. Schon viele Jahrhunderte früher wurden einzelne erbaut, aber hell glänzen noch ihre Riesenflächen, als wären ihnen die polirten Granitprismen erst heut eingefügt worden. Die klare, trockne, regenlose Luft erhält sie so lange in diesem Glanze. „Im Norden", sagt Bunsen, „zerfrißt der Regen und Frost, im Süden zersprengt oder überwächst wucherndes Pflanzenleben die Denksteine der Zeiten; China hat keine Baukunst, die den Jahrtausenden trotzt; Babylon nur Ziegel; in Indien entziehen sich kaum Felsen der üppigen Naturkraft: Aegypten ist das Denkmalland der Erde, wie die Aegypter das Denkmalvolk der Geschichte sind."

Jetzt sinkt die Sonne hinter dem Gebirge nieder, die Spitzen der großen Pyramiden stehen in rother Glut, in nächtliches Dunkel hüllt sich das gesegnete Thal.

Felsengräber, Felsentempel, Memnonssäulen und Riesen-Sphinx.

Wir wissen, in welchem Grade sich der Glaube an die Unsterblichkeit bei den Aegyptern ausgebildet hatte. Ein rührender Zug an ihnen ist es, daß sie ihre Grabstätten schöner ausschmückten als ihre Wohnungen. Diodor sagt: „Sie achten die Zeit dieses Lebens für sehr gering, aber die nach dem Tode, wo sich ihre Tugend im Andenken erhalten soll, sehr hoch. Daher nennen sie die Wohnungen der Lebenden Herbergen, weil wir nur eine Zeit in denselben wohnen,

die Gräber der Verstorbenen aber ewige Häuser. Daher wenden sie auch auf die Erbauung der Häuser nur wenige Mühe, die Gräber aber werden auf außerordentliche Weise ausgestattet." Und kühl sollte der Ruheplatz sein, deshalb ließ man ihn in den Felsbergen herrichten. Wo aber — wie im Norden Aegyptens — die Wohnungen der Menschen zu weit entfernt vom Gebirge lagen, da wurden Schachte durch den aufgelagerten Nilschlamm gegraben und darnach Gemächer im Felsgestein ausgehauen als Kammern für die erquickende Ruhe des Leibes nach dem Absterben.

Sehen wir uns die Todtenstadt in den westlich von Theben gelegenen Felsbergen an! Hier ruheten bereits Hunderttausende von denen, die sich selbst ihre Stätten der Ruhe bereitet und danach ihre Augen geschlossen hatten. Am Fuße des Gebirges befinden sich unzählige Schachte, bald kurz, bald lang, in einer geraden Linie gehend oder auch gebrochen und mit Vertiefungen versehen, um Unberufenen das Eindringen zu erschweren. Sie führen in Gemächer von verschiedener Höhe, Breite und Tiefe. Die Wände sind sorgsam geglättet und mit Bildern und Inschriften versehen. Jedes Gemach hat einen Sarg, der die Mumie aufnahm. Je nachdem der Eigenthümer über Geldmittel zu verfügen hatte, je nachdem richtete er sich seine Grabstätte ein. An den Wänden der Todtenkammern befinden sich Bilder, deren Farben sich so frisch erhalten haben, als wären sie heut erst aufgetragen worden. Alle möglichen Beschäftigungen sind dargestellt, so daß gerade die Kammern des Todes am deutlichsten zeigen, wie das Volk lebte. Da sieht man den Fischer, wie er sein Netz auswirft, den Steinmetzen, wie er den Stein behaut, den Sargarbeiter, wie er den Sarg anfertigt, den Ziegelbrenner, wie er den Stein formt; man sieht Krieger, einen befestigten Ort stürmend, Hirten, die Heerde treibend, Priester, die den Göttern Opfer darbringen. Einzelne Schachte sind wahre Irrgänge, die tief in den Felsen hinabgehen und in eine Zahl von Zimmern und Sälen führen. Unerhörte Arbeit mußte dazu erforderlich sein, solche Gänge, Zimmer und Säle in den Felsen zu hauen. Man findet Grabkammern, deren Wände mit polirten Marmorplatten ausgelegt sind. In den Grabschriften werden die Götter gepriesen. So lautet eine Grabschrift:

„Sei gnädig mir, du Gott der Morgensonne,
Du Gott der Abendsonne, Heros beider Welten,
Du Gott, der einzig und in Wahrheit lebt!
Erschaffen hast du Alles, was da ist,
Im Sonnenauge offenbarst du dich.
Ich rühme dich, wenn abendlich es dämmert,

Wo friedvoll du zu neuem Leben stirbst;
Du scheidest unter Lobgesang im Meer,
Und deine Barke nimmt dich jubelnd auf."

Ein neuerer Reisender (Prokesch, Ritter von Osten), der die Königsgräber bei Theben besuchte, sagt: „Wer auch nur eines der Königsgräber genau schildern wollte, müßte Bände darüber schreiben und würde, wie getreu er auch bei der Wahrheit bliebe, dem Leser doch als ein Träumer erscheinen. Diese Menge von Gängen, Gemächern und Sälen, zwei Stockwerke und tiefer noch in das Leben der Felsen gehauen, diese Millionen Bilder und Hieroglyphen der feinsten Ausführung, dieser Glanz und die Unverletzlichkeit der Farben, als wären sie eben erst aufgelegt worden, gehen weit über den Maßstab des heut zu Tage Denkbaren hinaus. Der Aufwand von Pracht und Arbeit, von religiöser Gewissenhaftigkeit in Ausführung des Kleinsten wie des Größten, ist so ungeheuer, daß man nicht begreift, wie ein Herrscher, und war er auch der mächtigste von der Welt, auf den Gedanken hat verfallen können, einen ähnlichen Bau anzubefehlen."

Höher im Gebirge lagen die gemeinsamen Gräber der weniger Bemittelten. Die Särge, zumeist aus Holz gearbeitet, wurden auf einander geschichtet. Andre Räume waren für die Aermsten vorhanden. Hier vertrat vielfach die Stelle des Sarges ein Brett, auf das die Mumie festgebunden war. In der Todtenstadt bei Theben ruheten schon zur Zeit des großen Ramses viele Hunderttausende.

Wir haben nun noch einige andre Werke der Aegypter zu betrachten. Im Süden des Landes befinden sich die beiden berühmtesten Felsentempel. Sie sind — ähnlich den Gräbern — in Felsen eingehauen. König Ramses wird durch sitzende Königsfiguren an den Eingängen der Felsentempel verherrlicht. Breite Gänge führen zu hohen Zimmern und mächtigen Sälen. Namentlich der südliche Tempel ist ein Werk, das nicht Menschen, sondern Riesen gearbeitet zu haben scheinen. Der in den Fels gehende Eingang ist fünfundzwanzig Fuß hoch, also doppelt so hoch als ein ziemlich hohes Zimmer. Rechts und links vom Eingange befinden sich je zwei Bildsäulen, den König Ramses vorstellend. Er ist — entsprechend dem Gebrauch — sitzend dargestellt, eine Gestalt genau so gearbeitet wie die andre. Aber von welcher Größe sind diese vier Steinbilder! Höher noch als die Eingangspforte reichen die Knie dieser Gestalten! Im Ganzen sind die Königsbilder — obwohl, wie bemerkt, sitzend dargestellt! — drei Mal so hoch als die Pforte; sie haben demnach eine Höhe von fünf und siebenzig Fuß, das macht drei Viertel der Höhe des berliner Schlosses!

Man denke sich diese Gliedmaßen! Augen von drittehalb, Nasen von viertehalb, Ohren von vier Fuß, — Schulterbreite neun und zwanzig Fuß! Die großen Zehen an Umfang mit den größten Kürbissen wetteifernd! — Und zwischen den Füßen — abwärts von den Knieen — stehen auch noch steinerne Riesenbilder: die Kinder des Königs. Die sauber und mit eingemeißelten Figuren und Hieroglyphen versehene Rückfront, vor der die vier Steinriesen sitzen, ist noch vierzehn Fuß höher als das berliner Schloß. Und nun diese Gänge, Zimmer und Säle im Felsen! Gegen dreihunderttausend Kubikfuß Stein mußte herausgehauen und herausgeschafft werden, um diese Räume zu schaffen. Und wie sorgsam sind alle Wände gearbeitet! Diese sind mit polirten Marmorplatten belegt, jene mit farbigen Reliefbildern und mit Hieroglyphen bedeckt.

In allen diesen Bauwerken fanden die Aegypter vielen Geist und Herz erquickenden und befruchtenden Stoff zum Lesen. In einem der vorgeführten Felsentempel wird eine Waffenthat des Königs Ramses verherrlicht, darunter stehen lange Gespräche. In seiner Bedrängniß während der Schlacht, heißt es, habe der König gerufen: „Meine Bogenschützen und meine Reisigen haben mich verlassen, und keiner kämpft mit mir! Was ist der Wille Ammon's, meines Vaters? Ist er ein Vater, der den Sohn verleugnet? Bin ich nicht gewandelt nach seinem Wort? Hab' ich vertraut auf meine eigenen Gedanken? Hat nicht dein Mund mich geleitet? Hab' ich nicht deine Feste gefeiert und deine Tempel mit meiner Beute geschmückt? Hab' ich nicht dein Haus aus Steinblöcken erbaut und die Obelisken vor dasselbe herangeführt?" Und weiter heißt es, der Gott Phra habe das Gebet des Königs erhört und sei helfend herzugekommen: „Er fliegt zu dir, er reicht dir seine Hand; freue dich, Ammongeliebter! Ich bin bei dir, ich bin dein Vater, die Sonne. Meine Hand ist mit dir, ich will dir wohl bei den Menschen. Ich bin der Herr der Kraft, ich liebe den Muth; ich habe dein Herz fest gefunden, darob hat mein Herz sich gefreut. Mein Wille wird geschehen, ich werde über sie kommen wie Baal in seiner Wuth; zweitausend und fünfhundert Wagen, wenn ich in ihrer Mitte bin, sollen in Staub sinken vor deinen Rossen. Ihre Herzen sollen ermatten in ihrer Brust und ihre Glieder sollen erschlaffen. Sie sollen ins Wasser stürzen wie Krokodile, sie sollen über einander herfallen und sich selber vernichten."

Es sind ferner zu merken die sogenannten Memnons-Säulen, zwei Steinbilder — ebenfalls sitzende Gestalten —, die den eben geschilderten Königsbildern an Größe nur um weniges nachstehen. Sie

wurden noch Jahrhunderte vor des großen Ramses Zeit errichtet. Später knüpfte sich eine Sage an sie. Sie stellten, hieß es, Memnon dar, der ein Sohn eines Aethiopierfürsten und der Göttin Eos (Morgenröthe) war. Beim Aufgehen der Sonne, hieß es weiter, vernehme man ein leises, wohllautendes Getön aus den Steinbildern: der Sohn begrüße die göttliche Mutter.

Endlich haben wir noch der Riesen-Sphinx zu gedenken, die in der Nähe der alten Pharaonenstadt Memphis errichtet worden war, gleichsam ein Wächter des ungeheuren Todtenfeldes der Pyramiden. Auf einem Löwenleib befindet sich ein Menschenhaupt. Dieser Löwe mit dem Menschenhaupt war (bis auf die angesetzten Vordertatzen) aus einem Fels herausgehauen, ähnlich wie der Sockel der großen Pyramide des Cheops. Das liegende Gebilde hat eine Scheitelhöhe von nicht weniger als fünf und sechszig Fuß — die Höhe eines vierstöckigen Hauses! — und eine Länge von einhundert und vierundvierzig Fuß, d. i. ein und ein halb Mal die Schloßhöhe! — Entsprechend groß ist der von Felsengrund und von Felsenwänden gebildete Hof, in dessen Mitte das Riesengebilde ruht.

Aegypten unter den letzten Pharaonen.

Aber auch die granitene Staatsverfassung, die von der Priesterschaft dem Lande gegeben worden war, erhielt demselben nicht für alle Folge Ruhe und Sicherheit. Uebermaß ist immer verderbenbringend. Die übermäßige Liebe zum Hergebrachten ließ mehr und mehr alle Verhältnisse in eine Art Erstarrung gerathen, bis endlich das Leben in gewaltsamen Erschütterungen sich Bahn brach. Ein Empörer Namens Scheschonk bemächtigte sich des Thrones. Dann fiel das Land unter die Gewalt des Aethiopierfürsten Sabako. Als dieser gestorben war, ward der Priester Sethon Pharao des Landes. Von ihm wird erzählt, daß er die Assyrier, die Aegypten sich zu unterwerfen gedachten, siegreich bestand. In einer einzigen Nacht, heißt es, sei das Riemenzeug der Feinde von den Feldmäusen zernagt worden.

Als Sethon starb, löste sich das Land in zwölf Theile auf, jeder Theil erklärte sich für selbstständig. Zwölf Fürsten standen den zwölf Ländern vor. Nach einer Zeit kamen sie zusammen und schlossen ein Bündniß mit einander. Als Denkmal dieses Bündnisses sollte der in Verfall gerathene alte Reichspalast, das Labyrinth, wieder hergestellt werden.

Der hervorragendste unter den zwölf Fürsten war Psammetich. Seine Tüchtigkeit erregte den Argwohn der übrigen Fürsten, mehr aber noch eine Weissagung und ein Vorgang, der sich an dieselbe schloß. Es werde — also lautete die Weissagung — demjenigen der Fürsten die Alleinherrschaft über das Land zufallen, der in einer ehernen Schale den Göttern opfern würde. — Als nun die Fürsten zu einem gemeinsamen Opfer schritten, geschah es von ohngefähr, daß der Priester nur elf goldene Opferschalen herzubrachte. Da nahm Psammetich seinen Helm vom Haupte und spendete aus diesem das Trankopfer. Als die übrigen Fürsten des inne wurden, verbannten sie Psammetich in die Sümpfe am Meer. Psammetich sann auf Rache, fragte die Priester und empfing die Antwort: „Steigen geharnischte Männer aus dem Meere empor, dann ist der Tag der Rache angebrochen." Kurze Zeit darauf geschah es, daß Jonier und Karier an der Küste landeten. Es waren Kriegsleute, in Erz gehüllt, wie man deren in Aegypten noch nicht gesehen hatte. Psammetich gewann die Männer für sich, vertrieb die elf Fürsten und ward Alleinherrscher über Aegypten. Den Kriegsmännern, die ihm beigestanden, wie auch ihren Landsleuten gestattete er, sich an den Mündungen des Nil anzusiedeln. Seitdem trat Griechenland in Verkehr mit Aegypten, das bis dahin allen Fremdlingen verschlossen gewesen war. Sais in Unter-Aegypten war jetzt die Hauptstadt des Reichs. Psammetich starb 616 v. Chr. Wie er, regierte sein Sohn Necho mit Kraft und Weisheit. Unter den Nachfolgern sank das Reich und ward (525 v. Chr.) eine Beute der Perser.

Rückblick.

Und was ist nun von all der Herrlichkeit des Landes geblieben? Trümmer der großartigen Bauwerke, besudelt von Barbarenhänden! Doch nicht Barbaren allein arbeiteten an der Zerstörung jener Werke, auch die Hände gebildeter Forscher thaten das Ihre, um das Land verarmen zu machen an jenen Zeugen einer großen Vergangenheit. Und das Klima hat sich durch die Jahrtausende doch auch nicht gänzlich unwirksam erwiesen. Dazu hat der Nil ununterbrochen seine Ablagerungen fortgesetzt. Von den Privathäusern Thebens und der andern alten und ältesten Städte ist keine Spur mehr vorhanden, die Tempel liegen zum Theil in Trümmern, zum Theil sind die Nil-Ablagerungen bis über die Fundamente hinaufgestiegen. Der Nil hat das Land

bereits auf dreißig Fuß Durchschnittshöhe gebracht. Die glänzende Granitbekleidung der großen Pyramide des Cheops ist herabgerissen und zum Bau von Wohnungen verwandt worden; jetzt starrt den Wanderer der rohe Stufengang der Quaderlagen an; die beiden obersten Quaderlagen sind zerstört worden. Und die Riesen-Sphinx? Was seiner Zeit seiner Unbedeutendheit wegen nicht beachtet wurde, das leichte Antreiben feinen Wüstensandes, den Wirbelwinde hoch in die Luft heben, hat durch die Jahrtausende in dem durch das Gebirge weniger geschützten Theil des Landes, auf dem die Riesen-Sphinx errichtet worden ist, eine nicht unbedeutende Gesammtwirkung hervorgebracht. So ist's gekommen, daß der weite Felsenhof, der sie umschloß, verschüttet liegt und nur noch das Haupt jenes Ungethüms aus dem Felsensande hervorragt.

Aber auch die verstümmelten Zeugen einer großen Zeit predigen heut noch laut und künden tiefe Wahrheiten dem, der sie nicht mit todten Blicken anschaut. Aus der Geschichte Aegyptens fließt — dem Nil vergleichbar — fortgesetzt ein Strom lebendiger Anregung, jeden mit Kenntnissen und Einsicht befruchtend, den er berührt. Die Entwicklung andrer Völker, denen die Aegypter eine Zeit lang voraus waren, geschah nicht ohne Einwirkung dieses Stromes. Die zu maßlose Anhänglichkeit an das Hergebrachte preßte in Aegypten den Geist in zu enge Formen ein. Er zeigte zuletzt die Erstarrung einer Mumie Später — in Griechenland — durchbrach der menschliche Geist die Mumienhülle und erhob sich gleichsam als schöner, farbiger Schmetterling. Die Vorführung der Geschichte Griechenlands wird dies erweisen. Zunächst aber haben wir noch die älteste Geschichte anderer Völkerschaften in Betracht zu ziehen.

Die Chinesen in älterer Zeit.

China, das gewaltig große Land im östlichen Asien, hat als natürliche Grenzen im Norden und Westen Berge und Wüsteneien, im Osten und Süden Meere. Der außerordentlich fruchtbare Boden bringt Alles hervor, was der Mensch zur Erhaltung und Verschönerung des Lebens bedarf. Lachende Thäler, fruchtbare Felder, bewaldete Berge sind überall; reges Leben herrscht aller Orten. Die Grenzen des Reiches erstrecken sich so weit, daß dasselbe an Größe Europa mit Ausnahme Rußlands gleichkommt. Schon in der ältesten Zeit ward der Ackerbau mit Eifer und Geschick betrieben. Es wurden, um eine zweckmäßige Bewässerung zu bewirken, Kanäle gezogen, die Getreidefelder glichen in ihrer sorgfältigen Pflege Gärten, jedes Fleckchen ward sorgsam benutzt. Der Chinese ist von Gestalt wohlgebaut, seine Farbe ist bräunlich oder krankhaft weiß, der schwarze Bart ist spärlich und fehlt an den Backen ganz, das dunkle Auge ist der Lage nach anscheinend schräg, weil die innern Winkel der Augenlider nicht vollständig geöffnet werden. Die Backenknochen sind hervorstehend, das Gesicht ist rund, die Nase an der Wurzel eingedrückt, am äußern Ende breit, die Hände haben eine gefällige Form. Fo-hi wird in alten Schriften als Gründer des Reichs genannt. Im Jahre 2300 v. Chr. regierte Yao, 1122 kam Wu-wang durch Empörung auf den Thron. Er gab Theile des Reiches an Verwandte, die aber ihn als Oberherrn anerkennen mußten. Die Chinesen bildeten sich frühzeitig eine Art Ideen- oder Bilderschrift, deren Zeichen aber außerordentlich künstlich zusammengesetzt waren. Gegen fünfzigtausend Zusammensetzungen und Zeichen hat der zu merken, der die chinesischen Schriften lesen will. Für eine Zahl von Schriften genügt das Kennen von 4000 Schriftzeichen. Derjenige, der sich dem Studium unterwarf, hatte seine ganze Kraft darauf zu verwenden, jene Zeichen und Zusammensetzungen seinem Gedächtniß einzuprägen: zur Anstellung von Forschungen verblieb ihm weder Kraft noch Zeit. So tüchtig die Chinesen sich im Ackerbau, in der Weberei, in der Verfertigung von Porcellansachen erwiesen, so weit

blieben sie in andern Beschäftigungen und in den Künsten zurück. Ein tolles Gelärm, hervorgebracht durch Spiel auf Triangel, Kupferbecken, Trommeln und gellenden Flöten galt ihnen für harmonische Klänge. Aber sie hielten viel auf Musik; sie wird in alten Schriften als „Wiederklang der Weltharmonie“ bezeichnet; die Sitten- und Staatsgesetze wurden in Musik gesetzt und durch Singen auswendig gelernt. M. Amiot, L. A. F. Arends und Ambros berichten: In ältester Zeit wurden von den Chinesen acht Arten verschiedener Töne und Klänge unterschieden, in der Annahme, daß die Natur selbst nur acht Arten klingender Körper erzeuge, und zwar die Thierhaut, den Stein, das Metall, die Erde, die Seide, das Holz, den Bambus, den Kürbis. Aus diesen Körpern wurden daher die Instrumente angefertigt, mit deren Klängen und Tönen man Alles bezeichnete, was entweder eine Vergleichung mit denselben gestattete, oder in einer bestimmten Beziehung zu dem Material der Instrumente stand. Als Hoang-Ty, 2700 Jahre v. Chr., das Reich erobert hatte, erwies er sich sogleich für Künste und Wissenschaften eifrig besorgt und befahl dem Ling-lun, die Musik auf feste Regeln und Grundsätze zurückzuführen. Ling-lun — also berichten die alten Schriften den Chinesen — begab sich in das Land Si-Yung, zu den Quellen des Hoang-ho, wo er auf einem Berge, an dessen Fuße reiche Bambusrohr-Waldungen wuchsen, in tiefem Nachdenken über seine Aufgabe verweilte. Er kam auf den Einfall, aus dem Rohr Pfeifen von verschiedener Länge zu schneiden, als er den Wundervogel Fung-Hoang erblickte. Das Männchen sang sechs Töne und das Weibchen Hoang sechs andere Töne (die sechs vollkommenen männlichen und die sechs vollkommenen weiblichen Halbtöne der Octave). Er ahmte die gehörten Töne auf seinen Pfeifen nach. — In der Malerei fand die Perspective keine Berücksichtigung, aber in der Bereitung der Farben und in dem Auftragen derselben waren sie geschickt. Mit kleinen Schellen behängten sie ihre Kleider, Schirme, Stöcke, Schwerter, Bogen, Pferde und Wagen, ihre Häuser und Schiffe, und sie ergötzten sich an dem Klange. Diesen Standpunkt hatten sie schon tausend Jahre vor Christo, und sie haben ihn unverrückbar behalten. Die Männer der Wissenschaft konnten schon aus dem bezeichneten Grunde nicht vorwärts kommen, und die Staatsverfassung that auch das Ihre, den Geist gefangen zu halten. Das oberste Gebot der Chinesen lautete: Blinden Gehorsam dem Kaiser! Aber auch auf dem Fürsten des Landes, der den Titel „Sohn der Sonne“ führt, ruht der Zwang, bis ins Kleinste hinein den Ueber-

lieferungen gemäß zu leben. In einem der heiligen Bücher steht geschrieben: „Der Fürst soll selbst die Tugend besitzen, dann darf er sie von Andern fordern. Denn das Gute befehlen, dessen man selbst ermangelt, ist widersinnig und unnatürlich. Regiert der Fürst (möge er nun durch schlechte oder gute Impulse dazu getrieben sein) nach seinem Eigenwillen und nicht nach den überlieferten Gesetzen, so ist das Volk berechtigt, sich zu empören." Es herrschte in China der Glaube, daß die in heiliger Vorzeit durch Einwirkung himmlischer Herrscher gegebenen, nicht etwa nur auf das religiöse, sondern auch auf das ganze bürgerliche Leben sich beziehenden Gesetze unverändert bestehen bleiben müßten, wenn Reich und Volk nicht in Verfall gerathen sollten. Daher wurde schon die bloße Inbetrachtnahme des Werthes eines Gesetzes, eines Gebrauches, einer Sitte als Verbrechen angesehen. Alle diese alten Ordnungen im Volke festzuhalten und Uebertretungen zu sühnen, galt als gelindestes Mittel der Bambusstock. Geschlagen wurden Alle, vom höchsten Staatsbeamten (Mandarinen) an bis zum niedrigsten Sclaven. Hervorragende Geister fanden keinen Boden für reformatorische Bestrebungen. Mancher Reformator mußte seinen Geist unter Stockschlägen aufgeben, und das Volk sah theilnahmlos zu. Einem solcher Männer jedoch, der wohl mit sehr großer Vorsicht zu Werke gegangen sein mag, da er unangetastet blieb, bewahrte das Volk ein ehrendes Andenken. Es ist Confucius (Kong-fu-tse), der von 551 bis 479 v. Chr. lebte. Er habe, wird erzählt, das Volk als schon im Rückschritt begriffen gefunden. Emsig sammelte er die Sinnsprüche und Volkslieder alter, besserer Zeit, die von ihm sehnsüchtig zurückgewünscht wurde, und gab auch seinem Volke neue Dichtungen, von denen einige (nach Uebersetzungen von Schiller und Rückert) folgen mögen.

Bedenke, was der Himmel hat
Geordnet, kann der Himmel ändern.
Der Himmel ändert seinen Rath
Auch über Königen und Ländern.

Der Himmel schaut in deinen Sinn,
Sein Weg ist über deinen Wegen;
Wohin du gehst, da geht er hin
Und tritt dir überall entgegen.

Drum laß nicht deines Herzens Lust
Dich lenken ab von seinem Lichte,
Und wiss', in Allem, was du thust,
Du thust's vor seinem Angesichte.

Ein hoher Baum auf Nan, dem Berge, steht,
Um den sich eine Blüthenranke windet.
Wie lieblich sich's füget, wie schön es ergeht,
Wenn Schönes mit Edlem sich findet und bindet.

Ein hoher Baum auf Nan, dem Berge, ragt,
Um den sich eine junge Ranke schlinget.
Wie hold es ergötzt, wie schön es behagt,
Wo Hoheit zu fesseln der Anmuth gelinget.

Ein hoher Baum auf Nan, dem Berge, sprießt,
Um den sich eine zarte Winde schmieget.
O Seligkeit, die ihr Verbundenen genießt,
Von schmeichelnden Lüften des Glückes gewieget.

Solch zartes Saitenspiel vermochte aber nicht die träge, an den Bambus gewöhnte Masse, den viele Millionen zählenden Volkskörper, aufzurütteln.

Der schnelle Wechsel der Witterung im Lande hat es bewirkt, daß bei den Chinesen in früher Zeit schon jackenartige Anzüge im Gebrauch waren. Je nach dem Eintritt eines geringeren oder größeren Wärmegrades stülpt man sich Jacken, von leichtem Zeuge gearbeitet, über, oder man zieht sie ab. Sie gleichen Futteralen. Eben so gleicht aber auch das ganze Volk einem Futteral: nur daß ein entsprechender menschheitswürdiger Inhalt fehlt.

Die Inder.

Indien ist fast so groß als Europa. An Naturerzeugnissen ist es reicher als Aegypten und China, und an Mannigfaltigkeit derselben übertrifft es wohl alle übrigen Länder der Erde. Unzählige Flüsse bewässern das Land, in den südlichen heißen Gegenden fehlt es nicht an erfrischenden Regengüssen. Von Getreidearten gedeiht hier am üppigsten der Reis. Reichlich sind in den Wäldern vertreten die Kokospalme, der Bambus, der Zimmet-, der Gewürznelken-, der Muskatnußbaum; auch finden sich hier die Baumwollen- und die Papyrusstaude, Pfeffer, Myrrhen, Narde, Kampfer und Indigo, Eben- und Sandelholz. Blühende Rankengewächse schlingen sich an den Bäumen empor, auf den Gewässern wiegt sich der Lotos, umschwärmt von Insecten, die im Sonnenstrahl wie Edelsteine glänzen, Schmetterlinge der größesten Art gaukeln von Blume zu Blume. Außer von den Blüthen der Schlinggewächse ist das Waldesgrün von bunten Vögeln aller Art belebt, namentlich von Papageien, Goldfasanen und Pfauen. Aber auch das reißendste Thier — der bengalische Tiger — durchstreift die Wälder, außerdem bergen die Waldungen Panther und Luchse, Giraffen und Antilopen. Der Elephant, der sich hier zahlreich findet, übertrifft seine afrikanischen Brüder an Größe und Klugheit. In den Ebenen lebt der Strauß, an den Ufern der Gewässer der rothe Flamingo. Indien hat Gold und Silber die Fülle; vor Allem aber ist zu merken: Indien ist die Heimath der köstlichsten Edelsteine.

Der Menschenschlag, der in diesem von der Natur so reich gesegneten Lande auftritt, ist körperlich in einem hohen Grade wohlgestaltet und von äußerst sanfter Gemüthsart. Noch die Abkömmlinge lassen erkennen, wie das Urvolk geartet war. „Ihre Gestalt ist gerade, schlank und schön, ihre Finger lang und zart tastend; die Züge desselben sind bei dem weiblichen Geschlecht die zartesten Linien der Schönheit, bei dem männlichen einer männlich sanften Seele. Ihr Gang und ihr ganzes Tragen des Körpers ist im höchsten Grade anmuthig. Die Beine und Schenkel, die in den nordöstlichen Ländern

sich mehr und mehr affenartig verkürzt hatten, haben hier das richtige Ebenmaß und tragen eine sprießende Menschenschönheit. Und wie die Leibesgestalt ist auch die ursprüngliche Gestalt ihres Geistes, ja — sofern man sie ohne den Druck des Aberglaubens oder der Sclaverei betrachtet — ihre Lebensweise. Mäßigkeit und Ruhe, ein sanftes Gefühl und eine stille Tiefe der Seele bezeichnen ihre Arbeit und ihren Genuß." Und doch hat dieses Volk nur eine kurze Zeit der Blüthe gehabt. Prächtig brach diese Blüthe auf, schnell welkte sie hin und verlor Wohlgestalt und Duft. Möglich, daß dieses Volk, wenn es von andern Völkern unberührt geblieben, wenn ihm von keiner Seite Leides zugefügt worden wäre, — daß es sich dann in geistiger Beziehung herrlich entfaltet hätte. Aber ringsum tobte die Völkerflut, Zustände gewannen Geltung, gegen welche die Empfindung des Rechts sprach, und da fehlte dem Volke die Kräftigkeit des Gemüths, den niederbeugenden Eindrücken entsprechenden Widerstand zu leisten. In dem belasteten Gemüth erlahmte die Thatkraft, die eine Zeit lang rege gewesen war. Empfindungen und Träumen nachhängend, in Grübeleien sich erschöpfend, lebten die Inder fernerhin ein Leben, das weder sie selbst weiter führte, noch andern Völkern heilsame Anregung zu geben vermochte.

Die ältesten Schriften der Inder sind die vier Veda's. Ihre Entstehung wird auf das Jahr 4900 v. Chr. gesetzt. Als sie verfaßt wurden, hatten jene Grübeleien schon den einfachen Gottesgedanken, wie er in der Zeit vorher in dem Volke lebte, entstellt. Die Veda's lehren: Brahma ist das unerschaffene, geschlechtslose, unbestimmbare All; aus ihm gingen alle unsichtbaren Wesen und alle sichtbaren Dinge hervor. Die Priester, die der Erforschung des Brahma nachhingen, hießen darum Brahmanen. Ausflüsse des unergründbaren Brahma sind die zwei Hauptgötter Siva und Vischnu. Siva heißt der Verehrte, stellt die Naturkraft dar, die erzeugt, aber auch zerstört. Sein Symbol ist das Feuer. Vischnu, d. i. der Durchdringende, dessen Symbol das Wasser ist, bedeutet die erhaltende Kraft. Beide werden auch im Gegensatze zu einander gedacht, je nachdem auf diese oder auf jene unklare Stelle der Veda's mehr oder weniger Gewicht gelegt wird. Ueberhaupt geben die Veda's Anhalt zu den verschiedenartigsten Deutungen. In den Tempeln wurden Steinbilder der Gottheiten aufgestellt. Brahma erscheint als ein Mann mit vier Köpfen und vier Armen, auf einem Schwane reitend. In der einen Hand hält er die Gesetzbücher, in der andern ein Gefäß mit Wasser, die dritte ist schützend aufgehoben, die vierte gebend

ausgestreckt. Siva wird als silberfarbener Mann mit fünf Köpfen und acht Händen dargestellt. Ueber seinen Augen steht — in der Mitte der Stirn — noch ein drittes viereckiges Auge. Er hat Schlangen in den Ohren und trägt um den Hals ein Halsband von Schädeln. Vischnu erscheint als blauer Mann, auf einem Fische reitend. Er hat vier Arme. In der einen Hand hält er eine Keule, in der andern eine Muschel, in der dritten ein Schwert, in der vierten eine Wasserlilie. Diese drei Gottheiten werden auch als eine Dreieinigkeit gedacht, als eine Gestalt mit drei Köpfen. Viele, ja unzählige Untergottheiten und Dämonen — einzelne Stellen geben die Zahl von 330 Millionen an — sind von jenen Hauptgottheiten erzeugt worden. Als der vornehmste der Untergötter gilt Indra, der Herrscher des Firmaments. Die guten Gottheiten wohnen in einem herrlichen Himmel. Der Weg für den Menschen nach jenem seligen Ort ist Entsagung, Ertödtung aller Fleischeslust, Widerstand gegen die Forderungen aller natürlichen Triebe. Auch die Thiere haben ihre Repräsentanten in jenem Götterhimmel, die Affen z. B. eine Gottheit Namens Hanumann. Die Dämonen, Rakscha's, stehen den Göttern feindlich gegenüber; sie sind schwer zu besiegen, da sie gewaltige Kräfte besitzen. Mehr noch als den Chinesen ihre Schrift machte den Brahmanen der also bevölkerte Götterhimmel zu schaffen. Wer dem Studium desselben sich mit Eifer hingab, dem schwanden die wirklichen Dinge der Welt in Nichts dahin, während das Nichts ihm eine Welt wurde. Die Grenzscheide, innerhalb derer die ursprüngliche Gottesanschauung sich hätte verklären können, war überschritten: so mußten die theologischen Systeme immer mehr in das Phantastische ausarten, immer unverständlicher, immer weniger fruchtbringend werden. Die brahmanische Theologie verband sich mit der Staatskunst und gab der Ungerechtigkeit, die innerhalb der Bevölkerung einen willkürlichen Rangunterschied schuf, eine göttliche Weihe.

Das ganze Volk war in fünf Schichten, Kasten (von dem portugiesischen Wort casta) getheilt. Die vornehmste Kaste war die der Priester (Brahmanen). Zunächst folgte die Kaste der Krieger (Kschatriga's), dann die Ackerbau, Viehzucht und Handel treibende Hauptmasse des Volks (Vaiçja's und Sudra's) und endlich die gänzlich verachtete und vollständig verkommene Kaste der Paria's, die in ältester Zeit Kaleda's genannt wurden. In frühester Zeit mögen die Priester mit Segen für das Volk gewirkt haben; darnach wurde ihr Einfluß auf die Volkszustände verderblich. Denn entweder gaben sie sich gänzlich müssigen Träumereien hin, unterbrochen nur von Ka=

steiungen, die aber nur den einzigen selbstsüchtigen Zweck hatten, ihnen eine hohe Stelle im Götterhimmel zu sichern, oder sie arbeiteten daran, unter dem Deckmantel einer des Volkes Urtheil verwirrenden Scheinfrömmigkeit ihre Vorrechte zu befestigen und noch zu vergrößern. Die heiligen Bücher, sagten sie dem Volke, seien aus der Nase Brahma's hervorgegangen, sie aber, die Brahmanen, aus dem Munde des unergründlichen Gottes! — Wenn demnach die Brahmanen sprachen, so sprach Brahma selbst! Erschien ihr Wort unergründlich, so war das kein Wunder; denn war Brahma nicht der Unergründliche? Auch der Ursprung der übrigen Stände (mit Ausschluß der Paria's) ward auf Brahma zurückgeführt, allein auch dadurch der Rangunterschied deutlich markirt. Die Kaste der Krieger entstammte den Armen (daher ihre Pflicht, mit ihren Armen das Land zu vertheidigen), die dritte und vierte Kaste den Schenkeln und Füßen Brahma's (daher ihnen die Pflicht oblag, für die beiden ersten Stände zu arbeiten). Lesen durften außer den Brahmanen auch die Krieger die heiligen Bücher, aber das Erklären und Auslegen war das ausschließliche Recht der Brahmanen. Die übrigen Kasten aber durften in den heiligen Büchern nicht einmal lesen; auf das Zuwiderhandeln stand der Tod. Dagegen wurde dem Volke eine erdrückende Menge von Ceremonien auferlegt. Der Hauptgrund, weshalb man dem Volke das Lesen der Veda's verbot, mochte der sein, daß sich in ihnen einzelne, aus einer besseren Zeit stammende, heilsame Forderungen an die Priester befinden. Diese sollten tadellos leben und arm bleiben. Je mehr die Priester nun die Rechte betonten, die ihrer Herrschsucht Vorschub leisteten, je weniger Sinn hatten sie dafür, jenen Pflichtforderungen nachzukommen. Es lag demnach in ihrem Interesse, daß die große Masse von jenen Forderungen gar keine Kenntniß erhielt. Sie sammelten Schätze und lebten an den Höfen der von ihnen erwählten Fürsten. Diesen stellten sie es als besonders verdienstlich dar, viele Brahmanen am Hofe zu halten. Es ist vorgekommen, daß Fürsten ihrer mehr als tausend um sich hatten. Da ihnen nun auch ausschließlich alle wichtigen Staatsämter gehörten, so waren sie die wirklichen Regierer des Staates.

Einen Aufschwung gewann die indische Religion durch Buddha, einen Verwandten des herrschenden Königshauses, der etwa um die Zeit des Confucius (550 v. Chr.) auftrat. Seine Absicht ging dahin, die Religion von den sie behaftenden Irrthümern zu reinigen, sie auf den Zustand zurückzuführen, den sie vor der Zeit der Entstehung der Veda's hatte. In den Veda's, sagte er, sei nicht die reine Lehre enthalten;

beim Entstehen dieser Bücher sei die Lehre der Götter bereits gefälscht gewesen. Das Lesen und Erklären der heiligen Bücher, lehrte er, beschränke sich nicht auf Kasten, sondern sei ein Recht des ganzen Volkes. Brahma habe die Kasten nicht gestiftet, sie seien vielmehr ein Werk der Willkür und Herrschsucht der Menschen. In Bezug auf Glaubenslehren und Gebräuche behielt er bei: die Vielgötterei, die Seelenwanderung und das Verbot des Fleischessens. Nach ihm hatte nicht die Priesterschaft das ausschließliche Recht, Opfer darzubringen; auch dies Recht gehöre Allen zu. Blutige Opfer seien verwerflich, den Göttern seien nur Opfer von Blumen, Wohlgerüchen und Sandelholz angenehm. Nach der Lehre des Buddhismus besteht das All aus drei Regionen. Die erste Region ist die Welt der irdischen Gestaltung, die zweite eine farbige und gestalthabende höhere Welt des Geistes, die dritte die allerhöchste farb= und gestaltlose ätherische Welt. Die Menschen sind gefallene Wesen der höheren Welten, die nun in der niedrigsten der drei Regionen leben. Auf der Stufenleiter der Religion sollen sie aufsteigen. Auch die Götter waren einst in der Tiefe und sind nach und nach erst bis in die ätherische Welt gelangt. Das Aufsteigen wird ermöglicht durch ein Leben der Mäßigkeit, Friedfertigkeit, Barmherzigkeit, Geduld und Standhaftigkeit und durch Kasteiungen des Leibes. Der Geist des Lasterhaften geht über in einen Thierleib. Sinkt er auch hier noch, so wird er bösen Geistern der Hölle überantwortet. Die Priester durften nicht heirathen, um gänzlich ungestört den heiligen Dienst verrichten zu können. Alle Gebete werden von den Göttern gnädig aufgenommen, mögen sie auch selbst von Maschinen verrichtet werden. Man hatte in den Tempeln förmliche Gebetsmaschinen, Walzen, auf welchen Gebete aufgerollt waren und die durch Wasser getrieben wurden.

Der Buddhismus fand großen Anklang. Viele Irrlehren hatte er hinweggeräumt, doch blieb — Alles in Allem gerechnet — auch er noch unter der Allmacht des herrschend gewordenen Irrwahns. Unsitte war einmal Sitte geworden, und sie ließ sich nicht gänzlich ausrotten. Der Lehre nach waren die Kastenunterschiede verwischt, aber in Wirklichkeit machten sie sich doch geltend und weiterhin immer mehr. Der einer höhern Kaste Entsprossene zertrat nicht den Wurm am Wege; aber unter seiner Würde hielt er es, einem hilfsbedürftigen Mitmenschen aus einer der seinen untergeordneten Kaste beizuspringen. Berührung irgend welcher körperlichen oder geistigen Art galt als Erniedrigung, Wegwerfung. Für das Familienleben fehlte als Grundlage die Heilighaltung der Ehe. Die Frau war nicht Ge=

nossin, sondern Sclavin des Mannes. Für den Priester galt es als erlaubt, Frauen beliebig ins Haus zu nehmen und sie auch beliebig wieder gehen zu lassen. Alles, was er that, war ja Brahma's Werk, und der war unerforschlich! — Starb ein Mann, so wurde eine Erdvertiefung gemacht, darin ein Holzstoß aufgestellt und die Leiche verbrannt. Die Frau aber war gezwungen, sich in die brennende Glut zu stürzen. Weigerung zog Schlimmeres nach sich, als der schnelle Feuertod es war. Sie wurde in die Wüste gestoßen, wo sie elend umkam. Zu den gottesdienstlichen Handlungen gehörte auch der Tanz. Nun wurden in den Tempeln ganze Scharen von Buhlerinnen, Bajaderen genannt, gehalten; die Priester unterrichteten sie selbst im Tanzen. Die völlige Entsittlichung, in der die Brahmanen lebten, ergriff das ganze Volk und machte es kraftlos und feige.

In der Himmelskunde waren die Inder für ihre Zeit nicht unerfahren. Bedeutendes leisteten sie in der Mathematik; man bezeichnet sie als die Erfinder der Decimalziffern, die von ihnen zu den Arabern kamen. Auch wird ihnen nachgerühmt, daß sie Bedeutendes in der Heilkunde leisteten. Sie hätten, heißt es weiter, eine besondere Geschicklichkeit im Steinschnitt, im Staarstechen und in dem Ersetzen der Nase durch die Stirnhaut gezeigt.

Zeugen zwiefacher Art geben heut namentlich noch Kunde von der kurzdauernden Blüthezeit des indischen Volkes: — Bauwerke und Dichtwerke. Ueber die Zeit, in der die Bauwerke entstanden, deren Ueberreste jetzt noch zur Bewunderung hinreißen, hat sich mit Sicherheit etwas Bestimmtes nicht feststellen lassen; nur so viel scheint festzustehen, daß sie der Zeit vor Christi Geburt angehören. Es sind die sogenannten Grottentempel, die hier in Betracht kommen. Höhlungen in Felsbergen wurden erweitert und derartig gestaltet, daß die also gewonnenen Räume das Innere von Tempeln darstellten. Eine solche Felsengrotte befindet sich auf der unweit Bombay gelegenen Insel Elephanta, so genannt wegen eines gewaltig großen Elephantenbildes, das vor dem Felsentempel steht, gleichsam einen Wächter desselben vorstellend. In dem Innern, das ein Quadrat von einhundert und dreißig Fuß im Geviert bildet, befindet sich, dem Eingang gegenüber, ein fünfzehn Fuß hohes steinernes Götterbild mit drei Köpfen. Es stellt die indische Dreieinigkeit — Brahma, Siva und Vischnu — dar.

Großartiger noch sind die Bauwerke bei Ellora, „die Wunder von Ellora" genannt. Das Gebirge hat hier eine Einbiegung in Form eines Halbkreises, dessen Enden fast eine halbe Stunde weit

von einander entfernt sind. Hier sind nicht blos Höhlungen benutzt, sondern es ist auch in den harten Granitstein hinein gearbeitet worden. So sind Tempel und Gemächer aller Art entstanden, von denen viele in Stockwerken übereinander liegen. Es war neben den Tempeln zugleich für Priesterwohnungen und für Räume zur Aufnahme von Pilgern gesorgt, und dies in solchem Umfange, daß wohl die Bewohner einer mittelgroßen Stadt hier zu gleicher Zeit Unterkommen finden konnten. Kanäle, durch die Felsen gehauen, führten Wasser aus den höher gelegenen Theilen des Gebirges herzu.

Endlich erwähnen wir noch die Tempelgrotte Kailassa, d. i. Sitz der Seligen. Ein Gang führt in einen Felsen, in welchem ein Raum von drittehalb hundert Fuß Breite, viertehalb hundert Fuß Tiefe und einhundert Fuß Höhe hergerichtet ist. In der Mitte dieses ungeheuren Raumes ließ man einen Felsblock stehen und gestaltete ihn zu einem Tempel von neunzig Fuß Höhe. Ein Tempel von dieser Höhe aus *einem* Felsstück! — Zur Seite stehen ihm steinerne Obelisken und Elephanten, die letzteren in mehr als natürlicher Größe. Mit Ornamenten aller Art, die eine ausschweifende Phantasie bekunden, sind die Wände des Tempels innen und außen überladen. Es konnte ja nicht ausbleiben, daß das phantastische Geistesleben der Inder auch in den Bauwerken seinen Ausdruck fand. Sie strebten danach, durch das Kolossale mächtige Wirkungen zu erzielen; aber sie brachten es nicht zum Ausdruck der Schönheit, die in dem Maßhalten sich nur zu offenbaren vermag. Neben dem Phantastischen machte sich in allen ihren Bau- und Bildwerken das Ungeheuerliche und Schwülstige bemerkbar. Solche Werke in Stein, wie sie oben geschildert wurden, konnten nur durch Tausende und aber Tausende von Arbeitern in einer Reihe von Jahrhunderten zur Ausführung gelangen. Später hat die üppige Vegetation die wunderbaren Stätten umwuchert und sie mit Grün und Blumen verdeckt.

Wir haben schließlich noch der indischen Dichtwerke Erwähnung zu thun. Die Entstehung der großen Heldengedichte Ramayana und Mahabharata wird in das Jahr 1000 v. Chr. gesetzt. In ihnen werden die Thaten des Kriegerstandes verherrlicht. Wie den Bauwerken fehlt auch diesen Dichtungen Maß und Ordnung. Das poetische Leben ist für die Dichter noch ein unruhiger Traum, in dem Schönes und Großes vor ihnen aufsteigt, aber ins Phantastische getrieben wird. Bedeutenderes leisteten die Inder auf dem Gebiet des Dramas, der Liederdichtung und der Thierfabel. Eine Wunderblume von Zartheit und Schönheit ist das Drama „Sakuntala oder der entscheidende Ring“,

gedichtet von dem am Hofe des Königs Vikrama lebenden Brahmanen Kalidasa. Nach dem Urtheile Goethe's gehört dieses Drama zu dem Zartesten und Duftigsten, was die Poesie aller Zeiten aufzuweisen hat. „Da sprechen und fühlen Pflanzen und Bäume, und nah und fern ist das Wirken himmlischer Mächte offenbar. Der Geist der Natur athmet und lebt in jedem Theil der Dichtung." Werke dieser Art zeigen, was aus diesem Volke unter günstigen Umständen hätte werden können. Ein Gleiches bekunden einzelne Lieder und Sprüche. Als Buddha gestorben war, traten seine Jünger zusammen, und es wurden die Aussprüche des Meisters niedergeschrieben. Einige derselben lauten:

Wenn tausend Worte reihten sich in deiner Sprüche leerem Schwall,
Viel besser ist ein Spruch voll Sinn, der einem Herzen Ruhe schafft.

Sich selber zu besiegen ist ein schön'rer Sieg als Schlachtensieg.
Der Sieg deß, der sich selbst bezähmt, sich selber zu beherrschen weiß.

Ob einer hundert Jahre lebt, am Herzen matt, am Geiste schwach,
Viel besser ist ein einz'ger Tag, der feste Willenskraft bewährt.

Einige Spruchdichtungen lauten:

Die Freundschaft mit dem Bösen, Gleichgültigen und Guten
Sei dir nicht einerlei.

Ein Tropfen Regenwasser fiel auf ein glühend Eisen,
Man sah die Spur nicht mehr.

Er fiel auf eine Blume und blieb ein Tropfen Thaues
Und glänzte perlengleich.

Er sank in eine Muschel zur segensreichen Stunde
Und ward zur Perle selbst.

So wie die Flamme des Lichts auch umgewendet hinaufstrebt,
So, vom Schicksal gebeugt, strebet ein Edler empor.

Wohlwollen, Geben, hülfreich sein wie mit dem Worte, mit der That
Von Herzensgrund ohn' Unterlaß, das ist des Guten stete Pflicht.

Das übet diese Welt wohl auch aus Menschengunst und Menschenfurcht:
Die Guten aber lieben auch, wo sie ihn treffen, ihren Feind.

Diese aus dem Leben der alten Inder uns überlieferten Worte gleichen blitzenden Edelsteinen auf dunklem Grunde.

Die Phönicier.

Im Südwesten von Syrien, zwischen dem Libanon und dem Mittelmeere, befindet sich ein Streifen Landes von etwa 25 Meilen Länge und 2 bis 3 Meilen Breite. Dieser schmale Landstreifen ward in der ältesten Zeit Kanaan d. i. Niederung genannt; die Griechen gaben ihm später seines Palmenreichthums wegen den Namen Phönicien. Gewissermaßen als die Rücklehne des einem prangenden Garten gleichenden Landes kann der dasselbe im Osten begrenzende mächtige Gebirgszug betrachtet werden, der sich bis zu 9000 Fuß erhebt. Die höchsten der Berggipfel sind fast das ganze Jahr hindurch mit Schnee bedeckt, daher der Name Libanon (von liban, weiß sein). Arabische Dichter sagen von ihm: „Er trägt den Winter auf seinem Haupte, auf seinen Schultern den Frühling, in seinem Schooße den Herbst, der Sommer aber schlummert zu seinen Füßen am Mittelmeer." Das Gebirge steigt nicht schroff empor, es bildet vielmehr eine allmählich sich erhebende Terrasse. Die unteren Stufen sind mit Wäldern von Silberpappeln, Akazien, Eichen und Platanen bedeckt, die von dem Gesange der Nachtigallen und anderer Vögel fast ununterbrochen erfüllt werden. Der Wein rankt sich an den Bäumen, sogar an dürren Felsen empor. Höher hinauf gab es in alten Zeiten unabsehbare Cedernwaldungen. Die Ceder hat einen immergrünen Blätterschmuck, ihre Blüthen sind purpurroth, ihr braunrothes Holz ist wohlriechend und weder dem Wurmfraße noch der Fäulniß ausgesetzt; das Harz wurde in Aegypten zur Einbalsamirung der Leichen zweiter Klasse verwandt. Cedernholz diente seiner Zeit zum innern Ausbau von Königspalläſten und Tempeln, wie das Beispiel des Tempelbaues Salomo's beweist, für den 80,000 Zimmerleute und 70,000 Lastträger auf dem Libanon thätig waren. Sie brachen freilich auch für ihn den Jura-Kalk-

stein, der das herrschende Gestein des Gebirges ist. Jetzt ist von all der Herrlichkeit der Cedernwaldungen nur noch ein Rest von etwa 400 Stämmen geblieben, die sorgsam gehütet werden, und von denen die ältesten wohl schon zu Salomo's Zeiten ihre immergrünen Kronen in die Luft gestreckt haben mögen. Der älteste der Stämme hat einen Umfang von 47 Fuß.

Die Natur des Landes wirkte auch hier bestimmend auf die Thätigkeit und Lebenseinrichtung der Bevölkerung. Von selbst schon lud die Nähe des Meeres zum Betrieb der Schifffahrt ein, zumal eine Zahl von Buchten den Schiffen sichere Zufluchtsorte gewährt. Als die älteste Hafenstadt des Landes wird Sidon genannt. Hervorragender waren später Tyrus und das auf einer der Küste ganz nahen Insel erbaute Neu-Tyrus. Die Städte waren anfangs von einander unabhängig, für gemeinschaftliche Angelegenheiten bestand ein Bund. Weiterhin ist die Geschichte der Phönicier im Grunde die Geschichte der Städte Sidon, Tyrus und Neu-Tyrus, die sich abwechselnd im Besitze der bestimmenden Macht über das Land befanden. Später und zwar genau in der Zeit, in der Samuel den Juden ihren ersten König gab, wurde auch in Phönicien das Königthum eingeführt. Die herrschenden Stände — Priester und Krieger — statteten es jedoch nur mit geringer Macht aus. Der zweite König der Phönicier war jener Hiram, der dem Könige Salomo das Cedernholz und die Steinquadern zum Tempelbau gab. Der assyrische König Salmanassar zwang die Bevölkerung, ihm zu huldigen (722 v. Chr.). Nur die Tyrier widerstanden rühmlich, und als sie sich endlich gezwungen sahen, dem Feinde die Stadt zu überlassen, zogen sie sich auf die schon erwähnte Insel zurück, die von da ab Neu-Tyrus benannt wurde. Nach fünfjähriger Belagerung dieses Ortes, an dessen Befestigung während der Kämpfe fortgesetzt gearbeitet worden war, mußte der Feind unverrichteter Sache abziehen. Das Land erstarkte nun um so mehr. Neue Schiffe wurden erbaut und zum Theil herrlich ausgeschmückt. Ezechiel sagt: „Die du wohnest an den Zugängen des Meeres, Händlerin der Völker, Tyrus, im Herzen der Meere ist dein Mark, deine Bauleute haben deine Schönheit vollkommen gemacht. Aus Cypressen zimmerten sie dein Getäfel; Cedern vom Libanon nahmen sie, um deine Mastbäume zu machen; aus Eschen von Basan schnitzten sie deine Ruder, deine Bänke aus Elfenbein, gefaßt in Buchsbaumholz. Weiße Leinewand, buntgewirkte aus Aegypten breitest du als Segel und Wimpel aus, blauer und rother Purpur von Arabiens Küste ist dein Zeltdach." Die Flotte der Phönicier, mit Söld-

nern aus Arabien und der Nordküste Afrikas besetzt, erregte mehr und mehr die Bewunderung, aber auch die Besorgniß anderer Völker.

Darauf überzog ein Heer des babylonischen Königs Nebukadnezar das Land, und wiederum waren es die tapfern Tyrier, die den Kampf gegen den an Zahl überlegenen Feind aufnahmen. Alt-Tyrus fiel in die Gewalt Nebukadnezar's, der die Bewohner in die Sclaverei sandte; Neu-Tyrus vermochte er aber selbst nach einer dreizehnjährigen Belagerung nicht zu nehmen. Unter Cyrus geriethen die Phönicier in eine gewisse Art von Abhängigkeit. Später zwang sie Alexander der Große, indem er das bis dahin unbesiegte Neu-Tyrus gewann. Die Schöpfungen dieses Fürsten auf dem Gebiete des Welthandels schwächten die Macht und Bedeutung Phöniciens für alle Folge.

Die Schifffahrt hatte in ihrem ersten Anfange schon neben dem Seeraub, den die Phönicier fortgesetzt betrieben, zum Handel angeregt; der Handel mit auswärtigen Völkerschaften empfing Sicherheit und Ausdehnung durch Anlegung von Kolonien. Kein Volk der älteren und neueren Zeit hat so viele Kolonien angelegt wie die Phönicier. Ihre Handelswege führten sie zumeist an die Küsten der Länder, die das mittelländische Meer einschließen; an diesen Küsten waren nun die Kolonien vertheilt, wie es den Handelsvortheilen entsprach. Die Entstehung der meisten dieser Ansiedelungen fällt in die Zeit von 1000 bis 500 v. Chr. Kolonien wurden angelegt auf den meisten Inseln des mittelländischen Meeres, vorzüglich aber auf der Nordküste Afrikas und den Küsten Spaniens. Die Felsen von Gibraltar wurden im Alterthum die Säulen des Hercules genannt, und es ging die Sage, sie bildeten die Grenze der Welt. Die Phönicier ließen diesen Glauben bestehen, durchschifften aber die Meerenge und legten auch auf den Küsten des atlantischen Meeres Kolonien an, ja die kühnen Seefahrer drangen bis in die Ostsee vor, deren Küsten ihnen reiche Ausbeute an Bernstein boten. „Der Bernsteinhandel," sagt Humboldt, „ist ein merkwürdiges Beispiel von dem Einfluß, den die Liebe zu einem einzigen fernen Erzeugniß auf die Eröffnung eines innern Völkerverkehrs und auf die Kenntniß großer Länderstrecken haben kann."

An der Nordküste von Afrika entstand während ihrer Meeresherrschaft und von ihnen ausgehend das nachmals so berühmte Karthago. Ueber die Gründung dieser Kolonie wird Folgendes berichtet: Pygmalion, Herrscher von Tyrus, hatte eine Schwester, Namens Dido, die sich an Sichäus vermählte, der große Reichthümer besaß. Die Gier nach diesen Schätzen verleitete den Pygmalion, seinen Schwager

zu ermorden. Dido raffte an Gold zusammen, was sie vermochte, begab sich mit einer Zahl von Getreuen auf ein Schiff und landete an einer günstig gelegenen Stelle der nordafrikanischen Küste. Sie stellte an die Eingeborenen das Begehren, ihr für eine reichliche Entschädigung so viel Land abzutreten, als mit einer Ochsenhaut umspannt werden könne. Als das Abkommen beeidet war, zerschnitt sie eine Ochsenhaut in feine Streifen und umzog damit einen nicht unbedeutenden Strich Landes, auf dem nun Karthago erbaut ward.

Wie in den westlichen Meeren fanden sich später Spuren phönicischer Niederlassungen auch in dem persischen und arabischen Meerbusen. Die Phönicier unternahmen Fahrten nach dem Goldlande Ophir, hielten aber geheim, wo es lag. Vermuthet wird: Ophir, von dem auch die Bibel erzählt, sei ein Küstenstrich Indiens oder Afrikas gewesen. Hin- und Herfahrt nahmen drei Jahre hin; jedoch gewährte die Ausbeute an Gold, Silber, Edelsteinen, Affen und Pfauen reichen Ersatz.

Zur Zeit des Pharao Necho unternahmen die Phönicier vom rothen Meere aus eine Fahrt um Afrika. Herodot erklärt dies für nicht glaubwürdig und zwar namentlich um deswillen, weil von den Phöniciern erzählt worden sei, sie hätten auf einem Theile ihrer Fahrt die Sonne zur Rechten gehabt. Dies aber macht gerade die Erzählung glaubhaft, denn nach der Durchschneidung des Aequators mußten sie ja die Sonne zu ihrer Rechten sehen, ein Umstand, der damals freilich unerklärlich erschien.

Der Gewerbefleiß erlangte bei den Phöniciern eine für jene Zeit hohe Stufe. Rohstoffe führten sie ein, verwandelten sie in Kunst- und Gewerbe-Erzeugnisse und führten diese wieder aus, neue Rohstoffe dafür eintauschend. Berühmt waren sie in der Gießkunst, Goldschlägerei, Stickerei und Weberei. Sie verfertigten die verschiedenartigsten Geräthschaften und Zierrathen von Gold, Silber, Elfenbein, Ebenholz und dem damals so hoch gehaltenen Bernstein. Die Erfindung des Glases wird ihnen zugeschrieben, die Erfindung selbst auf folgenden Zufall zurückgeführt: bei einem Feuer seien zur Unterlage eines Topfes Salpeterstücke verwandt worden, und man habe darauf in der Asche eine harte, durchsichtige Masse gefunden. In der Anfertigung des Glases brachten es die Phönicier zu einer bedeutenden Kunstfertigkeit. Auch auf die Purpurfärberei soll ein Zufall geführt haben. Ein weißer Hund, ward erzählt, zernagte am Meeresstrande eine Muschel, und es erregte darauf das köstliche Roth, das an seinem Haar schimmerte, die Aufmerksamkeit seines Herrn. Er forschte nach, fand die

zermalmte Muschel, und es führten angestellte Versuche mit Schalthieren derselben Gattung auf die Purpurfärberei.

Der Handelsverkehr gab dem Volke fortgesetzt neue Anregungen. Früher als die ihnen in Bezug auf Kunstthätigkeit überlegenen Aegypter verwandten die Phönicier geprägte Metallmünzen als Tauschmittel. Ihnen wird die Erfindung der Buchstabenschrift zugeschrieben; die Griechen nannten die Buchstabenschrift lange Zeit „phönicische Zeichen". Neuerdings jedoch ist nachzuweisen versucht worden, daß vor ihnen bei anderen asiatischen Völkerschaften schon Schriftzeichen im Gebrauch gewesen seien; dagegen hat man ihnen das Verdienst zuerkannt, „die von ihnen vorgefundene, ungelenke, mühsam herzustellende und vieldeutige Zeichenschrift in eine flinke, klare Buchstabenschrift umgeformt zu haben". Strabo berichtet: „Die Phönicier werden geschildert als strebsame Forscher sowohl in der Sternenkunde als in der Zahlenlehre, wobei sie ausgingen von der Rechenkunst und der Nachtschifffahrt: denn Beides ist dem Handel und dem Schiffsverkehr unentbehrlich." „Weit durch die Welt hin verbreiteten sie Kenntnisse und Ideen und wirkten so auf die Erweiterung und Vielseitigkeit der Weltansichten, vergleichbar in dieser ihrer Thätigkeit jenen Insekten, die befruchtenden Blüthenstaub fernstehenden Pflanzen zutragen." Der Handel machte die Phönicier reich und mächtig. „Ihre Kaufleute," sagt Jesaias, „waren Fürsten."

Der höchste Gott dieses Volkes war Baal; Baal bedeutet Herr. Ihm opferten sie bei ihrer Einwanderung in das Land auf den Höhen des Libanon. Später machten sich die religiösen Anschauungen anderer heidnischer Völker auf ihre Glaubenswelt geltend. In Tyrus gab es ein Götzenbild, Melkarth genannt. Ob Baal und Melkarth ein und dieselbe Gottheit bedeutete, ist ungewiß; von den Griechen ward Melkarth der griechische Hercules genannt. Er mag den kühnen Tyriern als Schützer auf ihren abenteuerlichen Fahrten gegolten haben. Eine Gottheit, die ihnen als Sinnbild des erwachenden und hinwelkenden Naturlebens im Kreislaufe des Jahres galt, wurde unter dem Namen Adonis verehrt. Von den Babyloniern nahmen sie die Göttin Mylitta an, die sie Astarte nannten. Sie ward als jungfräuliche Göttin dargestellt, bisweilen mit Stierhörnern und der Mondsichel, bisweilen im Waffenschmuck und auf einem Löwen reitend; in letzter Gestaltung galt sie als Kriegsgöttin. Jungfrauen wurden ihr geopfert, und es war ihr Dienst mit den gröbsten Ausschweifungen verbunden. In der Gottheit Baal dachte man sich alle erhaltenden und alle zerstörenden Kräfte des Weltalls vereint. Diese zwei Seiten der Gottheit gingen

weiterhin in zwei Personen auseinander: Baal bedeutete die erhaltenden, eine andre Gottheit, Moloch benannt, die zerstörenden Kräfte des Alls. Moloch war der Gott des Grimms, der Verderber. Nur durch Menschenopfer vermochte man ihn zu besänftigen. Ein großes ehernes Götzenbild, das inwendig hohl war und geheizt werden konnte, versinnbildlichte ihn. Kinder wurden ihm im Beisein der Mütter auf seine emporgestreckten glühenden Arme gelegt, und es rollten darauf die sich krümmenden Opfer in den geöffneten Feuerschlund hinab. Aber nur wenn die Opfer ohne Zeichen des Mitleids ihm dargebracht wurden, konnte der grimmige Gott besänftigt werden. Deshalb wurden die Mütter, die einen Laut des Schmerzes hören ließen, mit dem Tode bestraft. — Bis zu solchen schrecklichen Ausartungen verirrte sich der Menschen Sinn.

Die Babylonier und die Assyrer.

Das südlich von Armenien gelegene weite Land zwischen dem Euphrat und Tigris und zwar bis dahin, wo die beiden Flüsse vor ihrer Mündung sich am nächsten kommen, heißt — wir sehen hier von den Benennungen späterer Zeiten ab — Babylonien. Assyrien liegt auf dem linken Ufer des Tigris und wird von dem mit Platanen- und Cypressenwäldern bedeckten iranischen Hochlande begrenzt. Wie Aegypten vom Nil, so wird Babylonien regelmäßig von dem sanft fließenden Euphrat überschwemmt, der ebenfalls einen fruchtbaren Schlamm hinterläßt, und wie es in Aegypten geschehen war, so hatte man auch hier die Ueberschwemmung durch Anlage von Kanälen geregelt. Sanftfließend ist der Euphrat, reißend dagegen der Tigris, zumal zur Zeit, in der die geschwollenen Berggewässer sich in sein Bett stürzen. Dann sendet er verheerende Fluten ins Land, die von den Feldern die gute lockere Fruchterde wegführen und dieselben mit unfruchtbarem Sand bedecken. Der Character dieses Flusses erheischte die Anlage von Damm- und Kanalbauten besonderer Art. Die von der Natur der Flüsse und des Landes gestellte Aufgabe wurde von der Bewohnerschaft vortrefflich gelöst, und das Ergebniß war, daß das Land einen außerordentlich reichen Bodenertrag lieferte. Nach Herodot erreichten die Blätter des Weizens und der Gerste eine Breite von vier Fingern, und die Aehren trugen bis dreihundert Körner. Das zwischen den beiden Flüssen gelegene Babylonien wird auch Mesopotamien, „Stromland der Mitte", genannt. An den Ufern der Flüsse gab es Waldungen von Palmen und Datteln; sonst waren die weiten Landschaften beider Länder arm an Baumgewächsen. Der Gebirgsstein ward nicht zum Häuserbau verwandt, da die Berge, aus denen er hätte entnommen werden können, für den größten Theil der Bewohnerschaft zu entlegen waren. Dagegen war die braune fette Bodenerde vorzüglich zur Anfertigung von Ziegelsteinen geeignet. Die Hauptstadt Babyloniens war das an beiden Ufern des Euphrat gelegene Babylon oder Babel; die Hauptstadt von Assyrien, Ninive, lag jenseits des Tigris. Im weiteren Sinne wurde Babylonien auch öfter zu Assyrien gerechnet.

Nach der Bibel gründete Nimrod, ein Urenkel Noah's, einen Staat in der Ebene zwischen dem Euphrat und dem Tigris. Das ist der ältere babylonische Staat. — Als Gründer des assyrischen Reiches und Erbauer von Ninive wird Ninus genannt und das dreizehnte Jahrhundert v. Chr. als die Zeit bezeichnet, in der er gelebt habe. Er eroberte die angrenzenden Länder, auch Babylon, das darauf Jahrhunderte lang eine Provinz des assyrischen Reiches blieb. Alle Grenzvölker hatte er unter sein Scepter gebeugt, nur die Baktrer leisteten ihm erfolgreichen Widerstand, und lange belagerte er vergebens die stärkste Burg ihres Reichs.

Einer der oberen Kriegsleute des Königs hieß Menones. Dieser hatte eine junge Gemahlin, Namens Semiramis, die er, weil er sie über Alles liebte, zu sich ins Feldlager kommen ließ. Die Herkunft der an Schönheit alle Frauen des Landes überstrahlenden Semiramis hüllte sich in eine wunderbare Sage. Sie stamme, ward erzählt, von einer Göttin und einem schönen Jünglinge. Aus Reue über die Vermählung mit einem Sterblichen aber habe die Göttin, nachdem das Kind von ihr in einem Felsgebirge ausgesetzt worden sei, sich in das Meer gestürzt, in dem sie seitdem als Fisch, der ein menschliches Antlitz habe, trauernd lebe. Das Kind sei von Tauben gefüttert worden, bis ein Hirt es gefunden, der es an sich genommen und es Semiramis benannt habe. Zur Jungfrau herangeblüht, sei Semiramis von dem vornehmen Menones gesehen und von ihm, den ihre Schönheit bezaubert habe, zur Gemahlin erhoben worden.

Semiramis war aber eben so klug und muthig, wie sie schön war. Kaum im Lager angekommen, reizte sie der Kampf, und mit klugen Augen überschaute sie die Lage und die Bauart der Burg. Ein von ihr entworfener Angriffsplan fand den Beifall des Königs; sie selbst, angethan mit einem Kleide, das nicht erkennen ließ, ob sie Frau oder Mann sei, führte den kühnen Plan an der Spitze einer Zahl junger verwegener Krieger aus. Von einer Seite her, welche die Baktrer des sich schroff erhebenden Felsgesteins wegen für unzugänglich hielten, bestieg sie in nächtlicher Stunde die Burg und gab, auf dem höchsten Punkte angekommen, das Zeichen zum allgemeinen Sturme. Burg und Stadt fielen, die Baktrer waren damit überwältigt. Hingerissen von Bewunderung über die kühne That, begehrte nun der König die Hand der Heldin und bedrohte ihren Gemahl, ihm die Augen ausstechen zu lassen, wenn er ihm entgegen sei. Menones gab sich selbst den Tod, Semiramis aber ward die Gemahlin des

mächtigen Königs Ninus. Sie gebar ihm einen Sohn, der Ninyas genannt wurde.

Als ihr Gemahl starb, übernahm sie die Regierung des Landes, vergrößerte durch glücklich geführte Kriege das Reich, legte Kunststraßen und Kanäle an und verschönerte die Städte durch großartige Bauwerke. Nachdem sie Aethiopien in Afrika erobert hatte, gedachte sie auch Indien ihrem Reiche hinzuzufügen. Glücklich gelangte sie über den Indus und drang mit ihrem gewaltigen Heere von 3,000,000 Mann zu Fuß, 500,000 Reitern und 100,000 Wagen tief in Indien ein. Endlich stieß sie auf ein großes feindliches Heer. Die Inder hatten nicht nur eine gute Stellung inne, sondern befanden sich im Besitze einer Wehr, die den Assyrern furchtbar erscheinen mußte. Im indischen Heere befanden sich Tausende von abgerichteten Elephanten mit Thürmen auf dem Rücken, die von Bogenschützen besetzt waren. Um die Inder zu täuschen, ließ Semiramis 100,000 Kameele je zu Dreien oder Vieren künstlich mit Häuten von Stieren bedecken und mit Kriegsleuten besetzen. Nun meinten die Inder, der Feind sei auch im Besitz von Elephanten, und sie wurden verzagt. Ein Ueberläufer aber entdeckte ihnen den Betrug. Die Schlacht begann, die Kameele scheuten sich vor den Elephanten und brachten das assyrische Heer in Unordnung. Endlich flohen die Assyrer, die Königin empfing selbst eine Armwunde und entkam nur mit genauer Noth. Sie übergab darauf die Herrschaft ihrem Sohne, den sie von der Regierung des Landes bisher fern gehalten hatte. Von der Art ihres Todes weiß man nichts Bestimmtes. Die Sage berichtet, sie sei in Gestalt einer Taube inmitten einer Schaar heiliger Tauben aus dem Pallaste geflogen. In Babylon stand noch Jahrhunderte lang ihr in Gold geprägtes, vierzig Fuß hohes Bild. Silberne Löwen und Schlangen lagen dem Bilde zu Füßen.

Die Nachfolger durch Jahrhunderte hin waren schwache Regenten; unter ihnen machten sich die meisten angrenzenden Länder wieder von der Oberherrschaft Assyriens frei. Als ein kräftiger Regent wird zuerst wieder Phul (770 v. Chr.) genannt. Ihm folgte Salmanassar, der die Stadt Samaria nach dreijähriger Belagerung einnahm, Israel besiegte und den Kern der Bevölkerung nach Medien sandte. Seine vergebliche Belagerung von Neu-Tyrus ist (S. 68) erwähnt worden. Der folgende König Sanherib brachte Jerusalem in die äußerste Gefahr; eine in seinem Heere plötzlich ausbrechende verheerende Krankheit aber zwang ihn, eilig in sein Land zurückzukehren. Er ward darauf von seinen eigenen Söhnen getödtet. Der letzte König von

Assyrien ist der schwelgerische Sardanapal (626—606 v. Chr.) Ueber Babylonien hatte er Nabopolassar als Statthalter gesetzt. Dieser strebte danach, Babylonien wieder zu einem selbstständigen Reiche zu erheben. Um zu seinem Ziele zu gelangen, verband er sich mit Kyaxares, dem Könige von Medien, und Beide erhoben nun den Kampf gegen Assyrien. Sardanapal, in drei Schlachten geschlagen, ward endlich in Ninive belagert. Ihm war von Priestern verkündet worden, Ninive werde nicht erobert werden, es sei denn, daß der Fluß Tigris sich der Stadt als Feind erweise. Dies erschien ihm als unmöglich, und so hielt er sich für geborgen. Da ward ihm gesagt, der angeschwollene Strom habe einen Theil der Stadtmauer eingerissen. Nun ließ er seine Schätze auf dem Hofe des Pallastes aufhäufen und verbrannte auf denselben sich mit seinen Frauen. Darauf fiel Ninive, und mit ihr ging die große Monarchie Assyrien zu Grunde (606 v. Chr.).

Babylonien, frei geworden, ward nun das zweite babylonische Reich genannt. Aber nicht der frühere Statthalter Nabopolassar, sondern dessen Verbündeter Cyaxares von Medien ward der erste Fürst des neu entstandenen Reiches. Sein Sohn Nebukadnezar (604 bis 561 v. Chr.) schlug den ägyptischen König Nechao, der bis an den Euphrat vorgedrungen war. Er eroberte Jerusalem (586 v. Chr.) und führte die Juden in die (babylonische) Gefangenschaft. Aber auch ihm gelang es nicht, sich der starken phönicischen Inselstadt Neu-Tyrus zu bemächtigen. Der Kriegszüge endlich müde, schuf er in seiner Heimath Werke des Friedens. Im Norden des Reiches verband er den Euphrat mit dem Tigris durch einen Kanal, Babylon verschönerte er durch großartige Bauwerke, deren Einrichtung später der Königin Semiramis zugeschrieben wurde. Ihm folgten unfähige Herrscher, unter denen Babyloniens Macht abnahm, bis es, von Cyrus erobert, in die persische Monarchie aufging.

Als oberste Gottheit wurde Bel oder Baal verehrt. Wie die Sonne als Sinnbild Baal's galt, so der Mond als Sinnbild der Göttin Mylitta. Die Verehrung der Mondgöttin Mylitta war mit unsittlichen Handlungen verbunden. Die Priester wurden Chaldäer genannt, die Bibel nennt sie Magier*). Der Sohn des Priesters ward wieder Priester. Sonst herrschte das Kastenwesen nicht im Lande.

*) Der Name Chaldäer kommt jedoch auch in anderer Anwendung vor. Bisweilen bezeichnete man mit ihm auch den herrschenden Stamm, die königliche Familie, ja auch das ganze Volk.

Personen, die nicht von Priestern stammten, sich aber durch Kenntnisse auszeichneten, wurden in die Priesterkaste aufgenommen, sogar Ausländer, wie das Beispiel des Propheten Daniel beweist. Die Priester betrieben eifrig die Himmelskunde. Ihre Berechnungen der Mondfinsternisse erregen noch heut Bewunderung. Ohne Zeitberechnung hätten sie es zu derartigen Erfolgen nicht zu bringen vermocht. Zur Zeitmessung dienten ihnen Wasseruhren. Ihre Beschäftigung mit dem Lauf der Gestirne führte sie aber auch darauf, Sterndeuterei zu treiben, „chaldäische Kunst" genannt. Ebenso blühten bei ihnen und wurden zu förmlichen Systemen der Wissenschaft erhoben die Traumdeuterei, die Wahrsagekunst und die Deutung des Vogelflugs.

In der Baukunst leisteten die Babylonier und Assyrer Bedeutendes. Ihre Kanal-, ihre Tempel- und Pallastbauten sind bewunderungswürdig. Sie bauten, wie schon bemerkt wurde, mit gebrannten Ziegeln und mit Mörtel von Asphalt oder Gips. Kalkstein- und Gipsplatten, auch farbige glasirte Steine dienten dem Mauerwerk als Schutz gegen anschlagende Wetter. Die Stadt Babylon, im Viereck erbaut, hatte einen Umfang von 9 Meilen. Nach Messungen der Mauertrümmer, neuerdings angestellt von Oppert, überstieg die Fläche, auf der die Stadt erbaut war, an Größe sieben Mal das heutige Areal von Paris. Die Mauer hatte eine Höhe von 200 und eine Dicke von 50 Fuß; drei Kriegswagen konnten auf derselben neben einander fahren. Auf der Mauer standen 250 hohe Thürme, 100 eherne Thore führten in die Stadt. Der Raum innerhalb dieser Mauer und einer zweiten Mauer war indeß nicht vollständig bewohnt; hier fanden sich noch Ackerflächen, die mit Getreide bestellt wurden. Dicht bewohnt aber war die von der zweiten Mauer umschlossene Fläche, die an Größe auch noch das Areal des heutigen London weit überstieg. Die Stadt hatte die prachtvollsten und großartigsten Bauwerke aufzuweisen. Der Umfang des Königspallastes betrug 20 Stadien, demnach (da das Stadium 600 Fuß zählt) eine halbe Meile. Der Pallast war von zwei Mauern umgeben. Die innere Mauer war eine Meile lang und 300 Fuß hoch, die äußere Mauer hatte eine Länge von anderthalb Meilen. Alle Wände der Mauern und des Pallastes waren mit Bildern und Schriftzeichen bedeckt. Die Schrift der Assyrer bestand aus kurzen zugespitzten Strichen, weswegen sie auch Keilschrift genannt wird. Nach Einigen bestand diese Keilschrift schon vor der phönicischen Schrift und hat diese sich erst aus der Keilschrift entwickelt. Die Bildwerke an den Wänden überragen an Genauigkeit der Zeichnung die der Aegypter und Inder. In den Palläften wurden — gleichsam als

Hüter der Pforten — Steinkolosse von zehn bis zwanzig Fuß Höhe aufgestellt, geflügelte Löwen mit bärtigen Mannesháuptern. Sie galten als Sinnbilder des Königthums, das, wie ausgedrückt werden sollte, in sich Weisheit und Macht vereine.

Großartiger noch als der Königspallast war der Tempel des Baal. Seine erste Anlage fällt in die Zeit des zehnten Jahrhunderts v. Chr.; später wurde er von Nebukadnezar neu ausgebaut. Dieser Tempel stand auf einem zwanzig Fuß hohen Sockel von gebrannten Steinen, war genau viereckig, und jede Seite hatte eine Länge von 600 Fuß. Die Höhe betrug ebenfalls 600 Fuß! — Herodot, der das ungeheure Bauwerk noch sah, sagt, es habe aus acht auf einander stehenden Tempeln bestanden. — Zur Zeit, als der König von Medien Herrscher Babylons geworden war, kam der Gebrauch der schrägen Dächer und der Dachziegel auf. Zu dem gesammten Holzwerk in den Tempeln und Palläften wurden Cedern und Cypressen verwandt, die Balken, Säulen, Decken und Einfassungen der Gallerien waren mit Gold- und Silberplatten belegt, sogar mit Edelsteinen verziert, die Dachziegel versilbert. Wer hat nicht von den sogenannten fliegenden Gärten der Semiramis gehört? Es waren köstliche Gärten, angelegt auf den Zinnen des Königspallastes.*) Wer vernahm nicht auch von der Babylon an Größe noch überragenden, prachtvollen Königsstadt Ninive, deren mit 1500 Thürmen besetzte äußere Mauer sogar 12 Meilen lang war?

Was ist geblieben von all der Herrlichkeit Babylons und Ninive's? Die Häusermeere sind in Staub gesunken, wüste Schutthaufen bezeichnen die Stellen der Palläste und Tempel. Von Feuern wurden sie ausgehöhlt, von Wettern mehr und mehr in Trümmer gelegt. An einzelnen Orten freilich arbeiten jetzt gerade Männer der Wissenschaft eifrig daran, Versunkenes, auf dessen Spuren der Zufall geführt, an das Licht zu fördern. Ausgrabungen von Sälen mit Bild- und Schriftzeichen verschiedenster Art bewirken, daß geschichtliche Wahrheiten gleichsam aus den Gräbern aufsteigen. Wie Blitzesstrahlen sind plötzlich wissenschaftliche Entdeckungen über das Gebiet der über-

*) Diese Gärten, zu denen das zur Bewässerung erforderliche Wasser mittelst künstlicher Pumpwerke aus dem Euphrat hinaufgeleitet wurde, und die nicht von Semiramis, sondern von Nebukadnezar angelegt worden waren, zählten im Alterthum zu den sieben Wunderwerken der Welt. Dies waren: 1. die Pyramiden Aegyptens, 2. die Mauern von Babylon, 3. die fliegenden oder hängenden Gärten der Semiramis, 4. der Tempel der Diana zu Ephesus, 5. die Bildsäule des Zeus zu Olympia, 6. das Mausoleum zu Halikarnassus, 7. der Koloß zu Rhodus.

lieferten Geschichte gezuckt, und für die nächste Zukunft schon wird die Geschichte Babylons und Assyriens und mit ihr die alte Geschichte überhaupt in vielfach berichtigter Gestalt den Blicken sich darbieten. — Besteigt man auf der Stätte, auf der einst Babylon sich erhob, den jetzt noch einige hundert Fuß hohen Trümmerhaufen des prachtvollen großen Baal-Tempels, so bemerkt man ringsum, so weit die Blicke reichen, nichts als eine Oede. Und in stiller Majestät fließt der breite silberglänzende Euphrat dahin, der das ganze Land einst als einen blühenden Garten schauete. Trauerweiden sieht man an den Ufern noch, Abkömmlinge derer, an welche die gefangenen Juden wehklagend ihre Harfe hingen; aber weder ein Klagelied noch ein Freudenschall unterbricht heut das eintönige Geflüster der Blätter. Wer es noch nicht gethan hätte, der könnte hier fruchtbare Betrachtungen über die Vergänglichkeit irdischer Dinge anstellen.

Die Meder und die Perser.

Astyages, Mandane, Cyrus.

Medien lag südwestlich vom kaspischen Meere. Zu einem Theile war das Gebiet der Meder ein unfruchtbares Bergland, zum andern Theile war es eine fruchtbare Ebene. Südlich von Medien lag Persien. Der mittlere Theil dieses Gebietes zeichnete sich besonders durch Fruchtbarkeit aus. Der Norden Persiens war ein wildes, höhlenreiches Felsland, der Süden eine Wüste.

Es ist erzählt worden (S. 76), daß der Mederkönig Cyaxares dem Reiche des schwelgerischen Sardanapal ein Ende machte. Des Cyaxares Sohn und Nachfolger war Astyages. Sein Vater hatte Medien zum herrschenden Reiche erhoben, dem Assyrien und Persien unterworfen waren; aber schon unter Astyages sollte die Macht Mediens wieder sinken.

Astyages war der Großvater des nachmals so berühmt gewordenen Cyrus. Dessen Geschichte erzählt uns Herodot. Er habe, sagt er, drei Erzählungsweisen über die Jugendzeit des Cyrus kennen gelernt und diejenige niedergeschrieben, die ihm als die glaubhafteste erschienen sei. Astyages, der keine männlichen Nachkommen, sondern nur eine Tochter, Namens Mandane, hatte, wurde durch ein Traumbild erschreckt. Die Magier deuteten es ihm dahin: Durch einen Sohn deiner Tochter wird dir Unheil widerfahren! — Astyages beschloß nun, die Tochter nicht einem Meder, sondern einem vornehmen Manne der unterworfenen Perser zu vermählen. Der Erwählte war der Perser Kambyses. Da erschreckte den König ein zweites Nachtgesicht. Aus dem Schooße seiner Tochter sah er einen Baum sich erheben, der ganz Asien überschattete. Die Magier erkannten darin eine Bestätigung des ersten Traumes. Als nun die Nachricht kam, Mandane habe einen Sohn geboren, befahl der König dem bei ihm

in besonderer Gunst stehenden Harpagus, das Kind zu tödten. Harpagus, der nicht Lust hatte, den ihm aufgetragenen Henkerdienst auszuführen, gab das Kind einem Hirten mit der Weisung, dasselbe auszusetzen. Da des Hirten Frau aber gerade mit einem todten Knaben niedergekommen war, bat sie ihren Mann, ihr das Enkelkind des Königs an Stelle ihres todten Kindes zu lassen. Das geschah, das Knäblein ward Cyrus genannt und galt für des Hirten Sohn. Zum Glück für den Knaben war es, in einfachen Verhältnissen erzogen zu werden. Die Sitten des persischen Volkes zu jener Zeit waren rühmenswerth. „Bis zum zwanzigsten Jahre," sagt Herodot, „hielten die Perser ihre Söhne zu drei Dingen an: zum Reiten, zum Bogenschießen und die Wahrheit zu sagen. Denn nichts galt ihnen für so schändlich als Lügen." Als Cyrus zehn Jahr alt war, geschah es, daß er, von Altersgenossen beim Spiel zum König erwählt, den Sohn eines Vornehmen, der ihm nicht folgen wollte, mit einer Geißel empfindlich züchtigte. Vor Astyages deshalb gestellt, behauptete er furchtlos und offen, er habe als König gehandelt. Dem König fiel die Aehnlichkeit des schönen Knaben mit seiner Tochter auf, er ließ den Hirten kommen, bedrohte ihn, und dieser gestand den Betrug. Da ersann Astyages eine schreckliche Strafe für Harpagus. Er ließ den Sohn desselben heimlich in den Pallast locken, ihn tödten und dem unglücklichen Vater das zugerichtete Fleisch seines eigenen Kindes beim Mahle vorsetzen. Als Harpagus darauf die Frage des Königs, ob ihm das Mahl behagt habe, bejahend beantwortet hatte, wurden ihm in einem Korbe Haupt und Füße des Sohnes gezeigt, und er vernahm nun mit Entsetzen das Geschehene. Er bezwang sich, sagte, was der König thue, sei recht gethan, beschloß aber, zu gelegener Zeit Rache zu üben.

Die Magier, wiederum vom Könige befragt, sagten nun, der Traum habe in dem Königsspiele des jungen Cyrus seine Erfüllung gefunden, und es sei daher für die Zukunft nichts mehr zu besorgen. Nun rief Astyages seine Tochter an den Hof und gab ihr den Sohn zurück. Der kluge Knabe ward bald der Liebling des Königs. Als Cyrus eines Tages mit seiner Mutter zum Könige kam, fiel er diesem um den Hals, indem er rief: „O, was ich für einen schönen Großvater habe!" Lächelnd fragte ihn die Mutter: „Wie, ist er denn schöner als dein Vater?" „Unter den Persern," antwortete Cyrus, „ist mein Vater der schönste; aber unter den Medern habe ich Keinen gesehen, der so schön wäre als mein Großvater."

Eroberungen des Cyrus. Krösus.

Nach einiger Zeit führte ihn Mandane zu ihrem Gemahl zurück, und unter der Obhut desselben erwuchs er zu einem an Geist und Leib kräftigen Jünglinge. Er ward unter den Persern bald in dem Maße beliebt, in dem Astyages seiner Tyrannei und seiner weibischen Lebensart wegen verabscheut wurde. Auf diesen Umstand baute Harpagus einen Plan zum Sturz des ihm verhaßten Königs. In einem Schreiben, das er, um die Späher zu täuschen, in den Bauch eines Hasen gesteckt hatte, forderte er den thatenlustigen Cyrus auf, indem er ihn zugleich an den einstigen Mordplan seines Großvaters erinnerte, das Volk der Perser, dem er ja von väterlicher Seite zugehöre, von dem medischen Joche zu befreien. Dies zündete bei Cyrus. Er versammelte eine Zahl junger Perser und gab ihnen auf, ein Dornenfeld urbar zu machen. Am folgenden Tage bewirthete er sie mit Wein und köstlichen Speisen. Dann fragte er sie, ob sie es immer wie heute, oder ob sie es wie am Tage vorher haben wollten; und als sie antworteten, der heutige Tag sei ihnen der erwünschte, da forderte er sie auf, sich mit den Waffen in der Hand von der Oberherrschaft der weibischen Meder frei zu machen, alsdann würden sie in Freuden leben können, während sie jetzt ein verächtliches Sclavenjoch trügen. Sein Wort fand begeisterte Aufnahme, Alles griff zu den Waffen, und nach wenigen Tagen zog Cyrus an der Spitze eines Heeres gegen die Meder ins Feld. Astyages rüstete ein Heer, war aber verblendet genug, zur Führung desselben den Harpagus zu erwählen. Als die Perser und Meder zusammentrafen, ging Harpagus mit einem Theile des Heeres zu Cyrus über, die übrigen Meder ergriffen die Flucht. Astyages sammelte ein zweites Heer, das er selbst gegen die Perser führte. Cyrus schlug die Meder (558 v. Chr.) und nahm den König gefangen, den nun Harpagus höhnend an jenes Gastmahl erinnerte, an dem er ihm das Fleisch seines Sohnes vorgesetzt habe. Seiner Macht war Astyages verlustig gegangen, sonst aber geschah ihm kein Leid, Cyrus behielt ihn bei sich und erwies ihm Ehre bis an sein Ende.

Von dem Jahre an, in welchem Cyrus sich die Krone der Meder erstritten und Persien zum herrschenden Reiche erhoben hatte (558), bis zu seinem Todesjahre (529) war sein Leben ein beständiger Kampf. Während er in einem Kriege gegen einige nördliche Barbarenstämme begriffen war, rüstete ein mächtiger Fürst ein Heer gegen

ihn. Es war der König Krösus von Lydien, weit und breit berühmt seiner unermeßlichen Schätze wegen. Er hielt dafür, daß es unumgänglich nothwendig sei, der wachsenden persischen Macht zu begegnen, ehe sie unwiderstehlich würde; für's Andere aber trieb ihn auch der Wunsch zum Kriege, den Mederkönig Astyages, seinen Schwager, an Cyrus zu rächen. Vor seinem Aufbruch ließ er die Priester zu Delphi befragen. Ihm ward der Spruch: „Zieht Krösus gegen die Perser, so wird ein großes Reich vernichtet werden." — Welches Reich gemeint sei, war nicht gesagt. Krösus, durch das ihm bisher hold gewesene Glück verwöhnt, deutete sich den Orakelspruch zu seinen Gunsten und drang an der Spitze eines Heeres in das persische Reich ein. Eine Schlacht, die Cyrus ihm lieferte, brachte keine Entscheidung. Nun kehrte Krösus nach Lydien zurück, indem er beschloß, Persien im nächsten Jahre mit einem gewaltigeren Heere zu überziehen. Dazu aber ließ ihm Cyrus nicht die Zeit. Er brach in Lydien ein und war der Hauptstadt Sardes nahe, ehe Krösus es ahnte. Krösus rückte mit seinem Heere dem Feinde entgegen, verlor die Schlacht, darauf auch die Hauptstadt und gerieth in die Gewalt des Cyrus. Dieser verurtheilte ihn zum Feuertode auf einem Scheiterhaufen. An einen Pfahl gebunden und schon von den Flammen bedroht, rief Krösus: „O Solon! Solon! Solon!" — Cyrus, begierig, den Grund jenes Rufes zu vernehmen, befahl, das Feuer zu löschen und den König ihm vorzuführen. Auf seine Frage, was er mit jenem Rufe gemeint habe, antwortete Krösus: „O König, es mag der Menschen wenige geben, die vom Glück so hoch erhoben und vom Unglück so tief gebeugt wurden, als es mir geschah. Ich besaß ein großes Reich, an Gold und Schätzen konnte kein Fürst sich mit mir vergleichen. Ich hielt mich für den glücklichsten Menschen. Da besuchte mich eines Tages ein weiser Mann aus Griechenland, Solon ist sein Name. Ich zeigte ihm alle meine Schätze und fragte ihn darauf, wen er für den glücklichsten Menschen halte. Er nannte den athenienſischen Bürger Tellus, denn, sagte er, dieser sei in Ehren alt geworden und sei dann rühmlich für sein Vaterland gestorben. Aber nach Tellus? fragte ich ihn darauf. Da nannte er zwei Jünglinge, Kleobis und Biton, und fügte hinzu: Ihre Mutter, eine Priesterin, wollte zum Tempel fahren. Da aber die Stiere ausblieben und sie bekümmert darüber war, spannten die Jünglinge sich selbst vor den Wagen und zogen die Mutter zur heiligen Stätte, worauf sie, von der Anstrengung ermattet, in einer Grotte des Tempels in Schlaf sanken. Die Mutter flehete indeß die Götter an, den Söhnen zum Lohne

zu geben, was ihnen das Beste sei. Und die Götter erhörten ihr Flehen und schufen es, daß die Jünglinge aus dem Schlafe nicht wieder erwachten. So war ihnen ein glückseliger Tod geworden. Diese beiden Jünglinge, fügte Solon hinzu, halte er nächst Tellus für die glücklichsten der Menschen. Darauf fragte ich ihn unwillig, ob er mich nicht für glücklich halte, worauf er antwortete, Niemand sei vor seinem Ende glücklich zu preisen, denn die Götter zeigten Vielen das Glück, stürzten sie aber, ehe jenes erreicht werde, in Unheil. Endlich sagte er noch: Dich, Krösus, werde ich dann erst glücklich preisen können, wenn ich vernommen habe, daß auch dein Lebensende ein glückliches war! — Unwillig entließ ich den Mann; bald aber, o Cyrus, begann ich zu erkennen, daß Solon weise geredet habe. Mein ältester Sohn verlor seine Sprache, mein zweiter Sohn kam auf der Jagd um. Ich habe nun auch noch mein Reich verloren, und jetzt stehet mir der Flammentod bevor."

Cyrus, der die Wandelbarkeit menschlichen Glückes an sich selbst schon erfahren hatte, schenkte dem Lydierkönig das Leben und behielt ihn als Freund und Rathgeber bei sich.

Nicht lange darauf brach in Lydien eine Empörung gegen die Perser aus. Cyrus warf sie nieder und wollte nun in seinem Zorn die ganze männliche Bevölkerung in die Sclaverei verkaufen. Da rieth ihm Krösus, den Lydiern lieber die Waffen zu nehmen und den Befehl an sie ergehen zu lassen: Fortan dürfet ihr, Lydier, eure Knaben nur in der Tonkunst und im Gesange üben und zu Kaufleuten erziehen! — Ferner möge er männliche Spiele verbieten, üppige Gelage aber gestatten. Dies, fügte Krösus hinzu, würde das junge Geschlecht entnerven, und damit sei für die Folge jeglicher Aufstandsversuch im Keime erstickt. Cyrus befolgte diesen Rath, und es trat ein, was Krösus vorausgesagt hatte. Das Volk der Lydier verweichlichte und wurde üppig bis zum ausschweifendsten Sinnengenuß. Ein solches Volk aber trägt geduldig das Joch der Knechtschaft.

Nach der Unterwerfung der Lydier wandte sich Cyrus gegen die Babylonier. Mit ihnen war von Krösus, ehe er zum Kampf geschritten, ein Bündniß gegen Cyrus geschlossen worden, und nur, weil sie die Kriegsrüstungen weniger eifrig betrieben hatten als er, waren sie nicht auf dem Kampfplatze erschienen. Für das Eine und das Andere sollten sie jetzt büßen. Ueber den Kriegszug des Cyrus gegen die Babylonier lauten die Nachrichten verschiedenartig. Herodot erzählt, Cyrus habe das Heer der Babylonier zurückgetrieben und sei darauf, während die Babylonier ein Fest feierten, durch das Bett des abge=

dämmten Flusses in die Stadt gedrungen. Gleiches berichtet Xenophon über die Einnahme der Stadt und fügt hinzu, die eindringenden Perser hätten den König von Babylon, Nabonet, erschlagen. Andere Nachrichten dagegen besagen, Nabonet sei nicht im Kampfe umgekommen, sondern Cyrus habe ihm ein Fürstenthum zur Verwaltung gegeben. Den Tempel des Baal mit allen seinen Schätzen ließ Cyrus unberührt, die Bewohner zwang er, die mächtigen Stadtmauern niederzulegen. Babylonien wurde nun (538 v. Chr.), eine Provinz der persischen Monarchie und Babylon die dritte Hauptstadt des Reiches; die beiden anderen Hauptstädte desselben waren Ekbatana und Susa.

Den in Babylon gefangen gehaltenen Juden gereichte es zum Heil, daß Cyrus das Land erobert hatte, denn er gab ihnen nicht nur die Erlaubniß zur Rückkehr in ihr Vaterland, sondern er ließ ihnen auch die aus Jerusalem geraubten Tempelschätze einhändigen. Er mochte bei Ausführung dieser Maßregel hauptsächlich einen auf Aegypten zielenden Zweck vor Augen haben. Aegypten war seiner Zeit ebenfalls ein Bündniß mit Krösus gegen Cyrus eingegangen, und wie er Babylonien gestraft hatte, so sollte auch Aegypten nicht verschont bleiben. Im Hinblick auf diesen Plan mochte es ihm nun von vorn herein als zweckmäßig erscheinen, in der Nähe von Aegypten ein ihm ergebenes Volk zu haben. Cyrus wurde jedoch an der Ausführung dieses Vorhabens durch Unruhen verhindert, die im Norden seines Reiches ausbrachen.

Tod des Cyrus.

Er unternahm einen Kriegszug gegen die nördlich wohnenden Massageten, die von einer Königin, Tomyris, regiert wurden. Herodot berichtet über diesen Kriegszug, auf dem Cyrus seinen Tod fand, Folgendes: Bei einem Ueberfall, den die Perser auf den Feind machten, wurden viele Massageten, unter ihnen der Sohn der Königin, gefangen genommen. Tomyris ließ dem Könige sagen, er solle ihr den Sohn frei geben; wo nicht, so wolle sie ihn, der unersättlich im Blute sei, damit sättigen. Cyrus beachtete das Wort nicht, und es kam zu einer Schlacht, die zu den blutigsten gehört, die je geschlagen wurden. Nach langem Schwanken errangen die Massageten den Sieg. Der größte Theil des Perserheeres bedeckte das Schlachtfeld; auch Cyrus war gefallen, und seine Leiche gerieth in die Gewalt des Feindes. Tomyris

erfüllte ihre Drohung nun buchstäblich. Sie tauchte den Kopf des Königs in einen mit Menschenblut gefüllten Schlauch, indem sie sprach: „Trinke dich satt nun, Unersättlicher!“ — Anderen Nachrichten zufolge war Cyrus an den Grenzen Indiens im Kampfe schwer verwundet und erlag der Wunde. Der Umstand, daß die Leiche des Königs später in einem Grabmale gefunden wurde, spricht für die größere Glaubwürdigkeit der letzteren Nachricht.

Außer China und Indien umschloß das von Cyrus gegründete Perserreich alle bedeutenden Länder Asiens. Ein solches Reich konnte nur gegründet werden von einem Manne, der ausgerüstet war mit außerordentlichen Gaben. Als eine so hervorragende Persönlichkeit erschien Cyrus schon dem Geschlechte seiner Zeit, wie unter Anderem ein auf ihn gehender Ausspruch des Propheten Jesaias beweist. „Ich will (spricht Jehovah) vor dir hergehen und die Höcker ebnen; eherne Pforten will ich sprengen und eiserne Riegel wegschlagen. Und ich schenke dir Schätze des Dunkels und Reichthümer der Vergangenheit.“

Kambyses.

Dem großen Cyrus folgte in der Regierung sein ältester Sohn Kambyses (529 bis 522 v. Chr.). Seinem jüngeren Bruder Smerdis hatte er längere Zeit vor seinem Tode einige der östlichen Provinzen des Reiches übergeben. Kambyses, der Willens war, seines Vaters Plan auf Eroberung Aegyptens auszuführen, ließ, ehe er seinen Kriegszug antrat, seinen Bruder Smerdis, dem er mißtrauete, tödten und setzte einen Statthalter über jene Provinzen. Nachdem er sich darauf der Bundesgenossenschaft des Polycrates von Samos, der Phönicier und der Bewohner von Cypern versichert hatte, schritt er unter einem nichtigen Vorwande zum Angriff auf Aegypten. Der ägyptische König Psammenit, bei Pelusium geschlagen, schloß sich in Memphis ein. Die Perser belagerten die Stadt, fanden aber den heftigsten Widerstand. Die Erbitterung der Aegypter war so groß, daß sie einen Herold, den Kambyses in die Stadt schickte, erschlugen. Kambyses schwur, dafür blutige Rache zu nehmen. Endlich mußte sich die Stadt ergeben, und Psammenit fiel mit seinem ganzen Hause in die Gewalt des Siegers. Uebles war dem königlichen Gefangenen von Kambyses zugedacht. Vor den Königspallast geführt, mußte er es mit ansehen, wie seine Tochter und andere vornehme Jungfrauen des Landes, Sclavenkleider tragend, den Dienst der Wasserträgerinnen

verrichteten; er mußte es sehen, wie sein einziger Sohn an der Spitze von 2000 jungen Aegyptern zur Richtstätte geführt wurde. Thränenlos blieb des Königs Auge, stumm sein Mund. Als er aber einen greisen Tischgenossen erblickte, der, aller seiner Habe beraubt, die feindlichen Krieger um Almosen anflehete, schrie er vor Schmerz auf und brach in Thränen aus. Von Kambyses über dies seltsame Benehmen befragt, antwortete er: „Mein häusliches Unglück ist zu groß, um beweint zu werden; aber diese Noth des Freundes ist der Thränen werth.“ Kambyses, durch diese Worte zu Mitleid bewegt, sandte nach der Richtstätte, um dem unglücklichen Könige den Sohn zu retten. Aber der Befehl kam zu spät, der Königssohn war als erstes der Opfer gefallen. Psammenit erfuhr darauf eine schonende Behandlung. Doch als er den Versuch machte, die Aegypter zum Aufstande zu reizen, mußte er Stierblut trinken und starb.

Der verhältnißmäßig leichte Sieg über die Aegypter reizte den König zu neuen Unternehmungen. Er beschloß, den berühmten Ammonstempel in der libyschen Wüste zu zerstören und sich die Bevölkerung der Oase zu unterwerfen, gleichzeitig aber auch Aethiopien mit Krieg zu überziehen. Nach der Oase des Ammon sandte er 50,000 Mann ab, er selbst leitete den Zug gegen Aethiopien. Die verächtliche Antwort des Aethiopierkönigs auf die Aufforderung, sich der persischen Macht zu unterwerfen, hatte ihn in solche Wuth versetzt, daß er seinem Heere nicht einmal Zeit ließ, sich genügend mit Lebensmitteln zu versehen. Die Folgen blieben nicht aus. Denn als die Perser jenseits der Grenze Aegyptens in wüste Gegenden kamen, machten sich unter ihnen bald die Schrecken des Hungers geltend. Nachdem alle Zug- und Lastthiere verzehrt waren, griffen die Verzweifelten zu einem gräßlichen Mittel. Es ward — nach dem Loos — von je zehn Kriegern einer getödtet und sein Fleisch verschlungen. Endlich sah sich Kambyses genöthigt, die Trümmer seines Heeres zurückzuführen. In Theben angekommen, traf eine Unglücksbotschaft für ihn ein. Die 50,000 Mann, die zur Zerstörung des Ammonstempels ausgesandt worden waren, lagen unter Sandbergen der Wüste vergraben: Wüstenstürme hatten sie verschüttet.

Kambyses zog nach Memphis und fand die Stadt in festlichem Jubel. Die Priester hatten der Bevölkerung einen neuen Apis vorgeführt. Des Königs Stimmung nach den gehabten Unfällen war aber nicht der Art, daß ihm der Jubel hätte behagen können. Zudem meinte er, die freudige Erregtheit beziehe sich zumeist auf die Verluste, die seine Heere erlitten hätten. Als man ihm von dem

Apis sagte, befahl er, die Priester zu peitschen, ließ sich dann den Apis vorführen und stieß ihm den Dolch in den Schenkel, indem er rief: „Ihr Narren, sind das Götter, die Fleisch und Blut haben und das Eisen fühlen?“ Mißtrauischer Gemüthsart und dem Weingenuß ergeben, beging er in steigendem Maße Handlungen der unsinnigsten Tyrannei. Die Mumie des Pharao Amasis, dem er, weil dieser ihm seine Tochter nicht in den Harem gegeben hatte, noch im Tode grollte, ließ er peitschen und darauf verbrennen. Auch seinen Persern gegenüber zeigte er sich als gefühlloser Tyrann. Als er seine Schwester, die er, aller Sitte Hohn sprechend, in seinen Harem aufgenommen hatte, weinen sah und vernahm, daß sie mit ihren Thränen dem von ihm ermordeten Bruder Smerdis ein Opfer der Erinnerung zolle, versetzte er ihr einen so heftigen Fußtritt, daß sie eine Fehlgeburt that und starb. Zwölf vornehme Perser ließ er um geringfügiger Ursache willen lebendig vergraben. Einen Großen, Prexaspes, fragte er, was die Perser von ihm dächten. „Sie loben dich sehr,“ antwortete dieser, „nur meinen sie, du seiest dem Weingenusse zu sehr ergeben.“ „Wie,“ entgegnete Kambyses, indem er Bogen und Pfeil ergriff, „so glauben sie wohl, ich sei nicht bei Verstande? Dort auf dem Hofe geht dein Söhnchen. Laß sehen, ob ich sein Herz zu treffen vermag!“ — Er schoß vom Fenster aus den Knaben nieder, ließ den Leichnam aufschneiden und zeigte dem Vater triumphirend, wie der Pfeil mitten durch das Herz gegangen sei, indem er lachend rief: „Nun wird man doch wohl erkennen, daß ich nicht von Sinnen bin, da ich so sicher zu treffen verstehe!“ Zitternd sagte Prexaspes: „Herr, ich glaube, ein Gott selber kann nicht besser treffen.“

Inzwischen hatte sich ein Magier, der dem getödteten Smerdis sehr ähnlich sah und auch denselben Namen führte, unter dem Vorgeben, er sei der Bruder des Kambyses, des persischen Thrones bemächtigt. Kambyses, der es am Besten wußte, daß sein Bruder nicht mehr lebe, daß es sich daher bei der Sache um einen Betrug handele, brach sogleich aus Memphis auf, um den frechen Thronräuber zu verjagen. Auf dem Wege nach Susa verwundete er sich beim Besteigen eines Pferdes mit seinem Dolche im Schenkel. Der Brand trat in die Wunde, und Kambyses starb (522 v. Chr.).

Der Pseudo-Smerdis hatte sich bereits sieben Monate lang im Besitze seiner Macht zu erhalten gewußt. Ein Umstand begann endlich Verdacht zu erregen. Er ließ sich vor dem Volke nicht sehen. Der Grund war der, daß ihm die Ohren fehlten; Cyrus hatte ihm die-

selben wegen eines Vergehens abschneiden lassen. Eine der Frauen des Harems verrieth dies, und nun thaten sich sieben vornehme Perser zusammen, drangen in den Pallast ein und tödteten den Betrüger (521 v. Chr.).

Darius I.

Hierauf ward Darius I. oder Darius Hystaspes König über Persien (521 bis 485 v. Chr.). Der Vorgang, der ihn zur Herrschaft brachte, ist folgender. Er war einer der sieben vornehmen Perser, die den Mord des Pseudo-Smerdis ausgeführt hatten. Sie kamen nun überein, daß derjenige von ihnen König werden solle, dessen Roß im Lichte der aufgehenden Sonne des nächsten Tages zuerst wiehern würde. Der Schlauheit seines Stallmeisters hatte es Darius zu verdanken, daß die Entscheidung zu seinen Gunsten ausfiel. Jener führte Tags zuvor das Roß seines Herrn auf einen Hof, der an dem zum gemeinsamen Ausritte bestimmten Wege lag, und setzte ihm ein reichlich mit Körnern gefülltes Gefäß vor. Als nun die sieben Männer am nächsten Morgen in die Nähe jenes Hofes kamen, erhob des Darius Roß ein lautes Gewieher. Sogleich stiegen die Gefährten des Darius von ihren Rossen, knieten vor ihm nieder und begrüßten ihn als ihren Herrn und als Herrscher des Landes.

Darius I. erwies sich nächst Cyrus als der bedeutendste der persischen Könige. Kaum war er in den Besitz der Macht gelangt, als die Kunde kam, Babylonien sei vom Reiche abgefallen. Ein Babylonier, der sich für den Sohn des letzten Königs ausgab, hatte sich zum Herrscher aufgeworfen und — um dadurch das Andenken an eine der ruhmreichsten Zeiten des Landes zu erwecken — den Namen Nebukadnezar angenommen. Darius zog mit einem Heere vor Babylon und belagerte die Stadt, an deren Befestigung inzwischen mit allem Eifer gearbeitet worden war. Die Bewohner waren reichlich mit Waffen und Lebensmitteln versehen. Damit die Nahrung länger reiche, gab Nebukadnezar den Befehl, jeder Mann, der mehrere Frauen habe, dürfe nur eine behalten. Die überzähligen Frauen (viele Tausende an der Zahl) wurden hiernach zu Haufen auf einen großen Platz geführt und daselbst ermordet.

Schon ein Jahr und sieben Monate hatte die Belagerung gewährt, und es war für Darius eine Aussicht, sich der Stadt zu bemächtigen, immer noch nicht vorhanden. Die Babylonier, die sich sicher fühlten, tanzten vor den Feinden auf der Mauer umher und

riefen ihnen Spottreden zu. Da entschloß sich Zopyrus, einer der Feldherrn des Darius, zu einer heroischen That. Er schnitt sich Nase und Ohren ab, ging zu den Babyloniern, sagte ihnen, Darius habe ihn also verstümmelt, und bat sie, ihn als Mitkämpfer gegen den Verhaßten anzunehmen. Er gewann sich ein solches Zutrauen, daß man ihm Heerhaufen zur Anführung überließ, mit denen er glückliche Ausfälle machte. Daß — nach Verabredung mit Darius — ihm immer nur schwache Heerhaufen entgegengesandt wurden, und daß außerdem jedesmal die Flucht derselben eine von den Führern befohlene war, ahnten die Babylonier nicht. Des Zopyrus Thaten rissen die Stadt zur Bewunderung hin. Endlich übertrug ihm der König Nebukadnezar die Anführerschaft über die gesammte Streitmacht Babylons. Nun ward der von Darius und Zopyrus verabredete Sturm auf die Stadt ausgeführt. Während Zopyrus die babylonische Streitmacht auf die Mauern schickte, ließ er zwei Thore öffnen, durch die der Feind in die Stadt drang.

So fiel Babylon zum zweiten Male in die Gewalt der Perser (518 v. Chr.). Die Mauern wurden geschleift, Nebukadnezar und dreitausend Einwohner ans Kreuz geschlagen.

Ein Krieg gegen das zahlreiche und tapfere Volk der Scythen endete zum Nachtheil des Königs. Dieser Krieg führte den ersten bedeutenderen Zusammenstoß der Perser und Griechen herbei, worüber in der Geschichte der Griechen Näheres zu berichten sein wird.

Unter Darius I. erlangte Persien seine größte Ausdehnung. Nach ihm beginnt der Verfall des Reiches, dem anderthalb hundert Jahre später Alexander der Große ein Ende machte.

Religion und Sitte.

In Persien herrschte die Religion des Zoroaster, oder vielmehr die der alten Arier, welche von Zoroaster, der nicht, wie vielfach irrthümlich gesagt worden ist, um die Zeit des Darius I., sondern um 1300 v. Chr. lebte, erneuert wurde. Wahrscheinlich stammte er aus dem damals mächtigen Volke der Baktrer, die, wie die Meder und Perser, dem großen Volksstamme der Arier zuzählten. Dort entstand auch die Sammlung der Religionsschriften, der Zendavesta, d. i. das lebendige Wort, auch Zendschriften genannt. Der bedeutendste Theil dieser Schriften soll von Zoroaster herrühren. Die Zendschriften sprechen von einem großen guten Geiste, Ormuzd, der ewig Weise.

Er, der Vater alles Guten, hat die Welt hervorgebracht durch das schöpferische, Gedanke und That in sich schließende Wort Honover. Der große gute Geist Ormuzd wird aber in seinem Wirken beschränkt durch Ahriman, den verderblichen Geist. Lüge ist dieses bösen Geistes Wesen, Finsterniß und Tod sein Gebiet. Aller Orte sucht er dem Guten und Reinen sich einzudrängen, um es zu verderben, zu vernichten. Ahriman ist zugleich der Schöpfer aller giftigen Schlangen, aller Raubthiere, alles kriechenden Gethiers und Ungeziefers.

Dem großen guten Geiste stehen sechs gute Geister nahe. Sie personificiren heilsame Kräfte und gute Eigenschaften; einer heißt der „Wohlwollende", ein anderer „der ausgezeichnet Reine". In der Gesammtheit führen sie den Namen Amschaspands. Ihnen gegenüber stehen unter Anführung Ahriman's sechs böse Geister, Dews genannt. Außerdem ist das All erfüllt von einer zahllosen Menge von Genien höherer und niederer Art; es sind die Izeds, d. i. die Anbetungswürdigen. Sie werden in den Zendschriften auch als Götter bezeichnet. Einen derselben hat Ormuzd zum Begleiter der Sonne und des Mondes und zum Wächter über das Weltall erhoben; tausend Ohren hat er zum Hören und tausend Augen zum Sehen; er ist der Sieger über den Winter, den der böse Ahriman sendet. Von ihm empfangen die Keime in der Natur Leben, er vertheilt den Regen, schleudert den Blitz. Das Feuer ist ein Sohn des großen Ormuzd. Deshalb wurde ihm Verehrung erwiesen, zu ihm gebetet. Das Wasser und die Erde wurden ebenfalls verehrt, wenn auch nicht in dem Maße wie das Feuer. Als Frevel galt es, in den Fluß zu speien, Unreines hineinzuwerfen oder sich Gesicht und Hände in der Flut zu waschen. Das Wasser zum Reinigen mußte erst von dem fließenden Wasser abgetrennt, in die Behausung getragen werden. Für Meerwasser galten diese Weisungen nicht. Als Frevel wurde es betrachtet, die Erde mit entblößten Füßen zu berühren, fruchtbares Land veröden, unfruchtbares unbebaut liegen oder Löcher und Höhlen, in denen wilde Thiere wohnten, offen zu lassen. Es ward zu den Sternen gebetet, drei Mal des Tages zur Sonne, dem strahlenden Auge des großen guten Ormuzd. Des Menschen Hauptaufgabe ist es, auf Seiten der Lichtgottheiten gegen die bösen Gottheiten und ihre Geschöpfe zu streiten. Als ein dem großen guten Gotte besonders wohlgefälliges Werk wurde es angesehen, böse Thiere, namentlich Schlangen und Ungeziefer, auszurotten. In frühester Zeit wurde Ormuzd auf Bergen angebetet, er wurde nicht im Bilde dargestellt, ihm auch kein Tempel erbaut. Zur

Zeit der großen persischen Monarchie aber gab es Tempel mit dem Bilde des Gottes.

Darius I. theilte das Land in zwanzig Satrapien und setzte über eine jede einen Satrapen (Statthalter), der ihm einen Jahrestribut zu entrichten hatte. Die Könige regierten mit despotischer Gewalt. Wer sich dem Könige nahete, mußte auf die Kniee fallen und den Boden küssen. Auf die königliche Tafel kam an Speisen und Getränken das Beste, was die Reiche der Erde zu bieten hatten. Zum Dienste des Pallastes gehörten 5000 Diener und eine Leibwache von 10,000 Mann, die Unsterblichen genannt. Diese wie jene wurden von des Königs Tisch gespeist, der im Ganzen einen täglichen Aufwand von 4000 Talenten erforderte. Wie oben erzählt wurde, hatte seit der ersten Einnahme von Babylon das Reich drei Residenzstädte. Im Frühlinge wohnte der König zu Susa, im Sommer zu Ekbatana, im Winter zu Babylon. Zu den Schlössern, die der König besaß, gehörten herrliche Obst- und Thiergärten, Paradiese genannt.

Unter Cyrus war das Hofleben verhältnißmäßig noch einfach; erst späterhin hatte es sich so verschwenderisch gestaltet, wie so eben geschildert wurde; es artete zuletzt in unerhörte Ueppigkeit aus. Die Unsitte des Königshofes übertrug sich auf die Höfe der Satrapen und von da auf das Volk. Daran ging die Kraft Persiens später zu Grunde.

Daß die Perser in der Baukunst und in der Skulptur nicht Unbedeutendes leisteten, zeigen jetzt noch die Ruinen von Ekbatana und Persepolis.

Die Israeliten.

Das Land.

Wir kommen zur Geschichte der Israeliten, eines Volkes, das in der Kulturentwicklung des Menschengeschlechts eine äußerst wichtige Stelle einnimmt. Das Heimathland dieses Volkes ist Palästina, ein kleines Land, wenig größer als das Königreich Würtemberg. Seine Länge (von Nord nach Süd) beträgt 31, seine Durchschnittsbreite 15 Meilen, es zählt nicht viel über 400 Quadratmeilen. Das Land lag zwischen großen Reichen in einer völligen Absonderung, ganz entsprechend der abgesonderten Stellung, welche die Israeliten durch Jahrtausende im Völkerverkehr inne hatten. Im Westen grenzte es an das mittelländische Meer, im Norden an den Libanon, im Osten und Süden an die syrische und die arabische Wüste. Außerdem bildeten im Osten noch die Umwallungen und die wilden Schluchten des todten Meeres eine natürliche Grenzscheide. Diese Grenzscheide und die dahinter liegende Wüste lenkte oftmals wilde, aus Osten kommende Völkerschaaren in den Richtungen nach Süden oder Norden ab, während sie sonst wohl Palästina überschwemmt haben würden. Aber in dieser Abgesondertheit hatte Palästina dennoch eine Lage, die der später von ihm nach außen gehenden Mission entsprach. „Es lag zugleich wie in der Mitte der Welt, um seine Sonnenstrahlen nach allen Richtungen auszuströmen und die Geistesheimath aller Völker zu werden, nachdem es aufgehört hatte, das Heimathland eines einzigen zu sein."

Das alte Palästina gehörte zu den fruchtbarsten Ländern der Erde; es war ein Land „darinnen Milch und Honig floß"; bis weit zu den Berghängen glich es einem blühenden Garten. Reichlich waren vorhanden Apfel-, Birn-, Wallnuß-, Pflaumen-, Kirsch-, Aprikosen-, Citronen-, Pomeranzen-, Feigen- und Olivenbäume. Die Letztern werden in der Bibel Oelbäume genannt; das köstliche Olivenöl vertrat die Stelle der Butter. Es gab Eichen-, Terebinthen- und Palmenwälder. Von einem in der Nähe Jerichos liegenden Palmenwalde,

der mehrere Meilen im Umfange hatte, führte die Stadt den Namen Palmenstadt. Holzarten, die edle Harze ausschwitzten, verbreiteten gewürzige Düfte. Vielfach erreichten Stämme des Weinstocks einen Durchmesser von $1\frac{1}{2}$ bis 2 Fuß; von ihren Gezweigen wurden Häuser vollständig umschlossen und überdeckt; Trauben sah man von solcher Größe, daß sie, wenn man sie beim Hinwegführen unverletzt erhalten wollte, von je zwei Personen auf Stöcken getragen werden mußten. Rosen und Lilien wuchsen ungepflegt in reicher Fülle; außerdem gab es noch eine reiche und prächtige Flora. Ueppige Wiesen und von Futterkräutern bedeckte Höhen nährten zahlreiche Heerden der vortrefflichsten Rinder, Schafe und Ziegen. Zum Lasttragen wurde das Kameel, zum Reiten wurden Maulthiere und Esel gebraucht. Auf den Gebirgen gab es Heerden von Gazellen und Antilopen, doch fehlte es auch nicht an Raubthieren, an Löwen, Panthern, Hyänen, Schakals, Wölfen und Füchsen. Als Landplagen sind zu nennen: Erdbeben, Heuschreckenzüge und Glutwinde.

So war das Heimathland des Volkes gestaltet, in dem zuerst wieder der Glaube an den einigen Schöpfer des Weltalls erstarken sollte, während er in den Völkerschaften ringsum, trotz der Bemühungen einzelner erleuchteter Geister (es sei nur an Confucius, Buddha, Zoroaster erinnert), ihn in ihren Landesgenossen wieder zu beleben, von abergläubischen Vorstellungen vollständig überwuchert worden war.

Von Abraham bis Moses' Tod.

Ueberall, wo es Geschichte giebt, rankt auch das Wundergewächs der Sage sich empor, und darin macht auch das Land, das wir im Hinblick auf die unter dem Einfluß des göttlichen Geistes in ihm zu Tage getretenen Ereignisse gern das heilige Land nennen, keine Ausnahme. Jenes Wundergewächs ist ein Erzeugniß der von den wirklichen Ereignissen erregten Gemüthswelt. Die Sage ist nicht die Sache selbst, aber ihre Wurzelfäden haften mit derselben in einem Boden und leiten auf sie hin. So wichtig demnach die Sage ist, so viel Unheil für die Menschheit ist schon daraus entstanden, sie als die Sache selbst auszugeben. Sie ist die poetische Begleiterin der Thatsachen, geeignet, das Thor des Verständnisses aufzuschließen, falls sie nach ihrer innern Natur gewürdigt wird. Sie ist nicht das Werk willkürlicher Erfindung, sie ist kein Werk priesterlichen Truges; wer dies annimmt, der mißkennt sie eben so sehr, als derjenige, der Götzen-

dienst mit ihr treibt, indem er sie in ihrem äußeren Gepräge als geschichtliche Thatsache anerkannt wissen will. Der in Farbenglut leuchtende Morgenhimmel ist nicht die Sonne selbst, aber dieser leuchtende Farbenhimmel wäre nicht vorhanden, wenn das strahlende Himmelsgestirn nicht hinter den Wolkengebilden stünde. Wir erfreuen uns der Farbenpracht, aber wir sehnen uns doch danach, daß die Sonne über den Horizont emporsteige, das Gewölk sich theile und die Erde von dem himmlischen Lichte umflossen werde.

Dies sei denen ans Herz gelegt, die, irre gemacht durch wundersüchtige Erklärer der heiligen Bücher des israelitischen Volkes, ihren Blick für die in jenen Büchern ruhenden Schätze sich haben trüben lassen, die ihre Unbefangenheit sich rauben ließen von Erklärern, deren Glauben des äußeren Gerüstes von Zeichen und Wundern nicht zu entbehren vermag, denen aber der Sinn verschlossen ist, in die innere Wunderwelt der Geistesoffenbarungen zu schauen.

In der fruchtbaren Ebene Mesopotamien, zu Ur in Chaldäa, lebte (2000 v. Chr.) ein dem semitischen Stamme angehörender Mann, Abraham. Der Glaube seines Volkes war in Götzendienst ausgeartet; seine Seele aber fand in diesem Dienste kein Genüge, er lauschte der tiefinnersten Stimme, durch die Gott zu den Menschen spricht, und der Glaube an den einigen Gott erstarkte in ihm. Da verließ er, um der Einwirkung seiner heidnischen Verwandtschaft sich zu entziehen, Heimath und Vaterland und siedelte sich mit seinem Hause in dem Lande Kanaan an. Dahin hatte die innere Stimme ihn geführt, und dort sagte sie ihm: dies Land solle das Heimathland seines Geschlechts, des von ihm abstammenden großen Volkes werden. Geboren und auferzogen in einer Umgebung, in der das geistige Leben verdunkelt war von der Uebung heidnischen Gottesdienstes, durch den ja sogar verderbliche Lüste Heiligung empfingen, hatte seine Seele sich losgerungen von allen Fesseln, mit denen er von der herrschenden Sitte seit seiner Jugendzeit umlegt worden war. Man bedenke wohl, daß das Ergebniß, zu dem er es brachte, nur die Folge des ernstesten, langdauernden Sichversenkens in die tiefsten, das Menschendasein berührenden Fragen, nur eine Folge unerhörter Anstrengungen sein konnte, und daß, bevor Abraham ein Gefäß des göttlichen Geistes ward, der immer vernehmlicher in seinem Innern zu ihm redete, die Uebung eines sittenreinen Wandels ihn geheiligt haben mußte. Und Alles dieses geschah, ohne daß auch nur eine einzige Seele ihm Stärkung gewährt hätte, gänzlich entgegen Allem, was mit dem Stempel der Beglaubigung von dem ganzen Volke versehen war!

Aehnlich rangen wohl ihrer Zeit Confucius, Buddha, Zoroaster. Ihre Glaubensglut verzehrte vieles heidnische Wesen, das sich ihnen von ihren Umgebungen mitgetheilt hatte, aber sie war doch eben nicht stark genug, ihre Seelen vollständig von heidnischen Anschauungen zu reinigen. Dies aber war bei Abraham der Fall. Er ging auf in der völligen Hingabe an Gott, es war für ihn kein anderes Gebot vorhanden, als die göttliche Stimme, die er in seinem Innern vernahm, und wenn diese Stimme sprach, so antwortete er: „Hier bin ich, dein Knecht höret!“ und er that dann, was Gott ihm zu thun auferlegte. Ein Vorgang seines Lebens zeigt anschaulich, einerseits, wie groß die Kämpfe waren, die er zu bestehen hatte, andererseits, in welcher Art auch der Rest heidnischen Wesens in ihm von der glühenden Hingabe an Gott verzehrt, wie er von der sein Herz erfüllenden Liebe zu Gott davon erlöst ward. Das Beste und Liebste, was er auf Erden besaß, seinen einzigen Sohn, an den sich all sein Hoffen für die Zukunft seines Geschlechts schloß, meinte er Gott zum Opfer darbringen zu müssen. Und indem er sein Alles hinzugeben sich anschickte, ward ihm Alles neu geschenkt und mit ihm eine höhere Erkenntniß des göttlichen Wesens.

Eine so erhabene Persönlichkeit, in so reinem Glanze sich abhebend von dem Dunkel ihrer Zeit, steht an der Spitze des israelitischen Volkes. Und je aufmerksamer wir sie anschauen, desto tiefer gehendere Ergebnisse enthüllen sich uns. „Mit Abraham,“ sagt Bunsen, „fängt die neue Geschichte an, die Geschichte sittlicher Persönlichkeiten und ihrer Wirkungen. Sein gewissenhafter Glaube an die sittliche Weltordnung und das aus ihm entwickelte Gottesbewußtsein hat die Welt umgeschaffen.“ Abraham's große Seele hatte die Vorempfindung, daß durch ihn einst alle Völker der Erde würden gesegnet werden.

Die beiden andern Erzväter des jüdischen Volkes sind Isaak und Jakob. Diese halten sich nicht mit Abraham auf gleicher Höhe, aber auch sie haben eine Glaubensanschauung gewonnen, die den Irrenden und Sinkenden unabläßig zu neuer Auferstehung mahnt. Züge der Verirrungen sind eben so aufrichtig erzählt, wie die Vorgänge, die ein Emporringen bekunden.

Es folgt die Geschichte Joseph's, in der die Träume eine Rolle spielen. Aber den Kern der Geschichte bildet die unumstößliche Wahrheit: Die Vorsehung weiß den bösen Willen und die verkehrten Pläne der Menschen zum Heil zu wenden. Durch Joseph kam das ganze Haus Jakob's, siebenzig Personen stark, nach Aegypten, und hier wurde dem eingewanderten Hirtenstamme das fruchtbare Land Gosen zur Ansiedelung angewiesen (1900 v. Chr.).

Nach Verlauf von 400 Jahren waren die Israeliten zu einem großen Volke herangewachsen. Was einst Joseph den Aegyptern gewesen, das war vergessen. Die Israeliten wurden als Fremde und Hirten verachtet, mehr noch, weil sie einem andern Glauben zugethan waren. Denn wenn auch das Volk in seiner Mehrheit ausartete, der Kern desselben hing doch den Lehren der ihm im Lichte der Heiligkeit erscheinenden Erzväter an. Es entbrannte der Nationalhaß zwischen beiden Völkerschaften. Nun begannen die Aegypter auch noch zu fürchten, die Israeliten möchten sich, wenn es die Gelegenheit mit sich brächte, zu den Feinden schlagen. Da ward zu einem Mittel gegriffen, das oft schon dazu gedient hatte, die überschüssige Kraft des eigenen Volkes niederzuhalten: es wurden den Israeliten schwere Frohndienste auferlegt. Sie mußten Ziegel brennen, Städte erbauen. Das geschah unter dem Pharao Ramses II. In Felsengräbern findet man heut noch Wandbilder, auf denen Israeliten — Gesichtsbildung und Farbe lassen sie als solche erkennen — dargestellt sind, wie sie die ihnen auferlegten schweren Arbeiten verrichten.

In die Zeit der grausamsten Verfolgung fällt die Vorbereitung zur Errettung des Volkes: Moses wird geboren. Moses schließt sich nach seiner Bedeutung an Abraham an, er war der große Fortsetzer dessen, was jener begonnen hatte. Dieselbe Wahrheit, die in der Geschichte Joseph's anschaulich zu Tage getreten war, zeigte eben so anschaulich seine Jugendgeschichte: der Menschen verderbliche Pläne weiß die Vorsehung zum Heile zu lenken! — Der Tod im Nil war ihm zugedacht, aber gerade von da aus, wo sein Tod beschlossen war, vom Königshofe, kam ihm Rettung, ja er wurde sogar am Königshofe erzogen. Ihm wurden die Schätze ägyptischer Weisheit erschlossen, und er konnte sie vergleichen mit dem, was er aus dem Munde der Aeltesten seines Volkes über das Leben der Erzväter und namentlich über das Abraham's vernahm. In dem Bilde Abraham's war ihm ein Maßstab gegeben, mit dem er messen konnte, was ihm an Sprüchen und Weisungen ägyptischer Weisheit vorlag. Vieles, was ihm bisher als Weisheit gegolten hatte, erwies sich, im Vergleich mit jenem Bilde gemessen, als Irrwahn; Anderes behielt Bestand. In diesem Wählen und Sondern entstand in ihm eine neue Gottesanschauung. Als er sich — eine in neuerer Zeit aufgefundene und entzifferte Papyrusrolle giebt davon Kunde — einem Freunde, dem gelehrten Priester Hui offenbarte, brach dieser in den Ausruf aus: „Du entsetzest mich mehr denn Himmel und Erde und Unterwelt; dein Wissen ist ein Gebirg, dein Göttersystem amun.“ (Siehe darüber S. 28.) Die Versuchung war

für ihn da, von seinem Volke sich gänzlich abzuwenden. Die Bibel berichtet von ihm: „Mose war ein sehr großer Mann in Aegyptenland, vor den Knechten Pharao's und vor allem Volk." Höhere Ehrenstellen am Königshofe standen ihm offen. Aber er blieb seinem Volke treu und dem Gotte seiner Väter. Der Zorn über die schmachvolle Behandlung, die die Glieder seines Volkes zu erdulden hatten, riß ihn hin, daß er einen Aegypter erschlug. Dies zwang ihn zur Flucht. Nun folgte sein Hirtenleben, und in der Einsamkeit reifte der ungeheuere Plan in ihm, sein Volk aus der Knechtschaft und in das Land der Verheißung zu führen. Wie rang er, ehe er zu dem Entschlusse kam, das Werk zu beginnen! Aus dem Frieden des Hirtenlebens ging er in das Land, in dem er mit dem Tode bedroht war, und zu einem Volke, das, wie er wohl wußte, in der Knechtschaft zum größeren Theile in Verderbniß gesunken war. Aber es blieb ihm keine Wahl: der Gott Abraham's, Isaak's und Jakob's, der wahre Gott, war von ihm erkannt worden; im Gehorsam gegen sein Gebot und im Vertrauen zu seinem Beistande schritt er zur Ausführung des Werkes, das eine zwiefache Erlösung des Volkes in sich schloß, eine von ägyptischer Knechtschaft und eine von der Knechtschaft des ungeläuterten Sinnes. Der Auszug gelang (1490 v. Chr.). Doch siehe, der Pharao Menephtha, Ramses des Zweiten Sohn, den seine Zustimmung gereuete, jagt ihm nach mit Wagen und Reitern. Dabei ging er zu Grunde, das Volk Israel war gerettet. Nun beginnt der zweite Theil des großen Werkes: die Erziehung des Volkes. Wer so zum Gefäße des Göttlichen ward, wie Moses, durch den spricht Gott, sein Wort ist Gottes Wort. Die Kinder Israel kamen zum Berge Sinai, einem Ort, der der Menschheit immerdar heilig bleiben wird. Schon die äußere Erscheinung des Berges regt die Bewunderung an. „Die Felsenkuppe des Sinai", sagt Ritter, „hat eine Höhe von 7000 Fuß. Was hier den ringsum schweifenden Blick umgiebt, das wird kaum seinesgleichen auf Erden haben. Es ist die erhabenste, großartigste Felsenwildniß; viele Meilen breit und fast nach allen Seiten starren die zerklüfteten und wildzackigen Granitberge empor, ohne daß die Vegetation mit einem Walde, einem Felde, einer Flur, oder der Silberstreif eines Baches versöhnend sich dazwischen drängte. Es ist ein Bild voll Schroffheit und zugleich voll Hoheit, ein Bild des erschütternden Ernstes. Kein Blühen und Welken bezeichnet hier des Jahres Kreislauf; es ist, als hätte die Zeit hier stillstehen gelernt, als ragte die Vergangenheit in die Gegenwart hinein mit der ungebrochenen Gewalt eines großen Weltereignisses, heilig und unan-

tastbar.“ — Hier wurden dem Volke Israel und zugleich der Menschheit die heiligen zehn Gebote, die Grundsäulen der sittlichen Weltordnung, gegeben. Und damit das Volk nicht etwa in den Bilderdienst versinke, zu dem es, wie die Aufrichtung des goldenen Apis-Nachbildes am Sinai bewiesen, eine Neigung hatte, verbot Moses, Jehovah in einem Bilde darzustellen. Aber welche erhabene Vorstellung von der Geistigkeit Gottes gewann das Volk Israel durch ihn! Als dem Volke auf sein Flehen Vergebung zu Theil geworden war, und er begehrt hatte als Pfand, daß Gott noch länger unter ihm weile, ihn zu schauen, ward ihm die Antwort: „Mein Angesicht kann kein Lebender schauen, aber mein göttliches Wesen will ich dir offenbaren.“ Und Gottes Stimme rief: „Gott, Gott, mächtig, barmherzig, gnädig, langmüthig und groß an Huld und Treue, bewahret die Liebe bis in das tausendste Geschlecht, vergiebt Vergehen, Verbrechen und Sünde, läßt aber nichts ungestraft, heimsuchend der Väter Missethat an den Kindern und Kindeskindern bis in das dritte und vierte Geschlecht.“ — Und nun gab er dem Volke statt eines mit den Sinnen wahrnehmbaren Bildes die Gesetzestafeln. Sie wurden in der Bundeslade aufbewahrt, die, von Akazienholz angefertigt, innen und außen mit Gold beschlagen war. Ein tragbares Zelt ward für sie eingerichtet, die Stiftshütte. Die Stiftshütte ward später — ihrer Form nach — das Vorbild für den salomonischen Tempel. Wie durch das Gesetz, das seinen Namen trägt, wirkte Moses durch Stiftung des Sabbaths, des Tages der Ruhe von irdischer Arbeit, der Erbauung und der Versenkung in das Ewige, für alle Zeiten fort.

Vierzig Jahre währte die Wanderung: da erst war das Volk gereift genug, Besitz von Palästina zu nehmen. Moses starb (1450 v. Chr.) auf dem Berge Nebo, nachdem er von dort das Land der Verheißung geschauet hatte, das Land, das viele Jahrhunderte lang die einzige Stätte für den Kultus des einigen überweltlichen Gottes sein sollte, während in der ganzen übrigen Welt nur Götzen angebetet wurden.

Von den Richtern bis zum Verfall des Reiches.

Josua führte die Eroberung des Landes aus, nur ein Theil desselben blieb den Kanaanitern. Was vor länger als einem halben Jahrtausend Abraham zuversichtlich geglaubt hatte, war nun in Erfüllung gegangen. Aber irdische Vortheile begründen noch nicht eines Volkes Glück; das hatte die Geschichte anderer Völker längst gelehrt,

das hatte Moses große Seele klar erkannt. Kriegsruhm, Anhäufung von Schätzen wurden mit Blut und mit Elend, sich und Andern bereitet, erkauft. In einigen Ländern, namentlich in Phönicien, war es der Handelsgeist, der Schätze zusammenschleppte. Aber wozu dienten die Schätze hier wie dort? Zur Pflege der Sinnlichkeit. Je mehr das äußere Leben jener Völker sich gehoben hatte, um so mehr war ihr inneres Leben gesunken. In welchem Maße das Glück in den Hütten Israels Wohnung nehmen würde, das hing von dem Maße der Annahme eines Abrahams-, eines Moses-Glaubens ab. Der große Führer, der vierzig Jahre lang das Volk vorbereitet hatte auf den Eintritt und die Niederlassung in Palästina, „ein Bürger unter Bürgern und zugleich ein Kriegsheld, Prophet und Gesetzgeber", — er war dahingegangen. Aber von ihm war für das Volk eine Erbschaft vorhanden, wie bis dahin nie einem Volke eine ähnliche ein Wohlthäter hinterlassen hatte. Dieses Erbtheil läßt sich in wenigen biblischen Worten dahin zusammenfassen: „Im Anfang schuf Gott Himmel und Erde. — Höre Israel, der Herr unser Gott ist ein einiger Gott. — Wenn du des Feindes Ochsen oder Esel begegnest, daß er irrt, so sollst du ihm denselben wieder zuführen. — Es soll einerlei Gesetz unter euch sein, dem Fremden wie dem Einheimischen. — Einen Propheten, wie mich, wird der Herr dein Gott dir erwecken." — Für das Pflichtenleben lagen die einfachen Weisungen der Gesetzestafeln vor.

Die Bahn war geebnet zu wirklichem Glück, zwei erhabene Gestalten, die ihre Lehren durch ihr eigenes Leben erläutert und bewahrheitet hatten, wiesen auf sie hin. Auch eine bürgerliche Gesetzgebung war dem Volke von Moses gegeben worden; sie wurzelte in der göttlichen, war ein Ausfluß derselben. Jehovah selbst sollte der König des Landes sein. Darum galten alle bürgerlichen Gesetze zugleich als religiöse Gesetze, und wiederum wurde Abgötterei zugleich als ein Verbrechen gegen den Bestand der Landesverfassung angesehen und bestraft. Jehovah, der unsichtbare König Israels, mußte aber eine sichtbare Dienerschaft haben, die den religiösen Dienst zu verrichten hatte. Dazu erwählte Moses den Stamm Levi. Auch war von ihm der Fall vorausgesehen, daß — früher oder später — im Volke das Verlangen erwachen könne, sich einen irdischen König zu erwählen. Dies schloß nicht aus, daß Jehovah dennoch der König des Landes blieb, dessen Geboten, wie sie in der mosaischen Gesetzgebung vorlagen, der irdische König sich zu beugen hatte. Für jenen Fall bestimmte nun Moses: Kein Ausländer dürfe König sein, er dürfe sich keine starke Reiterei halten, kein Gold und Silber sammeln, nicht

viele Frauen nehmen, habe täglich in dem Gesetze zu lesen, das ihm in Abschrift von den Priestern einzuhändigen sei. Ebenso waren Einrichtungen getroffen, daß die Macht der Priesterschaft nicht etwa zum Schaden des Volkes wachse. Sie durften die heiligen Rollen, auf denen sämmtliche Gesetze verzeichnet standen, nicht, wie solches bei den Priesterschaften anderer Völker nach und nach üblich geworden war, als ausschließliches Eigenthum (das also nur ihnen zugänglich sei) ansehen; sie hatten vielmehr sämmtliche Gesetze dem Volke alle sieben Jahre vorzulesen. Außerdem erklärte Moses die Priesterschaft nicht als ausschließlich und allein berufen, Verkünderin des göttlichen Willens zu sein; er sagte vielmehr ausdrücklich, daß Gott auch durch den Mund Anderer sich offenbaren werde. Damit war dem späteren Prophetenthum, aus dem für die Priesterschaft nicht selten die bittersten Strafreden hervorgingen, der Weg eröffnet.

So hatte Moses nach allen Seiten hin weise gesorgt. Alle seine Gesetze, die geistlichen wie die bürgerlichen, waren darauf berechnet, die Israeliten in dem Glauben an den einigen Gott festzuhalten und diesen Glauben zu stärken und zu läutern. Daher forderte er strenge Absonderung von allen heidnischen Völkern, daher leitete er die Israeliten auf den Betrieb des Ackerbaues hin. Wer in das Ausland ging, verlor seinen Ackerbesitz ohne Entschädigung. Verkauf und Tausch des Ackers sollte nicht stattfinden, Geld auf Zinsen nicht verliehen werden. Alle diese Bestimmungen hielten den Handel nieder, dienten demnach ebenfalls dem Zwecke, die Israeliten vor der Berührung mit heidnischen Völkern zu bewahren.

Die Zeit der Richter währte gegen dreihundert Jahre. Zwietracht im Innern, Noth von außen machten sich oftmals geltend. Hier und da erhob das Heidenthum, von dem sich immer noch Anklänge im Volke erhalten hatten, das Haupt; bisweilen schien es, als sei das ganze Volk im Abfall von Jehovah begriffen. Auch in seinem politischen Bestande wurde es von heidnischen Grenzvölkern oft schwer bedrängt. Dann flammte das in Einzelnen pulsirende Glaubensleben mächtig auf, begeisterte Helden erhoben sich, belebten den alten Jehovahglauben und retteten des Volkes Freiheit.

Unter Eli und seinen Söhnen war das Volk tief gesunken. Da tritt die priesterlich-ernste Gestalt Samuel's auf. Er entflammte das Volk zum Kampf gegen die Philister, stiftete die Prophetenschulen und gab nur ungern dem Volke nach, das einen König begehrte. Saul war der erste König über Israel (1100 v. Chr.). Das irdische Königthum erweckte und hob den irdischen Glanz des Volkes, nament-

lich geschah dies unter den beiden folgenden Königen. Unter Samuel und Saul war es zu einem Kampf zwischen der geistlichen und weltlichen Macht gekommen. David (1055 v. Chr.) vereinigte beide Mächte in seiner Person und führte das Reich zu hoher Blüthe; er war gleich groß als Held, Dichter und Staatsmann. Mit starker Hand wirft er des Landes Feinde nieder, erobert die Burg Zion, erwählt sich die Stadt Jerusalem zur Residenzstadt und baut in derselben einen prächtigen Königspalast. Sein Leben (von der Jünglingszeit an) ist reich an Zügen, die den höchsten Glaubensmuth bekunden. Doch belastet er sich auch mit schwerer Schuld. Wiederum groß erweist er sich darin, daß er sich von Nathan strafen und zur Buße bestimmen läßt. Wenige Fürsten seiner Zeit würden in gleichem Verhältniß eben so gehandelt haben! Zumeist wohl wäre Tod der kühnen Männer Loos gewesen, die zu gleichem Wagniß, wie Nathan es ausführte, sich hätten hinreißen lassen. David's Buße war kein Schein; dies bekundet deutlicher, als die geschichtlichen Mittheilungen es vermögen, sein Bußpsalm. Er ist der Ausdruck wahrhaften Empfindens, tiefinnerster Bewegung. Worte lassen sich wohl zusammenstellen, nicht aber läßt sich künstlich herstellen der Ausdruck einer derartigen Bewegung, wenn eine solche nicht vorhanden ist. Heuchelei und Selbsttäuschung scheitern daran. Das gehört eben zur Größe David's, daß er ein Herz hatte, welches vom göttlichen Geiste sich leicht bewegen ließ. Es zeigen dies auch seine übrigen Psalmen. In welche rührende Klage bricht er aus bei der Kunde vom Tode Saul's und Jonathan's! Wie herrlich sind seine Naturschilderungen! Auch da nichts Gemachtes, Erkünsteltes, sondern nur der Ausdruck tiefsten Empfindens, jauchzender Lust über die Größe des Schöpfers in seinen Werken. Nun klang und sang in ihm wieder, was einst die junge Brust bewegte, als er auf Bethlehems Gefilden die Heerden des Vaters weidete. Aber sein Blick hatte sich erweitert, er hatte die Höhen und Tiefen des menschlichen Daseins kennen gelernt. Jehovah's Stimme ist's, die er in dem Gewitter vernimmt; sie sprüht Feuerflammen, und die Wüste erzittert, die Cedern brechen, die Berge hüpfen wie junge Büffel; ihr Hall ist Kraft und Herrlichkeit; sie giebt Stärke dem Volk und segnet das Volk mit Heil. In einem andern Psalm schildert er die Sonne, wie sie in ihrer Pracht einhergehet, einem Helden, einem Bräutigam vergleichbar:

Der Himmel verkündet die Herrlichkeit Gottes,
Seiner Hände Werk preist das Gewölbe,
Der Tag erzählt dem Tage die Kunde,
Die Nacht vertraut die Sage der Nacht

Keine Sage ist's und keine Kunde,
Deren Schall man nicht vernähme, —
Durch die ganze Erde geht aus ihr Hall,
Am Ende der Welt tönt ihr Ruf,
Dort wo ihr Zelt die Sonne hat.

Und sie tritt wie ein Bräutigam aus der Kammer,
Freut sich wie ein Held zu laufen die Bahn,
Am Ende des Himmels ist ihr Anfang,
Sie zieht ihren Kreis zum andern Ende,
Und es birgt sich nichts vor ihrer Glut.

„Mit ursprünglicher Gewalt, mit aufquellender Begeisterung, mit schöpferischer Fülle hatte David einen Ton angeschlagen, der Jahrhunderte fortklang."

David's Sohn Salomo, der nach ihm König ward (1015 v. Chr.), ein Mann des Friedens, war von einem seltenen Wissensdrange beseelt, dabei aber in hohem Grade prachtliebend. Das mosaische Gebot, ein König solle sich nicht viele Reiter halten, nicht Gold und Silber sammeln, nicht viele Frauen nehmen, kam unter seiner Regierung in Vergessenheit oder doch in gänzliche Mißachtung. An seinem Hofe herrschten Glanz und Ueppigkeit. Das von seinem Vater erbaute Königshaus genügte ihm nicht: er ordnete den Bau eines großartigen Residenzschlosses an. Auch für seine Lieblingsgemahlin wurde ein herrlicher Palast errichtet. Die Zahl seiner Hofleute war so groß, daß für die Tafel täglich außer dem Wild und Geflügel dreißig Rinder und hundert Schafe eingeliefert werden mußten. Das zog die Uebertretung eines andern mosaischen Gebotes nach sich. Da die Abgaben zur Erhaltung des Hofstaates dem Volke mit der Zeit fast unerschwinglich wurden, mußte auf neue Erwerbsquellen Bedacht genommen werden. Salomo eröffnete dem Volke — und das war eben gegen das mosaische Gebot — den auswärtigen Handel, in Folge dessen es mit heidnischen Völkerschaften vielfach in Verkehr trat. Sein Wissensdrang trieb den König auch auf die Erforschung der Natur. Er ist, indem er über die „Bäume, von der Ceder auf dem Libanon an bis auf den Ysop, der an der Wand wächst", schrieb, als der erste naturwissenschaftliche Schriftsteller der Welt zu betrachten. Niemand (auch nicht die weise Königin Saba aus Arabien, die an seinen Hof kam, um sich von dem, was sie über ihn vernommen, zu überzeugen) übertraf ihn in Erfindung und Lösung sinniger Räthselfragen. Von seiner reichen Lebenserfahrung und tiefen Menschenkenntniß zeugen über dreitausend von ihm niedergeschriebene Denksprüche. Zu den Ausga-

ben für die Palastbauten, für den Hofstaat und für die Kriegsleute (die Salomo sich mehr zum Staat als in der Absicht hielt, sie im Felde zu beschäftigen) kamen nun auch noch die für den Tempelbau erforderlichen gewaltigen Summen. In der Geschichte der Phönicier (S. 67) ist schon erwähnt worden, daß Salomo die Cedern und Steine zum Tempelbau von dem Libanon entnahm, wofür er dem Könige von Tyrus Sendungen von Weizen, Oel und Wein zugehen ließ. Der Bau und die Ausschmückung des Tempels ward phönicischen Baumeistern und Künstlern übertragen. In sieben Jahren war das herrliche Gebäude, das unter dem Namen der salomonische Tempel lange Zeit die Bewunderung der Welt auf sich zog, vollendet.

Anfangs hatte der prächtige Hofhalt Salomo's des Volkes Eitelkeit geschmeichelt. Als aber die Steuerlasten immer drückender wurden, und man, um die Abgaben herauszupressen, das Volk mit schweren Frohndiensten belegte, und als es gar aller Welt erkennbar ward, wie des Königs Weisheit in den Thorheiten des Harems endete, indem er in dem Maße unter die Gewalt üppiger Frauen gerieth, daß er sich von ihnen sogar zur Darbringung heidnischer Opfer verleiten ließ, da ergriff Unmuth das ganze Volk, und es bereitete sich das Unheil vor, das unter Salomo's Sohne Rehabeam zum Ausbruch gelangte: die Theilung des Reichs (975 v. Chr.).

Als nun Rehabeam in tyrannischer Laune, anstatt den nur zu begründeten Klagen des Volkes gerecht zu werden, dasselbe bedrohte, es mit Scorpionen peitschen zu wollen, da traten von den zwölf Stämmen zehn unter Jerobeam zusammen und bildeten — dem Reiche Juda gegenüber — das Reich Israel. Zwischen den beiden Staaten kam es nun oftmals zu blutigen Kämpfen. Die von Moses vorgezeichnete Bahn war verlassen worden: was konnte da Anderes folgen, als Zerfall, als Haß und Befehdung von Brüdern untereinander? Israels Hauptstadt ward später Samaria, für das nur aus zwei Stämmen bestehende Juda blieb Jerusalem als Hauptstadt bestehen. Das Reich Israel ward 722 v. Chr. von dem assyrischen Könige Salmanassar, das Reich Juda 588 v. Chr. von Nebucadnezar, dem Könige von Babylon, zerstört. Jerusalem sank in Trümmer, mit ihm der Tempel, nachdem er 400 Jahre gestanden hatte. An Stelle der weggeführten Israeliten sandte Salmanassar Bewohner seines Reiches zur Ansiedelung nach Palästina. Durch Verschmelzung dieser heidnischen Einwohner mit zurückgebliebenen Israeliten entstand das Mischvolk der Samariter, das den Juden so sehr verhaßt war. Im Jahre 535 v. Chr. gestattete Cyrus den in der assyrisch-babylonischen Ge-

fangenschaft befindlichen Israeliten die Rückkehr in ihr Vaterland. Von dieser Erlaubniß machten aber nur Leviten und Leute aus den Stämmen Juda und Benjamin Gebrauch. Seit dieser Zeit kam für die Israeliten der Name Juden auf. Sie lebten von nun an in Abhängigkeit von fremden Völkern. Ueber ihre Unterwerfung unter die Römer wird später Näheres zu berichten sein.

Das Prophetenthum.

In der schweren Zeit, die auf die Theilung des Reiches folgte, mahnte und strafte im Prophetenthum das Gewissen Israels die Schwankenden und Abgefallenen. Wie einst ein Nathan, frei von Menschenfurcht, vor den mächtigen König David trat und ihm Worte des Gerichts in die Seele donnerte, eben so furchtlos, nur dem göttlichen Geiste, der sie ergriffen hatte, gehorchend, erhoben die Propheten ihre Stimme gegen Irrthümer und Sünden ihrer Zeit, gegen den Abfall vom Glauben der Väter, wie gegen weltliche Tyrannei. Ihre Strafworte trafen, je nachdem der Anlaß es mit sich brachte, Könige, Priester, Volk. „Die Propheten," sagt Schwarz, „sind die Sprecher, die Dolmetscher Gottes, die Träger und Hüter der alten Bundes-Religion, sie stehen namentlich in Unglückszeiten dem Volke zur Seite. Sie sind bald Buß- und Strafprediger, bald politische Volksprediger, bald Reformatoren, welche den Ceremonien- und Opferdienst als unwesentlich gegen die Reinheit des Herzens und des Wandels hinstellen, bald endlich Dichter, erfüllt von hohen Idealen. Sie erinnern an die Männer unter uns, die zur Zeit der deutschen Schmach uns aufgerichtet und zur Erhebung begeistert haben, an Fichte's Reden, an Schleiermacher, an Arndt's Gedichte. Sie haben keine amtliche Macht und äußere Beglaubigung, nur die Macht des Geistes. Sie fühlen sich von einer höhern Nothwendigkeit, vom Geiste Gottes getrieben, aber diese höhere Nöthigung ist kein ekstatischer Zustand. Sie sind nicht Visionäre und Phantasten, sie überschauen mit klarem, verständigem Blick die Lage der Zeit." Sie schauen aber auch hellen Blickes in eine bessere Zukunft. Jesaias verkündet den Messias, der aus dem Geschlechte David's kommen wird, ein Held, ein Friedensfürst, reich an Rath, ein Hort des Gesetzes, der die Dulder aufrichten und die Gewalthaber mit dem Stab seines Mundes niederschlagen wird. Als er sein Volk untergehen sieht, als er seinen Schmerz in Klageliedern ausgeströmt hat, da erhebt Jeremias sich zu neuen Hoffnungen, die

auf die ganze Menschheit gerichtet sind, da schauet er, wie Moses einst von dem Berge Nebo die gesegneten Gefilde des heiligen Landes schauete, einen neuen Bund, der alle Völker umschließen, der die ganze Menschheit in eine Bruderfamilie umwandeln wird, denn also redet Gottes Geist aus seinem Munde:

Ich gebe mein Gesetz in ihr Inneres, ich schreibe es in ihr Herz, nicht auf steinerne Tafeln;
Ich werde ihr Gott sein, und sie werden mein Volk sein;
Dann werden sie nicht einer den andern, Bruder den Bruder belehren und sprechen: Erkennet den Herrn, —
Sondern sie alle werden mich erkennen vom Kleinsten bis zum Größten,
Da ich ihre Schuld verzeihen und ihrer Sünden nicht ferner gedenken werde.

„Nennet ihr," sagt Umbreit, „die Propheten nicht im gewöhnlichen Sinne des Wortes Dichter, sondern verstehet ihr unter Dichtern lebendige Schöpfer begeisterter Werke der Schönheit, dann sind gewiß die Propheten die größten Dichter des Glaubens, und dieser heiligen Begeisterung diente Himmel und Erde; die Sterne neigen sich zur Ehre Gottes ihrem Wink, und Wald und Flur, das brausende Meer und das leuchtende Gold der Tiefe leihen ihrer Rede Pracht."

Die Griechen.

Land und Volk.

Wir betreten einen Boden, dessen Bevölkerung ebenfalls eine für die Entwicklung des ganzen Menschengeschlechts hochwichtige Aufgabe zu lösen hatte, eine Aufgabe, die sich uns im Verfolg der Geschichte Griechenlands enthüllen wird. Beginnen wir damit, Land und Volk in ihrer äußeren Gestaltung kennen zu lernen.

Griechenland, den kleineren Theil der großen Halbinsel umfassend, die im Osten vom schwarzen, im Westen vom adriatischen Meere begrenzt wird, hat seine Hauptgestaltung durch eine Erdrevolution empfangen. Mit dem Flutdurchbruch des schwarzen Meeres, das ohne Zweifel in ältester Zeit geschlossen war, zerrissen Land und Küste und es bildeten sich die Inseln des aegeischen Meeres. Die fruchtbare griechische Landschaft Thessalien war einst ein Binnensee. Er brach sich einen Ausgang nach dem Meere, und damit legte der Boden sich trocken. Griechenland hatte einen Flächenraum von 1300 Quadratmeilen, war demnach etwa so groß wie das heutige Königreich Bayern. Der durch die vielen Meereseinschnitte gebildete Küstensaum beträgt nicht weniger als 720 Meilen, anderthalb hundert Meilen mehr als Italien, vierhundert und funfzig Meilen mehr als Frankreich an Küste hat. „Es giebt kein anderes Land der Erde, das sich so wunderbar mit dem Meere vermählt, keines, das die Schönheit aller Gegenden Europas in solchem Grade verbunden aufzeigt. Der Wanderer, der aus Thessaliens weiten, fruchtbaren, rosse-nährenden Ebenen den Peneiofluß entlang in das Tempelthal eintritt, glaubt sich aus Dänemarks korngesegneten Gefilden plötzlich wie durch Zauberschlag versetzt in die sanften und doch prachtvollen Umgebungen einer üppigen italischen Natur, während ihn, kaum eine halbe Stunde weiter hinein in das Thal die großartige Felsenpracht einer deutschen Schweizerlandschaft umgiebt. Der Anblick des Landes ist zuerst viel rauher, als man zu erwarten pflegt. Von der Höhe übersehen, gleicht es einem Meere von versteinerten Wellen, ganz durchästet von rauhen Felsgebirgen,

die freilich einst mehr als jetzt bewaldet waren. Hier hausten in ältester Zeit der Löwe, der Eber und der grimmige Bergstier, hier starrt die dorische Härte und Wildheit. Aber das Auge, das zu diesen Gipfeln und Höhen hinaufstieg, weckte und nährte zugleich den Sinn des Erhabenen in der Brust der Hellenen. Der reine Schwung der Berglinien, die unendlich mannigfaltige, aber doch immer reizvoll modellirte Form der Felsgebirge, in der sich Schroffes und Gerundetes zu schöner Einheit verbinden, weckten und bildeten den plastischen Blick, wie sie auch noch heut das Entzücken des Künstlers sind. Und dieses Reich der schönen Linien und Formen sah der Grieche, belebt und verklärt von den zauberhaften Farbenreizen seiner reinen Luft, eingefaßt von der blauen Pracht seines Himmels, dessen unvergleichlicher Glanz dem aufschauenden Blick in's Herz hinein lachte, er sah es umflossen von dem Spiegel dieses Himmels, einem Meere, dessen tiefe, lichtdurchdrungene Bläue im reizvollen Wechsel der Farben die Küsten von Hellas umspülte. Den Gegensatz zu der rauhen und erhabenen Wildheit der griechischen Gebirgsnatur bildet die Weichheit und Lieblichkeit der Thäler, die jedoch weit entfernt ist von jener orientalischen Ueppigkeit, welche den Sinn berauscht und in schwelgerische Träume versenkt. Klar wie der Himmel, schwungvoll und doch scharf im Umriß war auch die Pflanzenwelt. Selbst der Oelbaum, so ähnlich unserer nordischen Weide, ist nicht elegisch sentimental wie diese, denn die lederartige Stärke seiner Blätter verhindert die zitternde Beweglichkeit im Winde und das traurige Ueberhängen der äußeren Zweige. Die Pflanzenwelt ist im Allgemeinen von mäßiger Größe. Wo sich in derselben üppige Fülle im Wuchs und Stamm, in Krone und Baumschlag zeigt, da wird diese Fülle doch wieder, wie bei der Platane und dem Ahorn, zur gemessenen Bestimmtheit hingelenkt durch die strenge, dem Krystallartigen verwandte Zeichnung der Blätter. Das Grün der Bäume, nicht eintönig, sondern in unzähligen Schattirungen spielend, meist von warmer, zuweilen von glänzender, schwärzlicher und graugrüner Farbe, ersetzt durch seine Dauer den Schmuck der schnell versengten Wiesenfluren. Erst wenn man die reizende jungfräuliche Schlankheit des Lorbeerbaumes sieht, versteht man völlig den Mythus von der Daphne, die in einen solchen Baum sich verwandelte, wie man bei dem Anblick der hoch zur Krone aufsteigenden Doldenstengel die Form der griechischen Tempelsäule versteht, welche hellenischer Kunstsinn der Natur nachschuf. In dieser Vegetation der Thäler lebt und webt eine eben so reiche als anmuthige Thierwelt. Zahllose Cicaden summen im Grase, Tausende von Nachtigallen schlagen

in Myrtengebüschen, unter den Oliven, im Platanenwalde, im Dunkel der Orangen und Limonen. Das Steinhuhn lockt, zierliche Laerten werden von Schlangen verfolgt, mächtige Geier schreiten gravitätisch einher, Pelikan und Storch lauern am See auf Beute, und hoch in den Lüften, stolze Kreise ziehend, wiegt sich der Adler, der blitztragende Vogel des Zeus. Der Thiere schönstes, das Pferd, war zugleich in seiner edelsten Race, der schlanken orientalischen, in Griechenland vorhanden. Und hinein in all' diese Schönheit schuf dieselbe Natur das herrliche Gebild des griechischen Menschen." *)

Der Körper der Griechen war von hohem Wuchse, gewölbter Brust, kräftigen Gliedmaßen und edle Formen zeigend in allen Bewegungen. Das Auge unter feingezogenen Brauen war strahlend, die Stirn mehr breit als hoch, der Mund schön, die Nase fein; das Haupt trug den Schmuck des lockigen Haares, der Bart war schön gekräuselt. Reizbar und zu heftigen Leidenschaften geneigt, gewann dennoch bei den Griechen leicht das feine Gefühl für alles Erhabene, Edle und Schöne und die Klarheit ihres Verstandes die Oberhand. Sie hatten einen empfänglichen Sinn für die Genüsse des Lebens, unmäßiger Genuß aber war ihnen zuwider. Ruhigen Geistes, arbeiteten sie fortgesetzt daran, das innerlich erschauete Schöne und Gute auch äußerlich im Privat- und Staatsleben zur Erscheinung zu bringen. Indem sie in dieser Weise danach strebten, sich ein schönes und erquickliches Lebensdasein zu bereiten, wußten sie aber auch eben so heiteren Blickes in den Tod zu gehen, wenn das Vaterland ein solches Opfer erheischte. „Niemals," sagt Hegel in Bezug auf Griechenland, „ist so viel Geschichte wieder auf so engem Raum zusammengedrängt gewesen, niemals in regem Wetteifer der Kräfte so viel Energie entfaltet worden."

Die Griechen und ihre Götter.

In das geschilderte Land wanderte von Osten her ein Zweig des arischen Urstammes ein, die Pelasger, d. h. „aus der Ferne Gekommene". Es folgten im Laufe der Zeit noch andere Stämme aus der asiatischen Urheimat, die Dorer, die Jonier, die Aeoler und Achäer. Der Streit um die Wohnsitze führte nicht selten zu blutigen Kämpfen. In der Gesammtheit wurden die Einwanderer Griechen, später auch Hellenen genannt.

---

*) Ad. Stahr und Vischer.

Die Griechen hatten aus ihrer arischen Vorheimat gewisse religiöse Vorstellungen mitgebracht. Unter dem Himmel Griechenlands veredelten sich dieselben fortgesetzt in ihren Formen, und es vergeistigte und läuterte sich ihr Inhalt. „Die Welt," sagt Alexander von Humboldt, „die sich dem Menschen durch die Sinne offenbart, schmilzt, ihm selbst fast unbewußt, zusammen mit der Welt, welche er, inneren Anklängen folgend, als ein großes Wunderland in seinem Busen aufbaut." So entstand die griechische Götterlehre, ein Wunder und Kunstwerk einzig in seiner Art, eine Dichtung des menschlichen Geistes, welche die treibende Kraft der Kulturentwicklung auf eine lange Zeit wurde, eine Dichtung voll zauberischer Bilder und Klänge, die gleich Orpheus' Gesang und Citherklang Todtes lebendig machte, Thierisches in Menschliches verwandelte, und die heut noch die Bewunderung aller Denkenden erregt.

Bis dahin waren, wie der Leser sich erinnert, bei allen übrigen heidnischen Völkern in den Versuchen, ihren religiösen Vorstellungen Ausdruck zu geben, entweder Thiere als Symbole geahnter übersinnlicher Kräfte zur Geltung gelangt (was nebenher mit sich führte, daß die erwählten Symbole selbst vielfach göttlich verehrt wurden), oder eine regellose Phantasie hatte sich ungeheuerliche Gestalten, Menschen mit vielen Köpfen, Armen u. s. w. oder Zusammensetzungen von Menschen- und Thierleibern, gebildet, denen Verehrung gezollt wurde.

Anders bei den Griechen. Sie erhoben den Menschen selbst, der Schöpfung Krone, zum Maß, zum Gefäß des Göttlichen, den Menschen in seiner äußern Gestaltung, die sie ja auch in seltener Vollendung vielfach vor sich sahen. Die Götter und Göttinnen erschienen anfangs nur in Bildern der Phantasie, später in Bildern aus Menschenhand in vollendet schöner Form, wogegen Thiergestalten nur noch benutzt wurden, um den sie an Größe weit überragenden, menschlich geformten Götterbildern erklärend zur Seite zu stehen — wie z. B. der Adler dem Zeus.

Die Glaubenswelt, welche die Griechen bei ihrer Einwanderung mitbrachten, hatte einen dunkeln Hintergrund. Im Anfange — so lautete ihr Schöpfungs-Mythos — war die Natur eine verworrene Masse, ein Chaos, Finsterniß herrschte, grauenhaft war der Kampf der Elemente. Da taucht Gäa (Erde) aus dem Dunkel auf, von ihr scheidet sich Tartaros (Unterwelt), endlich noch steigt der Alles verbindende Eros (Liebe) empor. Die Erde gebiert den Uranos gestirnten Himmel), Beide erzeugen die Titanen, die Cyklopen und die hunderthändigen Riesen, unter Ersteren den übergewaltigen Kronos

(Zeit). Um sich in der Herrschaft zu behaupten, stürzt Uranos seine Kinder in den finsteren Tartaros hinab. Kronos empfängt von Gäa eine diamantene Sense, erhebt den Kampf gegen Uranos und verwundet ihn. Blutstropfen fallen zur Erde, und es steigen aus ihnen empor die Giganten, drachenfüßige Riesen, und als Rächerinnen frevelhafter Thaten die schrecklichen Erinnyen, weibliche Wesen, Schlangen als Hauptthaar tragend, gegürtet mit Nattern. Kronos, der als Sieger aus dem Kampfe hervorgeht, verschlingt seine eigenen Kinder bis auf Zeus, den seine Mutter Rhea verbirgt. Als aber Zeus Kraft gewonnen, erhebt er den Kampf gegen Kronos; er bemächtigt sich der Herrschaft, und Kronos entflieht zum fernen Oceanos.

So das Bild des Uranfangs der Welt und der Schöpfungstage, wie es in den einwandernden Griechen lebte.

Schöner gestaltete sich die griechische Götterwelt in der neuen Heimat des Volkes. Der in die Wolken ragende vielgipflige Olympos wird der Sitz ihrer Gottheiten. Dort herrscht in erhabener Majestät Zeus. Aber erst nachdem der von dem finsteren Tartaros und der Erde erzeugte Typhon, der hundert Drachenköpfe mit feuersprühenden Augen hatte, und die mit jenen verbündeten Giganten, die frevelnden Sinnes den Himmel hatten stürmen wollen, besiegt worden waren, erfreute sich Zeus der unbestrittenen Herrschaft über Götter und Menschen. Er ist der Allwaltende: er wacht über Tage und Jahreszeiten, er sammelt die Wolken, spendet den Regen; er schleudert aber auch feurige Blitze hernieder und erschüttert die Erde durch rollende Donner, bald gnädig sein Wohlgefallen an der Sterblichen Thun bekundend, bald sie schreckend bei Uebelthat. Beschützer des Eigenthums, Retter aus aller Noth und besonders gnädig gesinnt denen, die das Gastrecht üben, ist er zugleich auch der strenge Rächer des Meineids. Die Gemahlin des Himmelsgottes Zeus, des „Herrscher im Aether“, ist die „lilienarmige“ Hera. Sie befruchtet die Erde und hütet die Ehen. Ihr ruhet zur Seite der Pfau, die leichtbeschwingte Iris (Regenbogen) ist ihre holde Dienerin. An Beider, der Menschen Thun förderndem Walten nehmen noch andere Gottheiten Theil.

„Denn die Unsterblichen lieben der Menschen
Weitverbreitete gute Geschlechter,
Und sie fristen das flüchtige Leben
Gerne dem Sterblichen, wollen ihm gerne
Ihres eignen ewigen Himmels
Mitgenießendes fröhliches Anschaun
Eine Weile gönnen und lassen.“

Zunächst ist jetzt zu nennen ein Zwillingspaar herrlicher Kinder des Gottes, das er mit Leto erzeugte, Apollo und Artemis (Diana), beide gedacht in gereifter männlicher und weiblicher Jugendlichkeit. Bogen und Pfeile, die sie tragen, gelten bei ihnen als Symbole ihrer raschen, stürmischen Thätigkeit. Apollo ist der Wolfstödter, Artemis jagt den Hirsch. Beide, „umblüht von ewiger Jugend", wachen über das Jugendgedeihen der Jünglinge und Jungfrauen, sind daher auch zugleich Beschützer der Jagd und des Tanzes. Es war ein Sprichwort, zu sagen: „Wann tanzt Artemis nicht?" Wie Apollo der strahlende Sonnengott, so ist Artemis die Göttin des nächtlichen Himmels und des Lichtes. Zärtlich hängen sie ihrer Mutter Leto, zärtlich hängen sie auch einander an.

„Es liebt Diana ihren holden Bruder
Vor allem, was ihr Erd' und Himmel bieten."

Aber schrecklich sind sie im Zorn; als eine Sterbliche, Niobe, sich so weit vergessen hatte, ihre Mutter Leto durch unehrerbietige Worte zu kränken, sinken, durchbohrt von ihren stets treffenden Pfeilen, alle Kinder der Frevlerin zu Boden, bis diese selbst vor Entsetzen zu Stein erstarrt.

Eines ist zum richtigen Verständniß des griechischen Wesens namentlich in's Auge zu fassen. Nicht eine vom Volke getrennte, in sich abgeschlossene Priesterschaft begrenzte für alle Zeit die Thätigkeit der Götter, wie es in Aegypten geschah, wo das religiöse Leben zuletzt in Erstarrung gerieth und damit aufhörte, eine belebende Kraft für das Volk zu sein. Das dichtende Volksgemüth, in Freiheit waltend, verklärte fortgesetzt den Götterhimmel, und was aus dem Volksgemüth aufstieg, gewann in heiligen Sehern dem Inhalte nach Vertiefung, der Form nach künstlerische Gestaltung. Als Dichter und Seher — Beides galt als Eines in jener Zeit, in der das Göttliche als der der Poesie würdigste Gegenstand angesehen ward — sind vor allem zu nennen Hesiod und Homer, und in dem eben angedeuteten Sinne ist's gemeint, wenn gesagt wird: Sie gaben den Griechen ihre Götter! — Hieraus erklärt sich auch der Umstand, daß sich der Inhalt der Göttergestalten durch die Zeit veränderte, daß einzelne Thätigkeiten sich erweiterten, bisweilen sich vergeistigten.

So gewann auch die geistige Seite Apollo's nach und nach größere Bedeutung. Anfangs galt er vorherrschend als der aus der Dunkelheit heraufgestiegene Sonnengott — seine Mutter Leto bedeutet Finsterniß, — dessen Lichtpfeile die Ungeheuer der Nacht niederstrecken.

Weiterhin gestaltete er sich zum Gott, der nicht irdisches Licht allein, der auch geistiges Licht ausspendet. So wird er der Gott der Begeisterung, der Dichtkunst, der Musik, und als Symbol dieser Seite seines Wesens ruhet die helltönende Cithera in seinem Arm.

Der Himmel in seiner ätherischen Reine machte den Eindruck der Jungfräulichkeit. Dies führte auf die Vorstellung der des Göttervaters ruhige Weisheit zurückstrahlenden keuschen Göttin Pallas Athene. Klar wie der Aether ist auch ihr geistiges Wesen, daher ist sie Spenderin weisen Rathes für die Werke des Friedens wie für die des Krieges. Aber ihr jugendlichkräftiges Wesen regt auch zugleich zu frischer That an. Wie sie die ermattete Pflanzenwelt durch den himmlischen Thau, den sie spendet, erfrischt, so belebt sie gebeugte Herzen durch Trostgedanken. Zumeist erscheint sie in strahlendem Waffenschmucke. In der bildlichen Darstellung wird ihr als Symbol ernsten Sinnens die Eule, als Symbol der Wachsamkeit und der Kampfbereitschaft der Hahn gegeben.

Kinder des Götterkönigs waren auch Ares und Aphrodite. In ihnen gelangten zur Verkörperung des Krieges Grausen und der Liebe beseligendes Glück. Aphrodite war aus der Astarte der Phönicier hervorgegangen. Tief — nur sinnlichen Genuß bedeutend — stand Astarte, ungleich höher und reiner dagegen die Liebesgöttin der Griechen, Aphrodite. Huldgöttinnen waren ihr stets zur Seite, Blumen entsproßten dem Pfade, den ihr Fuß berührte. Geheiligt war ihr die Myrthe, mit der auch die Gräber geliebter Hingeschiedener geschmückt wurden.

Erst in ihrer jetzigen Heimath hatten die Griechen die Macht und Herrlichkeit des Meeres kennen gelernt. Aus den empfangenen Eindrücken gestaltete sich das Bild des Meeresbeherrschers Poseidon. Er hält die Lande empor, die frei sein sollen von der Wasserflut; doch stürmt er auch gegen die felsigen Küsten, daß sie in ihren Grundfesten erbeben, die Wälder am Meeresufer brechen. Dann stehet er, von schilfbekränzten Tritonen, die machtvoll auf Muschelhörnern blasen, umgeben, auf einem Muschelwagen und lenkt mit starker Hand und drohend einen Dreizack schwingend die sich bäumenden Wellenrosse — ein Anblick der Pracht und des Grausens zugleich. Die Gemahlin Poseidon's, des „Erderschütterers", ist Amphitrite, ihre Dienerinnen sind die Nereiden.

Wie das himmlische Licht in Apollo, hat das irdische Feuer seine Personification in Hephästos. Mißgestaltet geboren, ward er vom Himmel hinabgeschleudert, ein Vulkan ist des seit dem Fall Hinkenden

Werkstätte, Cyklopen sind seine Gesellen. Für Zeus schmiedet er Blitze, für Ares, Athene und andere Gottheiten und auch für Helden fertigt er köstliche Rüstungen und Waffen. Er, der nach seiner Gestalt unholdeste der Götter, ist der Gemahl Aphrodite's, der Göttin der Schönheit.

Der Anblick der im Frühlinge erwachenden Natur erquickt das Gemüth, verscheucht die Sorgen, macht frei den Blick. In erhöhterem Grade noch bringt eine solche Wirkung der Genuß des Weines hervor. Dionysios ist der Gott des Weinbaues, des Natursegens, der Naturverklärung. Zu seinem Gefolge gehören die stumpfnasigen, bocksfüßigen Satyrn, deren ältester Silen heißt. Diese albernen, lüsternen, halb menschlichen und halb thierischen Wesen haben ihren gewöhnlichen Aufenthalt in waldigen Gebirgen. Hermes ist der windschnelle Bote der Götter, der Hüter der Grenzen, der Beschützer menschlichen Verkehrs, der Geleiter der geschiedenen Seelen in das Schattenreich. Hades (der Unsichtbare) thront in diesem Schattenreiche als Herrscher. Seine Gemahlin ist Persephone (die Verwesende). Sie ist die Tochter der Demeter, der Mutter Erde. Demeter ist zugleich Göttin des Ackerbaues und der aus ihm sich ergebenden Gesittung, auch Schützerin der Ehe. Das Heerdfeuer bildete den Mittelpunkt des Hauses und der Häuslichkeit. Hestia war die Schützerin des Heerdes, zugleich auch aller festen Ansiedlungen der Menschen; sie galt als Personification reiner Weiblichkeit.

Zu den niederen Gottheiten gehören die neun Musen. Bei seiner Vermählung forderte Zeus die übrigen Götter auf, etwas von ihm zu wünschen. Sie baten, ihnen Götter zu schaffen, die die Wundergabe besäßen, alles Schöne und Herrliche würdig zu preisen. Da schuf er die Musen. Sie verherrlichen die Feste der Götter, begeistern Sterbliche zu Dichtkunst und Gesang. Es sind Klio (die Verkündende), Euterpe (die Erfreuende), Thalia (die Blühende), Melpomene (die Singende), Terpsichore (die Tanzfrohe), Erato (die Liebliche), Polyhymnia (die Hymnenreiche), Urania (die Himmlische) und Calliope (die Schönstimmige). Ferner sind noch zu nennen die drei Moiren (Parzen) oder Schicksalsgöttinnen. Von ihnen spinnt Klotho den Schicksalsfaden, Atropos durchschneidet ihn, Lachesis bestimmt das Los der Menschen. Außerdem waren Meere, Flüsse, Quellen, Berge und Thäler belebt von Wesen göttlicher Art: dem freundlichen Meergreise Nereus mit seinen Töchtern, den Nereiden, dem weissagenden, verschlagenen Meergreise Proteus, den tückischen Sirenen, den geschäftigen und neckischen Tritonen, den Najaden, Dryaden und Oceaden.

Auf dem Olympos, später auch auf dem Helikon und dem Parnaß sprangen Quellen, gehütet von den Musen, aus dem Boden. Der Trank aus diesen Quellen begeisterte die Sänger, die Götter in Liedern zu preisen und den Geschlechtern der Sterblichen die Thaten der Himmlischen zu verkünden.

Die Heroen.

Aber auch die Thaten großer Männer der Vergangenheit wurden gepriesen, von Sängern und vom Volke, und auch um ihr Leben schlangen sich, wie blühende Geranke um die kräftigen Stämme hochragender Bäume, sie verherrlichende Sagen empor. Bewunderung und Dankbarkeit schmückte ihr Leben aus, und der Umstand, daß sie, die Wohlthäter der nachfolgenden Geschlechter, wie ihr an Kämpfen und Mühen reiches Leben bewies, einer höheren Daseins-Sphäre angehört hatten, führte auf den Glauben, sie seien Halbgötter, hervorgegangen aus einer ehelichen Verbindung von Göttern und Menschen. Die Glaubenswelt, der jene Blüthen entsprossen, ist untergegangen, aber die Blüthen selbst haben bis heut noch nicht ihren Duft verloren: heut noch erquickt uns die Wahrnehmung, daß in der Umrahmung des uns fremd gewordenen Wunderbaren Vorgänge des Seelen- und Gemüthslebens in überraschend wahrhafter Weise geschildert und dargestellt worden sind.

Phaëton.

Clymene gebar einen Sohn, Phaëton genannt; sein Vater war der Sonnengott Apollo. Ohne Ahnung seines göttlichen Ursprungs wuchs er heran, Clymene aber erfreute sich seines hochstrebenden Sinnes, und als er zu einem herrlichen Jünglinge herangeblüht war, entdeckte sie ihm, daß der Sonnengott sein Erzeuger sei. Zu diesem ging er nun, ihn bittend, zum Zeichen, daß er sein Vater sei, ihm einen Wunsch zu gewähren. Apollo gelobte ihm dies, und nun sprach leuchtenden Auges Phaëton: „So übergieb mir für den folgenden Tag die Leitung deines Sonnenwagens und der fußgeflügelten Himmelsrosse!“ Apollo erschrak über diese Worte und ward betrübt, daß er dem Sohne gelobt hatte, ihm zu willfahren. „Wehe, sprach er, daß

du, ein Sterblicher, auszuführen begehrst, was nicht ein andrer der Götter zu unternehmen wagt! Nicht einmal Zeus trägt Verlangen danach, den Himmelswagen zu besteigen und die geflügelten Rosse zu lenken!" Dies aber schreckte Jenen nicht zurück, es regte vielmehr sein Verlangen, das Wagestück auszuführen, nur noch lebhafter an. Da nun Apollo durch sein Gelöbniß gebunden war, geleitete er ihn an den goldenen, mit Edelsteinen besetzten Wagen, ein herrliches Werk des kunstreichen Gottes Hephästos. Eos öffnete das Himmelsthor, die anmuthigen Horen löften die weißen Rosse von den Marmorkrippen, führten sie herzu und legten ihnen die goldenen Geschirre an. Auf das lockige Haupt setzte Apollo dem Sohne die Strahlenkrone, die den Völkern der Erde als Sonne erscheint; dann schwang Phaëton sich auf den Wagen, ergriff die Zügel und jagte dahin.

Als die Rosse die schwache Hand eines Sterblichen am Zügel fühlten, verließen sie in wilder Hast die gewohnte Himmelsbahn. Die Winde hatten das rosige Morgengewölk zertheilt, und vor den Blicken Phaëton's lag nun die unermeßliche Tiefe und Weite des Weltenraumes. Zu spät überkam ihn jetzt die Reue. Die Rosse waren nicht mehr in seiner Gewalt, bald näherten sie sich der Erde, bald wieder stiegen sie in den Himmelsraum empor. Als Phaëton der Erde nahe war, wurden die Hochebenen von dem Feuer ergriffen, Wälder verkohlten, Saatfelder verwandelten sich in glühenden, flimmernden Staub, Quellen, deren Nymphen wehklagend entflohen, versiegten, Flüsse trockneten aus, Städte gingen in Flammen auf, und alles Lebendige in ihnen wurde zu Asche verbrannt. Damals geschah es, daß das Blut der Aethiopier kochend ward, durch die Haut drang und diese schwarz färbte; in jener Zeit entstanden auch die Wüsten der Erde. Schon begann das Meer vor Hitze zu wallen, die Nereiden suchten Schutz in den kühlen Grotten der Tiefe. Da erbarmte sich Zeus der hinschmachtenden Erde. Ein Blitzstrahl tödtete den vermessenen Führer des Sonnenwagens; von Feuer umlodert, schoß er, einem fallenden Sterne gleich, hinab, und es nahmen die Fluten des Eridanus den Sterbenden auf. Nymphen bestatteten ihn und saßen trauernd an seinem Hügel, bis Zeus sie in Bäume verwandelte. Aber ihr Schmerz um den Tod des herrlichen Jünglings war nicht gestillt. Thau sank an jedem Morgen von ihren niederhängenden Zweigen auf die Todesstätte; aus ihrer Rinde aber drangen blutige Tropfen, die im Lichte der Sonne zu köstlichem Bernstein erstarrten.

Orpheus.

Orpheus, der göttliche Sänger, ein Sohn der Muse Calliope und des Thraciers Oeager, gewann sich durch seinen Gesang und sein Saitenspiel die liebliche Muse Eurydice zur Gemahlin. Aber Beiden war nur ein kurzes Glück der Liebe beschieden. Ein Hirt, Namens Aristäus, von der Schönheit und Anmuth der Muse berauscht, begehrte sie zu besitzen, und als sie eines Tages, nachdem sie seine Bewerbung zurückgewiesen hatte, zu fliehen genöthigt war, trat sie auf eine Natter und ward von dem giftigen Thiere gebissen. Sie starb und stieg nieder in das Schattenreich.

Für den göttlichen Sänger gab es nun kein Glück mehr im Lichte der Sonne. Klagend durchirrte er die Länder, bis er die tärnarische Höhle, den Eingang in die Unterwelt, fand. Tief hinab führt die Höhle in grauenvolle Finsterniß; dort ist der schwarze Styx, über den Charon die abgeschiedenen Seelen führt. Noch nie war ein Lebender bis in die Tiefe gedrungen; hält doch allein schon das Entsetzen einen Jeden zurück. Aber auch der unterirdische Fährmann, die dreifache erzene Mauer und der furchtbare Cerberus mit seinen drei Rachen wehren den weiteren Eingang. Dem trauernden Gatten bahnte aber sein herzerschütternder Klagegesang einen Weg: der finstere Charon setzte ihn über den schwarzen Styx, die blutlosen Schatten wurden von Mitleid ergriffen, Thränen drangen aus ihren Augen, und sie wichen zurück, selbst der dreiköpfige Cerberus regte sich nicht gegen ihn. So gelangte Orpheus bis zu dem Throne der Gottheiten des Schattenreiches.

Vor ihnen erhob er seine Stimme zu noch rührenderen Klagetönen, und er beschwor den finsterblickenden Hades bei der Liebe, die ihn einst mit Persephone geeint, ihm die geliebte Gattin Eurydice zurückzugeben, beide aber, nachdem ihnen noch eine Zeit lang vergönnt gewesen, sich des Lichtes der Sonne zu erfreuen, gemeinsam hinabzuführen in das Reich des Todes. Werde ihm seine Bitte nicht erfüllt, so begehre auch er nicht wieder zurückzukehren, denn mit Eurydice hier vereint zu sein, gelte ihm höher, als ohne sie auf Erden zu leben. Solche Liebe rührte die Götter der Unterwelt, und Hades gab dem Flehenden die Gattin zurück. Eine Bedingung aber knüpfte er an die Gewährung der Bitte. „Führe die Gattin," sprach er, „abgewandten Hauptes hinauf und hüte dich, ihr ins Angesicht zu schauen, ehe du im Lichte des Tages wandelst!"

Beseligten Herzens stieg Orpheus den jähen, finstern Pfad empor, und Eurydice folgte ihm. Sein Verlangen, sie zu sehen, wuchs mit jedem Augenblicke; aber er beherrschte sich und sah nicht zurück. Schon war er dem Ausgange der Höhle nahe, da vermochte er seinem Herzen nicht mehr zu gebieten. Er wandte sich um und blickte der Gattin ins Angesicht. Treue Liebe strahlte ihm entgegen aus ihren Augen, aber er las in denselben auch zugleich den Schmerz über die nun unvermeidlich erfolgende ewige Trennung. Er streckte seine Arme nach ihr aus, während sie in die Nacht dahin schwand.

Nachdem Orpheus hierauf sieben Tage am Ufer des Styx gesessen und seine Klagen vermischt hatte mit der Wellen Geheul, begab er sich auf die Oberwelt zurück, irrte lange verzweifelten Sinnes in den Ländern umher. Die Menschen floh er, insbesondere die Frauen. Endlich wählte er sich eine einsame Höhle am Hämus zu seinem Aufenthaltsorte. Hier strömte er nun seinen Schmerz in rührenden Liedern aus, in Liedern von so zauberhafter Macht, wie deren auf Erden seitdem nie wieder ertönt sind. Denn es rückten Bäume herzu, reißende Thiere kamen besänftigten Sinnes herbei, selbst Felsen, von dem Zauber des Gesanges bewegt, naheten sich der Höhle, und wo früher Sonnenbrand und Oede gewesen war, gab es nun erquickenden Schatten und blühendes Gerank, das an den Bäumen aufstieg, in den Zweigen aber baueten Singvögel ihre Nester.

Nach einiger Zeit geschah es, daß thracische Weiber, die dem Dionysios zu Ehren ein Fest feierten, in wilder Lust bis in die Gegend des Hämusgebirges umherschwärmten. Sie fanden den göttlichen Sänger, den sie haßten, seitdem sie vernommen hatten, daß er sich der Gemeinschaft der Frauen entziehe, und sie beschlossen in ihrem Taumel, blutige Rache an dem Verächter ihres Geschlechts zu nehmen. Unter wildem Trommel- und Hörnerschall und bacchantischem Jauchzen stürzten sie auf ihn ein, tödteten ihn, zerrissen ihn und streueten seine Glieder auf dem Gefilde umher; zuletzt schleuderten sie das Haupt in den Fluß Hebros. Die Wogen trugen es nach der Insel Lesbos, auf der es von den Musen bestattet ward. Ueber der Stätte wölbte sich blühendes Gebüsch, und nirgends sangen seitdem die Nachtigallen so herrlich, als an diesem Ort.

Herakles (Hercules).

Herakles war ein Sohn des Zeus und der Königin Alkmene; sein Stiefvater war der König Amphitryon. Schon in der Wiege

bekundete er seinen göttlichen Ursprung. Denn als des Götterkönigs Gemahlin, die Göttin Here, die ihn haßte, zwei gewaltige Schlangen in sein Gemach sandte, ergriff er diese und erwürgte sie. Der König Amphitryon war auf das entsetzliche Geschrei der fliehenden Wärterinnen mit dem Schwerte herbeigeeilt. Als ihm nun das Kind die beiden todten Schlangen lächelnd entgegenhielt, ergriff ihn Staunen, und er befragte den weisen Seher Tiresias nach der Zukunft des Knaben. Dieser sagte ihm: „Du wirst an dem Knaben, obgleich derselbe nicht dein Sohn ist, große Freude erleben, denn ihm ist von Zeus die Bestimmung gegeben, die Welt von Ungeheuern zu befreien und dadurch ein Wohlthäter der Menschen zu werden.“

Da beschloß Amphitryon, den Knaben sorgsam in allen Künsten unterrichten zu lassen. In den kriegerischen Uebungen, im Speerwerfen, im Bogenschießen, im Faustkampf und im Ringen machte er solche Fortschritte, daß er, kaum zum Jünglinge herangewachsen, alle seine Lehrmeister weit übertraf. Begehrte man Uebungen anderer Art von ihm, so gerieth er nicht selten in den heftigsten Zorn. So geschah es, daß er um einer geringen Vorhaltung willen seinem Lehrer Linos, der ihn im Saitenspiel unterrichtete, die Cither mit solcher Gewalt an den Kopf schleuderte, daß der Getroffene seinen Geist aufgab. Da sandte ihn der König nach Tiryns, wo er die Heerden zu hüten hatte. Achtzehn Jahre alt, überragte er an Größe und Stärke alle Bewohner des Landes. Herrlich war der junge Held in seiner Kraft und Wohlgestalt anzuschauen; aber entsetzlich war der Blick seines Auges, wenn er, was leicht geschah, in Zorn gerieth. Als er einst einsam auf dem Gefilde dahin wandelte und eine Stelle erreicht hatte, auf der der Weg sich schied, kamen ihm zwei weibliche Gestalten, die eine von rechts, die andere von links entgegen, eine von strahlender Schönheit, aber mit einem Blicke, der frechen Sinn bekundete, die andere minder schön, aber mit Sittsamkeit im Auge. „Folge mir!“ sprach eine jede der Gestalten, diese mit ernstem Munde, jene im Tone verführerischen Liebreizes. Auf seine Frage, wer sie seien, gaben sie sich zu erkennen. Eine Gestalt war das Laster, das ihm sinnliche Freuden in reichem Maße, hierauf aber Verachtung der Menschen und bittern Unmuth über sich selbst bot, wogegen die andere Gestalt, die Tugend, ihm ein Leben voll schwerer Mühe und Arbeit, voll Entsagung, voll Undank, aber Frieden im Herzen und später ein ehrendes Andenken bei den Nachlebenden und ein unsterbliches Sein bei den Göttern verhieß. — Ohne Zögern entschied Herakles sich, der Tugend zu folgen.

Bald darauf fand sich für ihn Gelegenheit, die ersten bedeutenderen Proben seines Muthes und seiner Stärke abzulegen. In der Umgegend von Theben hauste ein Löwe, der den Heerden des Königs Thespius großen Schaden zufügte. Herakles, aufgefordert, das Land von der Plage zu befreien, erschlug den Löwen und zog ihm das Fell ab, das ihm fortan als Mantel diente, während des Löwen Kopfhaut den Helm für ihn abgab. Also angethan, traf er auf dem Heimgange mit den Gesandten des Königs der Minyer, Erginus, zusammen, die aus Theben den Jahrestribut zu holen beabsichtigten. Er, längst empört darüber, daß Theben zu einer solchen Erniedrigung sich hatte verstehen müssen, gebot den Gesandten, umzukehren. Da sie sein Wort verachteten, kam es zum Kampf. Herakles überwältigte sie, schnitt ihnen Nasen und Ohren ab und band ihnen die Hände mit Weidenruthen auf den Rücken. Das sei, sagte er, der Tribut, den sie ihrem Könige Erginus zu bringen hätten!

Nun zog Erginus mit seinen Minyern gegen Theben. In Theben aber stand Herakles an der Spitze der streitbaren Männer. Er schlug den Feind und tödtete mit eigener Hand den König Erginus, worauf die Minyer sich dazu verstehen mußten, den Thebanern das Doppelte des Tributs zu geben, den sie bis dahin von jenen empfangen hatten. Für die glückliche Führung dieses Kampfes empfing Herakles die Tochter des Königs, Namens Megara, zur Gemahlin. Sein Muth ward aber auch von den Göttern mit Darreichung köstlicher Gaben belohnt. Hermes schenkte ihm ein Schwert, Apollo einen Bogen, Hephästos einen goldenen Harnisch, Athene ein kunstreich gewebtes Gewand. Den Waffen legte er selbst noch eine wuchtige Keule zu, die er sich aus dem Walde holte.

Daß Herakles also von Menschen und Göttern geehrt ward, erregte die Göttin Here nur zu um so heftigerem Hasse gegen ihn, und um ihn von der Höhe seines Glückes jäh hinabzustürzen, verirrte sie seinen Sinn. In seinem Wahnwitz ergriff er seine eigenen Kinder, sie für wilde Thiere haltend, und warf sie ins Feuer, und er erfüllte das ganze Haus durch seine gigantischen Wuthausbrüche mit Schrecken und Entsetzen. Als darauf Here den Wahnwitz wieder von ihm genommen hatte, sah er mit Grauen auf das, was er gethan. Sich selbst aus der Heimath verbannend, begab er sich nach Delphi und befragte das Orakel, was er zu thun habe, um entsühnt zu werden. Alsbald verkündete ihm Pythia den Willen des Gottes: „Gehe nach Mycene zum Könige Eurystheus und verrichte zwölf mühevolle Arbeiten, die er dir auferlegen wird!“ Durch diese ihm auferlegte Prüfung

werde er, fügte die Priesterin hinzu, zur Unsterblichkeit gelangen, und sie benannte ihn zuerst mit dem Namen, den er hierauf führte: Herakles, d. h. Ruhmerwerber.

Dem Gottesspruche sich beugend und ebenso von dem glühenden Verlangen erfüllt, durch hohe Thaten sich des Namens würdig zu machen, mit dem die Göttin ihn begrüßt hatte, begab er sich zum Könige Eurystheus und versprach ihm, zu thun, was er ihm gebieten würde. Da gab ihm der König auf, einen furchtbaren Löwen zu tödten, der in dem Walde bei Nemea hauste. Lange suchte Herakles vergebens nach dem Löwen. Endlich erblickte er ihn und schoß mit den Pfeilen, die er von Apollo empfangen hatte, nach ihm. Der Löwe aber, der durch Geschosse nicht zu tödten war, schüttelte die Pfeile von sich. Da schlug ihn Herakles mit der Keule nieder. Noch einmal erhob sich das Thier. Herakles umschlang ihm den Hals, trat mit beiden Füßen dem Löwen auf die Tatzen seiner Hinterbeine und hielt ihn fest, bis er erstickte. Als Eurystheus vernahm, daß Herakles mit dem Löwen auf der Schulter sich der Stadt nahe, setzte ihn die Kraft des Helden in Schrecken, und er ließ ihm sagen, er möge nicht in die Königsburg kommen, sondern vor dem Thore weiterer Befehle gewärtig sein. Nun gab ihm der König auf, die lernäische Hyder, eine neunköpfige Wasserschlange, die den Heerden in der Ebene von Lerna großen Schaden zufügte, zu tödten. Auf einem Streitwagen, der von Jolaus geführt ward, begab sich Herakles nach der Ebene Lerna. Aus dem Sumpf, in dem die giftige Hyder sich verborgen hielt, scheuchte sie Herakles durch glühende Pfeile auf. Als sie sich nun gegen ihn aufbäumte und ihre neun gezahnten Rachen gegen ihn öffnete, schlug Herakles ihr mit einem Keulenschlage ein Haupt ab. Da schossen zwei neue Häupter an derselben Stelle auf. Nun rief Herakles seinem treuen Jolaus zu, einen Feuerbrand herbeizubringen. Als er darauf dem Unthiere wieder einen Kopf abgeschlagen hatte, wurde die blutige Stelle mit Feuer ausgebrannt, und es wuchsen nun keine neuen Köpfe. So fiel ein Kopf nach dem andern. Auf den letzten Kopf, der unverwundbar war, wälzte Herakles einen Fels. Dann schnitt er der todten Hyder den Leib auf und tauchte seine Pfeile in das hervorquellende giftige Blut. Nun gab ihm der König auf, die schnellfüßige, cerynische Hirschkuh einzufangen. Eine Nymphe hatte sie der Göttin Artemis geweiht und ihr ein goldenes Geweih gegeben. Als ein Weihgeschenk der Göttin durfte die Hirschkuh nicht getödtet werden. Ein ganzes Jahr lang verfolgte Herakles das flüchtige Thier vergebens. Dann gelang es

ihm, der Hirschkuh durch einen Pfeilschuß einen Fuß zu lähmen. Er bemächtigte sich derselben und trug sie lebendig auf den Schultern zu Eurystheus. Auch den erymanthischen Eber, so genannt von dem waldigen Gebirge Erymanthus, in dem er sich aufhielt, sollte er nach Mycene bringen. Er begab sich nach dem Gebirge, dessen Höhen von Schnee bedeckt waren. In den Schnee trieb er den Eber und jagte ihn, bis er ermüdete. Dann fing er ihn, band ihn und trug ihn lebend zu Eurystheus, der bei dem Anblick des Thieres so sehr erschrak, daß er sich in ein Faß verkroch. Der König Augias von Elis besaß dreitausend Rinder, deren Stall seit dreißig Jahren nicht gereinigt worden war. Herakles sollte die Reinigung in einem Tage vollenden, ein Werk, zu dessen Ausführung anscheinend Jahre nöthig waren. Nahe dem Stalle befanden sich zwei Flüsse. Herakles leitete sie durch den Stall, und die Reinigung war in einem Tage vollendet.

Es folgten nun noch eine Zahl ähnlicher Thaten des Muthes, der Kraft und der Ausdauer. Herakles tödtete die stymphalischen Vögel, deren Schnäbel und Krallen ehern waren, und die ihre Federn gleich Pfeilen auf Menschen und Thiere schossen, fing den aus dem Meere aufgestiegenen Stier, der in Kreta viele Menschen getödtet und viele Aecker verwüstet hatte, bemächtigte sich der feuerschnaubenden Rosse des Königs Diomedes, die dieser mit dem Fleische gefangener Fremdlinge fütterte, besiegte die Amazonenkönigin Hippolyte und nahm ihr den Gürtel ab, den sie vom Kriegsgotte Ares empfangen hatte. Eurystheus hatte von dem auf einer fernen Insel wohnenden Geryones vernommen. Dieser, ein Gigant mit drei Leibern, befand sich im Besitze herrlicher rothhaariger Stiere. Diese Stiere sollte Herakles herbeischaffen. Herakles hatte einen unermeßlichen Weg zurückzulegen, theils zu Lande, theils zu Wasser. Er kam bis dahin, wo jetzt Europa von Afrika durch eine Meerenge geschieden ist. Damals verband ein Felsen die Küsten. Er trennte ihn und stellte auf jede Küste einen Fels. Diese Felsen wurden später die Säulen des Herakles genannt. Endlich erreichte er die Insel des Riesen, tödtete diesen durch einen Pfeilschuß und führte die rothen Stiere hinweg. Inzwischen hatte Eurystheus eine neue Wanderung für ihn erdacht. Am Ende der Welt befand sich, wie eine dunkele Kunde sagte, der Garten der Hesperiden. In ihm standen Bäume, die goldene Aepfel trugen. Sie wurden bewacht von einem Drachen, der hundert Häupter, hundert Kehlen und ebenso viele verschiedene Stimmen hatte. Unterweges hatte Herakles einen Kampf mit dem Könige Antäus zu bestehen, der ein Sohn des Meeresgottes Poseidon

und der Erde war. Geschah es in einem Kampfe, daß er ermattete, so verlieh die Berührung seiner Mutter Erde ihm alsbald neue Kraft. Herakles rang mit ihm, so oft er ihn aber zu Boden warf, sprang Antäus gekräftigt wieder empor. Nun hielt ihn Herakles hoch empor und erstickte ihn mit seinen Riesenarmen. Am Caucasus fand er den Titanen Prometheus. Dieser hatte vom Himmel das Licht geraubt und es den Menschen als köstliches Geschenk verliehen; dafür aber war er mit ehernen Ketten an den Felsen geschmiedet worden. Ein Geier kam täglich und nagte an seiner Leber. Seit Aeonen schon hatte Prometheus diese namenlosen Qualen zu erdulden gehabt. Herakles tödtete den Geier durch einen Pfeilschuß und löste die ehernen Banden, mit denen der Titan gefesselt war. Aus Dankbarkeit gab ihm Prometheus den Rath, sich von dem Titanen Atlas, der auf seiner Schulter das Himmelsgewölbe trage, und der allein wisse, wo die Insel der Hesperiden liege, die goldenen Aepfel holen zu lassen. Herakles nahm die unermeßliche Last des Himmelsgewölbes auf seine Schulter, und Atlas holte ihm die goldenen Aepfel.

Es folgte nun die zwölfte und schwierigste Aufgabe. Herakles sollte den dreiköpfigen Cerberus aus der Unterwelt heraufholen. Furchtlos stieg der unvergleichliche Held in die Tiefe. Hades gab ihm den Höllenhund frei, wenn er sich desselben ohne Waffen zu bemächtigen vermöge. Außer den drei Rachen hatte das schreckliche Ungethüm eine Menge von Schlangenköpfen an sich, die überall hervorsahen, und einen langen Drachenschweif. Herakles warf seine Löwenhaut über den Cerberus und preßte ihn so heftig zusammen, daß er zu zittern begann und ihm willig folgte. Als er ihn vor Eurystheus brachte, tödtete diesen der Schreck. Cerberus, von Herakles jetzt frei gelassen, sank in den Boden hinein und verschwand. Die zwölf Arbeiten waren verrichtet, und damit war die Prüfungszeit, die zwölf Jahre gewährt hatte, für Herakles vorüber.

Aber auch jetzt war der Groll der Here gegen ihn noch nicht gestillt. Aufs Neue warf sie Wahnsinnsnacht in sein Gemüth, und in diesem Zustande entweihte er das Heiligthum des delphischen Orakels und beraubte es zugleich. Und wieder suchte er Sühne, und sie ward ihm durch einen dreijährigen Sclavendienst bei der Königin Omphale. Nun bewarb er sich, da seine Gemahlin Megara nicht mehr lebte, um die Hand der schönen Deianira. Da auch der Flußgott Achelous um sie freiete, hatte er mit diesem einen furchtbaren Kampf zu bestehen. Er blieb Sieger, und Deianira ward seine Gemahlin. Nach der Hochzeitsfeier begab er sich auf den Weg in die

Heimath. An dem Ufer des Flusses Euneas trafen sie den Centaur Nessus, der die Wanderer um Lohn auf seinem Rossesrücken durch die Strömung trug. So führte er auch des Herakles Gemahlin hinüber, indeß Herakles selbst den Fluß durchschritt. In Nessus war das heftige Verlangen erwacht, die schöne Deianira zu besitzen; vor Herakles am jenseitigen Ufer angekommen, umschlang er sie und jagte mit ihr dahin. Da durchbohrte ihn ein von Herakles ihm nachgesandter Pfeil, der mit dem Blute der Hyder vergiftet war. Nessus brach zusammen. Um Rache an Herakles zu nehmen, sagte er sterbend zu Deianira: „Nimm von meinem Blute, und wenn jemals Herakles in Untreue sich von dir abwendet, so bestreiche damit die Innenseite seines Gewandes: dann wird er dir alsbald wieder zugethan sein!“ Deianira nahm von dem durch den Pfeil vergifteten Blute und verbarg es sorgsam. Nicht lange darauf erstritt Herakles in einem Kampfe sich große Beute und auch eine schöne Sclavin. Von Eifersucht geplagt, bestrich nun Deianira ein köstliches Gewand, das sie ihrem Gemahle angefertigt hatte, auf der Innenseite mit dem Blute des Nessus und sandte es dem heimkehrenden Gemahl, der sich eben anschickte, den Göttern für den Sieg ein Dankopfer darzubringen. Kaum umschloß das Gewand seine Glieder, so durchzuckte ihn ein tödtlicher Schmerz. Es war ihm, als rolle glühendes Erz durch die Adern. Er schrie auf, daß man es weithin durch Berg und Thal vernahm. Vergebens mühete er sich, das vergiftete Gewand abzuziehen. Als Deianira davon vernahm, tödtete sie sich. Da Herakles erkannte, daß er sterben müsse, gebot er seinen Dienern, einen Scheiterhaufen zu errichten. Herakles bestieg den Scheiterhaufen, der darauf auf sein Geheiß angezündet ward. Die Flammen schlugen über dem Göttersohn zusammen. Als das Irdische an ihm verzehrt war, stieg er geläutert empor zu des Olympos seligen Höhen, wo ihm Hebe, die Göttin der ewigen Jugend, zur Gemahlin gegeben ward.

Theseus.

Aegeus, der König von Athen, war kinderlos. Einem Ausspruche des Orakels folgend, begab er sich heimlich nach Troezene und vermählte sich mit der Tochter des Königs Pittheus, Namens Aethra. Als er einige Zeit darauf nach Athen zurückzukehren beschloß, legte er sein Schwert und seine Sandalen unter einen Felsblock und sprach

zu Aethra: „Schaffen es die Götter, daß du einen Sohn gebäreſt, so führe ihn, sobald er zum Jünglinge erwachsen sein wird, an diesen Fels, heiße ihn denselben emporheben, Schwert und Sandalen nehmen und mit ihnen zu mir nach Athen kommen. Daran will ich erkennen, daß er mein Sohn ist." Des Orakels Spruch wurde erfüllt: Aethra gebar einen Sohn, und es wuchs derselbe in Kraft und Schönheit heran. Seine Mutter gab ihm den Namen Theseus. Als Theseus das Jünglingsalter erreicht hatte, führte ihn Aethra nach dem Felsblock, und leicht hob er diesen empor, was, außer seinem Vater, sonst Niemand vermocht hätte. Der Weg zu Schiffe nach Athen war gefahrlos, nicht so der zu Lande. Letzteren wählte sich Theseus, denn seine junge Heldenbrust sehnte sich danach, Abenteuer zu bestehen. Er war noch nicht weit von Troezene entfernt, als ihm die erste Gelegenheit werden sollte, seinen Muth und seine Kraft zu erproben. In einer Höhle wohnte ein Riese, den man den Keulenhelden nannte, weil eine Keule seine fürchterliche Waffe war, der zu widerstehen bisher noch Keiner, gegen den er sie erhoben, vermocht hatte. Ihn erschlug Theseus mit seiner eigenen Waffe, und er führte fortan die Keule stets mit sich. Danach traf er auf den Unhold Sinnes, der Fichtenbeuger genannt, der jeglichen Wanderer, dessen er sich bemächtigte, auf eine gräßliche Art tödtete. Mit seinen Armen bog er zwei Fichten nieder, so daß die Wipfel den Boden berührten, und er befestigte darauf sein Opfer je mit einem Fuße an einen Wipfel. Ließ er dann die Bäume emporschnellen, so wurde der Körper des Unglücklichen jämmerlich zerrissen. Auch ihn bezwang Theseus, und was der Unhold Anderen gethan, das geschah ihm selbst nun, und die zerrissenen Glieder seines Leibes wurden den wilden Thieren als Beute zu Theil. In der Nähe von Megara erwartete den jungen Helden ein neuer Kampf. Hier verübte der gewaltthätige Sciron seit vielen Jahren seine Frevelthaten. Er zwang den Wanderer, ihm auf der Höhe eines steilen Felsens die Füße zu waschen, und war dies geschehen, so stieß er ihn mit schallendem Gelächter in die Tiefe hinab. Theseus rang mit ihm und schleuderte ihn von dem Felsen in das schäumende Meer. Endlich hatte er auf dem Wege noch einen Kampf mit einem Frevler zu bestehen, der jeden Wanderer mit tückischer Freundlichkeit in seine Wohnung lud, um ihn daselbst auf grauenvolle Art zu tödten. Dort standen zwei eherne Bettgestelle, deren eines zu lang, das andere zu kurz für einen Menschen war. Wer sich in das kurze Bettgestell legte, dem hieb er Füße und Kopf ab, wogegen er den, der das andere Bettgestell wählte, ausreckte, daß der Körper

zerriß. Darum ward er Ausdehner oder Prokrustes genannt. Theseus überwältigte ihn, warf ihn in das lange Bettgestell und reckte ihn aus, bis er seinen Geist aufgab.

Nun gelangte Theseus nach Athen. Sein Schwert gab dem alternden König Aegeus die Gewißheit, daß der schöne Jüngling sein Sohn sei. So sehr er über die Ankunft desselben erfreut war, so wenig gefiel es den Söhnen seines Bruders, daß nun die Herrschaft nicht auf sie übergehen sollte, was sie bereits als gewiß angenommen hatten. Sie erregten einen Aufstand, der aber von Theseus niedergeschlagen wurde. Dabei hatten die Athener Gelegenheit gehabt, die Kühnheit und die Kraft des Heldenjünglings kennen zu lernen. Aber sie sollten ihn auch bald als ihren Wohlthäter wirken sehen. Der wilde Stier, den Herakles eingefangen und wieder freigelassen hatte, hauste jetzt auf den Gefilden von Marathon und setzte Alles in Schrecken. Theseus zog aus gegen ihn, brachte ihn lebendig nach Athen und opferte ihn daselbst den Göttern. Darauf befreite er die Athener von einem noch viel schrecklicheren Unheil. Ein Sohn des Königs Minos von Kreta war in Athen ermordet worden. Dies hatte zu einem Kriege geführt, in welchem Athen besiegt und ihm auferlegt worden war, jährlich als Tribut sieben Jünglinge und sieben Jungfrauen nach Kreta zu senden, deren entsetzliches Loos es war, dem Minotaurus, einem Ungeheuer von halb menschlicher, halb thierischer Gestalt, zum Fraße vorgeworfen zu werden.

Wieder nahete der Tag, an dem die Opfer hinweggeführt werden sollten, und der Schrecken lag auf der ganzen Stadt, da das Loos die Entscheidung zu treffen hatte. Freiwillig erbot sich Theseus, der Zahl der sieben Jünglinge eingereiht zu werden; er hatte den Göttern gelobt, sein Leben daran zu setzen, um Athen von dem ihm auferlegten grauenhaften Zwange frei zu machen. Seiner Freunde Vorstellungen nicht achtend, schiffte er sich mit ein. Aphrodite war es, die dem Helden in Kreta Beistand verlieh. Sie erregte des Königs Minos Tochter Ariadne mit solcher Liebe zu ihm, daß diese beschloß, ihn zu retten und danach mit ihm zu fliehen. Das Ungeheuer Minotaurus befand sich in dem Labyrinth. Wer seither in dasselbe geworfen worden war, der war entweder in die Gewalt des Ungethüms gefallen und von ihm zerrissen worden, oder er hatte sich in den vielfach verschlungenen Gängen des unterirdischen Gebäudes verirrt und war endlich dem qualvollen Hungertode erlegen. Theseus empfing nun von Ariadne einen Knäuel, den er am Eingange in das Labyrinth befestigte und in der Hand ablaufen ließ. Die übrigen athenischen

Jünglinge und ebenso auch die gesandten Jungfrauen waren mit ihm zugleich dem Labyrinth überantwortet worden; jene folgten ihm mit stummem Grausen, diese mit herzzerreißendem Wehgeschrei. Als das Ungethüm, das halb Mensch und halb Stier war, brüllend daher kam, warf sich Theseus ihm kühn entgegen und schlug es nieder. Zur Nachtzeit begab er sich, dem Faden folgend, mit den Jünglingen und Jungfrauen zur Thür, die Ariadne hatte öffnen lassen, und sie gelangten ins Freie. Nachdem er den Boden der Schiffe, die dem Könige gehörten, mit einem Ruder durchstoßen hatte, führte er die Jünglinge und Jungfrauen auf das athenische Schiff, auf dem sich Ariadne bereits befand, und segelte hinweg. Am folgenden Abende landete er an der Insel Naxos und blieb auf derselben die Nacht hindurch. Im Traume erschien ihm Dionysios und bedrohete ihn mit seinem Zorn, wenn er ihm die schlafende Ariadne nicht zurücklasse. Theseus folgte der Weisung des Gottes, segelte in der Morgendämmerung hinweg, und als Ariadne erwachte, sah sie sich voll Schrecken allein auf der Insel. Da erschien ihr Dionysios und begehrte sie zur Gemahlin. Ihrem Zweifel, ob er auch der Gott Dionysios sei, begegnete er dadurch, daß er ihr das Diadem aus ihrem Haar nahm und es zum Himmel warf, wo es sich in ein strahlendes Gestirn verwandelte.

Theseus segelte indeß der Heimath zu. Seinem Vater hatte er gesagt, wenn das Abenteuer glücklich ende und er mit dem Leben davonkomme, so werde das Schiff auf der Rückfahrt an Stelle des schwarzen Segels ein weißes aufziehen. In der Eile und Verwirrung war dies auszuführen vergessen worden. Mit treuem Sinne des geliebten Sohnes gedenkend, begab sich der alte König Aegeus an jedem Morgen an die Meeresküste und schaute sehnsüchtig in die Ferne. Da sah er eines Tages am Horizonte das ihm wohlbekannte schwarze Segel auftauchen. Voll Verzweiflung über den vermeintlichen Tod des Sohnes stürzte Aegeus sich von der Felsküste in das Meer, das darnach das aegeische Meer genannt ward. Freude und Trauer zugleich bewegte die Stadt, als Theseus landete. Nachdem er dem Vater das Opfer der Trauer gebracht hatte, ergriff er die Zügel der Herrschaft mit kräftiger Hand, und auch in der neuen Lebenslage erwies er sich als ein Wohlthäter seines Volkes. Zwölf Ortschaften Attikas vereinte er zu einem Verband, als dessen Hauptort Athen anerkannt ward. Er theilte das Volk in Edle, Ackerbauer und Gewerbetreibende und weihete dem Meeresbeherrscher Poseidon die isthmischen Spiele. Nach einiger Zeit gelang es den Edlen, die nach ihrer Meinung durch die von Theseus getroffenen Staats=

einrichtungen zu viel von ihren Vorrechten verloren hatten, einen Aufstand gegen ihn zu erregen, bei dem das Volk, getäuscht durch Jene, ihn nicht unterstützte. Er mußte fliehen und begab sich nach der Insel Skyros. Der König dieser Insel, Lykomedes, lüstern nach den Schätzen des Gastes, tödtete ihn meuchlerisch.

Später erkannten die Athener seine Größe. Es entstand die Sage, nicht Aegeus, sondern der Meeresbeherrscher Poseidon sei sein Vater gewesen. Jahrhunderte später wurde seine Asche zurückgeholt und auf der ihr in Athen geweihten Stelle ein herrliches Denkmal errichtet.

Der Argonautenzug.

Der König von Böotien, Athamas, zeugte mit seiner Gemahlin Nephele zwei Kinder, Prixus und Helle. Nach einiger Zeit ward Nephele von ihm verstoßen, und er vermählte sich mit Ino, der Tochter des Königs Kadmos, die Kinder aber behielt er bei sich. Ino war den Kindern der verstoßenen Gattin feindselig gesinnt, und sie ruhete nicht, bis sie Mittel gefunden hatte, sich ihrer zu entledigen. Den Weibern, die mit der Ackerbestellung betraut waren, gebot sie heimlich, das Korn, bevor sie es aussäeten, in Oefen zu dörren. Als nun kein Keim dem Boden entsproß, erschrak der König und ließ auf Inos Antrieb das Orakel befragen. Die von ihr bestochenen Boten brachten die Antwort, die Götter seien nur zu versöhnen, wenn der König ihnen seinen Sohn Prixus zum Opfer darbringe. Der König erklärte sich bereit dazu, so sehr es ihn auch schmerzte, daß er den Sohn verlieren solle. Davon vernahm die verstoßene Nephele, und da sie auch das Leben ihrer Tochter Helle für gefährdet hielt, entführte sie beide Kinder und flehete zum Gott Hermes, ihr Hülfe zu gewähren. Hermes empfand Mitleid mit der Bedrängten, und er sandte ihr einen Widder, der ihre Kinder hinwegführen sollte. Des Widders Wolle und Gehörn waren golden, auch war er mit Verstand und Sprache begabt und konnte durch Luft und Wasser gehen. Die Mutter setzte die Kinder auf den Widder, dieser eilte nach der Meeresküste, sprang in die Wogen und schwamm dem jenseitigen Ufer zu. In der Mitte des Wassers entsetzte sich Helle vor den daherbrausenden Wogen dermaßen, daß sie von dem Rücken des Widders hinabglitt. Sie fand den Tod in den Wellen. Von jener Zeit wurde das Meer Hellespont, d. i. Meer der Helle, genannt. Prixus, der glücklich das jenseitige

Ufer erreichte, ward von dem Könige Aeetes in Kolchis freundlich aufgenommen. Als er herangewachsen war, gab Aeetes ihm seine Tochter zur Gemahlin. Den Widder opferte Prixus dem Himmelsgotte Zeus, das goldene Vließ (Fell) mit dem goldenen Gehörn aber schenkte er seinem Schwiegervater. Dieser hängte es in dem heiligen Hain an einem Baume auf, und da ihm geweissagt war, daß von dem Besitze des goldenen Vließes sein Leben abhänge, bestellte er einen nie schlafenden Drachen zur Bewachung des Kleinods. Bald war die Welt voll von der Kunde über das goldene Vließ zu Kolchis, und in vieler Helden Herzen regte sich das Verlangen, das wunderbare Kleinod dem Drachen, der es bewachte, abzukämpfen.

Es währte auch nicht lange, so kam es zu einem Zuge nach Kolchis. Die Veranlassung dazu war folgende: Pelias hatte seinen Bruder Aeson, der König von Jolcus war, verdrängt und Besitz von der Herrschaft genommen. Aeson strebte jedoch nicht danach, sich des Thrones wieder zu bemächtigen; er lebte fern von der Stadt in friedlicher Beschäftigung. Seinen jungen Sohn Jason aber ließ er, hoffend, dieser werde die geraubte Herrschaft wieder gewinnen, bei dem weisen Centauren Chiron in Allem, was einem Fürsten zu wissen wohl ansteht, unterrichten. Zwanzig Jahre lang blieb Jason bei Chiron. Dann begab er sich nach Jolcus, in der Absicht, sein Recht auf die Herrschaft geltend zu machen. Unterwegs traf er auf einen angeschwollenen Fluß. Am Ufer desselben befand sich die Göttin Hera. Jason aber erkannte sie nicht, denn sie hatte die Gestalt eines alten Mütterchens angenommen. Sie bat den Jüngling, ihr hinüber zu helfen, und er trug sie nach dem jenseitigen Ufer, wobei er aber einen Schuh im Flusse verlor. Pelias schickte sich gerade dazu an, dem Meeresbeherrscher Poseidon ein Opfer zu bringen, als er Jason, den er nicht kannte, daherkommen sah. Dieser gab sich seinem Oheim nun zu erkennen. Da Pelias zugleich bemerkte, daß Jason nur an einem Fuß einen Schuh habe, gedachte er eines Orakelspruches, der da lautete: Hüte dich vor dem, der nur einen Schuh trägt! — Er richtete nun an Jason die Frage, was er demjenigen thun würde, von dem er zu fürchten habe, daß er ihm später nach dem Leben trachten werde. Jason, ohne zu ahnen, daß sein Oheim ihn dabei im Sinne habe, erwiederte: „Den würde ich aussenden, das goldene Vließ zu holen!" Da stellte Pelias an Jason die Forderung, das Werk auszuführen, worauf dieser sagte, er wolle das Wagniß bestehen.

Jason ließ sich nun ein großes Schiff bauen, welches Argo,

die Schnellseglerin, benannt wurde; die Männer und Jünglinge, die auf ihm die Fahrt machten, nannte man Argonauten. Das Holz zum Bau war aus einem heiligen Haine entnommen, dessen Bäumen die Götter Sprache verliehen hatten. Kaum war das Schiff fertig, so kamen die ruhmreichsten Helden herbei, um an der Fahrt Theil zu nehmen, unter ihnen Herakles, Kastor und Pollux, Peleus, der Vater des Achilleus, Admet, der Gemahl der Alceste, Orpheus, Neleus, der Vater des Nestor, Telamon, der Vater des Ajax, Menötius, der Vater des Patroklos, und Pirithous, des Theseus Freund. Fünfzig der Helden waren es, die sich eingefunden hatten. Jason wollte, daß Herakles Führer des Zuges sei, auf des Herakles Rath aber ward dem kühnen Jason die Führerschaft anvertraut.

Darnach bestiegen die Helden das Schiff, das sie schnell durch die wogende Meeresflut dahintrug. Nachdem sie mancherlei Gefahren glücklich bestanden hatten, landeten sie an der Küste von Kolchis. Zur Linken sahen sie starrende Felshöhen, zur Rechten aber den heiligen Hain des Ares, in dem das goldene Vließ von dem grimmigen Drachen bewacht ward. Sie stiegen an das Ufer und zogen das Schiff auf das Land.

Nun begab sich Jason zu dem König Aeetes und forderte von ihm die Herausgabe des Kleinods. Der König, der Weissagung gedenkend, daß von dem Besitze des goldenen Vließes sein Leben und der Bestand seiner Herrschaft über Kolchis abhänge, erwiederte, er wolle ihm das Verlangte geben, wenn er sich ihm durch mannhafte Thaten als Held erweise, worauf Jason sagte, er sei bereit, auszuführen, was Aeetes begehre. Der König besaß zwei feuerschnaubende Stiere, ein Geschenk des Feuergottes Hephästos. Sie hatten eherne Füße und waren von fürchterlicher Wildheit, und noch keines Menschen Hand hatte sie zu bändigen vermocht. Diese Stiere sollte Jason an einen Pflug spannen und mit ihnen einen vier Morgen großen Acker umpflügen. Hierauf aber sollte er in den frischgepflügten Acker Drachenzähne säen. Aeetes wußte es, daß sich aus der Saat der Drachenzähne bewaffnete Männer erheben würden, und er lebte der festen Zuversicht, Jason werde, selbst wenn es ihm gelingen sollte, sich der Stiere zu erwehren und sie zu bändigen, von der Schar der Gewaffneten getödtet werden. — Aeetes setzte hinzu: Wagst du dich nicht an diese Aufgabe, so seid ihr, du und deine Gefährten, dem Tode verfallen."

Der König ahnte es nicht, daß der Fremdling in seinem eigenen Hause Beistand finden sollte. Das Herz seiner der Zauberei kundigen

Tochter Medea hatte sich in Liebe dem heldenmüthigen Jason zugewandt; sie beschied ihn zur Nachtzeit in den Tempel der Schicksalsgöttin und händigte ihm hier Zaubermittel ein. Am nächsten Morgen begab er sich nach der Höhle der Stiere. Mit Brüllen sprangen sie auf ihn ein, aber sie vermochten es nicht, ihn mit den Hörnern zu verwunden, oder ihn mit dem Feuer, das sie auf ihn sprüheten, zu verbrennen: ihn schützten die von Medea empfangenen Zaubermittel. Er ergriff einen der Stiere bei den Hörnern und warf ihn zu Boden. Da kam ein Zittern über die Thiere, geduldig ließen sie sich an den Pflug spannen, und er bestellte den Acker. Darauf streuete er die Drachenzähne in die Furchen, und siehe, alsbald erhoben sich gewappnete Männer aus denselben, die unter drohenden Blicken ihre Schwerter aus den Scheiden rissen. In die Schar warf Jason einen Zauberstein. Da begannen die Männer gegen einander zu wüthen, daß der Waffen Klang die Luft erschütterte und der Boden roth ward von Blut. Jason drang mit bloßem Schwerte in das Getümmel, und nicht eher ließ er ab vom Kampfe, ehe nicht auch der letzte Gewappnete todt am Boden lag. Es war darüber Abend geworden. Als Jason nun auf Erfüllung des Versprechens drang, sagte Aeetes, er werde sein Wort am nächsten Morgen lösen. Er traf aber Vorbereitungen, auf Jason und seine Gefährten im Morgengrauen einen Ueberfall auszuführen. Als dies Medea vernahm, beschloß sie, Jason zu retten. Bei anbrechender Nacht begab sie sich an den Meeresstrand und beschwor die Bedrohten, zu fliehen. Sie zogen das Schiff in die Meeresflut, und Medea schiffte sich mit ihnen ein. Nun fuhren sie bis zu der Stelle, die dem Haine des Ares am nächsten lag. Jason und Medea stiegen an das Land und begaben sich in den Hain. Zwischen den Gezweigen leuchtete es, als ob die Morgensonne durch Gewölk breche: der Glanz ging von dem goldenen Vließ aus, das an dem Stamme einer Eiche hing. Da wälzte sich der furchtbare Drache, der Tritte vernommen hatte, herzu, indem er mit seinen vielen scharfgezahnten Mäulern ein grauenhaftes Gebrüll erhob. Kaum aber hatte ihm Medea Zaubersaft in die Augen gesprengt, da sank er machtlos zur Seite und reckte seine gekrallten Füße weit von sich. Jason löste das goldene Vließ von der Eiche und eilte darauf mit Medea auf das Schiff, das, als die Morgensonne die Felsengipfel vergoldete, von schwellenden Segeln dahingeführt ward. Aber es währte nicht lange, da sahen sich die Flüchtlinge von den Kolchiern verfolgt. Es war ruchbar geworden im Palaste des Königs, daß Medea dem Jason Beistand geleistet hatte, und da sie, ihren jungen Bru-

der Absyrtus an der Hand führend, hinweggegangen und bis zur Morgenzeit hin nicht zurückgekehrt war, hatten sich Diener nach dem Lagerplatze der Fremdlinge begeben, und man war ihrer Flucht inne geworden. Als Medea die Schiffe ihres Vaters näher und näher kommen sah, entschloß sie sich, um Jason und sich zu retten, zu dem Aeußersten. Sie durchstach ihren jungen Bruder Absyrtus mit dem Schwerte, zerhieb seinen Leib und streuete die blutigen Glieder in das Meer. Der unglückliche Vater sammelte die auf den Wogen schwimmenden Glieder seines Sohnes. Dadurch gewannen die Argonauten Zeit, zu entkommen. Die Götter zürnten ihnen aber ob des Frevels, der auf ihrem Schiffe verübt worden war. Weithin wurden sie vom Sturme verschlagen, viele Monde irrten sie in ihnen unbekannten Meeren umher, und sie hatten, so oft sie, um Nahrungsmittel einzunehmen, landeten, schwere Kämpfe zu bestehen. Darauf erst fanden sie die Heimath. Medea und Jason aber wurden von der rächenden Hand der Götter bis an das Ende ihres Lebens verfolgt.

Der trojanische Krieg.

Paris.

In der herrlichen, an der Westküste Kleinasiens gelegenen Stadt Troja, auch Ilion genannt, waltete einst ein König Namens Priamos. Da geschah es, daß seine Gemahlin träumte, sie habe einen Feuerbrand zur Welt gebracht. Priamos fragte seinen Sohn Aesacus, der der Traumdeutung kundig war, nach der Bedeutung dieses Gesichts, und derselbe kündete dem Könige, es sei der zu erwartende Knabe vom Geschick dazu bestimmt, Verderben über die Stadt zu bringen. Als die Königin bald darauf mit einem Knaben niederkam, ließ Priamos denselben in dem Idagebirge aussetzen. Fünf Tage lang säugte eine Bärin das Kind. Darnach fand ein Hirt den Knaben und nahm ihn in sein Haus. Der Knabe wuchs heran, ohne daß er und seine Pflegeeltern es ahnten, weß Geschlechts er sei. Er erblühete zum schönsten Jünglinge seiner Zeit, und da er die Heerde kraftvoll gegen wilde Thiere zu schützen wußte, nannten seine Pflegeeltern ihn Alexandros, das heißt Beschützer.

Zu der Zeit, in der Alexandros die Heerde hütete, ward in den Waldungen des Pelion das Fest der Vermählung der Meeresgöttin Thetis mit dem Könige Peleus gefeiert. Götter und Göttinnen waren aus des Olympos seligen Höhen herabgestiegen und brachten dem Könige unsterbliche Gaben. Anmuthige Nymphen tauchten aus den

Quellen auf, silberglänzende Nereiden schlangen ihre Reigen auf dem weißen Ufersande, Centauren, die Häupter mit Fichtenzweigen bekränzt, jagten umher. Alles athmete Freude und Lust, bis Eris, die Göttin der Zwietracht, einen goldenen Apfel in den Kreis der Feiernden, in deren Mitte die Göttinnen Hera, Athene und Aphrodite standen, rollte, und dabei die Worte rief: „Er sei der Schönsten geweiht!" Da erhob sich Streit unter den Göttinnen um den goldenen Apfel, der endlich zu dem Beschluß führte, den schönsten Jüngling zum Richter zu erwählen.

Plötzlich sah Alexandros (später Paris genannt) sich von einem hellen Lichtglanze umgeben, und darauf erblickte er die Göttinnen vor sich und vernahm ihr Begehr. Eine jede bot ihm, wenn er ihr den goldenen Apfel zuspreche, eine Gabe. Hera verhieß ihm Herrschaft über alle Länder der Erde, Athene bot ihm Weisheit und glänzenden Ruhm, Aphrodite aber sprach lächelnden Mundes: „Ich biete dir das schönste Weib der Erde!" Alexandros legte den goldenen Apfel in die Hand der in Schönheit strahlenden Göttin Aphrodite, worauf die Göttinnen verschwanden. Athene und Hera waren voll tödtlichen Hasses gegen Alexandros; Hera schwur, ihn und sein ganzes Geschlecht, dazu auch die Stadt Troja, zu verderben.

Noch über den wunderbaren Vorgang nachsinnend, sah Alexandros, wie die Söhne des Königs einen Stier seiner Heerde bei den Hörnern ergriffen und ihn hinwegführten. Er folgte ihnen zur Opferstätte, auf der sich der König befand, und indem er laut kündete, was geschehen, forderte er die Königssöhne der Reihe nach zum Zweikampfe heraus. Priamos, den muthigen Jüngling mit Aufmerksamkeit betrachtend, entdeckte Aehnlichkeit an ihm mit seiner verstorbenen Gemahlin. Seine Nachforschungen führten ihn zu der Gewißheit, daß Jener sein Sohn sei, und da derselbe sich sein Herz gewonnen hatte, gab er sich ihm als Vater zu erkennen. Der Gedanken an die Traumverkündigung sich entschlagend, nahm er ihn auf in sein Haus und nannte ihn Paris.

Nur erst kurze Zeit befand sich Paris in Troja, als das Verlangen ihn ergriff, eine Reise zu Schiffe nach Griechenland zu unternehmen. Das war das Werk Aphrodite's, die gelobt hatte, ihm das schönste Weib der Erde zu geben. Das schönste Weib aber war die junge Fürstin Helena, eine Tochter des Götterkönigs Zeus und der Leda, um deren Liebe Zeus in der Gestalt eines Schwanes geworben hatte. Die aus dieser Verbindung entsprossene Helena, nach deren Besitz alle griechischen Fürsten gestrebt hatten, war jetzt die Gemahlin

des edelgesinnten Menelaus, Herrschers von Sparta. In sein Haus führte Aphrodite den mit den Reizen der Jugend und Schönheit geschmückten Königssohn, und als die göttergleiche Helena ihn sah und den sinnberauschenden Klang seines Zitherspiels vernahm, wandte sich ihr Herz ihm zu, und sie ließ sich bewegen, mit ihm zu fliehen. Auf einer Insel vermählten sich Paris und Helena, hierauf setzten sie ihre Flucht fort und gelangten glücklich nach Troja. Wohl waren der alte König Priamos und die Stadt besorgt wegen des Frevels, dessen sich Paris hatte zu Schulden kommen lassen; aber die Schönheit und Anmuth Helena's umstrickte Aller Herzen, so daß Keiner an den Königssohn das Verlangen stellte, durch Rückgabe des köstlichen Raubes Sühnung zu suchen.

Aulis.

Wie ein Blitzstrahl durchzuckte die Kunde von der schmachvollen Verletzung des Hausrechts und der Untreue Helena's das ganze griechische Volk, und überall erscholl der Ruf, einen Rachezug gegen die Trojaner zu unternehmen, denen man wegen ähnlicher Thaten längst schon grollte; den Haß aber schürten die von Paris beleidigten Göttinnen Hera und Athene zu hellen Flammen an. Der mächtigste Fürst Griechenlands war Agamemnon, König von Mycena. Dieser, ein Bruder des so tief gekränkten Menelaus, berief die Fürsten des Landes zu sich, der Rachezug wurde beschlossen und als Sammelplatz des Heeres und der Flotte Aulis mit seinem weiten Hafen bestimmt. Zur festgesetzten Zeit fanden sich daselbst ruhmreiche Helden mit ihren Scharen ein, bald lagen mehr als tausend Schiffe in dem Hafen, und die Muthigsten drängten zur Abfahrt.

Noch aber fehlten zwei Helden, ohne die Agamemnon, den die Fürsten zu ihrem Führer erwählt hatten, den Krieg nicht eröffnen mochte: Odysseus, Herrscher von Ithaka, und Achilleus, der Sohn der Meeresgöttin Thetis, bei deren Vermählung die unholde Eris den Streit um den goldenen Apfel erregt hatte. Agamemnon sandte eine Botschaft an Odysseus. Diesem war die Weissagung geworden, er werde, wenn er seine Gattin Penelope und seinen jungen Sohn Telemachos verlasse, um an dem Zuge nach Troja Theil zu nehmen, erst nach zwanzig Jahren die Heimath wiedersehen, dann aber sein Haus in Zerrüttung finden. Um einem so schweren Verhängniß zu entgehen, stellte er sich, als die Gesandten Agamemnon's vor ihm erschienen, blödsinnig, spannte ein Roß und einen Stier vor einen Pflug und fuhr auf seinen Acker hinaus. Da legten die Gesandten

sein Söhnlein auf den Acker, und als er weislich ausbog, und Jene ihn darauf beschworen, dem Zuge seines Herzens nicht länger Widerstand zu leisten, ließ er die Maske fallen und gelobte, möge auch kommen, was da wolle, den Zug gegen Troja mitzumachen.

Jetzt fehlte nur noch Achilleus, der Meeresgöttin herrlicher Sohn. Auch ihn warnte ein Schicksalswort. Ziehe er gen Troja, lautete die Weissagung, so sei ihm eine ruhmreiche, aber nur kurze Lebensdauer beschieden. Thetis hatte ihn gleich nach der Geburt in das Wasser des Styx getaucht. Davon war er unverwundbar geworden, bis auf die Ferse eines Fußes, an dem Thetis ihn mit zwei Fingern gehalten hatte. Als nun der Kriegsruf durch das Land erschollen war, hatte Thetis, eingedenk jener Weissagung, den Sohn zu dem König Lykomedes gesandt. Dort lebte Achilleus unter den Töchtern des Königs und trug wie diese Frauenkleider. Dem klugen Odysseus gelang es, den Aufenthaltsort des Achilleus auszukundschaften; der König Lykomedes aber, von Jenem befragt, verrieth nicht, daß der junge Held sich in Verkleidung unter der großen Schar seiner Töchter befinde. Odysseus erzählte nun dem Könige von einem fremden Manne im Hafen, der köstliche Frauengewänder im Schiffe berge, und fragte, ob er diese den Töchtern des Königs zeigen dürfe. Lykomedes gestattete es, und die purpurnen und goldschimmernden Gewebe wurden in dem Königssaale auf Tischen ausgebreitet. Odysseus aber barg unter einem der Gewänder ein Schild und ein Schwert, worauf die Töchter herbeigerufen wurden. Erfreut eilten sie an die Tische, während der kluge Odysseus die Geberden Aller beobachtete. Plötzlich zog er jenes Gewand hinweg, so daß die funkelnden Waffen sichtbar wurden, und als sich zu gleicher Zeit auf ein von ihm gegebenes geheimes Zeichen vor dem Palaste Schwertgeklirr und Kampfruf erhoben, als ob Krieger mit einander handgemein würden, eilten die Königstöchter mit lautem Aufschrei davon, Achilleus aber ergriff Schwert und Schild und stürmte den vermeintlichen Feinden entgegen. So wurde Achilleus erkannt, und nachdem ihm nun Odysseus gesagt hatte, weshalb er gekommen sei, vermochte auch ihn nichts mehr von der Theilnahme am Zuge zurückzuhalten. Beide Helden, ein jeder mit einer Zahl von Schiffen, fanden sich darauf ebenfalls im Hafen von Aulis ein.

Alles war nun zur Abfahrt bereit, doch wurde diese durch völlige Windstille, die eingetreten war, von Tage zu Tage verzögert. Endlich bemächtigte sich der Griechen die Besorgniß, es ruhe eine Schuld auf ihnen, und es ward an den priesterlichen Seher Kalchas das

Verlangen gestellt, die Gottheit zu befragen. Darauf verkündete er ihnen: „Artemis ist's, die uns zürnt, weil Agamemnon beim Jagen in ihren Hain gerieth und eine der Göttin geweihte Hirschkuh tödtete. Zur Sühne des Frevels aber begehret Artemis, daß Agamemnon seine Tochter Iphigenia ihr opfere." Mit Entsetzen vernahm der König dies Wort, anfangs fest entschlossen, es unausgeführt zu lassen; doch der Gedanke an die Schmach, die ihn bedrohe, wenn er durch seine Weigerung den Zug nach Troja unmöglich mache, oder dem Zuge einen verderblichen Ausgang bereite, bewog ihn nach schweren inneren Kämpfen, seine Tochter aus Mycena herbeirufen zu lassen, um sie der zürnenden Göttin als Sühneopfer darzubieten. Zu Aulis erst vernahm Iphigenia, welch ein trauriges Geschick ihrer harre, denn die Boten hatten ihr gesagt, sie solle zur Hochzeitsfeier ins Lager kommen, da um ihre Hand der herrliche Held Achilleus geworben und das Jawort des Vaters desselben empfangen habe. Zugleich aber vernahm auch Achilleus, wie sein Name gemißbraucht worden sei, die Arglose zu täuschen. Im Zorn darüber berief er seine tapferen Krieger, die Myrmidonen, zusammen, und er verkündete laut, daß er Iphigenia schützen wolle. Ein blutiger Zwist drohete auszubrechen. Nun erbot Iphigenia freiwillig sich zum Opfer dar, denn herrlicher als zu leben erschien es ihr, des Vaters Schuld zu sühnen und ihrem Volke die Bahn zu hohem Ruhme zu ebnen. Aber die Göttin war schon versöhnt, und als jetzt die blühende Jungfrau an dem Altare sich niederbeugte, und der Priester den scharfgeschliffenen Stahl nach ihrem Nacken zückte, verschwand sie, von Artemis entrückt, vor Aller Augen, und eine blutende Hirschkuh lag an ihrer Stelle vor dem Opfersteine. Alsbald erhob sich günstiger Fahrwind, es wurden die Schiffe bestiegen, und die Flotte verließ den Hafen.

Kämpfe vor Troja.

Zu den Trojanern war bereits die Kunde von dem Vorhaben der Griechen, sie zu bekämpfen, gedrungen, und sie bereiteten sich, da es ihnen als Feigheit erschien, einer Drohung nachzugeben, zu mannhaftem Widerstande vor. Endlich nahete sich die Flotte mit den fast zahllosen Segeln dem Gestade, aber erst nach einem heftigen Kampfe gewannen die Griechen das Ufer. Darauf zogen sie die Schiffe auf das Land und errichteten ein Lager. Die Stadt war von einer sehr starken Mauer umgeben, so daß die Trojaner hinter derselben hätten der Feinde spotten können. Allein sie hatten an Ausfällen ihre Lust,

und so gab es auf dem weiten Gefilde zwischen der Stadt und dem Lager Kämpfe über Kämpfe. Doch zogen nicht, wie es in späteren Zeiten geschah, geschlossene Scharen gegen einander, es jagten vielmehr die Helden einzeln auf Streitwagen durch die Ebene, und wie der Zufall es fügte, kam es zu Kämpfen Mann gegen Mann.

Neun Jahre schon hatte der Krieg gewährt, und noch war es den Griechen nicht gelungen, sich der Stadt zu bemächtigen. Im zehnten Jahre schien es, als sollten die Trojaner, bei denen sich aus dem Innern des Landes viele streitbare Bundesgenossen eingefunden hatten, das Uebergewicht erlangen. Nun brach auch noch zum Unheil der Griechen ein Zwist zwischen Agamemnon und Achilleus aus. Dieser hatte bei der Eroberung einer Stadt sich als Beutetheil eine Jungfrau, Namens Briseis, erwählt. Da nun Agamemnon sich genöthigt sah, eine seiner Sklavinnen, eines Priesters Tochter, herauszugeben, verlangte er, auf sein Führerrecht pochend, als Ersatz dafür des Achilleus Sklavin Briseis. Achilleus fügte sich dem Willen des Feldherrn; aber in Erwägung ziehend, mit welcher Hingebung er bisher an den Kämpfen sich betheiligt hatte, war er im tiefsten Herzen empört über die ihm bereitete Demüthigung, und er zog sich in der Absicht in sein Zelt zurück, der Sache der Griechen fernerhin nicht mehr zu dienen. Während nun auf dem Schlachtgefilde die Kämpfe tobten, die jetzt immer heftiger wurden und meist zum Vortheile der Trojaner ausfielen, vernahm man aus Achilleus' Zelt Gesang und Klang der Zither. Vergebens beschworen ihn Odysseus und andere Helden, wieder in ihren Reihen zu erscheinen, zumal es jetzt fast täglich zu Massenkämpfen kam. Er wies sie mit ihren Bitten nicht nur zurück, sondern er gab ihnen auch seinen festen Entschluß zu erkennen, nach wenigen Tagen mit seinen tapferen Myrmidonen sich einzuschiffen, um zur Heimath zurückzukehren.

Patroklos und Hektor.

In dem Umstande, daß Achilleus nicht am Kampfe Theil nahm, lag der Hauptgrund der überraschenden Vortheile, deren die Trojaner sich jetzt zu erfreuen hatten. Daß der unvergleichliche Held das Kampfgefilde mied, belebte ebenso den Muth der Trojaner, wie derselbe Umstand die Griechen verzagt machte. Da sah man, was ein einziger Mann zu bedeuten habe. Agamemnon, der es nun bereuete, daß er dem tapferen Sohne der Meeresgöttin eine Kränkung zugefügt hatte, berief eine Versammlung der Fürsten, erwählte eine Gesandtschaft an

Achilleus und sprach: „Saget dem Fürsten der Myrmidonen, daß es mich gereut, was ich ihm raschen Blutes gethan, verkündet ihm auch, daß ich ihm, um ihn auszusöhnen, nicht nur die Briseis, wegen welcher er mir grollt, sondern auch sechs andere Sklavinnen, die an Schönheit und Klugheit die meisten Frauen übertreffen, dazu auch köstliche Geschenke aller Art senden wolle. Ist aber erst Troja gefallen, dann möge er sich zwanzig Frauen als Sklavinnen wählen, die nach meines Bruders Gemahlin Helena die schönsten Frauen der Stadt sind, er möge dann sein Schiff mit Gold und Erz beladen, und wenn wir dann glücklich in die Heimath gelangt sind, will ich ihm eine meiner Töchter zur Gemahlin und dazu als Brautschatz sieben Städte geben. Dies sagt ihm, ihr Männer. Wahrlich, er wird nachgeben. Unnachgiebig ist ja allein der finstere Hades, der aber darum auch Göttern und Menschen verhaßt ist.“ Die Gesandtschaft begab sich zu Achilleus; nichts jedoch vermochte seinen starren Sinn zu beugen, und unverrichteter Sache kehrten die Männer zur Versammlung der Fürsten zurück. Als diese Achilleus' Antwort vernahmen, verstummten sie, und schwere Sorge um das, was die nächsten Tage bringen würden, überkam ihre Herzen.

Einen der Griechen, den jugendlichen Patroklos, liebte Achill wie sein eigenes Leben. Patroklos war kühn im Kampf und zugleich ein Sänger hochherrlicher Lieder. Aber auch dessen Bitten zu Gunsten der Griechen hatten nichts über Achilleus vermocht. Wieder tobte der Kampf auf der Ebene, und mehr noch als in den Tagen vorher wurden die Griechen bedrängt. Auch die Trojaner hatten vortreffliche Führer: alle aber überragte der edelgesinnte und tapfere Hektor, des Königs Priamos ältester Sohn. Rühmlicher als je stritt Hektor heut, ja er hatte die Griechen bis in die Nähe ihrer Schiffe zurückgedrängt, und er hoffte auf das Gelingen seiner längst gehegten Absicht, Feuer in die Schiffe zu werfen. Finstern Blickes schauete Achilleus, vor seinem Zelte stehend, dem Kampfe zu. Seine Myrmidonen standen in Waffen, aber sie sollten nur in dem Falle gegen die Trojaner streiten, daß die Seite des Lagers angegriffen würde, die sie mit ihren Zelten einnahmen. Da der Kampf sich nach der entgegengesetzten Seite wälzte, verharrten sie auf des Achilleus Gebot thatenlos. Da trat mit Thränen in den Augen Patroklos, der Liebling seiner Seele, zu ihm. „Zürne mir nicht, Erhabenster“, sprach Patroklos, „daß die große Noth der Griechen mir das Herz bewältigt. Siehe, schon liegen Alle, die vordem die Tapfersten waren, verwundet bei den Schiffen, und dennoch bleibst du unerbittlich, Achill! O mögen es die Götter

geben, daß nie ein Zorn über mich komme, wie der ist, den du hegst! Erbarmungsloser, nicht der hochherzige Peleus kann dein Vater sein und nicht die Meeresgöttin deine Mutter. Dich haben das finstere Meer und der starrende Felsen erzeugt, weil dein Gemüth so unerbittlich ist! Hält aber ein Göttergebot dich vom Kampfgetümmel fern, so gestatte wenigstens, daß ich mit deinen Myrmidonen den Griechen zu Hülfe eile. Gieb mir auch deine Rüstung, damit man meine, du selbst erscheinest zum Kampfe!" Dieser Bitte gab Achill nach, und er selbst legte dem trauten Freunde die Waffenstücke an, sprechend: „Rette der Griechen Schiffe vor dem Feuer, mit dem Hektor sie bedroht, und treibe darauf an der Spitze meiner Myrmidonen die Trojaner hinweg, wie dürres Laub von dem Sturmwinde dahingetrieben wird. Aber laß dich von deinem Muthe nicht etwa zu einem offenen Feldkampf verleiten, kehre vielmehr, sobald du den Feind von den Schiffen hinweggescheucht hast, hierher zurück!" So sehr war des Patroklos Seele schon bei dem Kampfe, daß er die letzteren Worte kaum vernahm. Nun stürmte er mit seiner tapferen Schar gegen den Feind. Die Griechen athmeten auf, denn sie glaubten Achilleus zu sehen; die Trojaner erschraken. So rühmlich sie auch stritten, sie wurden zurückgeworfen. Der Kampf wälzte sich der Stadt zu. Patroklos, von glühender Thatenlust hinweggerissen, hoffte, mit den Trojanern zugleich in die Stadt zu dringen und ihrer Herr zu werden. Die Gefahr für die Trojaner war groß. Da sammelte Hektor die Tapfersten des Heeres und warf sich mit ihnen den Myrmidonen entgegen. Es kam zum Zweikampfe zwischen ihm und Patroklos. Rühmlich stritten sie; dann traf das Todesloos den edlen Patroklos, und von Hektors Speer durchbohrt, sank er nieder.

Grenzenlos war der Schmerz Achill's, als ihm der todte Freund, dem die Trojaner die Rüstung geraubt hatten, gebracht ward. Er warf sich laut weinend und wehklagend neben den Leichnam zur Erde und raufte sich sein Haar. Dann legte er die Hände auf die Brust des Freundes und stöhnte, wie eine Löwin stöhnt, der man die Jungen geraubt hat. Endlich gebot er den Dienern, den Leichnam von Blut und Staub zu reinigen und ihn danach zu salben und in kostbare Gewänder zu hüllen. Er aber ging zur anbrechenden Nachtzeit nach dem Meeresstrande, um seiner göttlichen Mutter sein Leid zu klagen. Thetis vernahm des Sohnes wehklagende Stimme; sie tauchte aus dem Meere auf und spendete dem Gramvollen tröstende Worte. Dann holte sie ihm köstliche Waffen von dem kunstreichen Gotte Hephästos,

denn er begehrte seinen Freund an Hektor zu rächen, ob ihm gleich die Mutter in Thränen verkündet hatte, daß sein eigener Tod unmittelbar auf den Tod Hektor's folgen würde.

Hektor und Achilleus.

Als Hektor am nächsten Tage dem Thore zuschritt, begegnete ihm seine treue Gemahlin Andromache. Eine Dienerin, das einzige Söhnlein Hektor's auf dem Arm tragend, folgte ihr. Der Anblick des Helden erregte plötzlich das Herz Andromache's mit banger Ahnung, und sie bat ihn, heut dem Kampfe fern zu bleiben. Thränen rannen ihr über die blühenden Wangen, indem sie die Arme um seinen Hals legte und ihn anflehte: „O erbarme dich doch deines stammelnden Kindes und deines elenden Weibes! Welch' ein Loos träfe mich, wenn du mir dahin gingest! Früh schon verlor ich meine liebende Mutter, den Vater und meine sieben Brüder aber erschlug mir später Achilleus. Du, mein trauter Hektor, bist allein mir geblieben, du bist mir nun Vater und Mutter und Brüder!" — „Liebes Weib", antwortete Hektor, „deine Worte erschüttern mir das Herz. Bedenke aber, was uns Männern, und was vor Allem mir zu thun obliegt! Freilich sagt auch mir eine Stimme im tiefsten Herzen: Kommen wird der Tag, da Troja hinsinkt und mit ihm Priamos und sein tapferes Volk, und tiefer Gram ergreift mich, gedenke ich des Geschickes, das dich dann treffen könnte!" Hierauf wandte er sich gegen das Knäblein, um es auf den Arm zu nehmen, dasselbe aber schmiegte sich, erschreckt von dem wogenden Helmbusch des Vaters, an die Brust der Dienerin. Mit Lächeln schaueten die Eltern auf das Kind. Als Hektor darauf den Helm vom Haupte genommen und ihn auf den Boden gestellt hatte, streckte das Kind lächelnd seine Hände nach dem liebenden Vater aus. Er nahm es auf seine Arme und flehete erhobenen Blickes: „Gütige Götter, gebet Gedeihen meinem Sohne, daß er allezeit vorstrebe im Guten und, wie ich, das Volk schirme gegen die Feinde! Ja, schaffet es, daß man einst von ihm sage: er überragt noch den Vater!" Darauf übergab er das Knäblein der Mutter, die es in ihr duftendes Busengewand hüllte. Ihr die Wange streichelnd, sagte Hektor: „Armes Weib, du mußt nicht zu sehr trauern! Bedenke doch: der Menschen Loos ruhet in des Schicksals Hand, dem Schicksal aber vermag Niemand sich zu entwinden!"

Des Kampfes Tosen drang jetzt bis mitten in die Stadt hinein; da entzog Hektor sich seinem trauten Weibe und begab sich auf das Feld des Todes.

Dort waren schon der Trojaner viele sterbend niedergesunken von den Lanzenwürfen und den Schwertstreichen Achill's, der, in seiner strahlenden Rüstung einem Gotte vergleichbar, rastlos dahinstürmte, den suchend, an dem er Rache zu nehmen lechzte für den Tod seines trauten Freundes. Die Räder seines Kampfwagens trieften von Blut, selbst der Sessel war mit Blut bespritzt. Die meisten der Trojaner, gegen die er seine Waffen, die Lanze oder das Schwert, erhob, wagten vor Entsetzen gar nicht, ihn anzuschauen; fliehend und abgewandten Hauptes erlitten sie den Tod von seiner Hand. Der jüngste der Söhne des greisen Priamos, ein schöner Jüngling mit lockigem Haupte, den kecker Jugendmuth zu weit auf das Schlachtfeld getrieben hatte, fiel lebend in die Hand Achilleus'. Er flehete um sein Leben. Aber mit fürchterlicher Stimme rief der Unerbittliche ihm zu: „Mußte nicht Patroklos auch sterben!" Es folgte der Todesstreich, und in den dürstenden Sand rollte das Haupt des Jünglings. Wie er seinen verhaßten Feind Hektor, so suchte dieser ihn, ohne des Flehens seiner greisen Eltern und seines treuen Weibes zu achten, die auf der Mauer standen, ihn beschwörend, in die Stadt zurückzukehren. Endlich trafen Beide aufeinander. Achill jagte daher, der Glanz der Rüstung umgab ihn wie eine Feuerlohe. Sein Anblick erregte Entsetzen in dem Herzen Hektor's, und zum ersten Male in seinem Leben wandte er sich zur Flucht. Achill, der von seinem Streitwagen gesprungen war, eilte dem Fliehenden nach. Dreimal jagte er ihn um die Stadt herum, da erst stand Hektor still und bereitete sich zum letzten Kampfe. Er redete seinen Feind an und forderte ihn auf, gemeinsam mit ihm zu geloben, daß der Leib dessen, der da falle, den Seinigen zur Bestattung überlassen werde. Achilleus wies dies voll Ingrimm zurück, und der Kampf begann. Zuerst schleuderte Achilleus seine Lanze. Hektor beugte sich zur Seite, und die Lanze flog weithin und bohrte sich in den Boden. Ohne Erfolg war aber auch Hektor's Lanzenwurf, denn machtlos prallte seine Lanze von dem Schilde des Feindes ab. Nun stürmte Hektor mit geschwungenem Schwerte auf Achilleus ein, der die auf ihn geschleuderte Lanze bereits ergriffen hatte. Achilleus durchstach dem Anstürmenden mit der Lanze den Hals. Nieder sank der treffliche Held, Nacht umschloß sein Auge, und wehklagend ob der Trennung von Eltern, Gattin und Sohn, von Jugend und Manneswirken schwebte seine Seele hinab in das Dunkel des Hades. Achilleus durchstach dem todten Feinde die Sehnen an den Knöcheln, zog einen Riemen hindurch und befestigte diesen hinten an seinem Kriegswagen. So jagte er im Ange-

fichte der wehklagenden Eltern und der Gattin Hektor's, die dem Kampfe von der Mauer zugeschaut hatten, mit dem Leichnam dahin, der von Blut und Staub besudelt ward. Dann warf er ihn in der Nähe des Lagers auf das Feld, den Thieren zum Fraße. Am folgenden Tage errichtete er einen Scheiterhaufen, verbrannte des Patroklos Leichnam, that darnach die Asche in eine goldene Urne und ließ über derselben einen Hügel aufthürmen. In der Nacht wagte sich Priamos hinaus zu dem Schrecklichen und bat ihn um den Leichnam seines Sohnes. Achilleus, erinnert an den Verlust seines Freundes, ward aufs Neue von Wuth ergriffen. Als er aber den greisen König in Thränen vor sich knieen sah, und als er seines eigenen Vaters gedachte, der nun auch bald um ihn seufzen und trauern würde, da brach er, den Greis vom Boden erhebend und ihm Gewährung seiner Bitte zusagend, selbst in Thränen aus, und er gebot seinen Dienern, den Leichnam Hektor's von Blut und Staub zu reinigen und ihn in köstliche Gewänder zu hüllen. So ward derselbe auf den Wagen des Königs Priamos gelegt, und dieser kehrte mit ihm und zugleich auch mit dem von Achill gegebenen Gelöbniß in die Stadt zurück, daß innerhalb der nächsten neun Tage kein Angriff erfolgen werde, damit den Trojanern Zeit gegönnt sei, den gefallenen Hektor mit geziemenden Ehren zu bestatten.

Aber auch für Achill nahete nun das Ende der Tage. In einem Kampfe traf ihn ein Pfeil von dem Bogen des Paris an der Ferse, der einzigen Stelle, an der er verwundbar war. Lange noch kämpfte er trotz der Wunde, viele Trojaner noch sandte er vor sich hinab in den Hades, dann aber umdunkelte sich auch ihm das Auge, und er sank sterbend nieder. Seinen Leichnam brachten Odysseus und Telamon in Sicherheit vor dem Andringen der Trojaner, die des Helden Fall mit Jauchzen begrüßt hatten. Ein hoher Scheiterhaufen wurde für ihn aufgebaut, danach aber vereinte man seine Asche mit der seines trauten Freundes Patroklos, und über der wieder eingesenkten goldenen Urne ward ein Grabhügel errichtet, der weit über den Hellespont schauete.

Fall Troja's.

Schon ging das zehnte Jahr der Belagerung seinem Ende entgegen, und viele der Griechen begehrten in die Heimath zurückzukehren, da es unmöglich erschien, die Stadt zu erobern. Da gelang es des Odysseus' List, den Kampfpreis zu erringen, um den schon vergebens

so viel Blut geflossen war. Auf dem Idagebirge ließ er hochwipflige Tannen fällen, die Stämme herzutragen und ein riesiges hölzernes Pferd bauen, dem am Fußgestell Räder befestigt wurden. Odysseus stieg mit einer kleinen Zahl Tapferer in den Bauch des Pferdes, die Griechen aber begaben sich zu Schiffe und segelten hinweg. Staunen ergriff die Trojaner, als sie die Flotte sich entfernen sahen. Sie strömten hinaus auf die Ebene, Frauen und Kinder unter ihnen; Alles athmete auf in der Zuversicht, nun für immer erlöst zu sein von der schweren Bedrängniß. Neues Staunen erregte ihnen der Anblick des riesigen und zugleich kunstvoll gearbeiteten Pferdes. Stimmen wurden laut, es als Beutestück in die Stadt zu ziehen. Laokoon, ein Priester des Apollo, der eine List vermuthete, warnte vor solchem Beginnen. Dabei schleuderte er eine Lanze gegen den Leib des hölzernen Pferdes, und es ertönte aus dem Innern wie leises Waffengeklirr. Aber der Geist der Trojaner blieb verblendet. Da geschah es, daß zwei furchtbare Schlangen sich aus dem Meere erhoben und die beiden Söhne des Priesters umwanden. Laokoon eilte den Jammernden zu Hülfe, aber die Schlangen umwanden auch ihn, und alle drei mußten unter entsetzlichen Qualen ihren Geist aufgeben. Darauf schlüpften die Schlangen in den Tempel der Göttin Athene. Nun meinten die Trojaner, Laokoon sei also gestraft worden wegen des Lanzenwurfes. Darin wurden sie noch bestärkt, als sie eines Griechen Aussagen vernahmen, den die Hirten in dem hohen Schilf des Ufers versteckt gefunden hatten. Vor den König geführt, der ebenfalls auf die Ebene hinaus gekommen war, sprach er, indem er die Hände gen Himmel erhob: „Wehe, welchem Lande, welchem Meere soll ich mich anvertrauen, den die Griechen ausgestoßen haben, und den die Trojaner nun umbringen werden!“ Der König mahnte ihn, zu künden, was ihm widerfahren, und aller Furcht sich zu entschlagen, falls er nichts Böses gegen die Trojaner im Sinne habe. „O“, rief der Grieche, „hätte ich Böses im Sinne gegen die Trojaner gehabt, nimmer wäre ich hier!“ Er gab nun an, er heiße Sinon und sei ein Verwandter des Fürsten Palamedes, der, weil er vom Kriege gegen die Trojaner abgerathen, auf Anstiften des Odysseus gesteinigt worden sei. Wie Palamedes habe auch er gedacht, aber er sei gezwungen gewesen, den Zug mitzumachen. Da er nun längst die Heimkehr angerathen, habe ihn Odysseus gehaßt und nach Gelegenheit gespäht, ihn zu verderben. Diese Gelegenheit habe sich für Odysseus gefunden. Denn als endlich die Griechen, nachdem sie die Unmöglichkeit erkannt, Troja zu gewinnen, sich zum Aufgeben der Belagerung

entschlossen hätten, sei ihnen vom Oberpriester verkündet worden, sie würden nur dann die Heimath wiedersehen, wenn sie einen Krieger aus ihrer Mitte hier am Strande opferten. Da habe es denn Odysseus zu lenken gewußt, daß auf ihn die Wahl gefallen sei, und darum sei er entflohen. — So sprach trüglichen Sinnes der Gefangene und erregte durch seine Rede und Geberde die Hörenden zu Mitleid. Alles aber, was er sprach, war ihm von dem listigen Odysseus eingeprägt worden. Nun ward er auch wegen des großen Rosses befragt. „Verkündest du die Wahrheit," sagte der König, „so sollst du, den die Griechen verstießen, in Troja eine neue Heimathsstätte finden." „So will ich auch das künden," sprach Sinon, „denn welches Band bindet mich noch an diejenigen, die mir den Tod zu bereiten gedachten?" Hierauf erzählte er, die Griechen hätten das Roß zu Ehren ihrer Schutzgöttin Athene errichtet, seine Größe aber solle verhindern, daß die Trojaner es durch eines der Thore in die Stadt brächten, da dann Athene die Schutzgöttin Troja's würde, während, wenn das Roß außerhalb der Stadt Schaden erleide, die Stadt unabwendbar dem Verderben verfalle.

Niemand zweifelte an der Wahrheit des Gehörten, und alsbald wurden Seile herbeigeschafft und an dem Gestelle befestigt, und Hunderte legten voll Eifers ihre Hände an, um sich des verderblichen Geschenkes zu sichern. Nur die Seherin Kassandra, des Priamos Tochter, rieth ab von dem Beginnen; doch waren Lachen und Hohn die Antwort, die sie auf ihre Warnungsrufe empfing. Der Bogen eines Thores wurde eingerissen, und als es Abend ward, befand sich das Roß in der Stadt. Nun ergab sich die ganze Bevölkerung der fröhlichen Lust; Gesang und Saitenspiel ertönte in allen Häusern. Der Jubel währte bis tief in die Nacht hinein, dann sanken die meisten Trojaner, vom Weine berauscht, in einen festen Schlaf.

Während die Unbedachten sich der Freude hingegeben hatten, war die Flotte zurückgekehrt. Die Griechen stiegen an das Land und näherten sich geräuschlos der Stadt. Bald nach Mitternacht, als es still in den Straßen geworden war, öffnete sich am Leibe des Rosses eine geheime Thür, und an einem Seile ließ sich Odysseus herab. Ihm folgten seine Freunde. Sie bemächtigten sich des nächstgelegenen schlechtbewachten Thores, die Griechen strömten in die Stadt hinein, Kriegsruf erscholl durch die Straßen, Feuersäulen stiegen aller Orte auf, die Trojaner, die vereinzelt aus den Häusern stürzten, fielen unter den Schwertern der siegestrunkenen Feinde: Troja mit allen Bewohnern, mit allen Schätzen gerieth in die Gewalt der Griechen.

Furchtbar wüthete das Schwert, Priamos wurde am Altare des Zeus niedergestoßen, Hektors Söhnlein von der Mauer hinabgeschleudert, die Frauen traf fast insgesammt das Loos der Knechtschaft. Die edle Andromache fiel dem Neoptolemus zu, der sie zu seiner Gemahlin erwählte. Helena ward ihrem Gemahle Menelaus zurückgegeben, des Königs Tochter, die edelmüthige Polyxena aber auf dem Grabe Achill's geopfert. Wenige Tage noch, und wo sonst eine herrliche Stadt gestanden hatte, sah man nichts als rauchende Brandstätten und glühende Aschenhügel.

Irrfahrten des Odysseus.

Ciconen. Lotophagen. Cyklopen.

Als nun geschehen war, was Hektor lange vor seinem Tode schon in der Tiefe seines Herzens erschaut hatte, als an die strahlende Königsstadt nur noch eine öde Brandstätte erinnerte, da begaben sich die griechischen Fürsten, nachdem sie ihre Schiffe mit Beute beladen hatten, auf den Heimweg. Verschieden aber waren die Loose, welche die Götter über sie verhängt hatten. Heftige Stürme warfen sie auseinander. Die Einen erreichten dennoch nach kurzer Fahrt die Heimath, in der ihnen ein sie beglückender Empfang beschieden war; Andere aber, die tausendfachem Tode auf dem Schlachtfelde entronnen waren, wurden nach langen Irrfahrten vom Meere verschlungen. Ein unseliges Geschick traf den Fürsten von Mycene, Agamemnon. Seine ungetreue Gemahlin Klytämnestra hatte sich heimlich mit Aegistheus vermählt. Sie empfing den rechtmäßigen Gemahl mit verstellter Zärtlichkeit, als er aber in einem Bade Erquickung suchte, warf ihm das verrätherische Weib ein Gewand über das Haupt, und Aegistheus erschlug den Wehrlosen mit einer Axt.

Am längsten von Allen irrte Odysseus umher, ehe es ihm beschieden war, die geliebte Heimath wieder zu schauen; er hatte auf der Rückfahrt mehr der Trübsale zu erdulden, als irgend einer der anderen Helden, mit denen er gen Troja gezogen war. Der Sturm hatte seine Schiffe an das Land der Ciconen getrieben, die den Griechen feindlich gesinnt waren. Odysseus führte seine Gefährten gegen die Stadt, gewann reiche Beute und mahnte darauf Jene, ohne Zögern sich wieder einzuschiffen. Statt aber seinen Rath zu beachten, überließen sie sich in ihrem Siegestaumel am Ufer den Freuden des Mahles. Da wurden sie von den Ciconen, die sich in-

zwischen in der Stille gesammelt hatten, plötzlich überfallen, und der Erfolg war, daß die Griechen nicht nur die Beute, sondern auch eine Anzahl der Ihrigen verloren und nur mit Noth die Schiffe erreichten. Nachdem sie elf Tage von Stürmen auf dem Meere herumgeworfen worden waren, kamen sie an die Gestade eines anmuthigen Landes, in welchem sie in eine entgegengesetzte Gefahr geriethen. Dieses Land war der Wohnsitz des glücklichen Volkes der Lotophagen, die von dem süßen Lotos lebten. Wer den Lotos kostete, der vergaß der Heimath, und die Sehnsucht kam ihm ins Herz, das glückliche Land nimmer wieder zu verlassen. Nur mit Gewalt vermochte Odysseus die Seinen auf die Schiffe zurückzuführen. Hierauf gelangten sie in das Land der vereinzelt in Höhlen wohnenden übermüthigen und gewaltthätigen Cyklopen, die weder Gesetz noch Sitte pflegten. Es waren Riesen mit einem kreisrunden Auge auf der Stirn, die jeden Unglücklichen, der an ihre Küste verschlagen ward, tödteten und verschlangen. Vor ihrem Lande lag eine kleine waldige Insel, an deren jenseitigem Gestade Odysseus die Anker der Schiffe auswerfen ließ. Am nächsten Morgen fuhr er mit nur einem Schiffe nach dem Festlande, um zu erkunden, ob Menschen dort wohnten und welcher Art sie seien. Mit zwölf seiner Gefährten bestieg er das felsige Gestade, die andern blieben im Schiffe zurück. Er traf auf eine, von einem Lorbeerbaum beschattete geräumige Höhle, die von einer hohen Felsmauer umschlossen war, und in der sich Ziegen und Schafe befanden. Odysseus hatte süßen Wein in einem Schlauche mitgenommen. Nach einiger Zeit kehrte der Herr der Höhle, der furchtbare Cyklop Polyphemos, mit seiner Heerde zurück. Als die Fremdlinge den ungestalteten Riesen sahen, entsetzten sie sich und flohen in den dunkelsten Winkel der Höhle. Er verschloß den Eingang mit einem Felsblock, der so groß war, daß ihn nicht zwanzig Gespanne fortzubewegen vermocht hätten. Darauf zündete er ein Feuer an und bemerkte nun die Fremdlinge. Die Gefährten des Odysseus erbleichten, als sie seine Stimme vernahmen, Odysseus aber trat kühn hervor, erzählte dem Cyklopen sein und der Seinen Geschick und bat ihn im Namen des allwaltenden Zeus, ihnen Gastfreundschaft zu erweisen. Nachdem der Cyklop darauf mit Lachen entgegnet hatte, ihn kümmere Zeus nicht, ergriff er zwei Griechen, schlug sie gegen den felsigen Boden, daß ihnen das Hirn aus den Köpfen sprang, riß das Fleisch von ihren Gliedern und verschlang es. Am nächsten Morgen traf zwei andere Griechen das gleiche traurige Geschick; dann trieb Polyphemos die Heerde hinaus und verschloß wiederum den Eingang mit dem Felsblock.

In der Höhle befand sich ein Stab des Cyklopen, der dem Mastbaum eines kleinen Schiffes glich. Odysseus spitzte denselben zu, legte ihn dann eine Zeit lang mit dem gespitzten Ende ins Feuer und verbarg ihn darauf. Am Abende verlor Odysseus wieder zwei von seinen Gefährten. Als der Riese sich gesättigt hatte, nahm Odysseus den gefüllten Weinschlauch und den Becher und bat Jenen mit freundlichem Wort, eine Gabe von ihm nicht zu verschmähen. Der Cyklop kostete, leerte den Becher und fand an dem Weine so viel Gefallen, daß er nicht eher ruhete, als bis der Schlauch, den er dem listigen Geber aus der Hand genommen hatte, geleert war. Mit trunkenem Lallen und mit Lachen sagte er zu Odysseus: „Das soll mein Dank für die süße Gabe sein, daß ich dich zuletzt verschlinge!“ — Vom Schlaf bewältigt, sank er sodann auf sein Lager. Odysseus glühete nun die Spitze des Stabes, winkte seine Gefährten herzu, bedeutete sie durch Geberden, Hand an den Stab zu legen und bohrte die Spitze dem Cyklopen in das Auge, daß es zischend auslief. Mit fürchterlichem Brüllen sprang Polyphem auf, riß sich den Stab aus dem Auge, tastete aber vergebens in der Höhle nach den Fremdlingen umher, die ihn geblendet hatten. Stöhnend und gräßliche Verwünschungen ausstoßend, vollbrachte er die Nacht. Am Morgen nahm er den Felsblock vom Eingang hinweg, setzte sich zur Seite und betastete mit den Händen die Rücken der Schafe und Ziegen, die sich hinaus drängten: er meinte, keiner der gefangenen Griechen werde ihm entschlüpfen. Aber Odysseus hatte schon guten Rath ersonnen. Unter je drei starken, dickwolligen Widdern befestigte er einen der Gefährten mit Weidenruthen, er selbst wählte sich den stärksten Bock der Heerde, hielt sich unter dem Leibe desselben fest, und so gelangten seine Gefährten und er aus der Höhle, während der Cyklop fortfuhr, die Rücken aller Thiere zu betasten. Eilig bestieg Odysseus mit den Seinen das Schiff; als er aber ein Stück vom Ufer entfernt war, erhob er Spottreden gegen Polyphem, der nun in seiner Wuth einen mächtigen Stein erhob und ihn dem Schiffe nachschleuderte. Der Stein fiel dicht am Steuerruder nieder. Hierauf flehete Polyphem zum Meeresbeherrscher Poseidon, der sein Vater war, die ihm widerfahrene Unthat zu rächen, den Mann, der sie erdacht, zu verderben, oder ihm wenigstens, wenn vom Schicksal seine Heimkehr beschlossen sei, unermeßliche Mühsal auf der Fahrt zu bereiten.

Aeolos. Lästrigonen. Circe.

Odysseus gelangte nun auf eine Insel, auf der in einem herrlichen Palast Aeolos, der Gott der Winde, wohnte. Dieser nahm ihn und die Seinen gastlich auf, und sie wurden an seiner Tafel köstlich bewirthet, während süßes Saiten- und Flötengetön ihr Ohr ergötzte. Zum Abschiede empfing Odysseus von Aeolos als Gastgeschenk einen Schlauch, in welchem alle Winde eingeschlossen waren, auch kündete ihm der Herrscher der Winde, wie er den Schlauch sorgsam zu öffnen habe. Als nun bei der Weiterfahrt Odysseus im Schiffe schlief, öffneten die Gefährten neugierigen Sinnes den Schlauch; da fuhren unter furchtbarem Heulen die Winde heraus. Alsbald begann das Meer zu wogen und zu schäumen, und die Schiffe wurden wieder zurückgetrieben zu der Insel des Aeolos. Dieser aber wies die Schutzflehenden mit drohenden Worten hinweg, weil er erkannte, daß der Zorn Poseidon's auf ihnen ruhete. Kummervollen Herzens schifften sie sechs Tage lang umher, da kamen sie an das Land der mordlustigen Lästrigonen, die den Cyklopen darin glichen, daß sie Menschen tödteten und verzehrten. Odysseus sandte drei Gefährten auf Kundschaft aus. Als diese die Stadt erreichten, fiel alsbald einer von ihnen der wilden Mordluft der Lästrigonen zur Beute, die beiden anderen entflohen. Ihnen stürmten in Scharen die Lästrigonen nach, und die Schiffe wurden mit einem Regen von wuchtigen Felsblöcken überschüttet, so daß sie brachen und die Menschen auf ihnen getödtet wurden. Nur Odysseus, der am weitesten auf dem Meere geblieben war und beim Annahen der Feinde ohne Zögern das Ankertau mit dem Schwerte durchhauen hatte, entkam mit seinem Schiffe.

Darauf gelangte er an die Insel Acäa, auf der die schöngelockte Nymphe Circe, eine Tochter des Sonnengottes, wohnte. Odysseus bestieg einen Berg und sah eine Rauchsäule aus einem lieblichen Thale aufsteigen. Auf dem Rückwege erlegte er einen Hirsch, trug ihn zu den verzagten Gefährten und bereitete ihnen ein Mahl. Dann theilte er sie in zwei Haufen, die Führung des einen übernahm er, den andern übergab er der Führung des Eurylochos. Das Loos entschied, daß Eurylochos auf Kundschaft zu gehen habe. Bald aber kehrte er in Hast und ohne die Gefährten zurück. — Er erzählte nun mit Thränen in den Augen, er habe ein schönes Haus gefunden, aus dem von einer, an einem Webestuhle sitzenden Frau, die an Gestalt einer Göttin gleiche, lieblicher Gesang erschollen sei. Auf ihren Ruf seien die Gefährten durch die glänzende Pforte in das Haus ge-

gangen, er aber, Unheil ahnend, habe der Lockung widerstanden, und es sei nun auch keiner von den Seinen zurückgekehrt. Darauf beschwor er die übrigen Gefährten, die Schiffe zu besteigen und zu fliehen, um nicht auch in die Gewalt der Zauberin zu fallen. Odysseus aber, erfüllt von dem Wunsche, Jene zu retten, warf sich das Schwert und den Köcher um die Schulter und machte sich, da Eurylochos aus Furcht ihm nicht zu folgen wagte, allein auf den Weg ins Thal. Plötzlich schritt ihm zur Seite Hermes, der Bote der Götter, der ihm verkündete, daß die Gefährten von der Nymphe, die ihnen einen süßen Zaubertrank gereicht habe, in Schweine verwandelt seien. Darauf gab Hermes ihm eine Wurzel als Mittel gegen den Zaubertrank. Als der Götterbote ihn darauf verlassen hatte, kamen mit schmeichelnder Geberde Löwen und Wölfe herbei, die ihn bittend ansahen, und er erkannte, daß auch sie Menschen gewesen seien. Die schöngestaltete Nymphe lockte ihn in das Haus und reichte ihm den goldenen Becher mit dem verderblichen Trank. Als er gekostet hatte, berührte sie ihn mit einem Stabe, indem sie sprach: „Gehe auch du nun in den Kofen und ruhe bei den Genossen!" — Da aber die Verwandlung nicht erfolgte, und die Nymphe den Fremdling mit dem Schwerte auf sich eindringen sah, fiel sie vor ihm nieder und umfaßte flehend seine Kniee. Streng begehrte Odysseus, daß sie seinen Gefährten wieder die frühere Gestalt verleihe; schmeichelnd gelobte sie, dies zu vollführen. Sie ging zum Kofen, öffnete die Thür, und heraus kamen borstige Eber. Diese bestrich Circe mit einer Zaubersalbe; da erhoben sie sich, die Borsten fielen von ihnen, und Odysseus sah die lieben Gefährten vor sich. Unter Dankesworten umfaßten sie ihn und weineten; auch er vergoß Freudenthränen, ja, als die Nymphe dies sah, entrollten auch ihren leuchtenden Augen helle Zähren. Nachdem Circe den Schwur gethan, gegen die Seinen nicht weiter auf Schaden zu sinnen, ließ er auch die Gefährten vom Schiffe herbeirufen. Ihnen ward nun nach den Mühsalen der Fahrt in dem wohnlichen Hause Alles geboten, was ihr Herz begehrte. Ein ganzes Jahr verweilte Odysseus bei der schöngestalteten Nymphe, bis die Gefährten ihn mahnten, der Heimath zu gedenken. Ungern vernahm Circe seinen Entschluß, sie zu verlassen; als sie ihn aber festen Sinnes sah, verkündete sie ihm, daß, so Schweres er auch erduldet, ungleich Schwereres zu bestehen ihm noch vorbehalten sei. Der Einzige, der ihm zu rathen vermöge, was er zu thun habe, um zur Heimath zu gelangen, sei der Seher Tiresias, der sich aber in der Unterwelt befinde; in das schauerliche Todtenreich also müsse er niedersteigen, wolle

er nicht darauf verzichten, jemals seine Gattin und seinen Sohn wiederzusehen.

Unterwelt. Sirenen. Scylla und Charybdis.

Da schlug Odysseus, nachdem er wieder sein Schiff bestiegen hatte, kummervollen Herzens den Weg nach dem Orte ein, den ihm die Nymphe als Eingang in die Unterwelt bezeichnet hatte. Seine Gefährten rauften sich das Haar und beschworen ihn, von jenem Schreckensorte fern zu bleiben. Ihn aber trieb die Sehnsucht nach der lieben Heimath, nach Weib und Sohn, und er wollte auch das Schwerste nicht unversucht lassen, um zum erwünschten Ziele zu gelangen. Sie fuhren über den breiten Oceanos und kamen endlich bis zum Ende der Welt. Dort fanden sie ein ödes und schauerliches Land, das in Nebel und Wolken eingehüllt war. Odysseus betrat das Gestade, grub mit dem Schwerte eine Gruft, zerschnitt einem Widder den Hals und ließ das schwarze Blut in die Gruft rinnen. Alsbald erweiterte sich die Tiefe, und es naheten aus der Unterwelt blutlose Schatten: Bräute und Jünglinge, auch Greise. Unter wehem Jammergetön zogen die Schatten in langen Reihen dahin, Odysseus aber ward von Entsetzen ergriffen. Dann schwebte auch Tiresias, der Seher, herbei, dem selbst in der Unterwelt seine Gabe, zu weissagen, geblieben war. Er kündete dem angstvoll Harrenden, ihm grolle Poseidon, dem er den Sohn geblendet habe, und er werde Vieles noch von dem erzürnten Gotte zu erdulden haben. Dennoch werde es Poseidon nicht gelingen, ihn für immer von der Heimath fern zu halten. Würde aber auf seiner Fahrt von seinen Gefährten eines der Rinder des Sonnengottes Helios verletzt, die auf den Auen der Insel Thrinika weideten, dann sei ihm eine späte Rückkehr beschieden, und sein Haus werde er dann in schwerer Zerrüttung finden. Nun kam auch der Schatten seiner Mutter herzu. Dreimal streckte Odysseus seine Arme verlangend nach der Theuren aus, aber jedesmal wich der Schatten dahin, und seine Arme trafen nur wehende Luft. Wehmüthigen Herzens fragte er die Mutter, weshalb ihm nicht vergönnt sei, sie mit seinen Armen zu umfangen. Stumm schüttelte sie das Haupt und entschwand.

Nun eilte er mit bebenden Knieen hinweg und bestieg sein Schiff. Dumpf rauschten die Schwarzpappeln und Trauerweiden des Gestades, als seine Gefährten mit Eifer die Ruder erhoben, um das Schiff dem Bereich des Schreckensortes zu entführen. Keiner sprach ein

Wort, nur der Wogen Grollen vernahm man. Endlich verzog sich der Nebel, und des Sonnengottes belebende Strahlen beleuchteten wieder das Schiff und umspielten die wallende Meeresflut. Aber schon gingen sie einer anderen Gefahr entgegen. Sie kamen zur Insel der Sirenen. Schönwangigen Jungfrauen glichen diese, aber sie hatten Krallen statt der Füße, und es waren die Krallen verdeckt von köstlichen Gewändern. Mit süßem Gesang und anmuthiger Geberde lockten sie die Vorüberziehenden. Wer aber sein Ohr ihren melodischen Stimmen nicht verschloß, sondern die blüthenreiche Insel betrat, die sie bewohnten, der hatte nur wenige Tage noch sich des Lichtes der Sonne zu erfreuen, um dann unter den Leichen zu modern, die in Haufen umherlagen. Dem Orte der Gefahr nahe, zerhieb Odysseus eine Tafel Wachs, knetete dasselbe und verklebte den Gefährten die Ohren damit, worauf sie ihn, gemäß seinem ihnen vorher gegebenen Gebot, mit starken Seilen an den Mastbaum banden. Sie vernahmen nichts, er aber hörte die zauberischen Klänge. Als er nun auch noch der Sirenen Worte vernahm, und als sie sangen, ihnen sei aller Dinge Grund bekannt, und Alles solle ihm von ihnen auf der glückseligen Insel verkündet werden, da ergriff es ihn mit übermächtiger Gewalt, und er winkte den Gefährten mit den Augen, ihn von dem Maste zu lösen. Sie aber, da sie fürchteten, er möchte die Fesseln sprengen, umlegten ihn noch mit neuen Seilen. So entgingen Odysseus und die Seinen dem Verderben. Erst in der Ferne nahmen die Gefährten das Wachs aus den Ohren und machten Odysseus frei.

Jetzt waren sie dem Orte nahe, an welchem die beiden Meeresscheusale Scylla und Charybdis ihr Wesen trieben, und nicht Allen von ihnen war es beschieden, der neuen, sie bedrohenden Gefahr zu entgehen. Starrende Felsen ragten rechts und links aus der Meeresflut empor, und sie mußten gerade zwischen den Ungethümen hindurchfahren. Ein Brausen erscholl, das stärker und stärker ward. Odysseus sprach den Gefährten Muth ein und trat bewaffnet vorn auf das Verdeck des Schiffes. Er sah, wie die Scheusale die Wasser einschlürften, die Tiefen glichen schwarzen Höhlen; dann spieen sie die Wasser wieder aus, und rings umher schäumte es, als koche das Meer. Plötzlich reckte Scylla sechs Häupter empor und entführte im Nu sechs Gefährten, deren Klagelaute wenige Augenblicke darauf in der Tiefe verstummten.

Rinder des Sonnengottes. Kalypso. Phäaken.

Sie athmeten auf, denn nun hatten sie die Scheusale hinter sich, und vor ihnen lag eine Insel voll blühender Auen und duftender Haine. Das war die Insel Thrinika, deren Auen des Sonnengottes Rindern reichliche Nahrung boten. Auf das Drängen der Gefährten landete Odysseus an der Insel, aber er ließ sich von jedem Einzelnen schwören, keines der Rinder zu tödten. Widrige Winde verzögerten die Abfahrt von Tag zu Tag, und da es endlich an Speise zu mangeln begann, vergriffen sich, während Odysseus nicht bei ihnen war, die Gefährten an der Heerde, tödteten mehrere Rinder und verzehrten sie. Furchtbar rächte der allwaltende Zeus den Meineid. Denn als sie darauf wieder die hohe See erreicht hatten, thürmte er am Himmel schwarze Wolkenberge auf, und die Blitze, die unter schrecklichem Krachen herniederfuhren, rissen das Schiff auseinander. Alle Gefährten des Odysseus fanden ihren Tod in der schäumenden Flut. Nur er, der den Mastbaum ergriffen hatte, ward von den Wellen dahingetragen. Aber bald gewann es den Anschein, als sei ihm ein noch schrecklicheres Geschick als seinen Gefährten bestimmt, indem er wahrnahm, daß die Strömung ihn dem Meeresscheusal Charybdis zutrieb. Schon war er dem grausigen Schlunde nahe. Dicht über dem Felsen senkte ein Feigenbaum seine starken Aeste hinab. Sich emporschwingend, ergriff Odysseus einen Ast und blieb schwebend hängen, während der Mastbaum in den Schlund hinabfuhr. So hing er, bis der Mast wieder ausgespieen ward. Er schwang sich auf denselben, und die Strömung trug ihn hinweg. Neun Tage trieb er auf der Flut umher, dann gelangte er zur Insel Ogygia, auf der die Nymphe Kalypso waltete, die ihn gütig aufnahm und ihn pflegte. Die anmuthige Nymphe wohnte in einer friedlichen Grotte, die von Fruchtbäumen umgeben war, an deren Stämmen sich die Weinrebe emporrankte, und aus deren Zweigen lieblicher Gesang der Vögel erscholl. Zu beiden Seiten der Grotte aber sah man lachende Wiesen und klare Quellen. Kalypso begehrte von Odysseus, daß er sie nie verlasse; sie bot ihm dafür Unsterblichkeit und ewige Jugend. Aber er vermochte es nicht, der süßen Heimath zu vergessen; oftmals saß er am Gestade und blickte mit Seufzen und unter Thränen in die Ferne. Sieben Jahre behielt ihn die liebliche Nymphe bei sich. Dann aber ward ihr ein Götterbefehl, den nach der Heimath Verlangenden von sich zu lassen. Mit Seufzen half sie ihm sein Floß ausrüsten, und

er verließ die anmuthigen Gestade Ogygia's. Siebzehn Tage lang war seine Fahrt glücklich. Da sah ihn Poseidon, erregte das Meer, und eine schäumende Welle riß ihn von dem Floß hinab. Als seine Kraft fast erschöpft war, gab eine Meeresnymphe ihm einen Schleier, der ihn an die Küste der Insel Scheria trug, die von dem friedliebenden Volke der Phäaken bewohnt ward. Die Nacht brach eben an, als er ermattet ans Ufer stieg. Er bereitete sich ein Lager von dürrem Laub und sank in einen tiefen Schlaf. Hier fand ihn am nächsten Morgen die edle Nausikaa, des Königs Tochter. Sie ließ dem Fremdlinge Speise, Trank und herrliche Kleider reichen und führte ihn darauf ihrem Vater zu, der ihn gütig aufnahm. Als der König vernommen hatte, welche Mühsale Odysseus erduldet, sandte er ihn auf einem Schiffe in die Heimath.

Heimkehr. Eumäos. Telemachos.

Es war zur Abendzeit, als sich das Schiff der Küste nahete. Odysseus, auf einem Teppich ruhend, war in Schlaf gesunken. Die Phäaken, indem sie auf allen Seiten den Teppich anfaßten, trugen den Schlafenden sanft auf das Gestade. Am Morgen erwachte er und fand sich auf seiner Insel Ithaka. Da breitete er die Arme aus und küßte, Freudenthränen weinend, den heimathlichen Boden.

Nun aber gedachte Odysseus der Weissagung, die ihm geworden war, als er vor zwanzig Jahren seine Gattin Penelope und seinen jungen Sohn Telemachos verlassen hatte, um an dem Rachezuge gegen Troja theilzunehmen. Ebenso gedachte er bekümmerten Herzens der unheilvollen Verkündigung des Sehers Tiresias. Verwirrung, Leid und Kummer sollte er in seinem Hause finden. — Aber welcher Art das Unheil, und wie ihm am besten zu begegnen sei, das war ihm verborgen; darum beschloß er, ehe er in seinem Hause als der heimkehrende Gatte und als Fürst von Ithaka auftrete, Alles zu erforschen, was zu wissen ihm ersprießlich sei.

Seiner Gattin Treue war auf die härteste Probe gestellt worden. Als die Kunde von Troja's Fall über Meere und Länder gedrungen war, hatten auch die Ithaker auf die Rückkehr ihres Fürsten Odysseus gehofft. Wie aber die Monate und darauf die Jahre schwanden, so schwand in ihnen auch die Hoffnung, und vornehme Jünglinge der Insel traten als Werber um die Hand der schönen und reichen Fürstin Penelope auf. Sie wies jedoch jeden Antrag zurück und bewahrte ihrem Gemahle die Treue. Als nun wieder Jahre

vergangen waren, drangen die Freier, einen großen Schwarm von Genossen mit sich führend, in ihr Haus, verpraßten ihre Güter und gaben ihr zu erkennen, daß sie bei diesem wüsten Treiben so lange verharren würden, bis sie einen aus ihrer Mitte zum Gemahle erwähle, der dann Erbe der Königswürde und der Schätze des Odysseus sei. Viele Ithaker hingen ihrem Fürstenhause mit Treue an, aber die Freier gehörten den mächtigsten Familien der Insel an, und so gelang es Telemachos, des Odysseus einzigem Sohn, nicht, Kampfgenossen zu gewinnen, um die Männer, die seiner Mutter so vielen Kummer bereiteten, und die vor seinen Augen ihm sein Erbtheil vergeudeten, gewaltsam zu vertreiben. Ohne der Mutter etwas davon gesagt zu haben, war er zu Schiffe gegangen, um bei einigen griechischen Fürsten Erkundigungen nach dem Vater einzuziehen; die Freier aber hatten beschlossen, seinem Schiffe, wenn er zurückkehre, auflauern und ihn tödten zu lassen. Mit Mühe nur gelang es der edlen Penelope, die sich in die oberen Gemächer des Hauses zurückgezogen hatte, zu verhüten, daß nicht von den Gewaltsamen die äußersten Schranken der Sitte und Zucht verletzt wurden. Aber viel des Argen hatte sie täglich mit anzusehen und anzuhören. Sämmtliche Mägde und fast alle Knechte des Hauses waren auf die Seite der Freier getreten und nahmen an dem wüsten Treiben derselben Theil. Einer der wenigen Diener des Hauses, die dem Fürsten Treue bewahrt hatten, war der Oberhirt Eumäos, der an dem bewaldeten Abhange eines nahen Berges wohnte und nur selten in das Haus seiner Herrin kam.

Bei diesem Eumäos erschien Odysseus in unkenntlicher Gestalt, denn die Göttin Athene hatte ihm das Ansehen eines alten Bettlers gegeben. Es ward ihm gastliche Aufnahme gewährt, und er erzählte, als Eumäos mit Seufzen seines Herrn gedachte, den er für todt hielt, er habe Odysseus selbst gesehen, und es werde dieser bald in die Heimath zurückkehren. Eumäos glaubte ihm jedoch nicht, sondern meinte, der Bettler wolle durch eine erdichtete Erzählung sich ihm für die gastliche Aufnahme dankbar erweisen: dagegen entnahm Odysseus aus den Reden des Oberhirten, mit welchen Drangsalen seine Gemahlin Penelope zu kämpfen habe, und er lernte zugleich die Gesinnungen Aller kennen, die mit seinem Hause im Zusammenhang standen. Nun erschien auch Telemachos in der Hütte des Eumäos. Es war ihm gelungen, Denen zu entgehen, die ihm von den Freiern nachgesandt worden waren. Auch um ihn hatte Eumäos gebangt. Als er nun plötzlich den schönen Jüngling über die Schwelle schreiten sah, entfiel seiner Hand die Schale, in der er eben Wein für den Gast

gemischt hatte. Er eilte seinem lieben Herrn entgegen, umarmte ihn unter Thränen und küßte ihm Wangen, Augen und Hände. Odysseus hielt an sich, denn noch sollte Niemand erfahren, wer er sei, und er erhob sich von seinem Sitz, als wolle er dem Jünglinge Platz machen. Dieser aber sagte: „Bleibe nur sitzen, Fremdling, ich finde schon noch einen Platz!“ Nun sandte Telemachos den Oberhirten zu seiner Mutter, damit sie vernehme, daß er noch lebe und heimgekehrt sei, und es befanden sich darauf Odysseus und Telemachos allein in der Wohnung des Eumäos. Da erschien, Beiden unsichtbar, die Göttin Athene und berührte die Schulter des Odysseus mit dem goldenen Stabe. Sogleich entschwand die ihn entstellende Umhüllung, und er gewann seine wahre Gestalt wieder. Höher richtete er sich empor, männlich blühend ward sein Angesicht. Als Telemachos, der abgewandten Hauptes gesessen hatte, dies bemerkte, erhob er sich staunend, denn er meinte, einen der Götter zu schauen. Nun gab Odysseus sich dem lieben Sohne zu erkennen, umschlang ihn, und Beide weinten laut. Nachdem sie im Zwiegespräch ihre Herzen gegen einander ausgeschüttet und sich der Thränen gesättigt hatten, verabredeten sie den Plan, den Kampf gegen die Freier zu erheben, und beschlossen, daß zunächst Niemand, nicht einmal die Fürstin, von der Heimkehr des Odysseus etwas vernehmen solle.

Wieder verlieh Athene dem Fürsten die Bettlergestalt, und er begab sich am nächsten Morgen in sein Haus. Ehe er noch die Schwelle überschritt, ward ihm ein rührender Anblick zu Theil. Sein Hund Argos, der ihm oftmals ein treuer Begleiter auf der Jagd gewesen war, und um den in der Verwirrung, die jetzt im Hause herrschte, sich seit langer Zeit Niemand gekümmert hatte, lag, dem Tode nahe, auf dem Düngerhaufen. Er spitzte die grau gewordenen Ohren, erkannte seinen Herrn, wedelte mit dem Schwanze; aber unter dem ohnmächtigen Versuche, sich von der Stelle zu erheben, starb er. Odysseus verbarg seine Thränen und trat in das Haus. Hier wurde er Augenzeuge von den Ausbrüchen des frechen Uebermuths der Freier, der Zuchtlosigkeit der Knechte und Mägde, ja, ihm selbst wurde Spott und Mißhandlung zu Theil, sogar der Platz vor der Thür seines Hauses wurde ihm streitig gemacht. Diesen Platz beanspruchte für sich allein ein Bettler, Namens Iros, der des Hauses Gaben mit Keinem theilen wollte, und der, von den Freiern aufgereizt, seinen Nebenbuhler zum Faustkampfe herausforderte, dem zuzuschauen Jenen ergötzlich erschien. Odysseus, der den günstigen Augenblick für noch nicht gekommen erachtete, sich erkennen zu geben, sah sich gezwungen, den ihm angebotenen Faustkampf anzunehmen. Fast war er Willens, den

frechen Landstreicher am Leben zu strafen; doch da er fürchten mußte, die Freier möchten ihn erkennen, wenn er seine Kraft also zeigte, beschloß er, Jenem nur einen gelinden Schlag zu ertheilen. Es war derselbe aber doch stark genug, den Bettler ohnmächtig zur Erde zu strecken und das Staunen der Freier zu erregen.

Als man der Fürstin von dem fremden Bettler berichtet hatte, ließ sie ihn, als Alles im Hause zur Ruhe war, zu sich rufen, um zu erkunden, ob er irgendwo von ihrem Gemahle etwas vernommen habe. Er gab an, den Fürsten gesehen zu haben, und fügte die Versicherung hinzu, derselbe werde bald zurückkehren. Dennoch mißtraute Penelope seinem Worte, indem sie daran dachte, wie oft sie von Fremdlingen in der Absicht getäuscht worden war, für gute Botschaften mit reichlichen Gaben bedacht zu werden. Sie fragte daher auf das Genaueste nach dem Aussehen und der Kleidung ihres Gemahls, und auch darüber vermochte der Bettler ihr Auskunft zu geben. Ihr Zweifel wich zwar auch jetzt noch nicht; aber das, was sie vernahm, erregte die Erinnerung an ihren Gemahl so lebhaft, daß sie in Thränen ausbrach. Nur mit der größten Mühe vermochte es Odysseus, seiner Empfindungen Herr zu bleiben. Nun gebot Penelope ihrer alten Dienerin Euryklea, dem Bettler die Füße zu waschen. Euryklea war des Odysseus Amme und später die Pflegerin Telemach's gewesen. Als sie, während die Fürstin abgewandten Gesichts ihren Gedanken nachhing, ihrem Herrn die Füße trocknete, bemerkte sie an einem Knie eine Narbe. Sie schauete dem Bettler ins Angesicht, stieß vor freudigem Schreck das Wassergefäß um und wollte laut aufschreien; schnell aber umfaßte Odysseus ihren Hals und legte ihr mit drohender Geberde Stillschweigen auf. Euryklea, die ihren Herrn in seiner Güte, aber auch in seinem Zorn kannte, verrieth nun der Fürstin nichts, die ihr darauf gebot, dem würdigen alten Manne in einem Gemache eine gute Lagerstätte anzuweisen.

Kampf und Sieg.

Lange waren die Freier von Penelope durch eine List hingehalten worden. Ehe sie nicht, hatte sie gesagt, ein köstliches Gewand für den Vater ihres Gemahls vollendet habe, dürfe sie ihre Hand nicht vergeben. Was nun am Tage von ihr gewebt worden war, hatte sie des Nachts wieder aufgetrennt. Dahinter waren die Freier gekommen, und sie hatte sich endlich entschließen müssen, ihnen eine Aufgabe zu stellen. Es war von ihr etwas gewählt worden, von

dem sie hoffte, daß Keiner es lösen würde. Die Aufgabe lautete: Wem es gelinge, den Bogen ihres Gemahls zu spannen und einen Pfeil durch zwölf hintereinander aufgestellte Ringe zu schießen, den wolle sie als Gemahl und König von Ithaka anerkennen. — Zu diesem Wettkampf war der nächste Tag angesetzt. Als die Freier nun im Saale versammelt waren, ward aus der Waffenkammer des Fürsten der Bogen herbeigeholt. Keiner der Freier vermochte ihn zu spannen. Da ergriff der Bettler den Bogen, spannte ihn mit leichter Mühe und schoß den Pfeil durch die Ringe. Staunen kam über die Freier, denn nun erkannten sie in dem Bettler den Fürsten. Ihn hatte Athene wieder mit dem goldenen Stabe berührt, und wie ein rächender Gott stand er jetzt vor ihnen. Der nächste Pfeil, den er vom Bogen sandte, drang dem frechsten der Freier durch den Hals. Die Uebrigen baten um Gnade. Als aber Odysseus, zu dem sich Telemach mit zwei Hirten gesellt hatte, ihnen donnernd zurief, Keiner solle lebend den Saal verlassen, griffen sie in ihrer Verzweiflung zu den Waffen. Athene stand dem edlen Odysseus und den Seinen im Kampfe bei, und in kurzer Zeit lagen alle Freier todt am Boden. Darauf bestrafte Odysseus die ungetreuen Knechte und Mägde mit dem Tode.

Von dem schrecklichen Kampfe hatte Penelope nichts vernommen; der Gott des Schlafes, von Athene ihr zugesandt, hielt ihr die Augen geschlossen. Als sie erwachte, eilte Euryklea herbei und verkündete ihr, was geschehen sei. Sie wollte dem Worte nicht glauben. Auch als Odysseus kam, verharrte sie in ihrem Zweifel. Sie fürchtete, ein schlauer Betrüger könne sie berücken. Erst als Odysseus sie an etwas erinnerte, was außer ihm nur sie wissen konnte, eilte sie ihm mit ausgebreiteten Armen entgegen. Sie hielten sich Beide umschlungen, und es vermochte längere Zeit keiner von ihnen vor Weinen ein Wort hervorzubringen. Endlich begannen sie einander von ihren Leiden zu erzählen, und schnell flogen die Stunden hin, so daß Mitternacht längst vorüber war, als sie sich zum erquickenden Schlummer niederlegten.

Es schien, als sollte es noch zu einem Kampfe kommen. Die Angehörigen der Freier scharten sich zusammen; aber auch zu Odysseus eilten Treugebliebene. Odysseus zog Jenen entgegen; Athene jedoch versöhnte die Streitenden, und es gelangten unter Odysseus' Scepter Friede, Ordnung und Sitte auf Ithaka wieder zur Geltung.

Wanderungen und Auswanderungen.

Ueber den Werth und die Bedeutung der griechischen Heroensagen wird an geeigneter Stelle das Nöthige gesagt und zugleich dabei der Nachweis geführt werden, weshalb ihnen ein verhältnißmäßig großer Raum eingeräumt wurde.

Für jetzt haben wir zunächst mit einigen Worten einer Völkerbewegung in Griechenland zu gedenken, die um das Jahr 1124 v. Chr., demnach 66 Jahre nach der Zerstörung Troja's (für diese wird das Jahr 1190 v. Chr. angegeben), ihren Anfang nahm. Einzelne Stämme verließen ihre bisherigen Wohnplätze und verdrängten andere. Ein Stamm aus Epirus wanderte nach Thessalien. Dieser Stamm der Thessalier verdrängte die Böotier und die Dorier; Erstere zogen nach Böotien, Letztere ließen sich in dem mittleren Theile von Griechenland nieder. Die Stämme gaben den eingenommenen Gebieten ihre Namen — Böotien und Doris. Ein Theil der Dorier wanderte kurze Zeit darauf nach dem Peloponnes. Diese Wanderung wird auch die Rückkehr der Herakliden genannt, weil die Fürsten der Dorier ihre Abstammung von Herakles ableiteten. Die Aetolier unterwarfen sich Elis, die Achäer, verließen den Peloponnes, siedelten sich in den Gebieten von Achia an und zwangen die daselbst bis dahin ansässigen Jonier zur Niederlassung in Attika.

Auch Auswanderungen fanden statt. Aeolier zogen nach den Inseln Lesbos und Tenedos und nach der nordwestlichen Küste von Kleinasien. Sie gründeten Städte, die später zu bedeutender Blüthe gelangten, z. B. Mytilene auf Lesbos. Wie schon oben erwähnt wurde, waren die aus Achia verdrängten Jonier nach Attika gegangen. Von hier aus siedelte ein Theil derselben nach den Inseln Chios und Samos, ein anderer Theil nach der Küste von Kleinasien, südlich von den Niederlassungen der Aetolier, über. Auch hier erhoben sich bald bedeutende Städte, unter ihnen Ephesus und Milet. Von Milet leiteten achtzig, meist an den Küsten des schwarzen Meeres gelegene Pflanzstädte ihren Ursprung ab. Gerade die jonischen Kolonien erhoben sich zu solcher hervorragenden Bedeutung, daß später vielfach sämmtliche kleinasiatischen Griechen Jonier genannt wurden. Die Dorier gründeten Kolonien in Rhodus, dem südwestlichen Asien und einigen nahegelegenen Inseln. Die Dorier, die in Creta einwanderten, verschmolzen mit den daselbst stammverwandten Einwohnern zu einem Ganzen.

Homer.

Als Ariadne an der Göttlichkeit des um ihre Hand werbenden Dionysos zweifelte, enthob er den goldenen Kronenschmuck ihrem Haupte und warf ihn empor; als er sich nun vor den Augen der Staunenden in einen glänzenden Stern verwandelte, da glaubte sie an seine Göttlichkeit. Irdisches Gold, schöngestaltet als Krone, würdig, als Schmuck einer edlen, mit den Reizen der Jugend und Schönheit begabten Königstochter zu dienen, verwandelte er in strahlendes Himmelslicht, in einen Stern von ewiger Dauer.

Aehnlich ist das, was Homer, Griechenlands erhabenster Sänger, that. Er fand Gold der Dichtung vor, einen Sagenschmuck, an dem sein Volk seit Jahrhunderten gearbeitet hatte, in welchem es edlen Selbstgefühles voll und beneidet von andern Völkern einherging, und dieses Gold der Dichtung verwandelte er, indem er es in reinere Geistessphären erhob, in die beiden strahlenden Sterne Iliade und Odyssee, die darauf in unveränderter Herrlichkeit an dem Geisteshimmel der Griechen glänzten. Genährt war seine Seele von dem Geiste seines Volkes; Lied und Sage, des Volkes innerste Sehnsucht bekundend, waren schon die holden Begleiter seiner Jugend gewesen; sie hatten seine Seele geweiht, das in Klarheit zu schauen, was älterern Dichtern mehr oder weniger noch verdeckt gewesen war von wogendem Gewölk und Nebeln: die Welt edleren geistigen Seins, die Welt der idealen Verklärung irdischer Verhältnisse. Wie eine sonnige, lachende Aue, durchrieselt von krystallhellen Quellen, lag diese Welt vor seiner Seele, diese Welt der Sehnsucht seines Volkes, und diese Welt enthüllten seine Gesänge den Blicken Aller. Das war nichts Erträumtes, nichts Fremdes, Unnatürliches: es war das, wonach die Seelen Verlangen getragen, dem sie ahnungsvoll sich genaht hatten, ohne es erreichen zu können. Und das Alles war vorgetragen in der einfachen Sprache des Volkes, die aber zugleich durchdrungen war von einem geistigen und sittlichen Adel, und die alles Rohe und Gemeine von sich abgethan hatte.

Ist es als ein Wunder anzusehen, daß einer Menschenseele es gegeben war, dem Volke ein so erhabenes Spiegelbild vorzuhalten, so geschah jetzt ein zweites Wunder: die verklärten Gestalten und Bilder der Homer'schen Dichtung gewannen im Fortgange der griechischen Geschichte Verkörperung. Wie konnte es anders sein! Auf die ersten Gefühle sind die Gesänge Homer's gebaut: auf die Liebe

des Sohnes, des Vaters, der Gatten, auf die Liebe zum Vaterlande und die Ehrfurcht vor den Göttern. Was nun weiter Großes und Herrliches geschah in Griechenland — sei es in dem Heiligthum des Hauses, oder in den Tempeln der Religion, der Kunst und der Wissenschaft, oder auf den Schlachtfeldern — es hatte seinen innersten Lebenshauch empfangen aus den göttlichen Gesängen. Sieben Städte — und in späterer Zeit eine noch größere Zahl — stritten sich um die Ehre, Homer's Geburtsort zu sein. Daß er in einer der jonischen Ansiedelungen das Licht der Welt erblickte, wird als unzweifelhaft angenommen. Ueber die Zeit seines Lebens gehen die Angaben ebenfalls gänzlich auseinander. Nach den Einen hat er etwa um das Jahr 1000, nach Anderen 300 Jahre später gelebt; Herodot setzt die Zeit seines Lebens in das zweite Jahrhundert nach der dorischen Auswanderung.

Das Orakel zu Delphi.

Es wurde schon der Orakel Erwähnung gethan, durch die man die Stimme der Gottheit zu vernehmen meinte. Das älteste Orakel befand sich zu Dodona. Hier weissagten in einem heiligen Eichenhaine Priesterinnen aus dem Rauschen der Wipfel und dem Plätschern der Quellen.

Zu größerem Ansehen gelangte das Orakel zu Delphi. Am Südabhange des Parnaß lag das Heiligthum, umgeben von düstrer Felsenpracht; steile Wege führten zum Tempel empor, in dem die Bildsäule Apollo's stand. Auf der Stelle, auf welcher der Tempel errichtet worden war, hatten in ältester Zeit Hirten einen schmalen Felsenspalt bemerkt, aus dem wallender Dampf emporstieg. Der Dampf wirkte betäubend, und bald verbreitete sich der Glaube, die Gottheit weissage durch den Mund derer, die jenen Dampf aus der Tiefe einathmeten. So entstanden Tempel, Priesterwohnungen und Schatzhäuser auf der Felsenhöhe. Sollte das Orakel befragt werden, so bereitete sich die Priesterin des Tempels durch dreitägiges Fasten zum heiligen Werke vor. Dann wurde sie von dem Oberpriester nach dem im Tempel befindlichen Felsenspalt geführt, über welchem ein mit Epheu umwundener goldener Dreifuß stand. Kaum hatte sich die Pythia (die weissagende Priesterin) auf diesen Dreifuß niedergelassen, so versetzten die Dämpfe sie in krampfhafte Verzückungen. Ihr Angesicht ward todtenbleich, wild rollten die Augen, das Haar stieg auf,

Schaum trat ihr auf die Lippen, und indem ihre Brust heftig wogte, schrie sie wie fremden Geistes voll. Die unzusammenhängenden Worte, die sie ausstieß, wurden von den Priestern verzeichnet und daraus die Antwort zusammengesetzt. In der Regel gaben die Priester dem Göttersprache eine metrische Form. Die Pythia weissagte, die Priester aber waren die Deuter ihrer Worte. Nichts Wichtiges geschah in Griechenland ohne Zustimmung des Orakels; es erwies sich dasselbe als eine geheimnißvolle, mit allen wichtigen Ereignissen vertraute, weithinschauende Macht. Das Ansehen des Orakels ging sogar über die Grenzen des Landes hinaus. Befragte doch auch Krösus, ehe er gegen Cyrus stritt, das delphische Orakel! Damals hielten es die Priester für angemessen, eine doppeldeutige Antwort zu geben: „Zieht Krösus gegen Cyrus, so wird ein großes Reich zerstört werden.“ — Es wurden auch vieldeutige oder völlig dunkle Antworten ertheilt. Sieht man der Sache auf den Grund, so muß gesagt werden: eine vom Aberglauben geschaffene religiöse Institution hatte sich zu einer fast unbegrenzt wirkenden Staatsmacht entwickelt. Die Wirksamkeit derselben war lange Zeit eine segensreiche, sie förderte das religiöse Leben, vor ihrem Ausspruch senkten sich die Schwerter und streckten die Hände sich zum Frieden entgegen. Der Spruch der Pythia lenkte namentlich die Verehrung der Nation auf hervorragende Männer. Später stieg diese Macht von ihrer sittlichen Höhe herab, die Tempel-Priester waren abgefallen von dem Geiste ihrer Vorgänger; sie schürten selbst die Flammen der Zwietracht zwischen Bundesstämmen an; sie förderten nicht mehr das als Recht Erkannte, sondern ließen des Orakels Stimme zu Gunsten dessen sprechen, der ihre Geldgier am meisten befriedigte. Der Abfall von dem Geiste ihrer Vorgänger zog ihren Fall nach sich.

Das Unterrichtetsein der delphischen Priester von allen Landesangelegenheiten hat auf den Gedanken geführt, sie hätten wohl unzählige Helfershelfer im Lande gehabt, eine Art Geheimpolizei, die ihnen von allen Vorgängen habe Kenntniß zugehen lassen. Diese Annahme hat sich bei näherer Untersuchung als irrthümlich erwiesen. Die Quelle, aus der sie schöpften, war eine ebenfalls sehr wichtige Staats-Institution: der Amphyktionenbund.

Amphyktionenbund und Nationalspiele.

Amphyktionen bedeutet Anwohner oder Nachbarn. Zweimal jährlich kamen die Gesandten der Stämme, die den Amphyktionenbund bildeten,

zusammen, im Frühling in dem Apollo-Tempel zu Delphi, im Herbst in dem Tempel der Demeter bei den Termopylen. Jeder Staat war durch zwei Gesandte vertreten, einem lag die Wahrung der religiösen, dem andern die der politischen Angelegenheiten ob.

Mit dieser Bundesgesandtschaft standen nun die delphischen Priester fortgesetzt im Verkehr, und es war ihnen damit Gelegenheit geboten, sich über die inneren und äußeren Zustände der Bundesstaaten zu unterrichten. Der Bund umfaßte zwölf Völker: Thessaler, Böotier, Dorier, Jonier, Perrhäber, Magneten, Lokrer, Oetäer oder Aenianen, phthiotische Achäer, Malier, Phocier und Doloper. Alle Kolonien gehörten zum Bunde. Die Arkadier und Aetolier hatten sich früher ausgeschlossen; als sie später den Eintritt nachsuchten, wurden sie abgewiesen. Wie schon bemerkt, stand der Amphyktionenbund mit dem delphischen Orakel in inniger Verbindung. Beide wirkten nach demselben Ziele hin: Förderung der nationalen Angelegenheiten, Ueberwachung des Gottesdienstes, Schlichtung von Streitigkeiten.

Endlich haben wir noch der Nationalspiele der Griechen zu gedenken. Ihr frischer Lebensmuth führte schon in ältester Zeit die Griechen darauf, religiösen Festen, wie auch Festen zu Ehren der Todten Kampfspiele, Tänze und fröhliche Aufzüge anzureihen. Auch dadurch sollte den Göttern wie auch den Abgeschiedenen Ehre erwiesen werden. Anfangs beschränkten sich derartige Feierlichkeiten, bei denen nicht der Leichtsinn, sondern der Frohsinn den Reigen führte, und bei denen ferner der den Griechen angeborene Sinn für das Schöne und Schickliche alles Rohe fern hielt, auf die Bewohnerschaft und die Umgebung einzelner Städte. An vier Orten erweiterten sich die Feste allmählich zu Nationalfesten. So entstanden die pythischen Spiele bei Delphi, die nemeischen zu Nemea bei Argolis, die isthmischen auf der Landenge (Isthmos) von Korinth und die olympischen Spiele, die zu Olympia in Elis gefeiert wurden. Die pythischen und die olympischen Spiele wurden alle vier Jahre, die anderen alle zwei Jahre gefeiert; bei den pythischen Spielen ward von Gesandten des Amphyktionenbundes das Preisrichteramt ausgeübt.

Der Ursprung der olympischen Spiele, die unter den vier genannten Spielen die größte Bedeutung erlangten, wurde in die graue Vorzeit verlegt und von den Einen auf Herakles, von den Andern auf Zeus zurückgeführt. Erneut wurden sie durch einen Spruch des olympischen Orakels, ergangen an den König Iphitus von Elis, der in Gemeinschaft mit seinem Zeitgenossen Lykurg zu Delphi angefragt hatte, wie der wachsenden Zwietracht der Staaten

zu steuern sei. Der Spruch der Pythia forderte für die Dauer der Spiele und die Zeit der Vorbereitung Gottesfrieden im ganzen Lande, außerdem Anerkennung der Landschaft Elis als ein heiliges Land, in das der Krieg niemals hineingetragen, das nicht einmal von Bewaffneten durchzogen werden dürfe. Dieser Spruch ist den von Delphi ausgehenden Weisheits-Geboten zuzuzählen, die sich in so hohem Grade als heilsam für die Förderung des nationalen Lebens erwiesen. Schon der Gottesfriede, der für das ganze Land galt, erwies sich als ein Segen, indem er Friedlichgesinnten Anlaß zu Versöhnungsversuchen, den Streitenden Zeit zu heilsamen Erwägungen bot. In Olympia sahen sich häufig Männer im Friedensgewande, die kurz vorher noch außerhalb des heiligen Bezirks in Waffen einander gegenüber gestanden hatten; hier fanden Erörterungen statt, die manchen Streitpunkt in unblutiger Weise für immer aus der Welt schafften; hier lernte, indem sich die ausgezeichnetsten Kriegshelden, Staatsmänner, Redner, Philosophen, Dichter und Künstler aus allen Theilen Griechenlands sahen, ein Staat die Tüchtigkeit des andern in seinen Vertretern würdigen, wodurch zugleich edler Wetteifer erweckt ward. Alle fühlten sich in den anmuthigen Gefilden von Elis wieder als Glieder einer großen Familie.

Nur Männer und Jünglinge untadligen Sinnes wurden zu den Wettkämpfen hinzugelassen. Fanden diese doch zu Ehren des „Herrschers im Aether, Zeus" statt! Waren alle Kämpfer versammelt, dann wurde durch Herolde das Volk befragt, ob es unter Jenen Einen sähe, „der ein unziemendes Leben geführt oder Fesseln getragen habe." Als Mitkämpfer anerkannt zu werden, galt allein schon für eine hohe Ehre; allen Barbaren, das heißt Nichtgriechen, war die Theilnahme versagt; der freie Grieche, der als Bewerber bei den Wettkämpfen auftreten durfte, stand im Ansehen höher als der mächtigste Fürst des Auslandes. Die Spiele bestanden im Wettkampf, im Ringen, im Faustkampf, im Werfen einer schweren Scheibe (Diskus), in dem Pentathlon (zusammengesetzt aus Sprung, Wettlauf, Wettwurf mit Diskus und mit Wurfspieß und Ringkampf) und in dem Pankration (Faust- und Ringkampf). Es fanden ferner Wettkämpfe zu Roß und zu Wagen, auch Wettkämpfe von Knaben im Ringen, Laufen und im Faustkampfe statt. In späteren Zeiten traten im geistigen Ringspiel auch Redner, Dichter und Geschichtsschreiber auf, Künstler stellten ihre Bildwerke zur Schau.

In jeder Kampfesart wurde Einer als Sieger gekrönt; der Sieger im Wettlauf, der ältesten Art der Wettkämpfe, galt für den

Hauptsieger des Festes. Der Siegespreis bestand in einem Kranze von Olivenzweigen. Ein solcher Kranz, in Olympia gewonnen, galt in Griechenland mehr als eine Königskrone: eine höhere Ehre gab es in den Augen der Griechen für den Sterblichen nicht. In dem Sieger fühlte sich zugleich seine Vaterstadt, sein Staat auf das Höchste geehrt. Kehrte der Sieggekrönte in die Heimath zurück, so wurde er im Triumph in seine Stadt geführt. Die Stadt ließ sein Bild in Marmor darstellen, und dasselbe erhielt einen Platz in dem heiligen Hain von Elis. Wie wirkte dieser Hain mit seinen Marmorbildern und mit seinen Tempeln in zunehmendem Maße auf die heranwachsenden Geschlechter!

Die olympischen Spiele gewannen bei den Griechen eine solche Bedeutung, daß man — es geschah dies vom Jahre 776 v. Chr. an — nach ihnen eine neue Zeitrechnung begann. Vier Jahre — der Zeitraum von einem Spiele zum andern — ward eine Olympiade genannt.

Den Sieg in den pythischen, den nemeischen oder isthmischen Spielen zu gewinnen, galt ebenfalls für eine hohe Ehre. Der Sieger in den pythischen Spielen bei Delphi empfing einen Lorbeerkranz, Nemea vertheilte Epheukränze, die Stirn des Siegers in den isthmischen Spielen ward mit einem Kranze von Fichtenzweigen geschmückt.

Sparta.

Lykurg.

Unter den kleinen Staaten Griechenlands sind es zwei, die in dem Laufe der folgenden Jahrhunderte in den Vordergrund treten: zunächst Sparta im Peloponnes, dann Athen in Hellas.

Wir haben es zuvörderst mit Sparta zu thun. Als die Dorier in den Peloponnes und zwar in den südlichsten Theil desselben, in Lakonien, einwanderten, fanden sie das Land bewohnt. Der Theil der Eingeborenen, der sich den tapfern Einwanderern freiwillig unterwarf, gelangte ihnen gegenüber in das Verhältniß der Zinsbauern. Sie wurden Periöken (d. i. Umwohner) genannt. Diese Periöken hatten den herrschenden Doriern Abgaben zu entrichten, aber eine Theilnahme an der Staatsverwaltung war ihnen nicht eingeräumt. Uebler erging es dem größeren Theile der Eingeborenen, deren Macht erst in blutigen Kämpfen gebrochen werden mußte. Sie geriethen in Leibeigenschaft und erhielten den Namen Heloten. Bald

gelangte das an den äußersten Abhängen des Taygetus-Gebirges liegende Sparta zum Hauptsitze der dorischen Macht. Sparta wurde die Hauptstadt von Lakonien, und nach derselben wurden die herrschenden Dorier Spartaner oder Spartiaten genannt. In der Blüthezeit des Staates betrug die Zahl der Spartaner, d. h. der Dorier, etwa neuntausend, und diese neuntausend Spartaner übten die Herrschaft aus über hundertundzwanzigtausend Periöken und zweihundertundzwanzigtausend Heloten! — Die Spartaner sagten: „Herrschen sollen die Herrschenswürdigen!" — Eines ist unzweifelhaft: Das Volk der Spartaner mußte ein Volksstamm von äußerster Tapferkeit sein! —

Unter diesem tapfern Volksstamme trat ein Mann auf, der als Gesetzgeber sich hohen Ruhm erwarb, — Lykurg.

Lykurg war in erster Linie ein edler Mann. Wäre er das nicht gewesen, er hätte bei seiner geistigen Begabung es wohl dahin bringen können, zu einer glänzenden Herrschermacht zu gelangen, aber er wäre nicht der weise Gesetzgeber und dadurch der Wohlthäter des Volkes auf Jahrhunderte geworden.

In den griechischen Staaten war das Königthum abgeschafft worden, nur in Sparta hatte man es bestehen lassen, ja Sparta wurde sogar von zwei Königen regiert. Das hatte aber zu Schwankungen und Parteiungen geführt. Jeder der beiden Könige suchte das Volk durch Entäußerung von königlichen Rechten für sich zu gewinnen. Die Regierungsgewalt wurde damit geschwächt, dem Volke aber nicht geholfen. Einzelne Geschlechter beuteten die Verwirrung zu ihren Gunsten aus und gelangten zu großen Reichthümern, während die Mehrheit des Volkes verarmte.

So waren die Zustände in Sparta, als einer der Könige, Eunomus mit Namen, starb und zwei Söhne hinterließ, Polydektes und Lykurg. Polydektes, der sich eben vermählt hatte, folgte seinem Vater in der Regierung, starb aber nach kurzer Zeit. Da er keinen Sohn hinterließ, meinte das Volk, Lykurg werde unverzüglich den erledigten Thron einnehmen. Wohl jeder Andere an seiner Stelle würde also gehandelt haben: der gewissenhafte Lykurg war andrer Meinung. Da er vernommen hatte, daß die Wittwe seines Bruders guter Hoffnung sei, gab er folgende Erklärung ab: Eine bestimmte Entschließung dürfe erst nach erfolgter Niederkunft der königlichen Wittwe getroffen werden. Erfolge die Geburt eines Sohnes, so sei diesem das Recht der Nachfolge zu sichern, und er wolle sich dann während dessen Minderjährigkeit mit der vormundschaftlichen Verwaltung des Staates

begnügen. Bis zur bezeichneten Entscheidung werde er das königliche Recht stellvertretend ausüben.

Da ließ die königliche Wittwe ihm durch einen Vertrauten sagen, sie verspreche das Kind zu beseitigen, wenn er gelobe, sie zur Gemahlin zu nehmen. Mit dem Ausdrucke des Abscheues begegnete er dieser Mittheilung, ließ die Königin bewachen und befahl, ihr das Kind gleich nach der Geburt wegzunehmen. Es traf sich, daß man ihm, als er mit den vornehmsten Spartanern bei Tafel saß, das Kind brachte; es war ein Knäblein. Er nahm es auf den Arm, zeigte es den Spartanern mit den Worten: „Es ist uns ein König geboren!“ und gab ihm den Namen Charilaos, das ist „Freude des Volks.“ Dann legte er das Kind auf den königlichen Sitz nieder, zum Zeichen, daß ihm derselbe gebühre.

Dennoch traf ihn die Lästerzunge. Die königliche Wittwe, von der nun Lykurg bis auf den Tod gehaßt ward, ließ durch ihre vornehmen Verwandten verbreiten, er strebe nach der Herrschaft und habe ihr das Kind nur in der Absicht genommen, sein Ziel desto sicherer zu erreichen. Geschähe dem Kinde ein Unglück, so werde Keiner über den Urheber zweifelhaft sein!

Solche üble Nachrede schmerzte den edlen Mann so sehr, daß er beschloß, Sparta zu verlassen; er wollte dadurch zugleich der Verleumdung die Wurzel abschneiden. Aber indem er sich damit selbst aus dem Vaterlande verbannte, blieb doch seine heiße Liebe demselben zugewandt, ja sein Streben, zu erforschen, was seinem Volke heilsam sei, glühete, als er gramvoll von den heimischen Gestaden Abschied nahm, nur um so heftiger in seinem Herzen. Er beschloß, andrer Völker Gesetze und Sitten durch eigene Anschauung kennen zu lernen und der einem Volke heilsamsten Verfassung sein unausgesetztes Nachdenken zu weihen. Längere Zeit hielt er sich in Kreta auf, in dem rauhe Sitten und strenge Gesetze herrschten, dann begab er sich nach den Kolonien Kleinasiens, denen man in Kreta Pflege der Weichlichkeit und Ueppigkeit nachsagte. Hier fand er sämmtliche Gesänge Homer's, während ihm bisher nur einzelne Gedichte desselben bekannt geworden waren. Ein Freund des Ernsten und Belehrenden, erkannte er in ihnen Weisheitsschätze, deren Kenntniß einem Volke heilsam sein müsse. Mit eigener Hand schrieb er die Gesänge ab, die er seinen Landsleuten einst als ein köstliches Geschenk aus der Ferne darzubieten gedachte. Auch nach Aegypten begab er sich auf längere Zeit. Da sein Wille so rein, als

sein Blick hell war, gestaltete sich in seiner Seele ein Bild dessen, was, wenn es heilig gehaltenes Landesgesetz in Sparta würde, seinem Volke, das sich auf abschüssiger Bahn befand, zum Segen gereichen mußte. Aber er ward auch schon längst vermißt in der Heimath, und es war bereits von Sparta aus an ihn der Ruf ergangen, zurückzukehren. Er sandte nun zuvörderst seinen Landsleuten einen weisen Mann, den Dichter Thales, zu, den er in Kreta kennen gelernt hatte. Dessen Gesänge waren von ergreifender Macht, geeignet, ernsten Sinn und Eintracht zu fördern. Der Sänger sollte dem Gesetzgeber den Weg bereiten. Er selbst begab sich zunächst nach Delphi. Was er den Priestern sagte, fand ihren höchsten Beifall, denn auf seine Frage, ob die Gesetze, die er in Sparta einzuführen gedenke, als heilsam zu betrachten seien, lautete der Orakelspruch:

„O Lykurgus, du kommst zu meinem gesegneten Tempel,
Liebling des Zeus und der Andern, so viel den Olympos bewohnen.
Ob ich als Gott dich begrüße, bedenk' ich mich, oder als Menschen.
Aber ich meine, du bist wohl eher ein Gott, o Lykurgus!“

Ein solcher Ausspruch erhob seinen Muth und sein Selbstvertrauen; seiner Person aber gab er in den Augen der Spartaner die entsprechende Weihe. Nun erst (um 800) kehrte er, sehnlichst erwartet von den Besten des Volkes, nach Sparta zurück. Er mochte länger als zwanzig Jahre von der Heimath fern gewesen sein, denn Charilaos, den er einst dem Volke als Fürsten gezeigt, und dem er auch den Namen gegeben hatte, war schon vor einiger Zeit zur königlichen Herrschaft gelangt. Neben ihm regierte Archiläus Charilaos, von der Mutter über die Absichten des Oheims getäuscht, empfing ihn mit Argwohn, wogegen Archiläus sich ihm mit Vertrauen anschloß, was schon daraus hervorgeht, daß er an einer Versammlung vornehmer Spartaner Theil nahm, denen Lykurg das von ihm entworfene Staatsgesetz vorlegte. Dasselbe fand in der Versammlung und danach auch beim Volke Annahme. Als nun Charilaos erkannte, daß sein Oheim nicht in der Absicht gekommen sei, ihn und seinen Mitkönig zu verdrängen, daß er nichts für sich begehre, sein Streben vielmehr einzig und allein der Erhöhung und der Wohlfahrt des Landes gelte, da schloß auch er sich mit Hingabe ihm an.

Das neue Staatsgesetz ging der Hauptsache nach darauf hinaus, der Volksjugend eine kräftige Erziehung angedeihen zu lassen und sie an Gehorsam, Tapferkeit, an Enthaltsamkeit und Anspruchslosigkeit in Bezug auf Lebensgenüsse zu gewöhnen. Doch es griff auch, wie

unten näher dargelegt werden wird, in die Eigenthumsverhältnisse ein. Dies erregte die Reicheren zum Widerstande, sie rotteten sich zusammen, und es kam zu einem förmlichen Aufstande gegen Lykurg. Da mit Steinen nach ihm geworfen wurde, hielt er es für nöthig, in einem Tempel Schutz zu suchen. Auf dem Wege dahin schlug ihm ein Jüngling, Namens Alkandrus, mit einem Stocke ein Auge aus. Der Anblick des blutenden Angesichts und die Ruhe und Würde, mit der Lykurg seinen Verfolgern gegenüber trat, änderten augenblicklich die Stimmung derselben. Von Reue und Scham ergriffen, baten sie ihn um Verzeihung, geleiteten ihn in sein Haus und übergaben ihm den Frevler zu jeder beliebigen Strafe. Mancher war der Meinung, Alkandrus werde seine That mit dem Leben zu büßen haben, mindestens werde ihm eine entehrende Züchtigung zu Theil werden. Es erregte daher im hohen Maße Verwunderung, als man vernahm, es sei Jenem von Lykurg angekündigt worden, daß er ihn von jetzt ab zu bedienen habe. Schon nach kurzer Zeit hatte sich des Jünglings Meinung über Lykurg vollständig geändert. Dieser sei gegen Andere, sagte er, sanft und mild, gegen sich streng. Dem Weisen mit Verehrung anhängend, entsagte Alkandrus allem übermüthigen Wesen und ward bescheidenen Sinnes. Solcher Art war die Strafe, die ihm zu Theil geworden war.

Als Lykurg sah, daß das von ihm gegebene Gesetz Wurzel gefaßt hatte, befragte er noch einmal das delphische Orakel, und der Pythia Spruch lautete: „Sparta wird bei dem Gesetz groß und ruhmvoll werden.“ Wie er mit einer Edelthat seine öffentliche Laufbahn begonnen hatte, schloß er sie auch mit einer Edelthat. Ihm war die gute Sache Alles, für seine Person begehrte er nichts. Als er seine Lebensaufgabe erfüllt sah, faßte er den Entschluß, sich vom Schauplatz zurückzuziehen. Aber auch die Art und Weise, in der er dies that, ist ein redendes Zeugniß für seine sittliche Größe. Er ließ die Spartaner schwören, es solle bis zu seiner Rückkehr an der Verfassung nichts geändert werden. — Dann opferte er den Göttern, nahm Abschied von seinem Sohne und seinen Freunden und ging hinweg, um — nicht wiederzukehren, sondern einsam in der Ferne zu sterben. Einige ältere Schriftsteller sagen, er habe sein Leben durch Hunger geendet. Sein Wunsch war, es möchte nicht an der Verfassung und damit an den Gütern gerüttelt werden, die dem Volke durch dieselbe gesichert seien. Und damit nicht etwa durch Zurückführung seiner sterblichen Ueberreste jener Volksschwur als gelöst angesehen werden könne, hatte er, Verzicht leistend auf eine letzte Ruhe-

stätte in heimischer Erde, auf seinem Sterbebette befohlen, seine Asche ins Meer zu streuen, was auch geschehen war.

Des weisen Mannes fester Glaube war der: das Glück des Einzelnen, wie das Glück der Gesammtheit entspringt einzig und allein aus der Tugend. Darum suchten seine Gesetze hinzuwirken auf Veredlung der Gesinnung und auf Gewöhnung an Mäßigkeit und Genügsamkeit in Lebensgenüssen. Was vielen edlen Männern älterer Zeit als ein Ideal vorgeschwebt hatte — er führte es zu einem guten Theile in die Wirklichkeit ein. Sparta ehrte seinen großen Wohlthäter durch Errichtung von Tempeln und Altären. Und doch, sagte später Aristoteles, sei damit noch nicht der Ehre vollkommen Genüge geschehen, die einem solchen Manne gebühre.

Lykurg's Gesetze.

Lykurg setzte den Rath der Alten ein (Gerusie). Diese Gerusie bestand aus achtundzwanzig Aeltesten (Geronten), deren keiner weniger als sechzig Jahre zählte. Gewählt wurden sie vom Volke auf Lebenszeit. Die Gerusie, die unter dem Vorsitz der Könige ihre Berathungen hielt, war eine Art Staatsrath der Könige und auch zugleich eine Art Volksvertretung. Königliche Befehle gewannen nur Geltung, wenn sie die Zustimmung der Gerusie fanden. Dieser Rath der Aeltesten, sagt Plato, brachte dem spartanischen Staate Sicherheit und Besonnenheit. Bei beabsichtigten Uebergriffen der Könige nahm er die Volksrechte wahr, ging das Volk in seinen Forderungen zu weit, so schützte er die königliche Macht. Beschlüsse, über die sich die Könige und die Geronten geeinigt hatten, wurden dem Volke zur Genehmigung vorgelegt. Doch durfte Niemand vom Volke reden, sondern es wurde über die Vorlagen nur abgestimmt. An den Volksversammlungen, die monatlich einmal stattfanden, hatten nur diejenigen Spartaner das Recht, theilzunehmen, die dreißig Jahr oder darüber alt waren. Fünf Ephoren, vom Volke jährlich gewählt, waren die Wächter des Gesetzes. Vor ihnen mußten die Könige in jedem Monat an einem dazu bestimmten Tage ihren Schwur, den Gesetzen gemäß regieren zu wollen, erneuern. Die Ephoren hatten das Recht, jeden Beamten des Staats, selbst die Könige nicht ausgenommen, wegen Gesetzesübertretung anklagen, ja sogar sie vorläufig in Gewahrsam nehmen zu können. Ein Staatsgerichtshof, zusammengesetzt aus Geronten und Ephoren, fällte sodann das Urtheil.

Da es einer kleinen Zahl von Familien gelungen war, den

Reichthum des Landes an sich zu reißen, schritt Lykurg zu einer neuen Gütereintheilung. Nicht ein Mehr oder Minder äußeren Glanzes, sondern einzig und allein der höhere oder geringere Grad der Tugend sollte fernerhin im Volke als Unterscheidungszeichen gelten. Das ganze Land wurde in 39,000 Loose getheilt; die der Stadt Sparta zunächst gelegenen 9000 Loose kamen auf die Spartaner, die übrigen wurden den Zinsbauern überlassen. Eine Vertheilung von Gold- und Silberschätzen und ähnlicher Habe hätte sich nicht durchführen lassen. Lykurg nahm jenen Schätzen durch Einführung der eisernen Münzen ihren Werth. Diese neuen Münzen waren von solcher Größe, daß zum Fortschaffen von etwa zehn Minen (1 Mine = 26 Thaler) ein Zweigespann erforderlich war. Schon die Schwere des Geldes bewirkte es, daß fernerhin von Gelddiebstählen selten etwas vernommen wurde. Zu diesem Ergebniß trug ohne Zweifel auch der Umstand bei, daß man dem zu Geld geprägten Eisen (durch Aufgießung von Essig während seines Glühens) seine Härte nahm, es demnach für jegliche anderartige Verwendung unbrauchbar machte. Geld solcher Art lockte weder Kaufleute mit Luxuswaaren, noch Sophisten, Gaukler und Wahrsager ins Land, wodurch das Gepräge der Einfachheit, welches das Volksleben durch die lykurgische Gesetzgebung empfing, ungefährdet blieb. Der Fleiß der heimischen Handwerker richtete sich einzig und allein auf Anfertigung nothwendiger und nützlicher Sachen, und hierin erreichte Sparta bald eine hohe Stufe.

Häusliche und öffentliche Schwelgerei beseitigte Lykurg durch Einführung der gemeinsamen Mahlzeiten (Syssitien). Je fünfzehn Spartaner aßen gemeinschaftlich. Eine jede Haushaltung hatte dazu monatlich einen entsprechenden Beitrag von Getreide, Feigen, Käse und Wein einzuliefern, auch ein Geldbeitrag zur Beschaffung der Zukost mußte entrichtet werden. Sich in seinem Hause zu sättigen, war verboten. Wer bei den Mahlzeiten nicht kräftig zulangte, setzte sich der Gefahr aus, ein heimlicher Uebertreter des Gesetzes und ein Schlemmer genannt zu werden und sich der allgemeinen Verachtung preisgegeben zu sehen. Mit welcher Strenge das Speisegesetz aufrecht erhalten wurde, ist aus folgendem, in eine spätere Zeit fallenden Vorgange zu ersehen. Als der König Agis von einem Feldzuge ermüdet heimkehrte, verweigerte es der Vorsteher der Syssitie, zu der er gehörte, ihm, wie er es gewünscht hatte, seine Mahlzeit ins Haus zu senden. — Das Hauptgericht der Mahlzeit war die schwarze Suppe, auch Blutsuppe genannt; ihre Bestandtheile waren Schweinefleisch-

brühe, Blut, Essig und Salz. Beim Bau des Hauses sollte vom Fundament bis zum Giebel nur das Beil, bei der Herstellung der Thür außer dem Beil nur noch die Säge benutzt werden. Häuser solcher Art regten schon von selbst nicht an, sie mit Luxusgegenständen auszustatten und damit ein weichliches Leben einzuleiten.

Das Geld hatte in Bezug auf seinen Werthinhalt eine im Verhältniß zur Größe geringe Geltung; im Gegensatze dazu war durch Lykurg's Beispiel eine Redeweise eingeführt worden, die bei Kürze und Einfachheit inhaltreich war. Ein Spartaner tadelte seine Einrichtungen und stellte an ihn das Verlangen, die Staatsverfassung dahin abzuändern, daß den äußersten demokratischen Forderungen Genüge geschähe. Lykurg antwortete: „Du hast Weib, Kinder, Knechte und Mägde. Führe die Verfassung, wie du sie wünschest, zunächst in deinem Hause ein — dann laß uns weiter reden!" — Den Spartanern, die ihn fragten, wie ein Angriff der Feinde am besten abzuwehren sei, sagte er: „Bleibet arm und erhebet euch nicht übereinander!" Bei einer ähnlichen Veranlassung äußerte er: „Die besten Mauern einer Stadt bestehen aus Tapfern, nicht aus Backsteinen." Auf die Frage, warum er so kärgliche und spärliche Opfer eingerichtet habe, antwortete er: „Damit wir es niemals unterlassen, die Götter zu ehren." Derartige kurze und inhaltreiche Reden, die in dem von Sparta beherrschten Lakonien üblich wurden, nannte man lakonische. Das Alterthum hat uns außer den vorgeführten eine große Zahl lakonischer Aussprüche aufbewahrt; es mögen hier noch einige folgen. Charilaos, gefragt, warum sein Oheim Lykurg so wenige Gesetze gegeben habe, erwiderte: „Leute, die nicht viele Worte brauchen, haben auch nicht viele Gesetze nöthig." Als ein Auswärtiger erzählte, man nenne ihn, weil er den Spartanern so sehr zugethan sei, zu Hause nur den Lakonenfreund, sagte ihm ein Spartaner: „Rühmlicher wäre es für dich, wenn man dich Vaterlandsfreund nennete!" Ein Athener behauptete, die Spartaner seien unwissend. „Du hast recht," erwiderte ihm ein Spartaner, „wir sind die einzigen Hellenen, die von euch nichts Schlechtes gelernt haben." Als ein Spartaner aufgefordert wurde, einen Menschen anzuhören, der es vortrefflich verstehe, den Gesang der Nachtigall nachzuahmen, sagte er: „Ich habe die Nachtigall schon selbst gehört." Zu Einem, der über wichtige Dinge zur Unzeit sprach, sagte Leonidas: „Freund, selbst das Rechte nur zur rechten Zeit!" Auf die Frage, welche Wissenschaft in Sparta am meisten betrieben werde, antwortete ein Spartaner: „Die Kunst, zu befehlen und zu gehorchen." Ein

von Seeräubern gefangenes, spartanisches Mädchen wurde von einem reichen Manne, der sie zu kaufen beabsichtigte, gefragt, ob sie auch brav sein werde, wenn er sie kaufe. Das Mädchen antwortete: „Auch wenn du mich nicht kaufst.“ Auf die Frage, welche Kunst sie verstehe, antwortete ein anderes Mädchen: „Treu zu sein und ein Hauswesen gut zu besorgen.“

Der Krieg, in welchem etwas von der Strenge nachgelassen wurde, galt den Spartanern als eine Erholungspause von den Kriegsübungen. Sie durften dann ihr Haar, das sie vom achtzehnten Jahre an lang trugen, pflegen, wie es ihnen beliebte. „Das Haar,“ hatte Lykurg gesagt, „macht den Schönen schöner, den Häßlichen fürchterlich.“ Ins Feld zogen sie in rothen Gewändern, damit man das Blut nicht sähe. Bekränzt, unter Flötenspiel und Gesang und mit dem Ausdrucke der Freudigkeit und Siegeszuversicht in den Angesichtern ging die Schar dem Feinde entgegen — ein schöner, aber zugleich schrecklicher Anblick! Neben dem Könige schritt Einer, der den Kranz in Olympia gewonnen hatte. Jedem galt es als das Höchste, zu siegen oder zu sterben. Den fliehenden Feind zu verfolgen, ward für unhellenisch angesehen. Die Spartaner führten große Schilder, und es war Gebrauch, Gefallene auf ihren Schildern heimzutragen. Wer ohne Schild zurückkehrte, wurde als Flüchtling betrachtet, ihn traf die allgemeine Verachtung, und es ward ihm das Bürgerrecht abgesprochen. Selten aber ist in Sparta eine solche Strafe ertheilt worden, weil ein Anlaß dazu selten vorhanden war. Denn der Spartaner ging lieber freudig in den offenbaren Tod hinein, ehe er sich der Schmach aussetzte, als Flüchtling behandelt zu werden. Und wie die Angehörigen der Krieger darüber dachten, beweist das Wort einer Mutter, die ihrem in den Krieg ziehenden Sohne den Schild mit den Worten reichte: „Kehre zurück entweder mit oder auf ihm!“ —

So viel Heilsames Lykurg auch durch seine Gesetzgebung schuf: Eines vermochte er nicht zu beseitigen, wenn er nicht den Bestand seines, des spartanischen Volkes, in Frage stellen wollte. Innerhalb der Grenzen seines Volkes that er Großes; dagegen die Lösung der Fragen, die als Zweck das Wohl aller Menschen im Auge haben, war späteren Zeiten vorbehalten. Es ist darauf verwiesen worden, wie die Spartaner die Herrschaft gewonnen hatten über mehr als dreihunderttausend Eingeborene, die darnach Periöken und Heloten genannt wurden. Wollten sie sich weiterhin in der Herrschaft behaupten, so mußten sie in Waffen bleiben, den Eingeborenen dagegen den Landbau und alle damit zusammenhängenden Arbeiten aufbürden. Nach dem, wie die Zustände sich

bei der Einwanderung mit dem Schwerte in der Hand gestaltet hatten, hätte schon die geringste Entäußerung der Macht bei den Spartanern geheißen, die Rolle der Herrschenden mit der der Abhängigen und Sklaven tauschen: ein Mittelding gab es damals nicht. Lykurg hat dieses Verhältniß weder verschärft, noch gemildert; er hat es wie eine Naturgewalt, die er vorfand, angesehen und unberührt gelassen. Da namentlich die Heloten wiederholt Versuche machten, sich zu befreien, und da dies vorzugsweise in Zeiten geschah, in denen die Spartaner Kriege zu bestehen hatten, so betrachteten Letztere es als ein zwingendes Gebot der Selbsterhaltung, die Kette, an der die Eingebornen schmachteten, immer fester zu schmieden, ja es kam so weit, daß sie zu Maßnahmen griffen, die den Zweck hatten, die Zahl der Heloten nicht zu groß werden zu lassen. Deshalb fanden von Zeit zu Zeit die sogenannten „heimlichen Jagden" auf die Heloten statt. Beherzte Jünglinge durchstrichen das Land und stießen jeden Heloten nieder, auf den sie trafen. Auch in anderer Beziehung wurden die Heloten grausam behandelt. Man zwang Einzelne zu unmäßigem Trinken, dann führte man sie den spartanischen Jünglingen vor, um diesen die Abscheulichkeit der Trunkenheit zu zeigen. Oder sie mußten lächerliche und gemeine Lieder singen, ebenfalls um Abscheu gegen solche Lieder zu erwecken. Natürlich wurden der Jugend in erster Linie dadurch die Heloten selbst der Gegenstand des Abscheues, wodurch ihre Lage sich nur um so mehr verschlechterte. Man ziehe, um sich vor einem einseitigen Urtheile zu bewahren, noch Folgendes in Erwägung: Der Gedanke, alle Menschen sind Brüder, lag damals gänzlich außerhalb des Denk- und Empfindungshorizonts auch der edelsten Völkerstämme. Die Stunde, in der die große Weltwahrheit verkündet werden sollte, daß alle Menschen, weß Standes, Glaubens und Landes sie auch sein mögen, Brüder, gleichberechtigte Kinder Eines Vaters sind, war noch nicht gekommen, somit also nicht der Anfang der Erlösung, die ja auch heute noch nicht vollendet ist, sondern in deren Fortgange auch wir uns noch befinden.

Erziehung der jungen Spartaner.

Endlich haben wir noch der Gebräuche und Gesetze zu gedenken, die sich auf die Erziehung der jungen Spartaner und Spartanerinnen beziehen. Nicht Alles schuf Lykurg auf diesem Gebiete neu, Kernhaftes, was er vorfand, behielt er, Verwandtes that er hinzu und brachte das Alte und das Neue in ein festes System.

Der neugeborene Knabe ward dem Rathe der Alten vorgezeigt. Dem starken und gesunden Knaben sprachen die Aeltesten sogleich das Bürgerrecht zu; das von ihnen als gebrechlich erklärte Kind dagegen ward in einen Abgrund des Taygetus-Gebirges geworfen. Sparta wollte nur gesunde Kinder erziehen, kräftige und gesunde Jünglinge und Männer haben. Bis zum siebenten Jahre gehörte der Knabe der Mutter, dann übernahm der Staat seine Erziehung.

Das junge Geschlecht ward als das edelste Staatsgut betrachtet, und die Wahrheit fand allgemeine Anerkennung, daß von seinem Gedeihen das Wohl und der Bestand des Staates für die Folgezeit abhänge. Darum wurden die nothwendigen Mittel zur Erziehung von Staatswegen gegeben, und es wurde nur gefragt, was nothwendig sei, und nicht: was haben wir zur Erreichung des Erziehungszweckes an Mitteln übrig? Allen Knaben ward eine vollständig gleiche Erziehung zu Theil; auch die Königssöhne (mit alleiniger Ausnahme des Thronfolgers) kamen in eines der Erziehungshäuser und standen mit sämmtlichen übrigen spartanischen Knaben in jeder Beziehung auf vollständig gleicher Stufe. Beim Eintritte in die Anstalt wurde den jungen Spartanern das Haar kurz geschoren, ihr Lager war Heu und Stroh, Decken erhielten sie nicht. Vom funfzehnten Jahre an schliefen sie auf trockenem Schilf, das sie sich selbst am Ufer des Eurotas ohne Hilfe eines Messers zu sammeln hatten. Sie gingen in leichten Kleidern, im Winter und Sommer ohne Schuhe. Um sie für die Mühseligkeiten des Krieges vorzubereiten, ward ihnen ihre Kost mager und sparsam zugemessen. Höchst befremdlich erscheint es uns im ersten Augenblicke, wenn wir lesen, es sei ihnen erlaubt gewesen, kleine Diebstähle zu begehen. Vernehmen wir aber weiter, daß diejenigen, die sich dabei ertappen ließen, wegen des bewiesenen Ungeschicks, wegen Mangels an Vorsicht empfindlich gestraft wurden, so erkennen wir, daß es den spartanischen Pädagogen bei dieser sonderbaren Maßregel einzig und allein darum zu thun war, in den künftigen Kriegern frühzeitig den Sinn für List und Verschlagenheit anzuregen.

Ein Mittel der Abhärtung und der Gewöhnung, Schmerz zu ertragen, bestand darin, daß die Knaben zum öftern mit Geißeln geschlagen wurden. Es kam sogar von Zeit zu Zeit zu förmlichen Schaustellungen. An besonderen Festtagen fand die Geißelung im Beisein der Angehörigen statt, die stolz auf ihre Söhne waren, wenn diese die grausamsten Züchtigungen mit lächelnder Miene ertrugen. Es ist vorgekommen, daß Knaben und Jünglinge unter den heftigsten Schmerzen, aber ohne einen Laut von sich gegeben zu haben, todt niedergefallen

sind. Täglich wurden Turnübungen im Laufen, Springen, Fechten, Reiten, Schwimmen und Werfen abgehalten. Die jüngsten Knaben beschäftigte man zumeist mit Laufen und Springen und — damit ihre Armmuskeln erstarkten — mit dem Ballspiel, die ältesten Zöglinge dagegen vorherrschend mit dem Werfen des Diskus und des Speeres. Eine andere Uebung war der Tanz, der nach dem Takte der Musik, die auf der Kithara und auf Blasinstrumenten ausgeführt ward, stattfand. Der Haupttanz war darauf berechnet, die Knaben zur höchsten Beweglichkeit auszubilden; er war zusammengesetzt aus Bewegungen, wie sie im Kriege vorkommen: Wendungen, um dem daherfliegenden Speere auszuweichen, Vorspringen, Zurückweichen, Zurseitespringen, Niederwerfen, Emporschnellen. Es ward darauf gesehen, daß alle Bewegungen mit edlem Anstande ausgeführt wurden. Der Anblick der Knaben- und Jünglingsscharen, die beim Schalle der Musik den Kriegstanz (Pyrrhiche) aufführten, war den Alten eine Wonne; er erweckte in ihnen die Erinnerung an die Kämpfe, die sie mitgemacht hatten, die Jungen aber dachten mit Entzücken der kommenden Tage, in denen das Spiel sich ihnen zum Ernst gestalten werde. Auch feierliche Tänze zu Ehren der Gottheit, bei denen die Tanzenden Kränze auf den Häuptern trugen, wurden vor Altären und in Tempeln aufgeführt. Der Gesang galt den Spartanern als ein Hauptbildungsmittel. Es durften nur solche Lieder gesungen werden, die Ehrfurcht vor den Göttern, Vaterlandsliebe und Heldensinn zu erregen geeignet waren. Herrliche Lieder solcher Art hatten die Spartaner dem ihnen von Lykurg gesandten edlen Sänger Thales zu verdanken. Die Melodien waren den kräftigen Texten angemessen, weichliche und süßliche Lieder und Weisen fanden in Sparta keine Aufnahme. Man sah sogar darauf, daß die Instrumente in ihrer Form die möglichste Einfachheit behielten. Die Kithara sollte nur sieben Saiten haben. Einem Fremden, der eine neunsaitige Kithara nach Sparta brachte, wurden von derselben zwei Saiten abgeschnitten, einem Einheimischen wurde eine elfseitige Kithara abgenommen. Auf einer von Platanen umschatteten Insel und auf dem Marktplatze fanden jährlich einige Male zu Ehren Apollo's vor dem versammelten Volke gymnastische Spiele statt. Dabei ertönten Wechselgesänge, aus denen wir einige charakteristische Stellen hervorheben. Der Chor der Greise sang: „Wir waren einstmals krafterfüllte Männer!" Der Chor der Männer antwortete: „Wir aber sind es, hast du Lust, versuch' es!" Darauf fiel der Chor der Jünglinge und Knaben ein: „Wir werden einst noch viel gewaltiger

sein!“ Das ganze Sein und Leben des Volkes sprach sich in diesen Gesängen aus.

Jeder spartanische Mann hatte das Recht und die Pflicht, die Jugend zu überwachen, und wehe dem Knaben und dem Jüngling, der die Weisungen der älteren Personen mißachtete, oder der es in seinem Verhalten an Ehrerbietung gegen jene fehlen ließ! Der Spartaner ward erst mit dem dreißigsten Jahre Mann genannt, vom achtzehnten bis zum dreißigsten Jahre, bis zu welchem Jahre sich die Erziehung ausdehnte, hieß er Jüngling. Nirgends ward das Alter so geehrt wie in Sparta. Ein bejahrter Fremder rief, da ihm selbst viele Zeichen der Ehrerbietung zu Theil wurden, gerührt aus: „Nur in Sparta ist es angenehm, alt zu werden.“ Zwei junge Spartaner, die sich als Gesandte nach Athen begeben hatten, besuchten daselbst das Theater. Ein Greis, der eintrat, fand sämmtliche Plätze besetzt. Sogleich erhoben sich die Spartaner und boten dem Greise ihre Plätze an. Als die Athener ihnen Beifall zuriefen, sagte der Greis: „O, die Athener wissen auch, was schicklich ist; sie thun es nur nicht!“ —

Stock und Geißel spielten bei der Erziehung der jungen Spartaner eine verhängnißvolle Rolle. Jedes Vergehen ward mit Schlägen geahndet: dies Mittel erforderte wenig Zeit und Anstrengung, es war nicht kostspielig und bereitete überdies den künftigen Krieger auf Ertragen von Schmerz vor. — Ein jeder Aufseher hatte, wenn er durch die Straßen ging, stets einen Geißelträger hinter sich, der auch auf den Gängen selten ohne Beschäftigung blieb. Sogar der Knabe oder der Jüngling ward geschlagen, der sich bei Gelegenheit des alle zehn Tage einmal erfolgenden Umganges der Ephoren als zu breit und dick geworden erwies, denn — ward gesagt — er verrathe dadurch, daß er nicht mäßig lebe! —

Der Staat brauchte aber auch kräftige, gesunde Mütter. Deshalb ward die Erziehung der Mädchen ebenfalls von Staats wegen überwacht und geleitet. Auf besonderen, für sie eingerichteten Plätzen wurden die Mädchen geübt im Hüpfen und Anfersen, im Laufen, Ringen, Springen, im Wurf mit dem Diskus und dem Speer. Das gab dem Lande ein Geschlecht von Heldenjungfrauen. Bei Aristophanes ruft eine Athenerin bewundernd einer jungen Spartanerin zu: „Wie schön bist du, wie blühend, wie voll Kraft; du könntest einen Stier erwürgen!“ Solche Jungfrauen wurden die Mütter des jungen Geschlechts.

Hauptsächlich diese Art der Jugenderziehung war es, die den

Spartanern auf so lange Zeit ihre hervorragende Stelle in Griechenland sicherte: „Fünf Jahrhunderte lang“, sagt Plutarch, „blieb Sparta den Gesetzen Lykurg's treu und erhielt sich durch dieselben als der erste Staat Griechenlands. Keiner der vierzehn Könige bis auf Agis II. änderte an Lykurg's Gesetzgebung etwas Wesentliches. Sparta glich bis dahin dem Herakles, wie ihn die Dichter darstellen, die Löwenhaut über den Schultern, die Keule in der Hand den Erdkreis durchwandernd und die frevelnden Tyrannen strafend.“

Eroberungen der Spartaner.

Lykurg's Gesetzgebung hatte einzig den Zweck, dem Lande Festigkeit und Bestand im Innern zu geben und die Bevölkerung zu befähigen, dem angreifenden Feind gebührend zu begegnen. Allein im Fortgange der Zeit wurden von Sparta auch Eroberungskriege unternommen. Daß in einem Volksstamme, wie die Spartaner es waren, sich das Selbstgefühl in einem hohen Grade steigern mußte, kann nicht Wunder nehmen, eben so wenig, daß schon allein dieser Umstand geeignet war, kriegerische Verwickelungen herbeizuführen. Es mochte ferner bei zunehmender Bevölkerung der Bodenertrag nicht mehr als ausreichend befunden werden, so daß der Wunsch nach Erweiterung der Landesgrenzen darin seinen Anlaß fand. Liegen die Verhältnisse eines Staates derartig, so bedarf es nur eines verhältnißmäßig geringfügigen Anstoßes, und der Krieg zwischen ihm und einem Nachbarstaate ist da. Die Spartaner machten Eroberungen in Arkadien und setzten sich in den Besitz von Amyclä. Nun trachteten sie danach, das fruchtbare Messenien zu gewinnen, und es kam zu einem langdauernden Kriege mit der tapferen Bevölkerung dieses Landes. Als äußere Veranlassung wird uns Folgendes angegeben: Polychares, ein reicher Messenier, dem seine Güter für die großen Heerden, die er besaß, nicht mehr Platz genug boten, vertraute dem Spartaner Euäphnos eine Heerde an. Euäphnos verkaufte heimlich Hirten und Heerde, begab sich darauf zu dem Messenier Polychares und klagte heuchlerisch, daß Seeräuber ihm das Anvertraute hinweggeführt hätten. Während er noch redete, kam eilenden Laufes einer der mitverkauften Hirten, dem es gelungen war, zu entfliehen, daher und strafte Euäphnos Angesichts des Polychares Lügen. Euäphnos, also bedrängt, gestand seinen Betrug ein, erklärte aber, das Geld, welches ihm der Verkauf eingebracht habe, zurückzahlen zu wollen. Polychares beauftragte seinen Sohn, den Spartaner zu begleiten, um die Ver=

kaufssumme in Empfang zu nehmen. Unterweges ersah sich Euäphnos die günstige Gelegenheit und erschlug seinen Begleiter. Nun wandte sich der Messenier Polychares an die Könige von Sparta, Bestrafung des Schuldigen fordernd. Da ihm aber Genugthuung nicht wurde, — sei es, daß er überhaupt nicht Gehör fand, oder daß es dem schlauen Betrüger Euäphnos gelungen war, die Könige zu täuschen —, gerieth Polychares in solchen Ingrimm, daß er mehrere Spartaner erschlug. Nun ward seine Auslieferung von den Messeniern gefordert, diese verweigerten dieselbe jedoch, und dieser Umstand führte nun zum Kriege.

Die Spartaner rüsteten sich in aller Stille, überschritten zur Nachtzeit die Grenze, und es gelang ihnen ohne große Mühe, sich der Stadt Amphia zu bemächtigen. Der König von Messenien zog sich in die feste Bergstadt Ithome zurück und ließ, ehe er Weiteres unternahm, das Orakel zu Delphi befragen. Ihm ward der Spruch:

„Aus dem Geschlecht des Aegyptos fordert das Loos eine Jungfrau:
Gebt sie des Unterreichs Göttern, und retten magst du Ithome."

Der König war kinderlos; da erklärte sich einer seiner Verwandten, der ebenfalls aus dem Geschlechte des Aegyptos stammende Aristodemos, bereit, seine Tochter dem Wohle des Vaterlandes zum Opfer bringen zu wollen. Schon wurden die Feierlichkeiten zum traurigen Werke eingeleitet, als der Vater vernahm, ein Messenier, der die Hand seiner Tochter begehrt hatte, treffe Vorbereitungen, die Jungfrau mit Gewalt der Gefahr zu entreißen. Um dies zu verhindern, tödtete Aristodemos die Tochter mit eigener Hand. Nun aber ward gesagt: das sei ein Mord und kein Opfer, denn die Tödtung habe der vorgeschriebenen Feierlichkeit entbehrt. Als bald darauf der König starb, ward Aristodemos zu seinem Nachfolger erwählt. Jahrelang wagte er es nicht, den Spartanern in offener Feldschlacht entgegenzutreten, aber er ließ es seine unausgesetzte Sorge sein, sich ein Heer zu bilden. Die Spartaner setzten inzwischen ihre Feindseligkeiten fort. Jedesmal zur Erntezeit fielen sie in das Land ein, raubten Vieh und Früchte, schonten aber Häuser und Bäume, weil sie Messenien bereits als zu Sparta gehörig betrachteten. Gelegentlich brachen auch die Messenier in ein Grenzgebiet des Feindes ein und übten, so viel sie es vermochten, Widervergeltung. Endlich meinte Aristodemos sein Heer so weit vorbereitet zu haben, daß er eine Feldschlacht wagen dürfe. Es fand ein blutiger Kampf statt, und wirklich hatte sich Aristodemos nicht getäuscht: er behauptete mit seinen Messeniern das Schlachtfeld. Dieser Ausgang entmuthigte die

Spartaner jedoch nicht, sondern regte sie nur zu um so größeren Anstrengungen an, und es gelang ihnen bald darauf, Ithome, die fast unzugängliche Bergfeste, zu erobern. Dies war ein Schlag für Aristodemos, der ihn auf's Tiefste niederbeugte. Aus diesem Vorgange, wie auch aus anderen Zeichen, meinte er annehmen zu müssen, daß es mit Messeniens Selbstständigkeit zu Ende gehe. Verfolgt von den Furien der Reue, begab er sich auf das Grab seiner Tochter und machte seinem Leben gewaltsam ein Ende.

Nach diesen Vorgängen entsagten die Messenier allem weiteren Widerstande und baten um Frieden. Es wurden ihnen ihre Waffen genommen, sie mußten den Eid der Treue schwören und dazu geloben, den halben Ertrag ihrer Ernten als Tribut nach Sparta zu senden. Der Krieg hatte von 743 bis 723 v. Chr. gewährt.

Die Besiegten trugen das ihnen aufgezwungene Joch mit Zähneknirschen. Vierzig Jahre waren vergangen, als ein Mann in ihrer Mitte auftrat, der die lebendige Verkörperung ihrer Erbitterung war: Aristomenes, der sich gleich sehr durch Kühnheit und Kraft, als durch Besonnenheit und Unermüdlichkeit auszeichnete. Er war es, der (im Jahre 685) sein Volk zum Befreiungskampfe aufrief, und, damit Freund und Feind sogleich wüßten, wessen sie sich von ihm zu versehen hätten, vollführte er ein fast unglaubliches Wagestück. Er begab sich zur Nachtzeit mitten in die Stadt Sparta hinein und hängte in dem Tempel der Athene einen Schild auf, der die Worte enthielt: „Aristomenes weiht diesen Schild der Göttin, als Zeichen des Sieges über die Spartaner." Der Krieg wüthete alsbald im ganzen Lande: Aristomenes blieb seinen Kriegern stets ein unerreichbares, sie aber zu höchsten Anstrengungen anfeuerndes Vorbild. Er vermied nicht, wie es im ersten messenischen Kriege zumeist geschehen war, Feldschlachten, er suchte sie. Bei Kamprusema kam es zu einem Hauptkampfe. Das spartanische Heer bestand aus vier Heerhaufen. Der Heerhaufen, auf den Aristomenes sich mit seiner Schar warf, ward geschlagen und floh. Aristomenes sandte ihm Verfolger nach und drang gegen den zweiten Heerhaufen der Spartaner vor. Der Erfolg war der gleiche. So schlug er die vier Heerhaufen des Feindes — der Sieg war sein. Die entsprechende Ausbeute des Sieges ward ihm aber durch Verrätherei seines Bundesgenossen, des Königs der Arkadier, Aristokrates, vereitelt. Dieser schloß heimlich ein Bündniß mit den Spartanern, und als es zu einer neuen Schlacht kam, verließ er plötzlich die Messenier, was zur Folge hatte, daß Verwirrung in ihre Reihen kam und sie geschlagen wurden. Hierauf zogen sich die Messenier in

die Bergfeste Ira zurück, in der sie sich elf Jahre lang hielten. Darauf kam es wieder zu einer Schlacht im offenen Felde. Aristomenes, durch einen Steinwurf betäubt, gerieth lebend in die Gewalt seiner erbitterten Feinde. Im Triumph ward er nach Sparta geführt und in Gemeinschaft mit einer Zahl von Unglücksgefährten in einen Abgrund des Taygetos-Gebirges gestürzt, aus dem noch nie Einer lebend zurückgekehrt war. Er erwachte aus seiner Betäubung und fand sich auf einem Haufen von Leichnamen liegen. Wunderbarer Weise war ihm das Leben geblieben; aber sein Loos schien ein desto schrecklicheres geworden zu sein. Denn welchen Ausgang sah er vor sich, als den, zu verhungern auf den verwesenden Leichnamen? Doch noch war ihm nicht beschieden, zu sterben. Er bemerkte nach einiger Zeit in dem Halbdunkel einen Fuchs, den die Leichen herbeigelockt hatten; als dieser ihm nahe war, ergriff er ihn beim Schwanze. Vor den Bissen schützte er sich durch Vorhaltung des Gewandes. Der Fuchs strebte hinweg, er folgte ihm, ohne ihn loszulassen. Ueber Steingerölle und zwischen Felswindungen hindurch gelangte er endlich zu der Oeffnung, die der Fuchs von außen sich gegraben hatte, um in die Kluft zu gelangen. Nun ließ er das Thier frei, erweiterte die Oeffnung mit Hülfe eines Todtengebeines und gelangte glücklich ins Freie. Mit freudigem Staunen sahen ihn die Seinen durch das Thor von Ira eintreten. Er gönnte sich nur eine kurze Ruhe; denn, sagte er, es schicke sich, daß er selbst den Feinden die Kunde von seiner Rettung überbringe. Diese, die ihn mehr gefürchtet hatten als ein ganzes Heer, bewachten, seitdem sie ihn für beseitigt hielten, ihr Lager nur nachlässig. Aus ihrer Sicherheit wurden sie schrecklich aufgescheucht; Aristomenes brachte ihnen eine empfindliche Niederlage bei, und sie erkannten ihn an seinen Streichen und an dem leuchtenden Heldenantlitz. Nach einiger Zeit gelang es einem spartanischen Wachtposten, sich seiner zu bemächtigen. Die Feinde legten ihm doppelte Fesseln an, führten ihn in ein Haus und thaten sich in ihrer Freude gütlich an Speise und Trank. Als sie vor Trunkenheit in Schlaf gesunken waren, trat Aristomenes an den Herd, verbrannte, nicht ohne schwere Verletzung, in dem Feuer die Fesseln, tödtete die Feinde mit ihren eigenen Waffen und entfloh.

Doch der ausdauernden Tapferkeit der Spartaner gegenüber reichte aller Heldenmuth des Aristomenes und der von ihm begeisterten Messenier nicht aus, die Freiheit dauernd wieder zu erringen. Nicht wenig trug dazu ein Mann aus Athen bei. Die Spartaner hatten in Athen um Sendung eines kundigen Mannes gebeten. Als darauf

der Dichter Tyrtäus bei ihnen erschien, meinten die Spartaner, Athen treibe Spott mit ihnen, denn Tyrtäus war schwachen, gebrechlichen Leibes. Kaum aber vernahmen sie seine Kriegsgesänge, so wurden sie anderer Meinung. Diese Gesänge regten alsbald ihren Muth in dem Maße an, daß sie nach einem entscheidenden Kampfe das heißeste Verlangen trugen. In einer finsteren, stürmischen Nacht des Jahres 668 erstiegen sie die Felsenhöhen von Ira und gewannen die Stadt. Drei Tage lang währte noch in den Straßen der Kampf. Endlich sammelte Aristomenes die letzten Streiter, und die Spartaner sahen den Zug der Feinde, in dessen Mitte sich die Weiber und Kinder befanden, daherkommen. Aristomenes schritt mit der Lanze voran, um, falls freier Durchgang verwehrt werde, kämpfend zu sterben. Ehrfurchtsvoll öffneten die Spartaner ihre Reihen und ließen schweigend die Tapfern ihres Weges ziehen. Aristomenes führte die Seinen nach Arkadien. Auch jetzt noch gab er seine Sache nicht für verloren. Er gewann Tapfere für einen Plan, der nichts Geringeres zum Ausgangspunkte hatte, als einen Ueberfall auf die Stadt Sparta auszuführen, ehe das Kriegsheer zurückgekehrt war. Dies verrieth der arcadische König Aristokrates den Spartanern. Dieser zweite Verrath aber ward sein Verderben. Die Arkadier warfen ihn mit Steinen todt und gaben seinen Leichnam den Thieren des Feldes preis. Die von Aristomenes nach Arkadien geführten Messenier schifften sich hierauf nach Sicilien ein und gründeten dort die Stadt Messana, das spätere Messina. Aristomenes folgte ihnen nicht, er blieb vielmehr in der Nähe des Feindes. So lange er lebe, sagte er, werde er auf Krieg gegen Sparta sinnen. Nicht lange darauf endete eine Krankheit sein Heldenleben. Messenien gehörte jetzt zu Sparta, die zurückgebliebenen Einwohner wurden zu Heloten gemacht, die fruchtbaren Ländereien an die Spartaner vertheilt.

Nun beherrschte Sparta bereits den ganzen Süden des Peloponnes, aber es begnügte sich damit nicht, es unterwarf sich noch andere naheliegende Staaten oder zwang sie, seine Bundesgenossenschaft zu suchen. So schwang es sich zum mächtigsten der Staaten des Peloponnes auf, womit ihm (in der zweiten Hälfte des 6. Jahrhunderts v. Chr.) die Hegemonie oder Oberleitung zufiel. Es befehligte damit über ein Bundesheer, dessen Gesammtstärke sich auf 40,000 Schwerbewaffnete (Hopliten) belief. Auch im Auslande stand Sparta jetzt in hohem Ansehen; mit Eifer ward seine Bundesgenossenschaft gesucht, mächtige Fürsten forderten bei streitigen Angelegenheiten seinen Schiedsspruch, Ehrengeschenke gingen ihm von

den Königen von Lydien und von Aegypten zu. Und immer wieder warf der Sparta-Herakles die Löwenhaut um seine Schultern, denn er meinte, nicht eher ruhen zu dürfen, ehe er nicht das ganze Griechenland unter seine Hegemonie gebracht habe.

Da erwuchs ihm ein Nebenbuhler in Athen, dessen Schützerin Athene war, die Göttin der Weisheit, die aber doch auch nicht des Helmes, des Schildes und der Lanze entbehrte.

Sehen wir nun, wie der griechische Geist sich unter dem Schutze dieser weisheitsvollen und zugleich waffenkundigen Göttin entwickelte.

Athen.

Das Land.

Athen war die Hauptstadt von Attika. Das felsige Land hatte nur eine dünne Lage fruchtbarer Erde, und es gab schon dieser Umstand den Bewohnern fortgesetzt Anregung zu rüstiger Thätigkeit. Doch mangelte es auch in diesem Landgebiet nicht an Reizen der Natur. Es fehlte nicht, wie Sophokles sagt, „an grünen Waldhügeln, in denen die Nachtigall überall ihre sanfte Klage austönt, beschattet von dem weinähnelnden Epheu und dem heiligen fruchtstrotzenden Gewächs des Bacchus", es fehlte auf den Fluren Attikas auch nicht „an dem himmlischen Thaue, der die Blüthentraube der Narcisse und den goldenen Crocos immer frisch erhält." Nicht minder wurde die Luft gepriesen, indem man behauptete, sie enthalte jenen geistigen Aether, der den Geisteswerken der Athener die ihnen eigenthümliche Anmuth verleihe. „Geliebte Kinder der seligen Götter," redet Euripides die Athener an, „ihr schreitet beständig mit anmuthigem Behagen durch den strahlenden Aether eures Himmels daher, in welchem die neun heiligen Musen Pieriens einst die blondgelockte Harmonia als ihr gemeinschaftliches Kind gepflegt haben. Auch die Göttin Cypris schöpfte Wellen aus dem schönströmenden Kephissos und hauchte sie in Gestalt milder, sanftfächelnder Lüfte über das Land hin, und immerfort sendet sie dieselben aus, um sich zur ehrwürdigen Weisheit zu gesellen und jeglicher Tugend Werk zu pflegen."

Kodrus.

Zur Zeit, als die Dorier auch über den Isthmus drangen und ihre Eroberungen in Mittelgriechenland auszudehnen beabsichtigten, gerieth Athen durch ihre Angriffe (1068) in arge Bedrängniß. Den

Belagerern ward von dem Orakel verkündet: „Herren werdet ihr von Athen, so ihr des Königs schonet.“ Dieser Spruch ward auch in Athen bekannt, und der edelherzige König Kodrus beschloß, sich für sein Volk zu opfern. Er legte die Tracht eines Landmannes an, ging hinaus in das Lager der Dorier, begann Streit mit Kriegsleuten und ward erschlagen. Sterbend hatte er sich als König von Athen zu erkennen gegeben. Da nun die Dorier die Hoffnung aufgaben, Herren der Stadt zu werden, hoben sie die Belagerung auf und zogen hinweg. Athen war gerettet. Die hochherzige That ihres Königs machte auf die Athener einen so tiefen Eindruck, daß sie erklärten: Niemand sei würdig, sein Nachfolger im königlichen Amte zu werden. — Die Verwaltung der Staatsgeschäfte ward einem auf Lebenszeit erwählten Archonten übertragen. Darauf setzte man die Dauer dieses Amtes auf zehn Jahre, später sogar nur auf ein Jahr fest, jedoch mit dem Unterschiede, daß das Archonat von neun Personen verwaltet ward, die sich in die Staatsgeschäfte zu theilen hatten.

Drakon.

Der Adel gewann fortgesetzt größere Macht, die Mehrheit des Volkes gerieth in Abhängigkeit und Armuth. Es bildeten sich Zustände, ähnlich denen, wie Lykurg sie in Sparta vorgefunden hatte. In dem Maße die Armuth zunahm, in dem Maße vermehrten sich die Uebertretungen und Verbrechen. Die herrschenden Geschlechter, die „Wohlgebornen“ (Eupatriden) suchten Abwehr der Uebel einzig und allein in zunehmender Strenge. Dieser gesellte sich fortgesetzt größere Willkür in der Handhabung der Gesetze zu, die nicht einmal niedergeschrieben waren. Endlich verlangten sechshundert athenische Bürger Aufzeichnung der Gesetze, damit wenigstens der Willkür gesteuert würde. Abweisung dieser Forderung schien nicht thunlich, und es wurde von dem Archonat der Archont Drakon mit der verlangten Aufzeichnung betraut. Das von ihm niedergeschriebene Gesetz (624 v. Chr.) zeigte nun auf den ersten Blick die gräßliche Lage, in der die ungeheure Mehrheit des Volkes sich den Eupatriden gegenüber befand. Das Wort „Tod“ wiederholte sich so oft, daß man sagte, das drakonische Gesetz sei mit Blut geschrieben. Wer einen Andern geschlagen, oder wer eine Frucht vom Felde entwendet hatte, wurde eben so hart gestraft wie der Todtschläger und der Vaterlandsverräther — ihn traf der Tod. Viele Beschädigte entsagten jeglicher Genugthuung, weil sie die Strafen für zu hoch hielten und deshalb die Anzeige unterließen. Drakon,

befragt, weshalb er geringe Vergehen so hart bestrafe wie schwere, indem er auf beide den Tod setze, antwortete, es gäbe nur leider härtere Strafen nicht, sonst würde er nicht unterlassen haben, solche für schwere Vergehen anzusetzen. Die unbedeutendsten Uebertretungen zogen Verlust des Bürgerrechts, hohe Geldstrafe, oder, falls der Verurtheilte nicht zahlen konnte, Verlust der Freiheit nach sich. Für den größeren Theil des Volkes stand damit in sicherer Aussicht, der Sklaverei zu verfallen.

Kylon.

Die herrschende Unzufriedenheit suchte ein reicher Mann, Namens Kylon, den es gelüstete, sich zum Alleinherrscher aufzuschwingen, zu seinem Vortheil auszunutzen. An der Spitze einer von ihm geworbenen Schar gelang es ihm, sich der Burg von Athen zu bemächtigen. Dies werde, hoffte er, das Volk bewegen, sich für ihn, den Befreier, zu erheben. Da seine Hoffnung sich nicht erfüllte, floh er, die kleine Schar Tapfrer, an deren Spitze er in die Burg gedrungen war, sich selbst überlassend. Ihnen, die sich in den Tempel der Athene zurückgezogen hatten, sicherten die Archonten Leben und Freiheit zu; als die Vertrauenden aber die heilige Zufluchtsstätte verließen, wurden sie plötzlich überfallen und niedergemacht. Dies steigerte die Erbitterung des Volkes gegen die gewissenlosen Gewalthaber, und es bemächtigte sich zugleich vieler Gemüther die schwere Besorgniß, der Bruch des Gelöbnisses werde die Rache der Götter auf Athen herabziehen. Umstände, die unmittelbar hierauf eintraten, schienen zu bestätigen, daß die Befürchtungen nicht unbegründet seien. Kylon, der zu seinem Schwiegervater, dem Tyrannen von Megara, Theagenes, geflohen war, wußte diesen zu bewegen, daß er einen Angriff auf athenisches Gebiet ausführte. Des Theagenes Waffen waren glücklich, Athen verlor die Insel Salamis. Dies war ein fast nicht zu verschmerzender Verlust für die Athener, da ihr Handel und ihre Fischerei damit beinahe gänzlich vernichtet waren. Für jeden Denkenden lag es klar zu Tage, daß das Steigen oder Sinken Athens davon abhing, ob Salamis wieder gewonnen, oder ob es verloren bleiben würde.

Solon.

In solcher Zerrüttung befanden sich die Zustände Athens, als Solon seine öffentliche Wirksamkeit begann. Die herrschende Partei fühlte sich zu schwach, die Insel Salamis wieder zu nehmen. Da

sie aber auch nicht länger an das durch ihre Schuld eingetretene Unheil erinnert sein wollte, wurde — in der jetzt herrschenden drakonischen Weise — befohlen, bei Todesstrafe nicht mehr über den Verlust der Insel oder über Mittel zu ihrer Wiedergewinnung zu reden.

Keinem ging die Sache so sehr zu Herzen, als dem edlen Solon, und eben so wie jener Verlust an und für sich ihn schmerzte, empörte ihn die Schmach, die dem Staate durch die Wegnahme der Insel zugefügt worden war. — Was aber nun thun, da doch auf das Reden über die Sache der Tod stand? Echte Liebe zum Vaterlande ist nie rathlos. Hat nur der Thor das Recht, öffentlich nach Gutdünken zu reden, sagte sich Solon, gut, so will ich den Thoren spielen, um zu Worte zu kommen! — Während er eine Rede in Dichtform ausarbeitete und sie seinem Gedächtniß einprägte, ließ er verbreiten, er sei irrsinnig geworden. Darauf erschien er eines Tages in einem auffallenden Reisegewande auf der Straße, sich geberdend, als sei er eben aus der Ferne zurückgekehrt. Er begab sich auf den Marktplatz, er bestieg die Rednerbühne — kein Häscher legte dem vermeintlichen Irrsinnigen ein Hinderniß in den Weg. Bald stand das Volk in dichten Reihen um die Rednerbühne. Theilnahme hatte die Einen herbeigelockt, Neugier die Andern. Man wollte hören, was der Mann sagen würde, der sonst so klar und verständig zu reden verstanden hatte. Aber auch Freunde von ihm waren unter der Menge, die es wußten, welch ein Wagniß er auszuführen im Begriff stehe. Nun gab er ein Zeichen und hob an:

„Selber erschein' ich als Herold von Salamis lieblicher Küste,
Statt des gewöhnlichen Spruchs bring' ich euch schönen Gesang."

Im Verlaufe der Rede schilderte er die Schönheit der Insel, dann die Größe des Verlustes, den Athen durch die Wegnahme der Insel erlitten, endlich die Schmach, die auf den Bürgern nun ruhe, weil sie es ja nicht einmal wagten, für die Wiedergewinnung des Kleinods das Schwert zu ziehen. Schon sei es dahin gekommen, rief er, daß man sich schämen müsse, ein Athener zu sein! Er fuhr fort:

„Lieber wär' ich traun aus Sikina oder Pholegandros,
Lieber aus anderem Land als in Athenä erzeugt.
Schnell ja verbreitet sich unter den Menschen wohl solcherlei Rede:
Der auch ist von Athen, der auch gab Salamis preis!" —

Unter feurigem Aufschwunge schloß er seine Rede mit den Worten:

„Auf denn nach Salamis hin, um die liebliche Insel zu streiten,
Auf! und den schmählichen Schimpf bald, ihr Athener, getilgt!"

Da brach ein wahrer Beifallssturm aus. Die Herzen waren frei geworden, die Zungen gelöst, und keine Furcht hielt die Menge ab, dem Redner, der von Niemand mehr für irrsinnig angesehen ward, nachzurufen: „Auf, nach Salamis!" Fünfhundert Männer thaten den Schwur, ihm, wenn er sie führe, folgen zu wollen. Einer solchen Kundgebung wagte sich das Archonat nicht zu widersetzen. Ohne ausdrückliche Zustimmung, aber auch ohne behindert zu werden, erfolgte die Ausrüstung, und Solon führte seine Tapfern zu Schiffe gegen die Megarenser, die gegenwärtigen Besitzer von Salamis. Ein günstiger Zufall brachte den Athenern einen großen Vortheil in die Hände, ehe sie noch das Schwert gezogen hatten. Die Frauen des Feindes befanden sich gerade auf dem der Insel gegenüber liegenden waldigen Vorgebirge Kobias und feierten daselbst der Göttin Demeter ein Fest; dieses Vorgebirge nun erwählte die kleine athenische Flotte als ersten Landungsplatz. Solon sandte die Frauen, die auf diese Art in seine Gewalt gefallen waren, tiefer in den Wald hinein, während einer seiner Krieger auf einem kleinen Fahrzeuge nach Salamis hinüberschiffte und, sich für einen Ueberläufer ausgebend, den Megarensern sagte, es biete sich ihnen Gelegenheit, die vornehmsten Frauen der Athener, die auf den jenseitigen Ufern von Kobias gelandet seien, zu fangen. Die Megarenser ließen sich täuschen, und bald segelte ein Schiff, mit Kriegern besetzt, von Salamis ab. Als sie dem bezeichneten Küstensaume nahe waren, vermeinten sie, eine Schar von Frauen zu sehen. Es waren aber griechische Jünglinge, denen Solon geboten hatte, Frauenkleider anzulegen und sich spielend und tanzend wie Frauen zu geberden. Die Megarenser suchten unbemerkt hinter Bäumen zu landen. Dann stürzten sie auf die vermeintlichen Frauen ein, um sich ihrer zu bemächtigen. Wie erschraken sie aber, als die Ueberfallenen kurze Schwerter aus ihren Gewändern hervorzogen und sich ihnen kühn entgegenwarfen, und als außerdem noch eine Schar von Feinden aus dem Walde hervorbrach. Sämmtliche Megarenser wurden überwältigt. Hierauf schiffte Solon nach Salamis und bemächtigte sich der Insel.

Die von Solon ausgeführte That, die sowohl von seiner Kühnheit und Klugheit wie auch von seiner Vaterlandsliebe ein redendes Zeugniß ablegte, lenkte die allgemeine Aufmerksamkeit auf ihn. Es wurde hervorgehoben, daß er aus dem Geschlechte des hochherzigen Königs Kodrus stamme, der sich für Athen geopfert hatte, und daß seine nächsten Vorfahren durch Freigebigkeit verarmt seien. Solon hatte in seiner früheren Zeit kaufmännische Geschäfte betrieben, und er würde

es bei seiner Klugheit und Gewandtheit zu großem Reichthum gebracht haben, wenn nicht freigebiger Sinn als geistiges Erbtheil in ihm gewaltet, und wenn ferner ihn nicht die Beobachtung des Weltverkehrs nach seinem sittlichen Werthe und nach seinen Folgen für die Gesammtheit mehr beschäftigt hätte, als Erreichung materiellen Gewinnes. So war denn die Ausbeute seiner vielen Geschäftsreisen ein nur mäßiges Vermögen, dagegen ein reicher Schatz von Lebenserfahrungen. Wie schon bemerkt, hatten sich die üblen Folgen der schlechten Gesetzgebung für die Gesammtheit fast bis zur Unerträglichkeit gesteigert. Ein gutes Ende war nicht abzusehen. Je mehr die Strafen sich häuften, um so mehr häuften sich die Verbrechen. Es konnte nicht anders sein, weil die Gesetzgebung nicht dem Zweck diente, das Wohl der Gesammtheit zu fördern, sondern weil sie eine Geißel in der Hand der Minderheit war, mit der dieselbe die Masse des Volkes, ohne sich von billigen Rücksichten leiten zu lassen, und ohne zwischen gerechten und ungerechten Forderungen einen Unterschied zu machen, blutig schlug. Der Schrecken schrecklichster war zu erwarten: wilder und noch mehr verwildernder Bürgerkrieg, Rachekampf und damit eine neue Aussaat von Drachenzähnen.

In dieser Zeit war Solon als ein Gesandter der Vorsehung für das dem Untergange entgegeneilende athenische Volk zu betrachten. Die wenigen Einsichtigen unter den Vornehmen drangen auf seine Wahl zum Archonten, die Parteien faßten Vertrauen zu ihm. Den Reichen behagte es, daß er aus einem angesehenen Geschlechte stammte, die Armen wußten von ihm, daß er niemals zu ihrem Schaden eines der schlechten Gesetze für sich in Anspruch genommen hatte. So erfolgte denn seine Wahl zum Archonten (594 v. Chr.), und er erhielt den ehrenvollen, aber auch äußerst schwierigen Auftrag, für den wankenden Staat ein neues Grundgesetz auszuarbeiten.

Die Grundlage, auf der Solon sein Gesetz bauete, war eine andere, als die von Lykurg erwählte. Lykurg wollte in erster Linie Krieger, Solon wollte Menschen bilden. Solon achtete kriegerische Tüchtigkeit keinesweges für gering, er wollte ihr nur nicht die erste Stelle einräumen. Die erste Stelle sollte der allseitigen Geistesbildung gewidmet sein, und wir stimmen F. W. Geß vollständig bei, wenn er in Vergleichung der Wirkungen, die von beiden großen Gesetzgebern ausgingen, sagt: „Man kann zwar weder den Athenern vorwerfen, daß sie weniger tapfer gewesen, noch den Spartanern, daß sie in rohe Wildheit versunken wären; aber doch blieb Jahrhunderte lang und noch jetzt im Nachruhm Freiheit und Tapferkeit der Spartaner,

Stolz, Geschmack, Gelehrsamkeit und Vielseitigkeit der Athener Vorzug." In einem Punkte glichen die beiden Gesetzgeber sich vollkommen: sie wollten nichts für sich selbst, sie standen beide auf der sittlichen Höhe, auf welcher Selbstsucht keine Gewalt mehr über den Menschen hat. Von Lykurg ist dies dargelegt worden, an Solon werden wir dasselbe wahrnehmen. Kaum hatte er sein bedeutungsvolles Amt angetreten, als die Verführung sich in Aeußerungen wohlmeinender Freunde und in den Aufforderungen sich wohlmeinend Stellender an ihn drängte. Jene sagten, er werde die Gesellschaft nur dann wirklich zu retten im Stande sein, wenn er sich in den Vollbesitz der ganzen Regierungsgewalt setze; Diese riethen ihm, doch auch, indem er der Gesellschaft nutze, seinen Nutzen im Auge zu behalten; man wollte ihn mit einem Worte dazu bewegen, sich zum Tyrannen aufzuwerfen. Das Wort Tyrann hatte zu jener Zeit nicht die heutige üble Nebenbedeutung; damals meinte man mit dieser Bezeichnung einen Mann, der sich in einem Freistaate in den Alleinbesitz der Gewalt gesetzt hat; und hierin lag durchaus noch nicht, daß er seine Gewalt auch mißbrauchte. Weil Letzteres von den Tyrannen späterhin häufig geschah, bekam das Wort die bis heute geltende üble Bedeutung. Wie Solon den Rath der guten Freunde ablehnte, so lehnte er auch den der selbstsüchtigen Schmeichler ab, die sich einzig und allein von dem Gedanken leiten ließen, ein Ober-Gewalthaber brauche Unter-Gewalthaber, da sie nach Stellungen letzterer Art lüstern waren. Es war sein Wunsch, einst, sei es früh, sei es spät, mit reinen Händen und reinem Gewissen in seine frühere Stellung zurückkehren zu können, während Gewalthaber, die gleichzeitig ihren Vortheil oder gar diesen mehr noch als den des Volkes suchen, gezwungen sind, durch neue und immer neue Gewaltthaten sich wie mit einem wachsenden Mauerwerk zu umgeben und damit sich fortgesetzt mehr vom Volke abzuschließen. Darum pflegte er zu sagen, die Tyrannei gleiche einer schönen Gegend, aber sie habe keinen Ausgang. —

Solon's Gesetze.

Das Erste, was Solon that, war, daß er die gänzlich zerrütteten Vermögensverhältnisse der Bevölkerung ordnete. Es geschah dies durch die Einführung der Seisachtheia (Lastabschüttlung). Alles vorhandene Geld wurde eingezogen, und es fand eine derartige Umprägung desselben statt, daß dreiundsiebenzig Drachmen in hundert verwandelt wurden. Da der Nennwerth des Drachmen derselbe blieb, war damit

schon eine bedeutende Erleichterung für die Schuldner gewonnen. Zugleich erschien zu Gunsten der Aermeren das Schutzgesetz: Schulden halber dürfe fernerhin Keinem das Bürgerrecht abgesprochen, auch Niemand zur Leibeigenschaft des Gläubigers verurtheilt werden. Diejenigen Personen, die Schulden halber das Bürgerrecht verloren hatten, erhielten es zurück, die Schuldsklaven im Lande wurden für frei erklärt, diejenigen, welche außerhalb des Landes verkauft waren, zurückgekauft.

Anfangs fanden diese Gesetze keineswegs allgemeine Zustimmung. Der bisher bevorzugten Minderheit gingen sie zu weit, den Aermeren und Bedrückten, deren Wünsche und Ansprüche, wie es zu gehen pflegt, mit der Inangriffnahme der Verbesserung bis ins Maßlose gestiegen waren, nicht weit genug. Solon bewahrte auch den aus diesen verschiedenen Meinungen hervorgehenden Bewegungen gegenüber seine Festigkeit. Was ihm dabei sehr zu statten kam, war sein Verhalten gegen seine eigenen Schuldner. Er ermäßigte seine Forderungen in so bedeutender Weise, daß man später von ihm sagte, er habe sein ganzes Vermögen an die Armen geschenkt. Dieses sein Verhalten beschämte auf der einen Seite, besänftigte auf der andern. An seinem Beispiel sah man, wie wirksam es ist, wenn guten Gesetzen die Macht der sittlichen Persönlichkeit des Gesetzgebers zur Seite steht.

Allen Bürgern wurde eine Betheiligung an der Staatsverwaltung eingeräumt; die höhere oder geringere Geburt entschied nicht ferner über das Maß derselben, wohl aber der Beitrag, den der Einzelne zur Erhaltung des Staatswesens an Steuern entrichtete. Von diesem Gesichtspunkte ausgehend, theilte Solon die Bevölkerung in vier Klassen. Die höchsten Staatsämter wurden mit Personen aus der ersten Vermögensklasse besetzt, da für sie Besoldungen nicht ausgesetzt waren, ihnen vielmehr die Pflicht oblag, den bedeutenden Kostenaufwand, den die höchsten Stellungen erforderten, aus eigenen Mitteln zu bestreiten. Diese erste Klasse hatte überdies Steuern aus ihrem ganzen Vermögen zu bezahlen. Bei der zweiten Klasse wurden fünf Sechstel, bei der dritten fünf Neuntel des Vermögens besteuert. Entsprechend dem angegebenen Steuermaße waren die zweite und dritte Klasse einerseits zur Uebernahme von öffentlichen Aemtern (mit Ausnahme der höchsten) berechtigt, andrerseits zum Kriegsdienst verpflichtet, jene zum kostspieligen Reiterdienste (weshalb sie Ritter hießen), diese zum Dienst der Schwerbewaffneten (Hopliten). Die Angehörigen der vierten Klasse, die gänzlich steuerfrei und auch vom Kriegsdienste frei waren, hatten keinen Anspruch auf öffentliche

Aemter, und nur im Nothfalle wurden sie als Leichtbewaffnete gebraucht oder im Dienst zur See verwandt.

Dagegen war für alle Bürger aus den vier Vermögensklassen ein und dasselbe Wahlrecht vorhanden, Geschworner konnte auch der geringste Bürger werden, und in der Volksversammlung galt ebenfalls an und für sich die Stimme des geringsten Bürgers so viel wie die Stimme des Höchstbesteuerten. Im achtzehnten Lebensjahre leistete der Jüngling dem Vaterlande den Eid der Treue, bei welcher Gelegenheit ihm Schild und Speer eingehändigt ward, dann hatte er zwei Jahre lang in einer Grenzfestung Dienst zu thun, worauf er als vollberechtigter Bürger zurückkehrte. An den Volksversammlungen, die anfangs an dem mit Sitzstufen versehenen Hügel Pnyx, späterhin im Theater des Dionysos abgehalten wurden, und die in festgestellten Zeitabschnitten wiederkehrten, war ein Jeder verpflichtet, Theil zu nehmen. Es wurden dieselben mit einer Opferfeierlichkeit eröffnet und derjenige wurde mit einem Fluche bedroht, der gegen seine Ueberzeugung spräche. Einem Jeden stand nun das Recht zu, für oder gegen die Regierungsvorlage seine Stimme zu erheben. Der Redner hatte sein Haupt mit einem Kranze zu bedecken. Das Wort war vollständig frei, Niemand durfte für das, was er sagte, zur Rechenschaft gezogen werden. Hatte nun auch ein Jeder das Recht, sich zum Wort zu melden, so pflegte es doch nicht zu geschehen, daß Jüngere sich sofort vordrängten; man ließ vielmehr erst die älteren Personen reden. Schließlich wurde über Genehmigung und Verwerfung der Regierungsvorlage abgestimmt. Der letzte und Hauptentscheid über alle Staatsangelegenheiten lag somit in den Volksversammlungen.

Solon hatte zugleich auch weise Vorkehrungen getroffen, die es bewirkten, daß das der Volksversammlung überlassene große Recht nur Segen und nicht Unheil stifte. Nur über genügend vorbereitete Anträge durfte geredet und abgestimmt werden. Einem jeden Bürger stand zwar das Recht zu, Anträge zu stellen, allein er durfte seine Anträge nicht sofort in die Versammlung einbringen. Aber auch der Regierung war diese Beschränkung auferlegt. Ein jeder Antrag, ganz gleich, ob die Regierung oder der geringste Bürger ihn gestellt hatte, ging zunächst in eine besondere Körperschaft, den Rath der Fünfhundert. Die Mitglieder dieses Rathes wurden aus der Zahl der Geschwornen gewählt. Von diesem Rathe nun wurden die Anträge zunächst geprüft, und nur diejenigen, die er der nähern Erwägung für

werth erachtete, kamen zur Berathung und Beschlußnahme in die Volksversammlung.

Die oberste ausführende Gewalt des Staates lag in den Händen von neun Archonten. Diese wurden aus der ersten Klasse auf ein Jahr gewählt. War ihre Amtszeit um, so konnte ihre Wiederwahl erst nach Jahresfrist stattfinden. Ehe der Gewählte in sein Amt eintrat, fand vor Geschwornen eine Prüfung nach den Fragen statt: Besitzt er hinreichendes Vermögen? Hat er seine Steuern stets regelmäßig bezahlt? Hat er seine Kriegsdienste geleistet? Hat er den Göttern und den Eltern die erforderliche Ehre erwiesen? — Bei der Niederlegung der Aemter ward die Amtsführung der strengsten Prüfung unterzogen. Wer sich bewährt hatte, empfing als Lohn einen grünen Blätterkranz.

Aus der Zahl der also Gekrönten wurde endlich noch eine hohe Körperschaft gebildet, der Rath des Areopag. Dieser Rath bestand schon seit älterer Zeit, Solon aber erweiterte den Kreis seiner Thätigkeit. Areopag bedeutet „Mordhügel“. Auf dem also benannten Hügel wurden bisher die Bluturtheile gefällt. Solon gab dem Rath des Areopag die Befugniß, über Religion, Gesetz und Sitte zu wachen. Wer einen unlautern Lebenswandel führte, wer irgendwie, indem er die religiösen, staatlichen oder sittlichen Forderungen mißachtete, seinen Mitbürgern ein Aergerniß gab, den hatte der Areopag zur Rechenschaft zu ziehen. Wie die Wahl der Mitglieder dieser ehrwürdigen Körperschaft, so bot auch das Untersuchungsverfahren die Sicherheit, daß, so weit es in menschlichen Dingen überhaupt möglich ist, Gerechtigkeit geübt wurde. Ueber den Angeklagten, dem volle Freiheit der Vertheidigung eingeräumt war, ward nicht sofort entschieden. Es erfolgten im Laufe der beiden nächsten Monate noch eine zweite und eine dritte Gerichtssitzung. Nun erst war der Zeitpunkt gekommen, in dem der Spruch gefällt werden sollte. Ehe das geschah, wurde der Angeklagte aber noch gefragt, ob er sich selbst aus dem Vaterlande verbannen wolle. That er dies, so erfolgte ein Richterspruch gar nicht. Bei dem Gegentheil stand ihm Berufung an die Volksversammlung frei, die, wenn er von diesem Rechte Gebrauch machte, endgültig zu entscheiden hatte. Der Areopag richtete mit Gewissenhaftigkeit und heiligem Ernste. Es ist vorgekommen, daß der Areopag gegen einen Knaben, der jungen Wachteln die Augen ausgestochen hatte, das Todesurtheil aussprach, „weil ein solcher Mensch, wenn er herangewachsen sei, seinen Mitbürgern ohne Zweifel nur Verderben bereiten würde.“

Dem Vaterlande zu dienen, ihm, wenn es erforderlich war, sein Leben zu opfern, galt den Athenern nicht nur als eine Pflicht, sondern als eine Ehre. Daher wurden zum Kriegsdienste Fremde und Sklaven nur einige Male im äußersten Nothfalle zugelassen. Der vierten, der ärmeren Klasse wurde zwar, wie schon bemerkt, die Theilnahme am Kriegsdienste auch nicht gestattet, doch war damit eine Mißachtung nicht ausgedrückt; es lag der Grund dieser Maßregel vielmehr lediglich in dem Umstande, daß die Krieger für die Ausrüstung und die Unterhaltung im Felde selbst zu sorgen hatten, was eben den Aermern nicht möglich war. Gebrechliche zahlten, meist freiwillig, eine Kriegssteuer. Wer sich dem Kriegsdienste entzog, verlor seine bürgerlichen und politischen Rechte, wer feige floh, wurde für ehrlos erklärt.

Fremdlinge, denen erlaubt worden war, sich in Athen anzusiedeln, wurden Metöken genannt. Da sie Grundbesitz nicht erwerben durften, beschäftigten sie sich zumeist mit Gewerbe und Handel. Zum Kriegsdienste waren sie verpflichtet; machten sie sich verdient um den Staat, so wurde ihnen die Zahlung des Schutzgeldes erlassen. Einhundert Jahr nach Solon (dies war die Zeit der höchsten Blüthe Athens) war die Zahl der Metöken etwa der Zahl der Bürger gleich, sie belief sich auf 45,000. — Um dieselbe Zeit betrug die Zahl der athenischen Sklaven gegen 350,000, war mithin etwa viermal so groß, wie die der Bürger und der Metöken zusammengenommen. Die Sklaven waren zumeist durch Kauf erworbene Nichtgriechen. Griechische Kriegsgefangene wurden zwar auch zu Sklaven erklärt, allein weder in Athen, noch in anderen griechischen Staaten weigerte man sich, sie gegen ausländische Sklaven auszuwechseln. Solon's Gesetzbuch kam auch den Sklaven zu statten. Am Leben durfte nur das Gericht den Sklaven strafen. Sklaven, die vor der Grausamkeit ihrer Herren in Tempeln Schutz suchten, wurden, wenn die gerichtliche Untersuchung ihre Aussagen bestätigte, ihren Herren genommen und an andere Bürger verkauft. Es war nicht selten, daß Sklaven, die sich längere Zeit besonders gut geführt hatten, frei gelassen wurden. Erwies sich der Freigelassene hinterher undankbar gegen seinen früheren Herrn, so mußte er — auf Grund eines Richterspruchs — in den Sklavenstand zurückkehren. Den Athenern ist nachgerühmt worden, daß von ihnen die Sklaven verhältnißmäßig milde behandelt worden seien.

So hatte Solon — mit weiser Benutzung des vorhandenen Guten — dem Staatsleben eine feste gesetzliche Grundlage gegeben. Den oft mit Heftigkeit auftretenden Parteiforderungen gegenüber war

das Werk von ihm nicht ohne schwere Mühen zur Vollendung gebracht worden. Seine Selbstsuchtslosigkeit hatte ihm den Blick stets frei erhalten, und es war von ihm jeder Forderung nur so weit nachgegeben worden, als es dem Ganzen sich als heilsam erwies. Dabei hatte Solon es dem erfahrenen Baumeister gleichgethan, der zunächst den Grund und Boden, auf dem er bauen will, aufmerksam untersucht und das Fundament der Besonderheit desselben anpaßt. Die Sitten, die Anschauungen, der Charakter des athenischen Volkes fanden bei ihm die entsprechende Berücksichtigung. Dieselbe Weisheit hatte ja auch Lykurg bewiesen. Daher sind beide Gesetzgeber trotz der in ihren Arbeiten hervortretenden Verschiedenheit doch gleichen Preises werth. „Eines schickt sich nicht für Alle." Dieses Wort eines Weisen der neueren Zeit läßt sich auf die gesetzgeberische Thätigkeit der beiden Männer anwenden. Von welchen Grundanschauungen Solon sich bei dem Aufbau seines Gesetzes-Tempels hatte leiten lassen, sagt uns folgendes seiner Gedichte:

„So viel gab ich dem Volke, als eben genug ist;
Nichts ihm nehmend und nichts Uebriges bietend an Macht.
Auch für Jene, die hoch und geehrt in der Schätze Besitzthum,
Sorgt' ich, und jegliche Schmach wehrte von ihnen ich ab.
Also stand ich mit kräftigem Schild und schützte sie Beide,
Keinem erlaubt' ich den Sieg gegen das heilige Recht.

Erziehung der jungen Athener.

Der Volksjugend war des Weisen größeste Theilnahme gewidmet; er betrachtete sie als den vornehmsten Staatsschatz, den vor Verderben zu schützen und durch entsprechende Mittel zu fördern, der Gesammtheit der Erwachsenen vornehmste Pflicht sei. Einzelne der von ihm entworfenen Erziehungsgrundsätze gewannen sogleich, andere in der Folgezeit Leben. Schon die häusliche Erziehung nahm durch die von Solon ausgehende Anregung eine veredeltere Gestalt an. Ihr Ziel war, wie Platon berichtet, in dem Zögling den Sinn für das Schöne und Gute zu erwecken, ihn an feine, gute Sitte, an eine würdige Haltung und an ein besonnenes Handeln zu gewöhnen. Erwies sich freundliche Weisung nicht als ausreichend, so kam das Mittel der körperlichen Züchtigung zur Anwendung. Bei Tische durften die Kinder Brot, Fleisch, Fisch nur mit zwei Fingern angreifen, sie durften nicht unruhig sitzen, nicht die Beine übereinander schlagen. Auch auf der Straße hatte der Jüngling eine gesittete Haltung zu beobachten. Die Weisung

war: er habe mit gesenktem Blick, die Hände unter dem Mantel, einherzugehen und sich vom Markte fern zu halten.

Für die öffentliche Erziehung bestanden Lehranstalten. Bei den Grammatisten lernten die Knaben das Lesen. Homer galt als das Hauptlesebuch, später legten die Grammatisten Gedichtsammlungen für die Schulen an. Die vorzüglichsten Stücke wurden — um den Seelen die Beispiele des Guten und Großen unverlöschlich einzuprägen — auswendig gelernt und der freie Vortrag geübt. Die fortgeschritteneren Schüler empfingen Belehrungen über den Versbau. Die Grammatisten hatten auch den Schreibunterricht zu ertheilen. Zum Schreiben dienten mit Wachs überzogene Tafeln und Griffel. Die Kitharisten (Musiklehrer) unterrichteten im Gesange und im Spiel auf der Kithara und der Lyra. Es wurden Chor-Gesänge zu Ehren der Götter, patriotische Lieder und Tisch-Gesänge eingeübt.

Die körperlichen Uebungen, die bei den Knaben mit ihrem achten Lebensjahre begannen, wurden von den Pädotrieben (Turnlehrern) geleitet. Diese Uebungen hatten den Zweck, dem Körper eine schöne Haltung zu geben, ihn zum Abbilde einer schönen Seele zu machen. Mit leichten Spielen und Uebungen wurde begonnen. Zu ihnen gehörten das Ballspiel, der Zehenstand, das Hüpfen auf dem Platze mit dem Hintenemporschlagen der Beine, Kletter- und Hängeübungen am Seil, Fechten mit den Armen. Vor Beginn der Uebungen wurde der Körper mit Oel gesalbt. Die Uebungssäle für die Jünglinge hießen Gymnasien; hier empfingen sie von den Gymnasten Unterweisung. Auch von Männern wurden die Gymnasien fleißig besucht. Von dem athenischen Manne ward verlangt, daß seine Haut von der Sonne und dem Staube der Rennbahn gebräunt sei, und man pflegte zu sagen, es stehe ihm besser, nach dem Oele der Ringschule, als nach köstlichen Salben zu riechen.

Auf die sittliche Haltung der Knaben und Jünglinge hatte der Areopag sein ernstestes Augenmerk. Ausschweifung, Müßiggang, ungebührliches Verhalten gegen ältere Personen, namentlich gegen die Eltern und Lehrer, zogen schwere Ahndung nach sich.

In seinem zwanzigsten Jahre ward der junge Athener in die Bürgerrolle eingetragen. Dabei leistete er einen feierlichen Schwur, in dem es u. A. hieß: „Ich will nicht den heiligen Waffen Schande machen und will nicht den, der neben mir steht, verlassen, wer es auch sei. Für die Heiligthümer und die Gesetze will ich allein und mit den Andern kämpfen. Das Vaterland will ich nicht in einem schlechteren, sondern in einem besseren Zustande zurücklassen.“ —

Die Knaben und Jünglinge sollten nicht Virtuosen im Gesange oder im Kitharaspiel werden, sie sollten nur die Befähigung erlangen, bei Chor-Aufführungen an den Altären der Götter mitzuwirken und beim Mahle Tischlieder in angenehmer Weise vorzutragen. Eben so wenig lag den körperlichen Uebungen der Zweck zu Grunde, gymnastische Künstler zu bilden. Sie hatten einzig und allein zum Ziel, Gesundheit und Wohlgestalt zu fördern. Der Mann sollte die vollkommene Befähigung erlangt haben, in den verschiedenen Lagen des Lebens Herr seines Körpers zu sein. „Alles Weitere lernte der Jüngling und der Mann aus dem Leben, die practische Weisheit, die Kunst der Rede und das Verständniß des Schönen. Keinerlei Art von Gelehrsamkeit lastete auf dem griechischen Knaben, Jüngling und Mann: die Bildung seines Geistes hatte einen Wuchs, wie die Palme, die geradeauf, ohne Blätterwerk, den gewaffneten Stamm frei und unverhüllt zeigt, aber in der Krone oben Honig und Wein, Süßigkeit und Stärkung trägt. Darum war auch ihr Geist so licht, darum waren ihre Gedanken so klar, alle Verhältnisse ihres Lebens so heiter, wie das Blau des Himmels, unter dem sie lebten. Den geistigen Kern des Menschen zu entfalten und den Charakter fest und edel zu bilden, darauf ging die einfache athenische Erziehung, auf Helligkeit des Kopfes und sittlichen Adel, nicht auf Vielwisserei, die so oft das Herz aushöhlt und charakterlos macht. Mit nur so viel und nicht mit mehr ausgestattet, traten jene Männer ins Leben hinein, die Athen groß machten und Ideale für die Welt geworden sind, durch ihre Kriege zu Wasser und zu Lande, durch ihre Geschichtswerke, durch ihre Lieder, Tragödien und Comödien, durch ihre Bauten und Kunstwerke aus Marmor und Erz, durch ihr großes, gesundes und reiches Staatsleben. — Mit dieser Einfachheit und Gesundheit der Bildung errangen die Athener Großes auf allen Gebieten: mit der ins Breite gehenden Bildung erlagen sie später."

Für die Ausbildung der Mädchen geschah viel weniger. Es gab zwar auch Schulen für sie, in denen sie Unterricht im Lesen, Schreiben, im Gesang und im Spiel auf der Lyra empfingen, zumeist aber wurde ihre Ausbildung den Müttern überlassen. Die häusliche Sorge ging dahin, die Mädchen im Weben, Spinnen, Nähen zu unterrichten, sie zur Verwaltung des Hauswesens geschickt zu machen und sie zu sittlicher Reinheit und Ehrbarkeit zu erziehen.

Die Pisistratiden und Klisthenes.

Solon ließ die Gesetze auf hölzerne Tafeln schreiben und öffentlich aufstellen. Nachdem sie auf diese Art ihrem Wortlaute nach zu allgemeiner Kenntniß gelangt waren, wurde er förmlich bedrängt von Rathgebern, von denen der eine dies hinzugethan, der andere dies hinweggenommen, der dritte dies näher erklärt zu haben wünschte. Die Wünsche standen in wirrem Widerspruche zu einander. Um dieser Bedrängniß enthoben zu sein und eine Zeit lang die Wirkung seiner Gesetze ruhig beobachten zu können, beschloß Solon, eine Reise zu unternehmen. Er ließ die Athener schwören, die bestehenden Gesetze unverbrüchlich zehn Jahre lang zu halten, und begab sich darauf nach Aegypten zu dem Könige Amasis. Nach längerem Aufenthalte daselbst ging er nach der Insel Cypern und von dort nach Lydien an den Hof des reichen Königs Krösus, mit dem er die früher (S. 83) erwähnte Unterredung hatte.

Als Solon in seine Heimath zurückkehrte, fand er das Volk in bedenklicher Gährung. Gelüste, die eine Zeit lang geruht hatten, waren wieder aufgewacht. Zwei der Parteien wünschten den Sturz der ihnen verhaßten Volksherrschaft und damit Rückkehr zu der früher geltenden Ordnung. Ihnen war Drakon das Ideal eines Gesetzgebers. Eine dritte Partei dagegen hatte einen gänzlich entgegengesetzten Standpunkt eingenommen. Sie betrachtete die Rechte, die durch Solon's Vermittelung dem Volke eingeräumt worden waren, nur als eine mäßige Abschlagszahlung; sie verlangte, daß unverzüglich nachgeholt werde, was auszuführen Solon unterlassen habe: namentlich gleiche Vertheilung der Güter! — An der Spitze dieser sich durch Regsamkeit am meisten auszeichnenden Partei stand Pisistratus, ein Mann, ganz geschaffen dazu, sich von der Menge, indem er ihr schmeichelte, emportragen zu lassen, bis er zu der Macht gelangt war, die ihn unabhängig machte. Er, der schönste Mann Athens, eine blühende Apollo-Gestalt, freigebig, großmüthig, redebegabt, freundlichen, ja liebreichen Wesens gegen Jedermann, hatte sich noch dazu bei dem neuen Kampfe um die Insel Salamis, die noch einmal auf kurze Zeit in die Gewalt der Megarenser gefallen war, durch Kühnheit, Tapferkeit und Klugheit so hervorgethan, daß gerechter Weise zumeist ihm der Dank für den glücklichen Erfolg gebührte. Kann es Wunder nehmen, daß ein solcher Mann eine Partei, deren Bestrebungen er zu theilen vorgab, förmlich berauschen mußte? Solon, der ihn durchschaute, beschwor ihn, seine Hand nicht gegen das Staatsgesetz zu

erheben. Seine vielen vortrefflichen Eigenschaften anerkennend, sagte er ihm: „Athen würde keinen besseren Bürger haben, als dich, wenn es dir gelänge, deiner Herrschbegier zu widerstehen, die dich jetzt schon verleitet, der Volkspartei gegenüber den Heuchler zu spielen, und die für weiterhin dich und den Staat in gleicher Weise mit Gefahren bedroht." — Vergebens! Mit so großer Liebe Pisistratus auch an Solon hing, sein Ehrgeiz ließ ihm die Königsmacht in dem jetzt so herrlich aufblühenden atheniſchen Staate in einem so verführerischen Lichte erscheinen, daß er Alles daran setzte, sich zu dieser Würde emporzuschwingen. Auch vor dem Volk erhob Solon seine warnende Stimme. Aber wie Pisistratus sich von dem Bilde der Herrschermacht, so ließ das Volk sich durch des Mannes verführerisches Bild und Wesen blenden. Eines Tages erschien er in seinem Wagen auf dem Markte. Er war verwundet und blutete, die Wunden aber hatte er sich selbst beigebracht. Das Volk war außer sich, als es seinen Wohlthäter, seinen edelsten Freund also sah; es hielt sich von vorn herein überzeugt davon, daß es sich um einen Mordversuch, ausgehend von Feinden der Volksfreiheit, handle. Und Pisistratus bestätigte dies nun auch. „Man will euch euren besten Freund rauben!" sagte er, und in einer erdichteten Erzählung schilderte er, wie er sich der Mörder erwehrt habe. Dann darauf hindeutend, daß dasjenige, was heut nicht gelungen sei, morgen vielleicht wieder versucht und endlich wohl auch erreicht werden möchte, forderte er das Volk auf, ihm Schutz und Sicherheit für sein Leben zu gewähren. Man fragte, was er begehre, und man gewährte es ihm. Es ward ihm eine Leibwache von fünfzig Keulenträgern gegeben. Nunmehr hielt Pisistratus die Erreichung seines Zieles für gesichert. Daß er stets mit einer Schutzwache umgeben erschien, erregte nicht im mindesten die Besorgniß der Athener, aber eben so wenig ahnte man, daß die Schutzwache fortgesetzt von ihm verstärkt ward. Da wurden eines Tages die Bürger von Athen durch die Kunde überrascht: Pisistratus habe sich der Stadtburg (Akropolis) bemächtigt und sich zum Oberhaupt der Stadt und des Staates erklärt! — Alles eilte auf den Markt, der greise Solon erschien daselbst mit seinen Waffen. In seiner Gesetzgebung war auch ausgesprochen, daß bei Erschütterungen des Staates es jedes Bürgers Pflicht sei, Partei zu ergreifen. Ein solcher Augenblick war für Athen gekommen. Verleitet von seiner Herrschsucht, tastete ein Mann das Staatsgrundgesetz an; letzteres zu vertheidigen, erachtete Solon als Bürgerpflicht. In diesem Sinne erhob er seine Stimme. Seine Worte verhallten

jedoch wirkungslos. Die Volkspartei ward von der Ansicht beherrscht: Pisistratus strebe allerdings nach der Alleinherrschaft, dies jedoch einzig um deswillen, weil er ernstlich gewillt sei, die auf eine gleiche Gütervertheilung zielenden Wünsche des Volkes zu verwirklichen. Solon begab sich zurück in sein Haus und legte die Waffen mit den Worten nieder: „Ich habe, was ich konnte, gethan für das Vaterland und seine Gesetze.“ Nach Einigen begab er sich nach Cypern, wo er bald darauf starb; nach Andern blieb er in Athen und ward von Pisistratus, der sein Ziel vollkommen erreichte (560 v. Chr.), bis zu seinem ein Jahr später erfolgenden Tode ehrenvoll behandelt. Uebrigens war und blieb Pisistratus bis auf den einen Punkt, der sich auf die Stellung seiner Person im Staate bezog, ein Anhänger der Lehren Solon's, weshalb er auch die Gesetzgebung desselben in ihrem größeren Theile bestehen ließ, woraus sich zugleich ergiebt, daß er die ausschweifenden Wünsche der Volkspartei nicht verwirklichte. Aber er that nach der Richtung hin, auf welche die ganze solonische Gesetzgebung zielte, viel Gutes. Er förderte Handel und Gewerbthätigkeit, Kunst und Wissenschaft; in letzterer Beziehung erwarb er sich einen Anspruch auf den Dank der Mit- und Nachwelt dadurch, daß er die Dichtungen Homer's und Hesiod's, die in Attika bisher nur von herumziehenden Sängern (Rhapsoden) vorgetragen worden waren und vielfach Verstümmelungen erlitten hatten, genau aufzeichnen ließ. Erschütterungen blieben nicht aus. Mehrmals vertrieben, kehrte Pisistratus immer wieder zurück und erhielt sich endlich dauernd im Besitz der Macht bis zum Jahre 527 v. Chr.

Ihm folgten seine beiden Söhne Hippias und Hipparchus in der Herrschaft, ohne daß sie des Vaters ausgezeichnete Eigenschaften besaßen. Ein verhältnißmäßig unbedeutender Vorgang führte zu einer Verschwörung gegen sie. Zwei Jünglinge, Harmodius und Aristogiton, lebten in einem innigen Freundschaftsbunde mit einander. Da geschah es, daß des Harmodius Schwester, indem sie an einem öffentlichen Umzuge theilzunehmen sich anschickte, von Hippias zurückgewiesen wurde. Dies empörte den Bruder der Beschimpften und den Freund desselben dermaßen, daß sie beschlossen, die Vaterstadt von den Tyrannen zu befreien. Als sie zur Ausführung schritten, geschah es durch Zufall, daß nur Hipparchus fiel. Im Tumult ward der Bruder jener Jungfrau niedergestoßen, sein Freund Aristogiton gerieth in die Gewalt der Häscher. Von Hippias nach den Theilnehmern der Verschwörung befragt, nannte er aus Haß mehrere hervorragende Mitglieder der die Alleinherrschaft stützenden Partie.

Sie wurden sogleich hingerichtet. Als Hippias ihn darauf fragte, ob er noch einen wisse, antwortete er: „Sonst Keinen, der den Tod verdient hätte, als dich!" — Nun erfolgte auch des Aristogiton Hinrichtung. Am Tage darauf wurde dem Könige hinterbracht, eine Frau, Namens Leäna, wisse um die Verschwörung. Ihr Entschluß ist gefaßt: sie will lieber sterben, als einen der Verschworenen nennen. Aber sie wird nicht sogleich zum Tode geführt, sondern auf die Folter gespannt. Als sie zu fürchten beginnt, die gräßliche Pein könne sie zur Verrätherin machen, beißt sie sich die Zunge ab und speit sie dem Hippias ins Angesicht. Da wird auch sie hingerichtet.

Von nun an verfuhr Hippias gänzlich gesetzlos, und der Haß gegen ihn griff weiter im Volke um sich. Verfolgte und Verbannte flüchteten sich nach Delphi, legten reiche Geschenke in den Tempel der Pythia nieder und fleheten zu Apollo, Athen von dem Tyrannen zu befreien. Seit dieser Zeit gingen die Orakelsprüche, die von Sparta eingeholt wurden, dahin, Sparta sei berufen, den Tyrannen aus Athen verjagen zu helfen. Auf eine neue dringende Mahnung der Pythia brach der König von Sparta, Kleomenes, mit einem Heere gegen Athen auf. Dicht vor der Stadt fielen die Kinder des Hippias, die dieser, um sie zu sichern, hinweggesandt hatte, in des Kleomenes Gewalt. Dies zwang den König Hippias, seiner Herrschaft zu entsagen und Athen zu verlassen (510 v. Chr.). Hippias begab sich in der Absicht zum Perserkönig Darius, diesen zum Krieg gegen Athen aufzustacheln.

Athen war wieder frei geworden. Den beiden Freunden Harmodius und Aristogiton, die den Anstoß zu der Bewegung gegeben hatten, wurden Statuen errichtet; auch ehrte man die That der heldenmüthigen Leäna durch Errichtung eines schönen Denkmals, das eine Löwin ohne Zunge darstellte.

An der Spitze der Volkspartei, durch die einst Pisistratus zur Macht gelangt war, und die nun das Meiste zum Sturze des Hippias beigetragen hatte, stand Klisthenes. Dieser brachte die Gesetze Solon's, die unter den letzten Herrschern in Mißachtung gekommen waren, wieder zur Geltung, machte aber einige Zusätze. Der wichtigste derselben ist das Scherbengericht (Ostracismus). Es sollte dieses Gericht die Möglichkeit schaffen, den Bürger, der die Ruhe des Staates bedrohte, sei es auch nur dadurch, daß er — wie einst Pisistratus — zu großes Ansehen besitze, in unblutiger Weise unschädlich zu machen. An einem bestimmten Tage des Jahres wurde das Gericht abgehalten, der Name desjenigen, über den geurtheilt werden sollte, wurde auf Scherben geschrieben. Wer auf 6000 Scherben (die Zahl

der athenischen Bürger betrug damals 20,000) verzeichnet war, mußte in die Verbannung gehen. Im Ganzen sind in der Folge etwa zehn Bürger durch das Scherbengericht verurtheilt worden.

Nach einiger Zeit wandten sich die Vornehmen an Sparta, sich darüber beklagend, daß ihnen von der Volkspartei seit der Vertreibung des Hippias fast alle Sonderrechte genommen worden seien. Daß Letzteres in Athen geschehen würde, war von den Spartanern, die lediglich durch die Orakelsprüche sich hatten leiten lassen, den Kampf gegen Hippias zu erheben, nicht vorausgesehen worden, und da sie überdies die wachsende Macht Athens mit mißgünstigen Augen betrachteten, erklärten sie sich bereit, zu Gunsten der Vornehmen gegen die Volkspartei den Kampf aufzunehmen. Da sie aber wohl wußten, daß die Volkspartei fast die ganze athenische Bürgerschaft in sich schloß, demnach ein Kampf gegen dieselbe keineswegs ein leichtes Unternehmen sei, suchten sie ihre peloponnesischen Verbündeten zur Theilnahme an demselben zu bewegen. Diese hielten es aber nicht für gerathen, Athen, die einzige griechische Macht, die Sparta gewachsen war, niederbeugen zu helfen, zumal im Osten eine gemeinsame Gefahr drohete: die Perserkriege! —

Perserkriege.

Aufstand der asiatischen Griechen.

Durch welche Veranlassung es geschah, daß Griechen sich in Kleinasien ansiedelten, ist früher (S. 158) vorgeführt, auch auf die wichtigsten der griechischen Pflanzstädte in Kleinasien, Ephesus und Milet, verwiesen worden. Diese Pflanzstädte blühten herrlich empor, allein sie verloren ihre Unabhängigkeit, zunächst an Lydien, dann, als Cyrus sich zum Herrn von Lydien gemacht hatte, an das persische Reich. Nach dem Tode des Cyrus gestaltete sich das Joch der persischen Herrschaft fortgesetzt drückender für die Städte. Es wurden zwar die den Kolonieen vorstehenden Statthalter aus der griechischen Bevölkerung gewählt, aber man stattete sie nach persischer Weise mit Machtbefugnissen derartig aus, daß den Bürgerschaften nichts belassen ward, als die Pflicht, gehorsam zu sein und Steuern zu zahlen. War den asiatischen Griechen in ihrer Gesammtheit dieser Zustand nun auch fast unerträglich, so fanden sich doch stets Einzelne unter ihnen, die — im Hinblick auf den Hinterhalt, den die persische Oberhoheit ihnen bot, — gern die Tyrannen spielten.

So hatten sich die Verhältnisse der griechischen Kolonieen in Kleinasien gestaltet, als der Perserkönig Darius I. seinen oben ebenfalls bereits (S. 90) erwähnten Zug gegen Scythien unternahm. Er führte (513 v. Chr.) ein Heer von 700,000 Mann über den Hellespont, während eine von ihm gesandte Flotte in die Donau ging und über dieselbe eine Schiffsbrücke schlug. Darius drang nun an der Spitze seines Heeres in das große scythische Reich ein. Die Scythen wandten die Kriegstaktik an, deren sich in neuester Zeit die Russen gegen den sie mit einer fast gleich großen Heeresmacht überziehenden Napoleon I. bedienten: sie verwüsteten die Gegenden, die der Feind zu berühren hatte, und lockten ihn, indem sie sich fortgesetzt zurückzogen, tiefer und tiefer in das Land hinein, sich vorbehaltend, auf ihn, wenn Mangel und Erschöpfung ihn endlich zum Rückzuge nöthigen würden, das Racheschwert zu zücken. Kleinasiatische Griechen, die gezwungen den Zug hatten mitmachen müssen, waren zur Bewachung der Donaubrücke zurückgelassen worden. Als nun Woche auf Woche verging, ohne daß man Kunde von einem Siege der Perser empfing, und als gar Nachrichten entgegengesetzter Art kamen, und es sich endlich nicht mehr bezweifeln ließ, daß das Perserheer in schwere Bedrängniß gerathen sei, da begann sich in den Griechen der Gedanke zu regen, die Brücke abzubrechen, um Darius der Vernichtung preis zu geben und sich so des persischen Sclavenjoches zu entledigen. Diesem Gedanken gab endlich ein Mann feurige Worte, der sich zufällig bei den die Brücke bewachenden asiatischen Griechen befand, und den wir bald in dem Vordergrunde der Ereignisse wirksam sehen werden, der Athener Miltiades. Ihm aber trat der angesehenste der asiatischen Griechen entgegen, der Statthalter von Milet, Namens Histiäus, ein Mann, der sich gewöhnt hatte, seinen persönlichen Vortheil höher zu achten, als das Wohl seines Volkes. Er versammelte die übrigen anwesenden Statthalter der asiatischen Kolonieen und stellte ihnen die Folgen der von Miltiades empfohlenen Maßregel vor. Jetzt, sagte er, seien sie, die Statthalter, Herren über die griechischen Pflanzstädte; aber was dann, wenn die Wurzel ihrer Macht, die persische Macht, vernichtet würde? Würde die erste That der Bevölkerungen in den Kolonieen nicht die sein, sich von der Macht der Statthalter zu befreien? Würden die Bürgerschaften sich nicht sogleich demokratische Verfassungen geben? — Diese Darlegung war den kleinen Mittyrannen einleuchtend genug, um sich ebenfalls gegen Miltiades zu erklären, und als darauf Darius, verfolgt von dem erbitterten Feinde, die Donau erreichte, fand er die

Brücke noch vor, und er vermochte sich und sein zusammengeschmolzenes Heer hinüber zu retten.

Der Perserkönig hatte seine Rettung offenbar einzig und allein dem griechischen Statthalter von Milet, Histiäus, zu verdanken, und es ward diesem zunächst auch ein entsprechender Lohn dafür zu Theil. Darius erhob ihn zum Statthalter von Jonien und gab ihm dazu noch einen bedeutenden Landstrich am Strymon-Flusse. Lange aber sollte Histiäus sich seines Sündenlohnes, den er sich durch Hintenansetzung der Vortheile seines Volkes zu erwerben gewußt hatte, nicht erfreuen. Seine Erhebung, die den Haß seiner Landsleute gegen ihn noch gesteigert hatte, erweckte nun auch noch Mißgunst und Neid in den persischen Großen, und diesen gelang es bald, in Darius Mißtrauen gegen den also bevorzugten und mit Macht ausgestatteten Ausländer zu erregen. Ihn nach damals gebräuchlicher Art zu beseitigen, d. h. ihn unter einem Vorwande tödten zu lassen, scheuete sich der König, weil ihn dies in zu greller Weise als einen Undankbaren hätte erscheinen lassen. Die persische Staatskunst fand einen andern Weg, Jenen unschädlich zu machen und dabei den König nicht nur von Makel rein, sondern sogar in einem glänzenden Lichte erscheinen zu lassen. Histiäus ward in ehrenvollster Weise nach Susa berufen, weil, wie die königliche Verordnung besagte, Darius sich seines Rathes bedienen wolle, und als er dort war, ward er — da ein so kluger und gewandter Mann vorläufig nicht gut zu missen sei — am Hofe festgehalten. Um diese Art von Gefangenschaft möglichst wenig als eine solche erscheinen zu lassen, betraute der König den Schwiegersohn des Histiäus stellvertretend mit der Statthalterschaft von Jonien. Aber Beiden — dem Histiäus und seinem Schwiegersohne Aristagoras — ward ihre Lage bald unerträglich. Letzterer hatte sich auf ein Unternehmen eingelassen, dem er sich nicht gewachsen zeigte. In Naxos war die demokratische Partei zur Herrschaft gelangt, und Aristagoras hatte gemeint, durch Niederwerfung derselben werde er sich dem persischen Hofe als brauchbares Werkzeug gegen seine eigenen Landsleute auf's Beste empfehlen. Sein Angriff mißlang jedoch gänzlich, und statt der erhofften Belobigungen und Belohnungen kam ihm von Susa der Spruch: Erstattung der Kriegskosten, oder den Kopf! — Um zunächst seinen Schwiegersohn zu retten, sandte Histiäus einen geheimen Boten an ihn und ließ ihm rathen, seine Rolle zu wechseln und einen Aufstand sämmtlicher jonischer Griechen gegen Persien hervorzurufen. Er hatte dabei zugleich seine Befreiung im Auge, denn seine Absicht ging dahin, den König,

sobald die Kunde von der Erhebung der Pflanzstädte nach Susa gekommen sein würde, zu beschwören, ihn zur Niederwerfung des Aufstandes und zur Züchtigung seines Schwiegersohnes auszusenden. Darauf wollte er dann selbst zu den Aufständischen übergehen. Zur Ergreifung so verzweifelter Mittel fühlte sich Histiäus getrieben, um seinen Schwiegersohn und sich aus der Lage zu befreien, in die ihr Ehrgeiz sie beide gebracht hatte.

Aristagoras beschloß, des Schwiegervaters Weisungen zu befolgen. Ehe er jedoch zu offenen Feindseligkeiten überging, suchte er die Bundesgenossenschaft der europäischen Griechen zu gewinnen. Zunächst begab er sich nach Sparta. Als man dort vernahm, daß zur Zurücklegung des Weges von Sparta bis zur persischen Hauptstadt eine Zeit von etwa drei Monaten erforderlich sei, ward ihm jegliche Beihülfe abgeschlagen. Nun ging er nach Athen, woselbst er einen günstigeren Boden für seinen Plan fand. Die Athener grollten dem Könige Darius, weil derselbe dem von ihnen vertriebenen Tyrannen Hippias freundliche Aufnahme gewährt, und weil ein persischer Satrap sie unbefugter Weise mit der Forderung behelligt hatte, den Tyrannen wieder aufzunehmen. Daher kam es, daß Athen dem Aristagoras zwanzig Schiffe zur Verfügung stellte. Aristagoras kehrte zurück, der Aufstand brach aus. Aber Aristagoras zeigte sich bei dem neuen Unternehmen eben so kopflos, wie früher bei dem Angriffe auf Naxos. Er führte das Heer gegen Sardes, den einstmaligen Sitz des Königs Krösus. Die auf einen solchen Ueberfall nicht vorbereitete Stadt ward erobert und eingeäschert. Als nun aber Kunde von dem Anrücken eines persischen Heeres einlief, stellte es sich heraus, daß Aristagoras nicht über die Streitkräfte verfügte, durch die allein die gemachten Eroberungen hätten behauptet werden können. Er mußte sich zurückziehen, wurde von den Persern eingeholt und erlitt eine schwere Niederlage. Die Athener, empört über eine so unbedachte Kriegsführung, schifften sich ein und begaben sich in die Heimath zurück.

Nach dem Brande von Sardes glaubten die Jonier nicht mehr auf Verzeihung hoffen zu dürfen, weshalb sie einen Verzweiflungskampf erhoben. Daß der Koloß des persischen Reiches des an seinem Rande verhältnißmäßig unbedeutenden Aufruhrs Herr werden würde, bezweifelte Darius nicht im mindesten; er machte daher auch keine besonderen Anstrengungen, sondern überließ seinen Satrapen die Ausführung der den Joniern zugedachten Züchtigung. Ein Anderes erregte ihn aber lebhaft. Von da drüben über dem Wasser her waren den Empörern Hilfsvölker gekommen, Athener! Und hatten nicht überdies

vor Kurzem dieselben Athener die Forderung eines seiner Satrapen, ihren König Hippias wieder anzunehmen, stolz zurückgewiesen! — Letzteres schon hatte ihn seiner Zeit mit Ingrimm erfüllt: jetzt schwor er den Athenern Rache. Er schoß einen Pfeil empor, dabei betend: „Gott, vergönne mir, die Athener zu strafen!" — Niemand vernahm dies lieber als Hippias. Verwüstung seiner Heimathstadt, Mord und Brand im Lande: Alles dies mochte geschehen, wenn er nur wieder zur Herrschaft gelangte. —

Zunächst wüthete der Kampf gegen die unglücklichen Jonier, die so zur Unzeit von jenen beiden heuchlerischen Männern zum Aufstande aufgestachelt worden waren. Darius ließ sich von dem verrätherischen Histiäus wirklich täuschen. Seiner Zusicherung, er wolle gegen seine Landsleute kämpfen, trauend, gestattete er ihm, Susa zu verlassen; Histiäus aber ging, so wie er den Schauplatz des Krieges erreicht hatte, zu den Joniern über. Er ward jedoch, entgegen seiner Hoffnung, keineswegs mit offenen Armen empfangen. War er es nicht gewesen, der des Miltiades Rath, die Brücke über die Donau abzubrechen, durchkreuzt und dadurch die asiatischen Griechen um die Gelegenheit gebracht hatte, sich von dem Perserjoch mit leichter Mühe zu befreien, während jetzt ein Verzweiflungskampf zu bestehen war? Vorwurf und Mißtrauen las er auf jedem Angesichte. Belastet mit dieser gerechten Strafe, gedachte er sich nun Vertrauen dadurch zu erwerben, daß er verwegene Streif- und Raubzüge gegen den Feind ausführte. Dabei fiel er dem Satrapen Artaphernes in die Hände. Dieser ließ ihn kreuzigen und sandte seinen Kopf eingesalzen nach Susa. Auch Aristagoras nahm ein übles Ende. Er mußte es sehen, wie der Aufstand, nachdem von den Griechen der Opfer so viele gebracht worden waren, endlich in Feuer und Blut erstickt ward. Statt nun aber bei den von ihm zum Kampfe Aufgerufenen bis zum letzten Augenblicke auszuharren, um ihr Geschick zu theilen, floh er nach Thracien. Dort wurde er von den Eingeborenen erschlagen.

Inzwischen ließ der aus Athen vertriebene Hippias nicht nach, des Königs Rachegefühl gegen die Athener wachzuhalten, ja er wußte in ihm den Wunsch zu erregen, sich des ganzen europäischen Griechenlands zu bemächtigen, um es dem Perserreiche einzufügen. Als nun die Jonier vollständig niedergeworfen worden waren, schickte Darius Gesandtschaften nach Griechenland und ließ Unterwerfung und als Zeichen derselben Erde und Wasser fordern. Die kleinsten der griechischen Staaten, aus Furcht vor dem mächtigen Perserreiche und unter dem Eindrucke des Schreckenskampfes, der ihre Stammver-

wandten ins Verderben gestürzt hatte, gaben das Verlangte. Nicht so die Athener und die Spartaner. Ihrer geistigen Ueberlegenheit sich bewußt, galten ihnen alle Völkerschaften rings umher für Barbaren, und daß ein Barbarenvolk, und sei es noch so zahlreich, es wagte, von ihnen eine freiwillige Unterwerfung zu fordern, erregte ihre Erbitterung in dem Maße, daß sie den Gesandtschaften gegenüber die Forderungen des Völkerrechts mißachteten. In Athen wurden die persischen Gesandten in einen Abgrund geworfen, die Spartaner warfen die Gesandtschaft in einen Brunnen. „Da holt euch Erde und Wasser!" ward hier wie dort gesagt. Die Athener und Spartaner wollten gleichsam jede Brücke hinter sich abbrechen; sie wollten Kampf auf Leben und Tod, falls Darius nicht gänzlich und für immer von einer Forderung, deren Aussprechen sie schon als im höchsten Grade ehrenrührig für sie ansahen, Abstand nähme. Der Perserkönig, als ihm Kunde von dem Tode seiner Gesandten ward, schäumte vor Wuth. Er ordnete die umfassendsten Kriegsrüstungen an, und ein Diener erhielt den Befehl, ihm täglich bei Tafel dreimal zuzurufen: „Herr, gedenke der Athener!" —

Darius I. gegen Griechenland.

In den Kriegen der Perser gegen die Griechen sollte der Welt ein wunderbares Schauspiel und zugleich eine ernste Lehre zu Theil werden. Das damals reichste und — der Einwohnerzahl nach — größeste Volk der Erde trat in einen Kampf mit einer der kleinsten und ärmsten Völkerschaften. Im umgekehrten Verhältniß aber stand die Entwickelung des Geisteslebens beider Völker. Es sollte der Welt erkennbar werden, einerseits, wie unendlich weit die moralischen Kräfte eines Volkes den physischen überlegen sind, andrerseits, daß, sobald es mit den Sitten eines Volkes abschüssig geht, Reichthümer nur dazu dienen, seinen Fall zu beschleunigen. Entwicklung der Geisteskräfte macht ein Volk stark, macht es auch fähig, zu erwerben; gekräftigte Sitte aber befähigt es erst, den Reichthum zu ertragen. Innere Erhebung und Kräftigung hat äußeren Erwerb im Gefolge; innerer Rückgang zieht auch äußerlich Verfall nach sich.

Dies lehrt der Verlauf der Kriege Persiens gegen Griechenland.

Der Hauptheld des ersten Krieges war auf griechischer Seite Miltiades, von dem der Rath ausgegangen war, das in Scythien eingedrungene Perserheer durch Abbruch der Donaubrücke der Vernichtung preiszugeben. Damals hatte er die Würde des Statthalters

des unter Athens Botmäßigkeit stehenden thracischen Chersonnes bekleidet. Jetzt, als Persien sich gegen Griechenland rüstete, befand er sich in Athen. Der Krieg begann damit, daß des Darius Schwager und Schwiegersohn Mardonius mit einem Heere in Thracien und Macedonien eindrang, während eine Flotte abgesandt war, seine Bewegungen zu unterstützen. Dieser Zug mißlang gänzlich. Am Vorgebirge Athos wurde die Flotte von einem Sturmwinde vernichtet, dem Landheere gebrach es in den rauhen Gegenden Thraciens an Lebensmitteln, auch wurde ihm von den wilden Thraciern durch ununterbrochen ausgeführte Ueberfälle großer Schaden zugefügt. Mardonius kehrte endlich mit einem kläglichen Ueberreste des Heeres nach der Heimath zurück.

Darius ließ ein neues Heer ausrüsten; über das er den Oberbefehl dem Medier Datis und seinem Neffen Artaphernes übertrug. Eine Flotte sollte das Heer in das feindliche Gebiet hinüberführen. Die Ausrüstungen nahmen ein ganzes Jahr hin. Auf 600 Schiffen ward nun (490 v. Chr.) das Heer — Mannschaften und Pferde — eingeschifft. Die Flotte landete zunächst an der Küste von Naxos. Stadt und Tempel wurden geplündert und verbrannt. Dann nahm die Flotte ihre Richtung auf die Insel Delos. Bei ihrer Annäherung flohen die Einwohner von Delos nach einer anderen Insel. Als Datis dies vernahm, sandte er ihnen eine Botschaft nach, des Inhalts: Ihr, die Bewohner der heiligen Insel, auf der die Gottheiten Apollo und Artemis geboren wurden, habet von mir nichts zu befürchten! — Da kehrten Jene zurück. Datis ließ auf Delos zwei Altäre errichten und opferte den beiden Gottheiten für 300 Talente (450,000 Thaler) Weihrauch. Kaum waren die Feuer auf den Altären erloschen, so wurde auf der Insel eine starke Erderschütterung wahrgenommen. „Das war", sagte Herodot, „für die Perser ein Zeichen kommenden Ungemachs." — Die Flotte segelte hierauf nach Eretria. Die Eretrier vertheidigten sich tapfer; am siebenten Tage des Kampfes fiel aber die Stadt durch Verrätherei in die Gewalt des Feindes. Stadt und Tempel wurden geplündert und verbrannt, die Einwohner zu Sclaven gemacht. Nun war Attika das nächste Ziel für die Perser. Daß sie die Athener schlagen und dann ihrer Hauptstadt das Geschick Eretrias bereiten würden, erschien ihnen als zweifellos. Sie hatten Ketten mitgebracht, um die Menge der Sclaven, die sie machen würden, zu fesseln; auch einen großen Block parischen Marmors — zur Errichtung eines Siegesdenkmals auf dem Schlachtfelde — führten sie mit sich.

Der rachsüchtige und verrätherische Tyrann Hippias (es waren

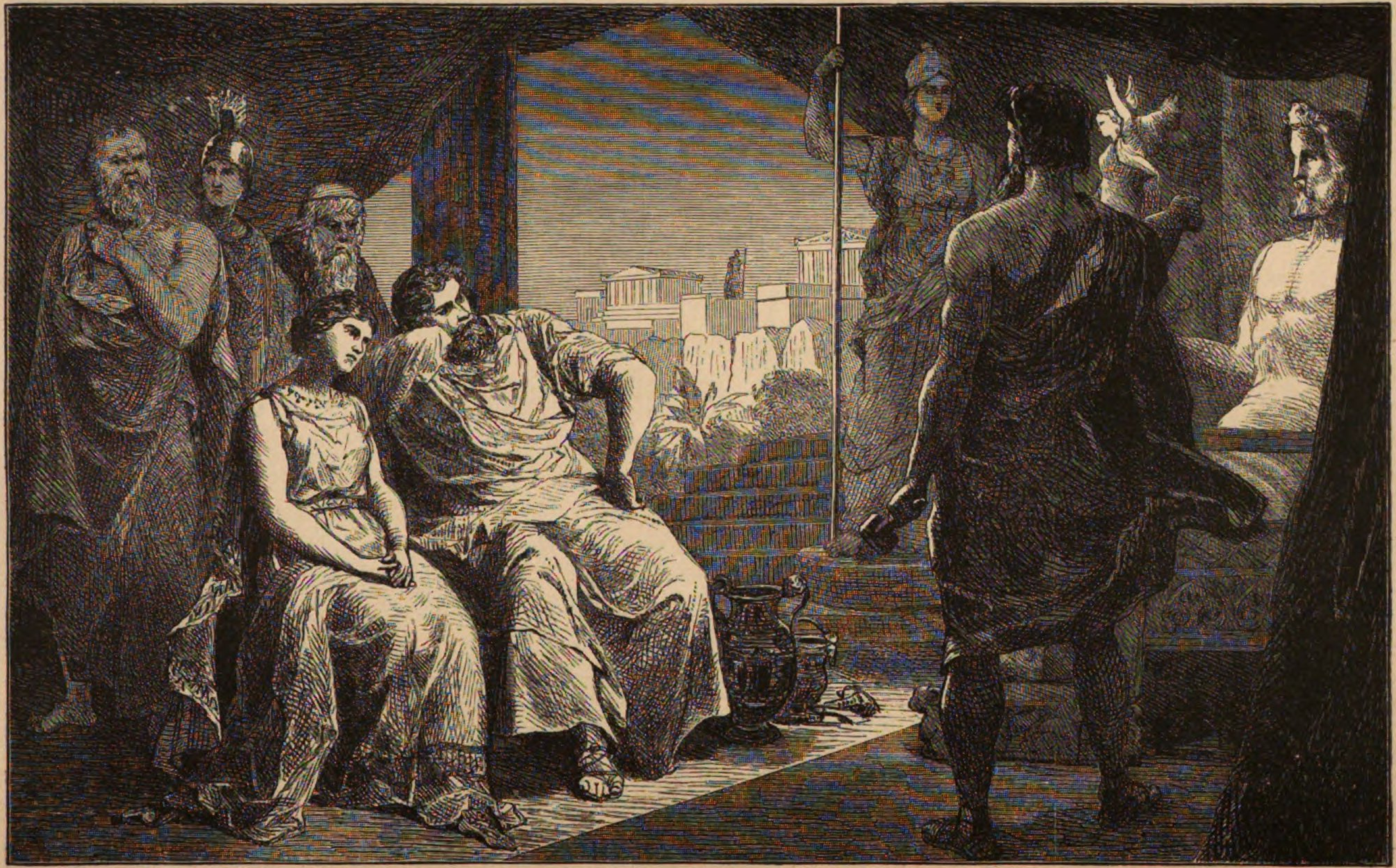
seit seiner schimpflichen Vertreibung aus Athen jetzt gerade zwanzig Jahre vergangen) rieth den Persern, die Ebene von Marathon zur Aufstellung des Heeres zu wählen, weil dieser Ort sich am besten zur Entfaltung ihrer Macht eigene. Sein Rath fand Annahme, und die Flotte segelte der der genannten Ebene zunächst gelegenen Küste zu. Bei der Ausschiffung geschah es, daß Hippias heftig husten und niesen mußte, wobei ihm ein Zahn aus dem Munde fiel und sich im Sande verlor. Dies erschien ihm als eine üble Vorbedeutung.

Die Ebene von Marathon ist nur zwei Meilen von Athen entfernt. Als die Athener vernahmen, wie nahe ihnen der Feind sei, sandten sie Eilboten nach Hilfe aus, namentlich baten sie die Spartaner um schleunigen Zuzug. Die Spartaner erklärten sich zur Beistandleistung bereit, allein sie verwiesen darauf, daß sie nach dem Gesetz nicht vor dem Vollmond ins Feld ziehen dürften. Unter den Athenern herrschte anfangs über die Frage, ob sie sich vertheidigend verhalten, demnach den Feind heranziehen lassen sollten, oder ob es gerathener sei, gegen ihn vorzugehen, ein Zwiespalt. Miltiades erklärte sich in feuriger Rede für die letztere Ansicht, und es fand dieselbe darnach auch allgemeine Zustimmung.

Nun zogen 10,000 Athener, eine Anzahl bewaffneter Sclaven mit sich führend, aus zum verhängnißvollen Kampfe gegen ein Heer von 100,000 Feinden. Die Athener nahmen zunächst Stellung in dem heiligen Haine des Herakles. Hier fanden sich noch 1000 Griechen aus Platää bei ihnen ein. Das war die einzige Hilfe, die ihnen von den übrigen Griechen zu Theil ward. Die Athener hatten zehn Feldherrn, deren einer Miltiades war, und es war die Einrichtung getroffen, daß der Reihe nach täglich einer den Oberbefehl über die gesammte Streitmacht zu führen hatte. Die Tüchtigkeit des Miltiades anerkennend, traten die übrigen Feldherrn an ihren Tagen ihm den Oberbefehl ab, er aber, ob er gleich vor Ungeduld brannte, sich mit dem Feinde zu messen, beschloß doch, demselben die Schlacht erst an seinem Tage zu liefern. Die Heere standen einander gegenüber. Der Länge nach war die Schlachtreihe des Griechenheeres der des Perserheeres gleich, allein sie war, wie es nicht anders sein könnte, nur sehr wenig tief. Die bewaffneten Sclaven hatte Miltiades in der Mitte aufgestellt. Nachdem geopfert worden war, und die Opfer sich günstig erwiesen hatten, gab Miltiades das Zeichen zum Angriff. Die Perser wollten ihren Augen nicht trauen, als sie die Griechen daherstürmen sahen; sie hatten immer noch gemeint, diese würden einen Angriff auf den ihnen an Zahl so gewaltig überlegenen Feind gar nicht

wagen. Nun erschien es ihnen, als triebe der Wahnwitz Jene mit offenen Augen in ihr Verderben hinein. Doch schon war zu weiterem Bedenken die Zeit dahin, der verwegene Feind war nahe; jetzt galt es, den Speer zu werfen und das Schwert zu schwingen. Waffengeklirr und Kampfruf erschütterte alsbald die Luft. Wie Löwen fochten die Griechen; auch die Perser hielten sich tapfer, ja, es gelang ihnen sogar die Mitte des Griechenheeres zu durchbrechen. Aber dieser Vortheil brachte ihnen für ihre Gesammtlage wenig Gewinn, denn die Griechen hatten fast in derselben Zeit die Flügel des feindlichen Heeres durchbrochen, und als darauf Miltiades der Mitte zu Hülfe geeilt war, löste sich, wie von einem Sturme erfaßt, das Perserheer in wilde Flucht auf. Der Feind jagte dem Strand zu, Rettung auf den Schiffen suchend. Die Griechen waren den Fliehenden auf den Fersen und hieben nieder, was sie erreichten. Ein Grieche eilte in vollem Laufe nach Athen, verkündete, seine letzten Kräfte aufbietend, seinen Mitbürgern den Sieg und fiel darauf todt zur Erde.

Von dem Meere aus ward den Persern noch das Schauspiel, sieben ihrer Schiffe, die bei der Verfolgung in die Gewalt der Griechen gerathen waren, in Flammen aufgehen zu sehen. Ihr ganzes Lager — dazu auch die Ketten und der zum Siegesdenkmal bestimmte Marmorblock — hatten sie den Griechen als Beute zurücklassen müssen. Darius fühlte sich von entsetzlicher Schmach belastet. Da kam er auf den Gedanken, einen Versuch zu machen, sich Athens zu bemächtigen, das im Augenblicke ohne Besatzung war. Dies meinte er ausführen zu können, während die Athener im Siegesrausche auf dem Schlachtfelde weilten. Aber die Tapfern waren auf ihrer Hut. Die Bewegung der feindlichen Flotte in Betracht ziehend, eilten sie, ein Zehntheil der Ihrigen zur Bewachung des Lagers zurücklassend, nach Athen, und als die Perser im älteren Hafen Phalerum erschienen, fanden sie die Stadt besetzt. Unschlüssig verweilte Darius mit der Flotte einige Tage im Hafen, dann segelte er nach Asien zurück. Der Verlust der Perser (jene ungerechnet, die im Wasser und auf den in Brand gesteckten Schiffen umgekommen waren) belief sich auf 6400, der der Griechen nur auf 192 Mann. Der Tyrann Hippias hatte sein Ende ebenfalls auf der marathonischen Ebene gefunden. Gemäß der Zusage war von Sparta mit dem Eintritt des Vollmondes ein kleines Heer von 2000 Mann gesandt worden. Die spartanischen Krieger waren in Eilmärschen gekommen und hatten den gegen dreißig deutsche Meilen langen Weg in drei Tagen zurück-



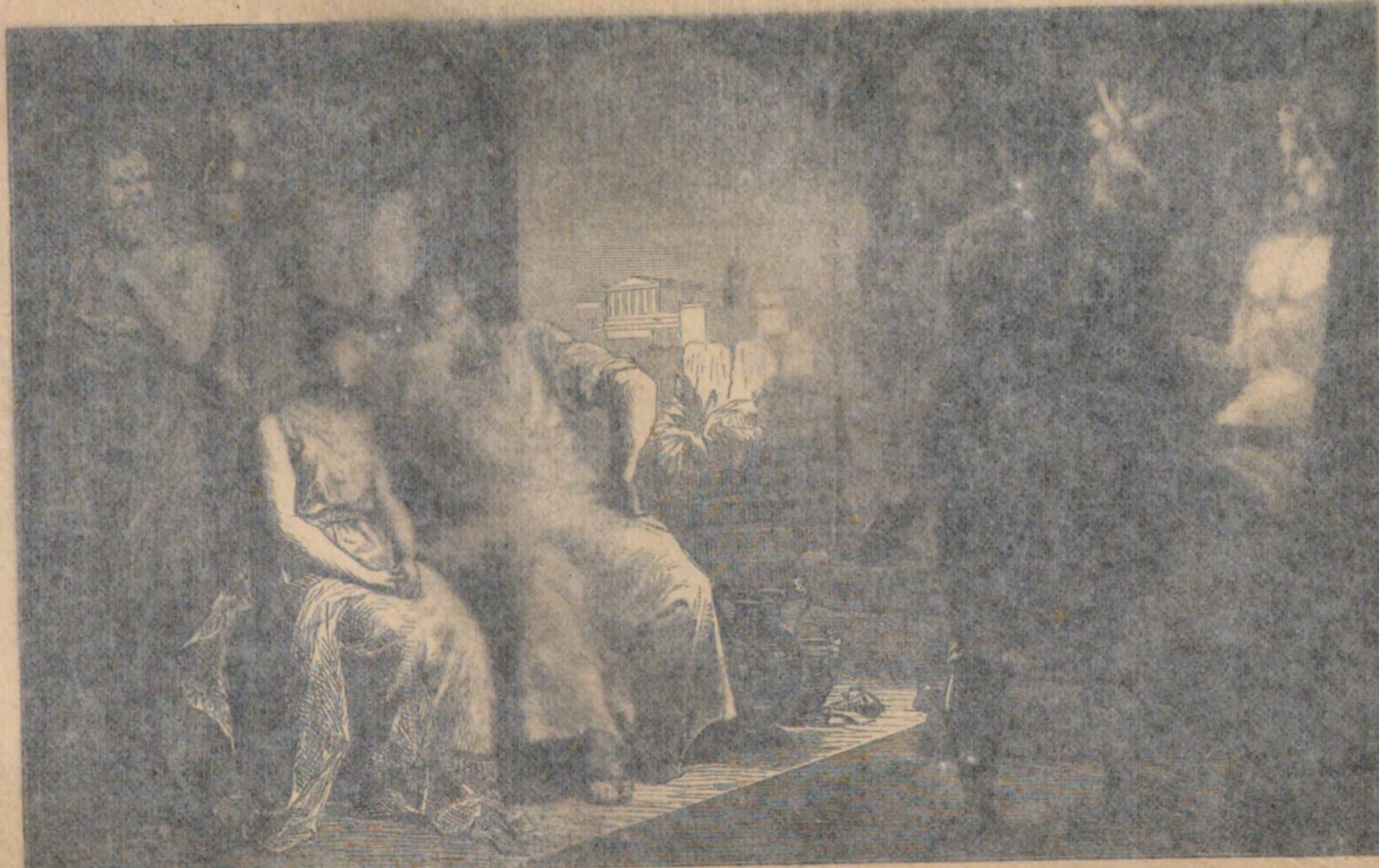
Socrates. Alcibiades. Sophocles. Aspasia. Pericles. Phidias.

PERICLES IN DER WERKSTATT DES PHIDIAS.

[illegible] am Tage nach der Schlacht auf der [illegible] für das Geschehene, [illegible] Beute, [illegible] zurück. Den [illegible] aus ihm [illegible] Gefallenen [illegible] später [illegible] Für [illegible] aber — [illegible] Weise. [illegible] Kämpfe ermahnt und die Schlacht leitet. [illegible] die Sage, es stiegen zur Nachtzeit auf Marathons Gefilden die Erschlagenen aus den Gräbern empor, [illegible], und dann vernähme der Wanderer [illegible], Kampfruf und Rossegewieher.

In der Wirklichkeit sollte es an einer Fortsetzung des Kampfes zwischen Persien und Griechenland nicht fehlen.

Miltiades, der Retter des Vaterlandes, der Mann, dessen Siegesruhm unvergänglich sein wird, stand nun in Athen auf der höchsten Stufe des Ansehens. Aber auch er sollte ein Beispiel werden, wie schwer es ist, Maß bei Verwendung erworbener großer Güter zu halten. Gerade das unbedingte Vertrauen, das man ihm schenkte, ward der erste Anlaß zu seinem Unheil. Er verlangte von den Athenern die Ausrüstung einer Flotte zu einem Unternehmen, das er aber nicht näher bezeichnete. Er sagte nur, er werde die Athener reich und glücklich machen, wenn sie ihm folgten. Dem Sieger von Marathon traute man zu, daß er Gut und Blut des Landes nicht leichtfertig aufs Spiel setzen, daß er es nicht um einer geringen Sache willen opfern werde. Unglücklicherweise aber war das, was er vorhatte, etwas Unbedeutendes. Er überzog die Bewohner der [illegible] Insel Paros mit Krieg, nicht weil, wie später zu seiner Verteidigung gesagt ward, dieselben den Persern Beistand geleistet hatten, [illegible] für eine ihm früher von einem Parier zugefügte [illegible] Beleidigung Rache zu nehmen. Gerade seine große That [illegible] Erwartungen in den Athenern erregt, und als sie darauf,



Socrates. Alcibiades. Sophocles. Aspasia. Pericles. Phidias.

PERICLES IN DER WERKSTATT DES PHIDIAS.

gelegt. Aber sie trafen erst am Tage nach der Schlacht auf der Ebene von Marathon ein. Staunend vernahmen sie das Geschehene, sahen sie das Schlachtfeld, die todten Perser und die reiche Beute, priesen die Athener und kehrten darauf in ihre Heimath zurück. Den erbeuteten Marmorblock empfing Phidias mit dem Auftrag, aus ihm eine Bildsäule der Göttin Nemesis zu gestalten. Den Gefallenen wurden würdige Denkmäler auf dem Schlachtfelde errichtet; später kam ein Denkmal des Miltiades hinzu, den man dort beerdigte. Für jetzt ehrte man den Retter des Vaterlandes in anderer, aber — der Sitte der Zeit entsprechend — doch nur in mäßiger Weise. „Es waren bei allen Völkern in ihren ersten Zeiten," sagt Cornelius Nepos, „die Ehrenbezeugungen selten und dürftig, dafür aber wurden sie um so höher geschätzt." Auf einem Gemälde der Schlacht, welches in der bunten Halle zu Athen seinen Platz fand, sah man die Figur des Miltiades an einem hervorragenden Platze, wie er die Krieger zum Kampfe ermahnt und die Schlacht leitet. Bald entstand im Volke die Sage, es stiegen zur Nachtzeit auf Marathons Gefilden die Erschlagenen aus den Gräbern empor, ihren Kampf in der Luft fortzusetzen, und dann vernähme der Wanderer Kampfgetöse, Waffenklang, Kampfruf und Rossegewieher.

In der Wirklichkeit sollte es an einer Fortsetzung des Kampfes zwischen Persien und Griechenland nicht fehlen.

Miltiades, der Retter des Vaterlandes, der Mann, dessen Siegesruhm unvergänglich sein wird, stand nun in Athen auf der höchsten Stufe des Ansehens. Aber auch er sollte ein Beispiel werden, wie schwer es ist, Maß bei Verwendung erworbener großer Güter zu halten. Gerade das unbedingte Vertrauen, das man ihm schenkte, ward der erste Anlaß zu seinem Unheil. Er verlangte von den Athenern die Ausrüstung einer Flotte zu einem Unternehmen, das er aber nicht näher bezeichnete. Er sagte nur, er werde die Athener reich und glücklich machen, wenn sie ihm folgten. Dem Sieger von Marathon traute man zu, daß er Gut und Blut des Landes nicht leichtfertig aufs Spiel setzen, daß er es nicht um einer geringen Sache willen opfern werde. Unglücklicherweise aber war das, was er vorhatte, etwas Unbedeutendes. Er überzog die Bewohner der kleinen Insel Paros mit Krieg, nicht weil, wie später zu seiner Vertheidigung gesagt ward, dieselben den Persern Beistand geleistet hatten, sondern um für eine ihm früher von einem Parier zugefügte persönliche Beleidigung Rache zu nehmen. Gerade seine große That hatte große Erwartungen in den Athenern erregt, und als sie darauf,

während sie sich im Stillen mit der Hoffnung getragen hatten, der Vernichter des persischen Landheeres habe nichts Geringeres im Sinne, als die Vernichtung der persischen Flotte, vernahmen, daß er vor der kleinen Stadt der Parier liege, geriethen sie in Entrüstung, und sie behaupteten nun, nach Lage der Sache von Miltiades getäuscht worden zu sein. Nun hatte Miltiades auch nicht einmal in diesem Kampfe Glück. Die Parier verweigerten die Zahlung der von ihm geforderten hundert Talente und schlugen Angriff auf Angriff siegreich zurück. Fünf Wochen waren darüber vergangen, als in einer Nacht ein ferner Feuerschein in Miltiades die Besorgniß erregte, eine persische Flotte sei im Anzuge. Später stellte es sich heraus, daß ein furchtbarer Waldbrand in Asien den Schein am Himmel verursacht hatte. Von dem bezeichneten Eindrucke jedoch beherrscht, hielt es Miltiades für geboten, die Belagerung aufzuheben. Er verbrannte die Belagerungswerke und kehrte nach Athen zurück. Der Erfolg stand mit den erregten Hoffnungen in zu grellem Gegensatze, als daß die allgemeine Erbitterung des Volkes hätte Verwunderung erregen können. Gemäß altem Verfahren, ward er angeklagt, Gut und Blut des Staates leichtfertig und nur um persönlicher Zwecke willen verschwendet zu haben. Darauf stand der Tod, und dieser Spruch traf nach dem Gesetze auch ihn. In Rücksicht aber auf seine Verdienste, die er sich früher erworben hatte, ward das Urtheil dahin ermäßigt, daß er die Kriegskosten, 50 Talente (75,000 Thaler), zu ersetzen und bis nach erfolgter Zahlung in der Schuldhaft des Staates zu verbleiben habe. Eine Wunde am Fuß, die er sich auf Paros durch einen Fall zugezogen hatte, verschlimmerte sich bald darauf so sehr, daß er starb. Sein junger Sohn Cimon brachte das Geld mühsam von Freunden und Bekannten zusammen und erhielt nach Zahlung desselben die Erlaubniß, den ruhmgekrönten Vater ehrenvoll bestatten zu dürfen.

Aristides und Themistokles.

Die einflußreichsten Männer in Athen nach des Miltiades Tode waren Aristides und Themistokles, beide altberühmten Geschlechtern entsprossen. Aristides neigte sich mehr den aristokratischen Anschauungen zu, während Themistokles der Führer der äußersten demokratischen Partei war. Aristides suchte Bestehendes zu erhalten, Themistokles sah nur Heil in radicalen Umgestaltungen des Staatswesens. Erglüht waren Beide für das Gedeihen und die wachsende Größe Athens, aber während Themistokles im Erkennen der Lage des Vaterlandes

sich klareren Blickes erwies, als sein großer Gegner, zeichnete sich dieser durch einen reineren Willen aus. Beide gehörten der Zahl der Feldherren an, die bei Marathon ihren Oberbefehl an Miltiades abgetreten hatten, der erste derselben (damit zugleich allen übrigen ein rühmliches Beispiel gebend) war Aristides gewesen. Aristides begehrte nichts für sich, er wollte nur dem Vaterlande dienen; in Themistokles war die Liebe zum Vaterlande nicht so selbstsuchtsloser Art, sein Streben für den Vortheil Athens und den Vortheil seiner Person fielen in Eins zusammen. Dies wiederum war der Hauptgrund des Mißtrauens, das Aristides gegen ihn hegte; er vermochte es nicht, sich der Besorgniß zu entschlagen, der durch seine Reden mächtige Mann möchte, durch persönlichen Ehrgeiz aufgereizt, das Volk zu verderblichen Handlungen hinreißen.

Daß Persien sich nicht mit den beiden verunglückten Zügen zufrieden geben würde, konnte als sicher angenommen werden. Das delphische Orakel, über die Lage befragt, hatte geantwortet, Athens Rettung beruhe auf der hölzernen Mauer. Dies hatten Viele auf die von Alters her mit einem hölzernen Zaun umgebene Akropolis gedeutet, während von Themistokles behauptet worden war, mit der hölzernen Mauer seien Schiffe, sei eine starke Flotte gemeint. Themistokles dachte nicht nur an die von Persien aus drohende Gefahr, er hielt sich überzeugt davon, daß, selbst wenn Persien den Krieg ruhen lasse, oder wenn Griechenland sich Persien gegenüber zu behaupten wisse, früh oder spät ein anderer Krieg, und zwar ein Krieg innerhalb Griechenlands entbrennen werde: der zwischen Athen und Sparta um die Hegemonie über die griechischen Staaten! — Die aus solchen Gesichtspunkten sich ergebenden Forderungen an die Mittel des Staates waren allerdings sehr bedeutend, und Aristides hielt dafür, daß sie alle Grenzen überschritten, weshalb er, da gerade ihm die Verwaltung der Geldmittel des Staates anvertraut war, die Flotten-Pläne des Themistokles mit aller Macht bekämpfte. Ueberdies war er der Meinung, daß, wenn die Athener, zu einem seefahrenden Volke gemacht, Verbindungen mit barbarischen Nationen anknüpften und sich durch Handel bereicherten, es bald genug und dann für immer mit den einfachen Sitten des Landes vorbei sein würde. Themistokles war nicht im mindesten zweifelhaft über die Ehrenhaftigkeit seines Gegners; aber eben so klar sah er, daß, wenn derselbe siege, demnach Athen schwach zur See bleibe, es unrettbar seinem Verderben entgegen gehe. Eines Vortheil mußte geopfert werden: der des Staates, oder der des Gegners. Da beschloß Themistokles, das

Scherbengericht gegen Aristides aufzurufen. Ihm, dem gewandten Führer der demokratischen Partei, konnte es nicht schwer fallen, für die Ansicht, jener sei dem Staate gefährlich und daher seine Verbannung auf zehn Jahre eine Nothwendigkeit, 6000 Stimmen zu gewinnen. Bei der Abstimmung geschah es, daß ein Landmann sich an einen ihm Unbekannten mit der Bitte wandte, den Namen Aristides für ihn auf den Scherben zu schreiben. Der Angeredete war Aristides selbst. „Weshalb“, fragte dieser, ohne sich zu verrathen, „stimmst du für die Verbannung des Mannes?“ — „Ich kenne ihn gar nicht“, antwortete der Landmann, „aber es ärgert mich, daß alle Welt ihn den Gerechten nennt.“ Aristides that dem Manne seinen Willen. Als die Stimmenzahl gegen ihn entschieden hatte, verließ er ohne Groll seine Vaterstadt; er betete zu den Göttern, die Athener in ihren Schutz zu nehmen, daß diese nie in die Lage kommen möchten, seine Verbannung zu bereuen.

Der Tag der Reue über die Ausführung einer so harten Maßregel, wie in damaliger Zeit eine Verbannung es war, sollte für die Athener nicht ausbleiben; aber dennoch war Themistokles als Staatsmann im Recht. Die Nothwendigkeit dessen, was er erstrebte, ward später sogar — ein neues Zeichen der hohen Gesinnung dieses Mannes — von Aristides anerkannt. Als Themistokles nun auf die bezeichnete Art seinen großen Gegner vom Kampfplatz entfernt hatte, ging er ungesäumt an die Ausführung seines Werkes. Die Athener besaßen reiche Silberbergwerke, deren Erträge bisher regelmäßig unter die Bürger vertheilt worden waren. Themistokles wußte sie dahin zu bestimmen, daß sie beschlossen, außer bedeutenden Mitteln, die der Staatsschatz bot, auch die nächsten Erträge aus den Bergwerken zum Bau von Kriegsschiffen zu verwenden. Rüstig wurde von Tausenden gearbeitet, und während später in der Stunde der Noth Korinth nur 40, Sparta nur 10 und jeder andere der griechischen Staaten noch nicht einmal zehn Schiffe stellen konnte, war Athen in der Lage, mit 127 Kriegsschiffen auf dem Meeres-Kampfplatz erscheinen zu können.

Xerxes gegen Griechenland.

Was von den Einen vermuthet, von den Andern gefürchtet worden war, trat ein. Man vernahm, daß Darius neue und sehr bedeutende Rüstungen angeordnet habe. Griechenland sollte büßen für die Schmach, die es dem persischen Namen zugefügt hatte. Drei Jahre währten die Rüstungen, das ganze Reich ward in Be-

wegung gesetzt. Als nun aber der Zug seinen Anfang nehmen sollte, empfing Darius unerwünschte Kunde aus Aegypten. Sie lautete: das ganze Aegypten stehe in Aufruhr! — Im Begriff, die Aegypter mit Heeresgewalt wieder zum Gehorsam zu bringen, starb Darius (485 v. Chr.). Ihm folgte sein Sohn Xerxes, der schönste und stattlichste Mann des Landes. Als von ihm Aegypten bewältigt und wieder unter das Sklavenjoch gebracht worden war, zog er nach Susa zurück und war, da er sich nun an Kriegsruhm gesättigt hatte, anfangs gar nicht Willens, den Griechen feindlich zu begegnen. Mardonius aber, der Führer des verunglückten ersten Zuges, den der Wunsch, Statthalter des unterworfenen Griechenlands zu werden, nicht ruhen ließ, wußte seinem hohen königlichen Verwandten sowohl die Vortheile, die der Gewinn dieses Landes einzubringen verspreche, wie auch die Beleidigungen, die den Persern von den Griechen zugefügt worden seien, so eindringlich zu schildern, daß jener sich endlich dazu verstand, den auf Griechenland zielenden Plan seines Vaters aufzunehmen. Als dies bei ihm feststand, beschloß er, von vorn herein derartige Mittel zur Durchführung aufzubieten, die ein Mißlingen als eine Unmöglichkeit erscheinen ließen. So ward denn in einer Weise gerüstet, als sollte nicht das — im Verhältnisse zum persischen Weltreiche — winzige Griechenland, sondern als sollten alle übrigen Länder der Erde gleichzeitig mit Krieg überzogen werden. Fürs Andere befahl er, die Landenge am Vorgebirge Athos, an dem Mardonius mit seiner Flotte verunglückt war, zu durchstechen, um einen sichern Kanal für die Durchfahrt zu gewinnen. Es war dies ein Riesenwerk, dessen Ausführung viele Tausende von Menschen drei volle Jahre hindurch beschäftigte.

Nachdem die Rüstungen vier Jahre gewährt hatten, ließ Xerxes an alle Heerestheile den Befehl ergehen, sich in Sardes zu sammeln. Ehe er selbst dahin aufbrach, erschienen zwei Spartaner, Sperthias und Bulis, vor ihm. Sie hatten freiwillig ihre Heimath verlassen und boten sich dem Könige als Todtenopfer dar, um ihr Vaterland von der Blutschuld des Gesandtenmordes zu befreien. Xerxes nahm das Opfer nicht an, sondern sandte die Männer zurück. Rührte ihn die Großherzigkeit, die sich in der Handlungsweise dieser Spartaner offenbarte? Oder wollte er Sparta nicht von der Blutschuld befreien? Auf dem Wege nach Sardes erregte ein schöngewachsener Platanenbaum in dem Maße sein Wohlgefallen, daß er ihm einen goldenen Schmuck verlieh und einen Wächter über ihn verordnete „für ewige Zeiten." Gerade als er beim Heere eintraf, wurden gefangene

griechische Kundschafter hergebracht. Entgegen der bereits erfolgten Anordnung, nach der über sie der Kreuzestod verhängt worden war, befahl Xerxes, sie im ganzen Heere umherzuführen und sie dann zu entlassen, weil er meinte, ihre Schilderung von der Macht der Perser würde die Griechen bestimmen, von aller Vertheidigung abzustehen. Darnach sandte er Boten an die griechischen Staaten (mit Ausnahme von Athen und Sparta) und ließ zum Zeichen der Unterwerfung Erde und Wasser fordern. Inzwischen waren auf seinen Befehl zwei Brücken über den Hellespont geschlagen worden. Ein Sturm zerstörte sie. Als dem Könige dies gesagt ward, befahl er, die Baumeister zu köpfen, dem Meere aber dreihundert Geißelhiebe zuzutheilen und Fußketten in dasselbe zu werfen. Es wurden neue Brücken gebaut, die dem Sturme und Wogenschlage widerstanden.

Im Frühlinge des Jahres 480 brach nun Xerxes mit seinem ungeheuren Heere von Sardes auf. Unterweges bestieg er die alte Burg von Troja, und als er sich von kundigen Männern hatte berichten lassen, wer einst daselbst gethront, und wie rühmlich auf der Ebene gestritten worden, opferte er der ilischen Athene tausend Rinder. Dem Hellespont nahe gekommen, holte ihn Pythios, ein Mann von unermeßlichem Reichthum, ein. Dieser hatte, als Xerxes sich nach Sardes begab, ihn und sein ganzes Heer köstlich bewirthet und sich dadurch das besondere Wohlgefallen des Königs erworben. Nach seinem Begehr gefragt, äußerte er, er sei gekommen, um sich von dem Könige eine Gnade zu erbitten. Als Xerxes ihm Gewährung zugesagt hatte, sprach Pythios: „Herr, ich habe fünf Söhne, die sich insgesammt in deinem Heere befinden. Habe nun Erbarmen mit mir altem Manne, und laß mir einen der Söhne zurück!" — „Wie, Sclave," rief Xerxes ergrimmt, „du willst einen deiner Söhne Dem entziehen, das zu unternehmen ich mich selbst nicht scheue? Doch ich verhieß dir Gewährung: sie soll dir werden!" Er ließ nun einen der Söhne entzweisägen und das Heer zwischen den beiden Hälften hindurchziehen. So erfüllte er seine Zusage! — Zu Abydos am Hellespont angekommen, hielt Xerxes von einer auf einem Hügel für ihn erbauten hohen Bühne Heerschau. Das Landheer erging sich in heiteren Waffenspielen, die Flotte führte ein Seegefecht aus. Er freuete sich des herrlichen Anblicks, sein Angesicht strahlte vor Entzücken; herrlicher aber als Alle war er in seiner Schönheit und seinem Schmucke anzuschauen. Plötzlich jedoch verschwand der Ausdruck der Freude auf seinem Angesicht, Thränen traten ihm ins Auge. Von einem Verwandten nach dem Grund der Bewegung gefragt, sagte er: „Ich muß weinen, wenn ich

bedenke, daß von allen diesen Leuten in hundert Jahren keiner mehr am Leben sein wird." Schon in der Morgendämmerung des nächsten Tages waren die Heerhaufen, die dem Hellespont zunächst ihre Lager gehabt hatten, in voller Bewegung. Die Brücken wurden mit Myrthen bestreut, das Räucherwerk in Schalen, die auf beiden Seiten in großer Zahl aufgestellt worden waren, wurde angezündet. Als die Sonne aufstieg, trat der König zur Brücke, brachte dem Sonnengott ein Trankopfer, erhob seine Hände und flehete ihn um Glück an. Dann — gleichsam um dem Meere es abzubitten, was er ihm Schmachvolles zugefügt hatte — warf er die goldene Schale, einen goldenen Mischkrug und ein persisches Schwert in die wallende Flut. Hierauf nahm der Zug des Heeres über die die beiden Erdtheile Asien und Europa verbindende Brücke seinen Anfang. Voran zog der fast unübersehbare Troß mit dem Zugvieh und den Lastthieren und Koppeln von Hunden. Ihm folgten persische Leibgarden, Tausend zu Roß und Tausend zu Fuß, darauf zehn heilige nisäische Rosse. Dann kam, von acht weißen Rossen gezogen, der heilige Wagen des Zeus; dem Götterwagen gingen Führer zur Seite, da kein Sterblicher den Sitz besteigen durfte. Unmittelbar darauf folgte Xerxes auf einem von nisäischen Rossen gezogenen Wagen; dem Könige schlossen sich Leibgarden an, wiederum Tausend zu Roß und Tausend zu Fuß, denen 10,000 Mann zu Fuße folgten. Hierauf kam in buntem Gemisch das Heer. Sieben Tage und sieben Nächte währte ununterbrochen der Zug, obgleich, um den Gang der einzelnen Heerhaufen zu beschleunigen, Peitschenträger sich müde arbeiteten.

Während die Flotte auf des Königs Befehl Therma zum Ziel ihrer Fahrt nahm, wo sie das Landesheer erwarten sollte, wälzte sich letzteres, alle streitbaren Mannschaften, die es unterwegs traf, mit sich nehmend, einer wachsenden Lawine gleich dem Norden zu.

Die meisten der griechischen Staaten, von einem wahrhaft tödtlichen Schrecken befallen, hatten dem Könige ihre Unterwerfung angezeigt und nahmen nun auch gezwungen an dem Kriegszuge Theil. Erschien es doch selbst den erfahrenen Staatsmännern in Delphi als von der Lage geboten, durch einen Orakelspruch die Griechen zum Aufgeben alles Widerstandes aufzufordern. Der Völkerflut, meinten sie, sei nicht zu widerstehen; sie werde wieder zurückgehen — dann sei die Zeit der Erhebung da.

Welche Güter, die damals noch im Keime lagen, wären der Welt verloren gegangen, wenn diese Ansicht gesiegt hätte! Anders dachten die Männer von Athen und Sparta und ihre wenigen Bun-

desgenossen. Außer dem peloponnesischen Bunde standen nur die Platäer, die an dem Siege von Marathon Theil genommen hatten, und die Thespier auf ihrer Seite. Für sie gab es nur ein Zweifaches in der vorhandenen Lage: zu siegen, oder im Kampfe für die höchsten Güter der Menschheit, für Freiheit und Vaterland und für freie Geistesentwicklung zu sterben. Diese hohe Gesinnung der Männer Griechenlands hielt das Schild ihrer Ehre rein, sie überlieferten der Zukunft ein Kleinod: das erhabene Beispiel, für die höchsten geistigen Güter freudig die vornehmsten irdischen Güter in die Schanze zu schlagen. Verluste letzterer Art wandeln sich in unschätzbare Gewinne für die folgenden Geschlechter. Das Dritte, freiwillige Unterwerfung unter einen dumpfen Barbarenwillen, erschien jenen hochgesinnten Männern einer Entweihung der Seelen, einer Besudelung gleich, die unvertilgbar ist, erschien ihnen als eine Erniedrigung, von der es ein Auferstehen niemals mehr gibt. O ihr Männer Griechenlands, die ihr euch bei so geringer Aussicht auf irdischen Erfolg die Hand zum heiligen Bunde reichtet, euer Andenken wird der Menschheit stets heilig sein! —

Themistokles war die leuchtendste der Heldengestalten bei der Berathung über die Art und Weise des bevorstehenden Entscheidungskampfes. Seine Rathschläge fanden Annahme; dem Landheer des Feindes sollte in dem Engpaß zu Thermopylä der erste Widerstand geleistet werden, die griechische Flotte an dem nördlichen Vorgebirge Euböas, bei Artemisium, Aufstellung nehmen.

Auf der Ebene zu Doriskos in Thracien weidete Xerxes noch einmal sein Auge an den Völkermassen, die sein Despotenwille herzugeführt hatte; um ein Volk zu unterdrücken, dessen Beruf für die Entwicklung des geistigen Lebens der Menschheit von so unermeßlicher Bedeutung war und es immer noch ist. Herodot schildert 56 Völkerschaften, die alle nach Landessitte eigens gekleidet und bewaffnet waren, und sagt, Xerxes habe, um eine annähernde Vorstellung von der Zahl seiner Krieger zu gewinnen, einen Raum abstecken und mit einem Holzgerüst umgeben lassen, innerhalb dessen 10,000 Menschen Platz gehabt hätten. Dieser Raum, als Maß angenommen, sei 170 Mal gefüllt worden, ohne 80,000 Reiter. Dies würde (ohne die Reiterei) eine Heermacht von 1,700,000 Mann ergeben. Rechnet man noch die Mannschaften der 1207 Kriegs- und 3000 Lastschiffe hinzu, so kann die gesammte Heeresmacht der Perser auf mindestens drittehalb Millionen veranschlagt werden. Herodot giebt, mit Berufung auf persische Berichte, sogar fünf Millionen an.

Leonidas.

Der Paß von Thermopylä bietet den einzigen Zugang aus Thessalien nach Mittelgriechenland. Auf einer Seite hat er Sümpfe und das Meer, auf der andern steile Felsen. Durchschnittlich ist er sechzig Fuß breit, auf einzelnen Stellen jedoch kann kaum ein Wagen hindurch. Seinen Namen führt der Paß von den warmen Quellen und einem Thore, durch welches man in ein dort befindliches Mauerwerk gelangte. Die Mauer, ein Werk aus älterer Zeit, wurde, da sie geeignet war, den Durchgang zu erschweren, ausgebessert. Dies war der Platz, der dem Könige Leonidas von Sparta zur Vertheidigung überwiesen worden war. Er hatte nur einige Tausend Mann, unter ihnen nur 300 Spartaner; diese Spartaner aber waren auserlesene Helden, die Leonidas sich selbst ausgewählt hatte. Seine Heeresmacht wäre bei weitem größer gewesen, wenn die Spartaner, die ungern den Dienst der Götter versäumten, nicht gerade ein neuntägiges Fest zu Ehren Apollo's zu feiern gehabt hätten, und wenn nicht um dieselbe Zeit viele Hellenen in Olympia versammelt gewesen wären, die es für unerläßlich hielten, ehe sie zum Kampfe schritten, die feierlichen Spiele zu beendigen. Ueberdies war Xerxes schneller herzugerückt, als die Griechen es gedacht hatten, und des Leonidas Aufgabe war es nun, mit der geringen Macht, die ihm zu Gebote stand, dem großen Perserheere den Durchgang durch den Paß von Thermopylä zu wehren. Und wahrlich, es wäre dies dem Helden auch gelungen, hätte nicht, wie wir hören werden, schnöde Geldgier einen Menschen zu schändlichem Verrath verleitet. Xerxes erstaunte, als er vernahm, daß gleichsam eine Handvoll Leute gewillt sei, sich seinem Zuge zu widersetzen. Hoffend, die Griechen würden sich eines Bessern besinnen, harrte er vier Tage. Die tapferen Männer hatten nun allerdings Zeit gehabt, sich zu überzeugen, daß ihnen eine unermeßliche Macht gegenüberstehe; ihr Muth war aber dadurch nicht gebeugt worden. Auf die Bemerkung eines Spähers, es sei die Zahl der Feinde so groß, daß ihre Pfeile die Sonne verdunkeln würden, entgegnete der Spartaner Dienekes: „Das ist gut; so werden wir im Schatten fechten." — Und von Leonidas wird erzählt, er habe dem Könige Xerxes, als dieser am vierten Tage ihm und seiner Schar durch einen Herold seine Waffen abfordern ließ, in echt lakonischer Weise geantwortet: „Komm und hole sie!" Am Morgen des fünften Tages gab Xerxes den Medern und Kissiern den Befehl, die Unbesonnenen lebendig zu ergreifen und sie ihm vorzuführen. Die Meder

und Kissier drangen mit Kampfgeschrei gegen die Griechen vor, aber sie erlitten schwere Verluste und mußten endlich, ohne sich auch nur eines Feindes bemächtigt zu haben, zurückweichen. Der Kampf hatte bis zum Nachmittage gewährt. Xerxes schäumte vor Wuth, und um die Sache mit einem Schlage zu beendigen, ließ er die Schar der 10,000 Unsterblichen gegen den Feind vorrücken. Sie bestand aus erlesenen Kriegern, die sich insgesammt schon in Kämpfen bewährt hatten. Aber auch sie vermochten nichts auszurichten. Der Eingang zum Paß verhinderte sie, ihre ganze Macht zu entfalten, auch konnten sie auf dem schmalen Kampfplatz ihre Speere wenig gebrauchen. Die Spartaner wandten zum öfteren die List an, zu fliehen; dann aber drangen sie plötzlich gegen die Nacheilenden vor und erschlugen sie. Auf seinem erhöhten Sitze, von dem aus Xerxes den Kämpfen zuschauete, sprang er dreimal vor Entsetzen empor. Als der Abend hereinbrach und die Perser sich zurückzogen, war der Eingang in den Paß mit Leichenhaufen bedeckt — die Griechen standen unerschüttert in ihrer Stellung. Die persischen Feldherren suchten nun dem Könige einzureden, die Griechen würden am nächsten Tage mit leichter Mühe zu besiegen sein, denn sie wären ermattet, und außerdem möchte kaum einer von ihnen unverwundet geblieben sein. Beim Morgengrauen begann der Kampf aufs Neue. Aber die Sonne stieg bis zum höchsten Punkt, und die Perser hatten noch keinen Vortheil erreicht, und als die Sonne blutigroth unterging, sah sich Xerxes zum zweiten Male genöthigt, den Kampf abbrechen zu lassen.

Da ward ein Grieche, Ephialtes mit Namen, vor Xerxes geführt; dieser Elende erbot sich, den Persern einen geheimen Fußpfad über das Gebirge zu zeigen. Gier nach Gold machte ihn zum Verräther an seinem Vaterlande. Sein Anerbieten ward mit Hast angenommen, und so wie die Nacht anbrach, stiegen einige Tausend Perser zur Seite hinauf in das dunkle Gebirge. Noch hatten die Griechen im Engpaß keine Ahnung von dem Verhängniß, dem sie damit verfallen waren. Als die Sonne aufgegangen war und der Oberpriester Megistias das übliche Opfer gebracht hatte, weissagte er den Griechen aus den Eingeweiden der Opferthiere, daß sie an diesem Tage sterben würden. Und er fügte hinzu: „Ich aber will mich euch nicht entziehen, sondern will bei euch bleiben, um mit euch zu sterben." Da kamen griechische Späher eiligen Laufes von dem Vorgebirge hernieder, und sie verkündeten dem Könige Leonidas, daß er mit den Seinen von einer starken Feindesschar umgangen sei. Noch war es möglich, zu entkommen. Leonidas sandte die Bundesgenossen hinweg; er blieb

mit seinen dreihundert Spartanern, da sie gelobt hatten, den Platz zu vertheidigen. Hierauf erklärten die Thespier, bei den Spartanern bleiben zu wollen, um mit ihnen zu sterben. Der Verräther Ephialtes hatte dem Perserkönige gesagt, er würde etwa um die Zeit, in der die Leute zu Markte zu gehen pflegen, das jenseitige Thal erreicht haben. Um diese Zeit nun ließ Xerxes neue Scharen vom Lager aus gegen den Paß vorrücken. Die Griechen — die Spartaner in ihren rothen Kriegsmänteln, alle aber mit Kränzen auf den Häuptern — gingen ihnen entgegen bis zu einer breiteren Stelle. Den Persern erschienen sie Wesen höherer Art zu sein, und mit Beben hoben sie den Kampf gegen sie an. Xerxes hatte ihnen Hauptleute nachgesandt, die mit scharfen Geißeln auf die hinteren Reihen einhieben und auf diese Art die Perser vorwärts trieben. Blutiger war der Kampf, als in den Tagen vorher. Die Griechen thaten Wunder der Tapferkeit; doch der Feind hatte Leute genug, so daß die Lücken in seinen Reihen stets wieder ausgefüllt wurden, während die Schar der Griechen zusammenschmolz. Als den meisten derselben die Lanzen zerbrochen waren, drangen sie mit den Schwertern gegen den Feind vor und richteten schreckliche Verheerungen in seinen Reihen an. Allen voran kämpfte der heldenmüthige Leonidas. Jetzt fiel er, und es erhob sich um seine Leiche ein Kampf, wie er einst vor Troja stattfand, als um den gefallenen Patroklos gestritten ward. Viermal wurden die Perser zurückgeschlagen, zwei Brüder des Perserkönigs fielen dabei; die Spartaner gewannen den Leichnam ihres Königs. Um diese Zeit hatten die von Ephialtes geführten Perser das Thal erreicht, und sie drangen nun mit Kriegsgeschrei auf die Griechen ein. Jetzt, da sie auch im Rücken bedroht waren, galt es für die Griechen den letzten Todeskampf. Die Spartaner, den Leichnam ihres geliebten Königs, den sie nur mit ihrem Leben dem Feinde überlassen wollten, mit sich führend, zogen sich gegen die Mauer zurück und drängten sich auf einen Haufen zusammen. Von dichten Feindesscharen umstürmt, wehrten sie sich hier wie die Löwen. Endlich lagen die bekränzten Helden alle todt auf einem Haufen, ihren König, der in ihrer Mitte lag, noch mit ihren Leibern deckend. Der Dampf von dem vergossenen Blute stieg auf im Strahl der Morgensonne. Im Ganzen fielen zu Thermopylä viertausend Griechen. Später wurde auf gemeinsamer Grabstätte ein steinerner Löwe und eine Denksäule errichtet. Der Denksäule waren die Worte eingegraben:

„Mit dreihundertmal Zehntausenden kämpften einstmals
Hier viertausend Mann Peloponnesiervolk."

Die Spartaner hatten eine besondere Inschrift; sie lautete:

„Fremdling, melde dem Volk Lacedämons, daß wir hier liegen,
Weil in Gehorsam wir seine Gebote befolgt."

Der Verräther Ephialtes, dessen Name für alle späteren Zeiten zu einem Zeichen des Brandmals wurde, sollte sich seines Lohnes, den er sich bedungen hatte, nicht lange erfreuen. Die Griechen setzten einen Preis auf seinen Kopf. Nachdem er eine Zeit lang flüchtig umher geirrt war, ward er von einem Griechen erschlagen. Xerxes, der sonst die Tapferkeit auch am Feinde ehrte, war gegen Leonidas von solcher Wuth erfüllt, daß er den Leichnam desselben, nachdem er ihm hatte den Kopf abhauen lassen, an ein Kreuz schlagen ließ.

Der Paß war frei, und die Scharen der Feinde ergossen sich nun, einer wogenden Flut gleich, in das Innere Griechenlands hinein. Und doch war Eines für die Griechen gewonnen: mit Helden solcher Art, wie sie dieselben hier auf griechischem Boden fanden, kämpfen zu müssen, hatte den Muth der Perser erschüttert, so daß sie, trotz ihrer Unzahl, den weiteren Kämpfen nicht mit Zuversicht entgegen sahen, wogegen in den Herzen der noch lebenden Griechen die heiligsten und darum mächtigsten Triebe Stärkung empfangen hatten.

Artemision und Salamis.

An demselben Tage kämpften die Flotten der Perser und Griechen bei Artemision gegen einander. Obgleich die Spartaner nur zehn Schiffe gestellt hatten, war einer der Ihrigen, der Feldherr Eurybiades, zum Führer der vereinten griechischen Flotte erwählt worden. Diese Wahl war ein Werk des Themistokles, der, als die Spartaner die Forderung aufstellten, Jenen zu wählen, die Athener aber diese Forderung bekämpften, Letztere beschwor, nur jetzt Uneinigkeit nicht aufkommen zu lassen, und hinzufügte: „Im Nachgeben der Einigkeit zu lieb liegt die Rettung; die Thaten aber werden entscheiden, welcher Staat der erste ist in Griechenland!" — Der Kampf bei Artemision ward auch am folgenden und am dritten Tage fortgesetzt. Da kam zu den Griechen die Kunde, daß Leonidas gefallen sei und das Perserheer in das offene Land hineinflute. Dies bewog sie, sich zurückzuziehen. Aber auch auf dem Rückzuge suchte Themistokles dem Feinde zu schaden. Er ließ an die Felsen, an denen die Perser vorübersegeln mußten, Aufforderungen an die Jonier schreiben, die gezwungen Bundesgenossen der Feinde waren, sich zu erinnern, daß sie und die, die sie bekämpfen sollten, einem Stamme entsprossen wären! — Er wollte dadurch die Jonier zum Abfall bewegen, mindestens aber die

Perser mißtrauisch gegen sie machen und dadurch die feindliche Heermacht schwächen.

Während die griechische Flotte sich nach Salamis zurückzog, drang das persische Landheer unaufhaltsam vor. Städte, deren Bewohner Rettung in der Flucht gesucht hatten, ließen die Perser in Feuer aufgehen. Eine starke Heerschar ward gegen Delphi gesandt, um den Tempel seiner Schätze zu berauben. Der heiligen Stätte nahe, wurden die Perser beim Auffsteigen von den Phocensern, die auf den Höhen standen, mit Felsstücken begrüßt, die blutige Furchen in ihre dichten Reihen rissen. Mehr aber noch erschreckte sie ein entsetzliches Gewitter, das plötzlich ausbrach. Von der Vorstellung ergriffen, dem Götterzorn verfallen zu sein, floh die Heerschar, und es wurden ihrer Viele von den nachjagenden Phocensern erschlagen. Das Heiligthum des Gottes war gerettet.

Näher und näher wälzte sich die Feindesflut gegen Athen. Zwiespältig wiederum waren die Meinungen über die Haltung, die Athen annehmen sollte, und wiederum erkannte Themistokles das Richtige und wußte durch seine unwiderstehliche Beredsamkeit seinen Ansichten Annahme zu verschaffen. Erinnernd an den delphischen Spruch, der auf den Schutz hinter hölzernen Mauern hingewiesen habe, womit, wie von ihm bereits siegreich behauptet worden war, der Schutz auf Schiffen gemeint sei, gelang es ihm, die waffenfähigen Männer zu bewegen, die Stadt ihrem Schicksale zu überlassen und sich auf die Schiffe zu begeben. Die Schwachen, die Weiber und die Kinder wurden nach Trogene, Salamis und Aegina gebracht. Eine kleine Zahl von Bürgern blieb aber zurück und suchte Schutz in der Burg. Sie weiheten sich damit selbst dem Tode. Die Athener segelten mit ihren Schiffen nach Salamis, um die dort ankernde Flotte zu verstärken. Bei beginnender Nachtzeit dort angekommen, sahen sie den blutrothen Feuerschein am Himmel, der ihnen den Untergang ihrer schönen Heimathstadt ankündigte. Dieser Vorgang erschütterte die Herzen; aber während Einzelne an Flucht dachten, erstarkte in Anderen der Heldensinn nur noch mehr, und nur um so begieriger sehnten sie sich nach dem Kampfe mit dem Barbarenvolke, das die Feuerbrände in ihre Heiligthümer geschleudert hatte. Im Kriegsrath riethen Einzelne, sich noch weiter zurückzuziehen, Themistokles sprach für Annahme der Schlacht auf dieser Stelle. Der korinthische Führer Adimantos sagte gegen ihn: „In den Kampfspielen werden die mit Ruthen gestrichen, die sich zu früh erheben.“ „Ja,“ entgegnete Themistokles, „aber die dahinten bleiben, werden

nicht gekrönt.“ Als Jener behauptete, daß Themistokles, als ein Mann, der eine Heimath nicht mehr besitze, auch nicht mehr mitzureden habe, wies ihn dieser mit den Worten zurück: „Wir haben, o Armseliger, unsere Wohnungen und Mauern verlassen, da wir um lebloser Dinge willen keine Sklaven werden wollen: unsre Stadt aber ist die größeste von allen griechischen und beruht auf unsern zweihundert Schiffen, die jetzt zu eurer Rettung bereit stehen!“ — Darauf wandte er sich an Eurybiades und sagte, die Athener würden, wenn er jetzt dem Kampfe ausweiche, nach Italien segeln und sich dort eine neue Heimath gründen; dann möchten sie zusehen, wie sie allein mit dem Feinde fertig würden. — Dies bewirkte, daß der Oberfeldherr sich für Annahme der Seeschlacht entschied.

Als nun aber bald darauf über die Größe der sich nahenden persischen Flotte nähere Kunde einging, suchte sich die Ansicht, dem Feinde für jetzt auszuweichen, noch einmal Geltung zu verschaffen. Doch wer hätte den Vielgewandten, der eine Ader von dem „erfindungsreichen“ Odysseus in sich hatte, zu überlisten vermocht! Je nachdem die Lage war, je nachdem sah er; was zu thun sei, um sie zu beherrschen. Er sandte heimlich Botschaft an Xerxes, des Inhalts: „Ich bin auf deiner Seite, ich gönne dir den Sieg. Die Griechen sind unter sich uneinig, sinnen auf Flucht. Versperre ihnen den Weg, und dir winkt ein herrlicher Sieg!“ — Xerxes, hocherfreut in dem Gedanken, Themistokles auf seiner Seite zu haben, schloß sogleich die griechische Flotte ein — die Schlacht mußte geschlagen werden. — Was Themistokles von Anfang an gewollt hatte, das geschah nun; aber freilich, Alles war damit auf einen Wurf gesetzt. Die Gefahr für die Griechen war sehr groß; viele Tapfere hielten dafür, Salamis werde das zweite Thermopylä für Griechenland werden. Die griechische Flotte bestand aus 378 Schiffen mit 70,000 Mann, die persische Flotte dagegen zählte gegen 1000 Schiffe mit einer Besatzung von 150,000 Mann! —

Und gerade jetzt, wo Alles gegen Alles auf dem Spiele stand, erschien der verbannte Aristides, alle persönliche Kränkung hintenan setzend, auf der Flotte, um an dem Geschick des verhängnißvollen Kampfes Theil zu haben — ein strahlendes Beispiel reinster Vaterlandsliebe. Auch Themistokles sah in Jenem jetzt nicht den politischen Gegner, sondern den Vaterlandsfreund, und er empfing ihn daher mit Herzlichkeit. Aristides hatte sich beeilt, der Flotte die Nachricht zu bringen, daß sie eingeschlossen sei, und Themistokles vertraute ihm nun an, daß dies sein eigenes Werk sei.

Am Morgen des 23. Juli 480 v. Chr. rückten die Flotten zum

Entscheidungskampfe gegen einander vor. Auf einer erhöhten Stelle des Ufers saß auf einem goldenen Thron der Perserkönig, um sein Auge zu weiden an der Vernichtung des verhaßten Feindes. Rechts und links von ihm saßen Schreiber, die der Perser Wunderthaten verzeichnen sollten. Von Vortheil war den Griechen die Kleinheit ihrer Schiffe, die ihrer Flotte in dem engen Raum des Kampfplatzes eine schnellere Bewegung gestattete, als sie der feindlichen Flotte möglich war. Auch hatten die Perser Wind und Flut gegen sich. An Tapferkeit ließen es die Perser nicht fehlen; allein ihre Tapferkeit hielt den Vergleich mit der der Griechen nicht aus. Die Griechen kämpften für Freiheit und Vaterland, die Perser einzig und allein auf Antrieb eines Despotenwillens. Unter den Persern zeichnete sich durch Kühnheit eine Frau aus, die Königin Artemisia von Karien, die freiwillig sich dem Zuge angeschlossen hatte. Aber das Geschick der übrigen Führer der Perser-Flotte ward auch das ihre, auch sie wurde zurückgedrängt. Verfolgt von einem athenischen Schiff, griff sie, um den Feind zu täuschen, ein verbündetes Schiff an und bohrte es in den Grund. Da ließen die Verfolger ab von der Jagd auf sie. Xerxes, der alle ihre Bewegungen beobachtet hatte, rief: „Die Männer sind mir zu Weibern, die Weiber zu Männern geworden!“ Inzwischen stand Aristides im blutigen Kampfe gegen Perser, von denen die nahe Insel Psyttalea besetzt worden war; sie wurden alle erschlagen. Siegesruf traf sein Ohr vom Meere. Die persische Flotte war auf mehreren Stellen durchbrochen, die Perser führten nur noch den Kampf der Verzweiflung, und der Tod hielt eine schreckliche Ernte unter ihnen. Des Königs Angesicht war erbleicht, den Schreibern waren die Griffel auf die leeren Tafeln niedergefallen. Kaum hatte Xerxes noch Besinnung genug, den Rückzug anzuordnen, der unter den empfindlichsten Verlusten ausgeführt ward. Nur noch die Hoffnung war ihm geblieben: Mardonius, den er mit dreihunderttausend Mann zurückließ, werde zu Lande siegen! —

Gleich nach der Schlacht suchte der unermüdliche Themistokles die griechischen Führer zu bewegen, die Verfolgung der feindlichen Flotte bis zum Aeußersten fortzusetzen, die Brücke über den Hellespont zu zerstören und nicht zu ruhen, bis der letzte Mann vertilgt sei. Er drang nicht durch mit diesem Vorschlage. Die Griechen meinten sich mit dem großen Siege und der Beute, die ihnen geworden, begnügen zu können. Da sandte der an Plänen Unerschöpfliche einen vertrauten Boten zu Xerxes und ließ ihm sagen: „Eile nach Asien zurück, denn die Griechen haben vor, deine Flotte zu verfolgen und

zu vernichten, auch beabsichtigen sie, die Brücke im Hellespont zu zerstören." — Auf diese Weise, sagte sich Themistokles, säuberst du den Boden von dem Feinde, und Xerxes muß sich dir dafür obendrein noch verpflichtet fühlen, was dir vielleicht später einmal — er dachte dabei an das Schicksal des Miltiades — von Vortheil sein kann! — Seinem Verstande machten solche Erwägungen und Ausführungen Ehre, seinem Herzen nicht — ein Aristides wäre solcher Handlungen, die ihn in eine Doppelstellung gebracht hätten, unfähig gewesen.

Die von Themistokles empfangene Nachricht versetzte den König Xerxes in solche Bestürzung, daß er zu Lande floh. Als er den Hellespont erreichte, war von einem Sturme bewirkt, was Themistokles als von den Griechen beabsichtigt dargestellt hatte: die Brücken waren zerstört. Der Herrscher des Weltreiches mußte sich auf einem elenden Fischerkahne mit Gefahr des Lebens nach Asien hinüberretten. Seine ihm nachfolgenden Krieger wurden zu einem großen Theile die Beute von Hunger und Seuchen; nur wenige erreichten den Boden Asiens.

Aber wer war nun als der Sieger der weltberühmten Seeschlacht von Salamis anzusehen? Es erhob sich Streit unter den Führern wegen der zu ertheilenden Ehrenerweisungen. Eurybiades war der erwählte Feldherr; aber wer war der leitende und ordnende Geist des Ganzen gewesen? Später ward Alles klarer. Jetzt lag für die Spartaner die Sache so, daß sie ihrem Feldherrn Eurybiades den Preis der Tapferkeit, dem Themistokles den Preis der Weisheit zuerkannten, einem jeden aber einen Olivenkranz verliehen. Als Themistokles nach Sparta kam, ward er mit einem köstlichen Wagen beschenkt, und es gaben ihm darnach dreihundert Jünglinge das Geleit bis zur Grenze, eine Ehre, wie sie noch nie einem Gastfreunde Spartas erwiesen worden war. Noch höhere Ehrenbezeugungen standen dem Helden zu Olympia bevor. Als er dort erschien, wandten sich Aller Augen von der Rennbahn ab auf ihn. Tief bewegt sagte Themistokles zu seinem Freunde: „Jetzt ernte ich die Früchte meiner Arbeit für Griechenland!"

Platää und Mykale.

Mardonius blieb mit seinen 300,000 Mann den Winter über in Thessalien und hatte hinlänglich Zeit, über den nächsten Feldzug nachzudenken. Ehe er wieder zum Schwerte griff, machte er einen Versuch, Athen für sich zu gewinnen. Auf seinen Wunsch begab sich der damalige König Alexander von Macedonien, der von den Persern unterworfen, zugleich aber auch ein Gastfreund Athens war, nach

Athen und machte den Bürgern das Anerbieten, mit den Persern ein Bündniß einzugehen. Mardonius ließ den Athenern dabei die Zusicherung ertheilen, ihr Gebiet zu vergrößern, ihre zerstörten Tempel wieder aufzubauen und ihnen alle ihre Freiheiten zu lassen. In so lebhaften Farben indeß Alexander auch die gebotenen Vortheile dem versammelten Volke schilderte, so wenig erwünscht für ihn war der Eindruck seiner Rede auf die Hörer. Aristides, der feierlich zurückgerufen worden war, und dem man das Amt eines Archonten anvertraut hatte, erwiderte unter Zustimmung des Volkes, die Athener würden so lange gegen die Perser kämpfen, als die Sonne ihren gewohnten Lauf vollende; den König Alexander aber ermahnte er ernstlich, nie wieder das Gastrecht in Athen dadurch zu entweihen, daß er ihnen mit einem ähnlichen Antrage komme! — Kaum war Alexander gebührend abgefertigt, so erschienen Gesandte aus Sparta, um gegen das Zustandekommen eines Bündnisses Athens mit Persien zu wirken. Aristides sagte ihnen, was geschehen, verwies ihnen ihr Mißtrauen und forderte durch sie Sparta auf, eilig ein Heer auszurüsten.

Nunmehr rückte Mardonius mit seinem Heere in Attika ein, und die Athener mußten zum zweiten Male ihre Vaterstadt, an deren Wiederaufbau sie kaum die Hand angelegt hatten, verlassen. Sie begaben sich nach Salamis. Hoffend, der Druck der Ereignisse würde sie anderen Sinnes gemacht haben, ließ Mardonius den Athenern noch einmal jene Anerbietungen machen. Nur Einer vom Rathe der Fünfhundert erklärte sich zustimmend. Ihn erschlugen die Athener. Nachdem Mardonius in Athen keinen Stein auf dem andern gelassen hatte, zog er sich nach Böotien zurück, dessen Ebenen sich zur Entfaltung seiner Reiterei am besten eigneten, und nahm sein Lager an dem nördlichen Ufer des Asopos.

Rastlos mühete sich inzwischen Aristides, das Griechenheer zusammenzubringen. Die Spartaner zeigten sich, nachdem sie doch kaum die Athener an ihre Pflicht gemahnt hatten, saumselig; dies verschuldeten Selbstsüchtige in ihrer Mitte, die da predigten: lasse man Athen untergehen, so habe dies für Sparta die günstigsten Folgen, denn dann nehme dieses unbestritten den ersten Rang in Griechenland ein. Die ernstlichen Mahnungen Athens fruchteten aber doch endlich und regten das Nationalgefühl in dem Maße an, daß Sparta mit seiner ganzen Macht auszog und sich mit den Athenern und den übrigen Bundesgenossen zum Kampfe gegen den gemeinsamen Feind vereinigte.

Die Athener führte Aristides, den Oberbefehl über die Spar-

taner hatte Pausanias, dem darauf der Oberbefehl über das vereinigte 110,000 Mann starke Griechenheer übertragen ward. Bei Platää kam es am 26. September 479 v. Chr. zur Schlacht. Lange blieb der Kampf unentschieden; nachdem aber Mardonius todt von seinem Rosse herabgesunken war, drangen die Griechen unaufhaltsam vor, der Feind ward zersprengt und suchte sich durch die Flucht zu retten. Das Lager mit unermeßlicher Beute fiel in die Gewalt der Sieger. Nur ein Hilfsheer, das hinterwärts gestanden und rechtzeitig den Rückmarsch angetreten hatte, gelangte in die Heimath; alle übrigen Perser wurden erschlagen.

An demselben Tage erfocht die griechische Flotte unter Anführung des Spartanerkönigs Leotychides und des Atheners Xantippus einen Sieg gegen die persische Seemacht bei Mykale in Jonien, gegenüber der Insel Samos. Wunderbarer Weise waren Aller Seelen erregt von dem zuversichtlichen Glauben: heut siegen unsere Brüder in Griechenland! Alles begehrte, in den Kampf geführt zu werden. Die Perser hatten ihre Schiffe auf das Land gezogen und Schutz hinter festen Verschanzungen gesucht. Ein persisches Landheer war zu ihrem Beistande herbeigekommen. Die Griechen erstürmten das Lager, schlugen den Feind vollständig in die Flucht und verbrannten darauf die ganze persische Flotte. Als Xerxes die Unglückskunden von den gänzlichen Niederlagen bei Platää und Mykale vernahm, gab er seine Hoffnung auf, im Kriege gegen Griechenland Lorbeeren zu gewinnen, und er suchte sich Ersatz in weichlichen, ruhmlosen Schwelgereien.

Ende des Pausanias, des Aristides und des Themistokles.

Noch besaßen die Perser feste Plätze auf einigen griechischen Inseln und an den Küsten des Hellespont, und die Griechen beschlossen, sie auch aus diesen Plätzen zu vertreiben. Dem Spartaner Pausanias, dem nach dem Siege von Platää der Oberbefehl über die Flotte übertragen worden war, gelang es, diesen Beschluß im Laufe der nächsten Jahre glücklich zur Ausführung zu bringen. Nach hartem Kampfe nahm er im Jahre 477 das wichtige Byzanz. Dabei waren Verwandte des Königs Xerxes in seine Gewalt gefallen, deren Festhalten für die Griechen von großem Vortheil hätte sein können. Pausanias benutzte diesen Umstand, Unterhandlungen zu eigenem Vortheil mit Xerxes anzuknüpfen. Er gab Jene frei und ließ aussprengen, sie seien heimlich entwichen. Er hatte aber den Entlassenen ein Schreiben an Xerxes mitgegeben, in welchem er diesem anbot, Sparta unter seine Botmäßigkeit zu bringen, wenn er ihm seine Tochter zur Gemahlin gäbe.

Xerxes ging bereitwillig auf nähere Unterredungen ein, die durch Abgesandte von beiden Seiten geführt wurden, und Pausanias fühlte sich bald seiner Sache sicher. Aber der gewissenlose Thor wollte die Früchte seines Verraths zu früh pflücken. Nach Kleidung, Tafel und Diener-Troß richtete er sich in Byzanz den Hof eines griechischen Satrapen ein. Sein hoffärthiges und despotisches Wesen verletzte seine Bundesgenossen und machte sie mißtrauisch, einzelne verließen ihn mit ihren Schiffen und begaben sich in die Heimath, die übrigen stellten sich unter Athen und übertrugen dem rechtschaffenen Aristides die Führung der Flotte. Das war ein harter Schlag für Sparta. Da man auch dort mißtrauisch gegen Pausanias geworden war, ward er zurückberufen, um sich vor den Ephoren zu rechtfertigen. Er bestach eine Zahl derselben, so daß er ungefährdet wieder nach Byzanz gehen durfte, wo er nun eifriger noch sein verrätherisches Spiel fortsetzte. Zum zweiten Male ward er nach Sparta zurückberufen. Allgemein hielt man sich überzeugt von seiner Untreue, aber man hatte keinen Beweis gegen ihn in Händen. Da geschah es, daß er einen Sklaven beauftragte, sich heimlich mit einem Briefe nach Persien zu begeben. Dem Sklaven war es längst aufgefallen, daß keiner der Boten, die sein Herr nach Persien gesandt hatte, zurückgekehrt sei. Er hielt dafür, daß sie, um sie für immer unschädlich zu machen, getödtet worden waren. In seiner Besorgniß, daß ihm ein gleiches Loos zugedacht sei, erbrach er den Brief, und so gelangte er als Beweisstück in die Hände der Obrigkeit. Pausanias flüchtete sich in den Tempel der Athene. In dem Heiligthum durfte er nicht getödtet werden, und man wußte sich nicht Rathes. Da trug eine Frau einen Stein herbei und legte ihn auf die Schwelle der Pforte. Es war des Pausanias Mutter, die damit anzeigte, auf welche Art der Verräther zu bestrafen sei. Sogleich wurden die Eingänge vermauert, und man überlieferte den Gefangenen dem Hungertode. Endlich ward er sterbend hinausgetragen und auf der Stelle, auf der er seinen Geist aufgab, begraben.

Aristides, dem die Führer der Flotte sich untergeordnet hatten, berechnete mit größter Gewissenhaftigkeit die Beiträge, die von den einzelnen Staaten an die Bundeskasse abzuführen waren. Die gesammte Jahres-Summe betrug 400 Talente, d. i. etwa 600,000 Thaler. Athen ward Hüterin der Bundeskasse. Aristides verwaltete sein Amt in so selbstsuchtloser Weise, daß, während andere Staatsmänner sich bereicherten, er arm ward. Für kein Gold der Welt hätte er aber auch die Achtung hingegeben, die ihm jetzt sein Volk, nachdem es ihn

in dem Wechsel der Verhältnisse bis in die Tiefen seiner Seele hinein kennen gelernt hatte, zollte. Als (im Jahre 470) im Theater die Verse des Achilles gesprochen wurden: „Gerecht will er nicht scheinen, sondern sein; er erntet aus der tiefen Furche seiner Brust, aus welcher die bewährte Weisheit seines Rathes sprießt," da war es, als würde die Versammlung wie von einem Zauber ergriffen — Aller Blicke richteten sich auf den greisen Staatsmann.

Bald nach diesem Vorgang starb Aristides; er verschied in dem beseligenden Bewußtsein, stets das Beste für sein Volk gewollt zu haben, und er würde von Solon, wenn dieser noch gelebt hätte, als glücklich gepriesen worden sein. Den Seinen hinterließ er keine irdischen Schätze, wohl aber den Schatz der Liebe des Volkes. Und dieser Schatz gestaltete sich auch zum Segen der Hinterlassenen, zunächst der Töchter, die der Staat ausstattete, darnach auch des Sohnes, dem der Staat eine Geldsumme und Aecker überwies.

Wie anders Themistokles, trotz der erhabenen Seiten seines Charakters! Er hatte während seiner staatsmännischen Laufbahn sein Vermögen von drei Talenten auf achtzig, nach Behauptung Anderer bis auf hundert Talente gebracht. — Wäre das nicht geschehen, der giftige Zahn der Verläumdung und der Undank hätten ihn nicht so schwer verwundet, als es geschah. Als die Siege gegen die Perser gewonnen waren, hatten die Athener erkannt, wie begründet sein Streben, sie zur See stark zu machen, gewesen sei. Sie sagten sich, in staatlichen Angelegenheiten sei sein Blick schärfer, als der ihrige, und sie widerstrebten ihm deshalb auch nicht, als er nun auch noch weiterhin eifrig für die Vergrößerung der Flotte thätig war. Noch eifriger aber betrieb er ein Zwiefaches: die Einrichtung eines geräumigen Hafens, des Piräus, für Athen und die Befestigung des Hafens und der Stadt durch ein Mauerwerk. Die Ausführung der Befestigung suchte Sparta mit allen Mitteln zu hintertreiben. Hatte schon die wachsende athenische Seemacht die Spartaner besorgt gemacht, so fürchteten sie nun, daß, wenn Athen sich auch noch mit einer Befestigung umgürte, es demselben schließlich gelingen möchte, sich zur Herrscherin über Griechenland aufzuwerfen. Sparta gebrauchte den Vorwand, es dürfe außerhalb des Peloponnes keine Stadt Mauern haben, damit die Perser bei einem etwa erfolgenden neuen Einfall nicht feste Stützpunkte vorfänden. Dies sprach eine spartanische Gesandschaft aus, die in Athen erschien, wo bereits rüstig an der Herstellung der Mauer gearbeitet ward. Sogleich wurde mit dem Bau innegehalten, und Athen ertheilte der Gesandschaft die Zusage,

über die Angelegenheit mit Sparta in weitere Unterhandlung zu treten. Themistokles ließ sich von Athen als Gesandten wählen und trat seine Reise an, nachdem er den Athenern auf das Eindringlichste eingeschärft hatte, den Weiterbau nach seiner und der spartanischen Gesandten Abreise sofort wieder aufzunehmen, denselben mit Zuziehung der ganzen Bevölkerung (wobei in Bezug auf Material weder Privat- noch öffentliche Gebäude geschont werden möchten) zu betreiben, ihm aber die übrigen Gesandten erst nachzuschicken, wenn das Mauerwerk hoch genug sei, allenfalls schon zur Vertheidigung dienen zu können. Sein Erscheinen in Sparta beruhigte die Spartaner, und sie fanden auch nichts Auffälliges darin, daß er den Wunsch aussprach, den Beginn der Verhandlungen bis auf die Ankunft der übrigen athenischen Gesandten zu verschieben. So zog er die Sache hin, bis er den Spartanern erklären konnte, die Athener wüßten selbst am besten zu entscheiden, was ihnen gut sei. Die Ueberlistung Spartas war ihm gelungen: Athen war befestigt.

Blindlings seiner Klugheit vertrauend, waren die Athener allen seinen Anordnungen nachgekommen. Auch in Bezug auf andere Angelegenheiten ward sein Wille mehr und mehr maßgebend für sie, so daß er, wenn auch nicht der Form, so doch der Sache nach endlich eine Art von Alleinherrschaft in Athen ausübte. In dem Maße dies nun aber den Athenern zum Bewußtsein kam, in dem Maße entstand in ihnen die Besorgniß, es möchte der Mann, dessen Verwegenheit und List bereits den Persern und den Spartanern theuer zu stehen gekommen war, und der die Gewissenhaftigkeit des Aristides nicht besitze, sich durch seine Herrschsucht verleiten lassen, schließlich auch sein eigenes Volk zu überlisten, indem er sich ihm als König aufdränge. Diese Besorgniß führte endlich zu dem Ergebniß, daß von den Parteiführern ein Scherbengericht über Themistokles aufgerufen ward. Der Spruch fiel gegen ihn aus, und der Mann, dem das Vaterland seine Rettung zu verdanken hatte, mußte in die Verbannung wandern. Er begab sich nach Argos, aber es ward ihm auch dort noch nicht Ruhe gegönnt. Die ihn bis auf den Tod hassenden Spartaner behaupteten im Besitz von Beweisen zu sein, die es außer Zweifel stellten, daß er mit Pausanias und Xerxes Verbindungen angeknüpft habe. Als Themistokles vernahm, man habe Häscher nach ihm ausgesandt, begab er sich auf die Flucht und gelangte unter mancherlei Fährnissen nach Kleinasien. Xerxes war kurz vorher gestorben, sein Sohn Artaxerxes war ihm in der Herrschaft gefolgt. An ihn schrieb Themistokles, sich darauf berufend, daß er den König Xerxes einst

von der Absicht der Griechen, die Brücke über den Hellespont zu zerstören, benachrichtigt habe, er demnach auf Dank von Persien Anspruch machen dürfe, zumal die Griechen ihn wegen seiner dem erhabenen persischen Königshause zugewandten Freundschaft haßten. Freilich habe unter allen Hellenen er den Persern, so lange er gezwungen gewesen sei, gegen sie zu kämpfen, den meisten Abbruch gethan; jetzt aber wolle er ihnen dafür auch eben so viel Vortheil zuwenden. — Artaxerxes nahm ihn freundlich auf, bald genoß er hohes Ansehen am Hofe, und der König gab ihm die Herrschaft über drei Städte. Magnesia, das allein ein Einkommen von 50 Talenten gewährte, sollte ihm das Brot, Lampsakos den Wein, Myus die Zukost liefern. Nach Einigen starb Themistokles im hohen Alter eines natürlichen Todes, nach Anderen endete er sein Leben durch Gift, um nicht (welches Ansinnen an ihn gestellt worden sei) ein Heer gegen Griechenland führen zu müssen. Kurz vor seinem Tode habe er, ward erzählt, seiner Umgebung das Gelöbniß abgenommen, seine Gebeine heimlich nach Attika hinüber zu führen, um sie daselbst zu begraben, was dann auch geschehen sei. Im Piräus wurde ihm später ein Denkmal errichtet.

Cimon.

Cimon, des Miltiades Sohn, der in dem Kriege gegen die Perser und durch seine Vermählung mit einer thracischen Königstocher in den Besitz bedeutender Schätze gelangt war, verwandte den größten Theil derselben zum Nutzen und Vergnügen seiner Mitbürger. Ein unfruchtbares Feld vor der Stadt ließ er in einen herrlichen Garten (die lange Zeit hoch gepriesene Akademie) umwandeln; seine Fruchtgärten standen Jedermann offen; für Arme war eine offene Halle vorhanden, in der sie täglich Mahlzeit halten konnten. Auf seinen Ausgängen begleitete ihn stets ein Sklave, der Geld bei sich trug, von dem an Nothleidende vertheilt wurde; es geschah nicht selten, daß der Sklave seinen Mantel hingeben mußte. Alles dieses that Cimon aus angeborenem Edelsinn und keineswegs in der Absicht, dem Volke zu schmeicheln. Im Gegentheil führte er nicht selten eine strenge Sprache gegen dasselbe, hielt ihm namentlich die einfache Lebensweise der Spartaner vor und verhehlte nicht, daß er große Vorliebe für spartanische Einrichtungen hege.

Dieser Mann, ein Liebling des Aristides, war es, in dessen Hand die Leitung der Geschicke Athens auf eine Zeit lang überging. Die an der thracischen Küste gelegenen griechischen Städte hatten bis dahin noch unter der Oberherrschaft der Perser gestanden. Cimon

machte sie von diesem Joche frei. Ferner zerstörte er das Seeräubernest auf der Insel Scyros, auf welcher achthundert Jahre früher Theseus sein Leben geendet hatte. Die Gebeine des Helden führte er nach Athen und trug den Aschenkrug, der sie barg, im feierlichen Zuge auf seiner Schulter in die Stadt, ein Vorgang, der dem Selbstgefühl der Athener einen neuen machtvollen Aufschwung gab. Hatte doch das Orakel verkündet: „Hoch wird deine Macht steigen, Athen, so du deines Gründers Theseus Gebeine gewinnest!" — Der Theseustempel, der errichtet wurde, um den Aschenkrug aufzunehmen, gehört heute noch zu den besterhaltenen Baudenkmälern Athens.

Cimon's Streben ging auf nichts Geringeres hinaus, als Persien zu vollständiger Machtlosigkeit herabzudrücken. Es gelang ihm, die Perser zur See (469 bei Eurymedon) zu schlagen. Dabei fielen 200 Schiffe in seine Gewalt. Aber er hatte es auch auf das in der Nähe lagernde feindliche Landheer abgesehen. List gesellte sich zum Muthe. Eine starke Schar griechischer Jünglinge, angethan mit persischer Kleidung, begab sich in das Lager. Niemand regte sich gegen sie, denn Niemand sah in ihnen den Feind. Plötzlich erhoben sie den Kampf, die bestürzten Perser wurden vollständig geschlagen. Nachdem Cimon auf diese Weise an einem Tage zwei glänzende Siege erfochten hatte, kehrte er, reiche Beute mit sich führend, in die Heimath zurück.

Wer konnte es ahnen, daß den unter dem Jubel des Volkes einziehenden Sieger nach kurzer Frist der verdammende Spruch des Scherbengerichts treffen würde? In Sparta war eine Empörung der Heloten und Messenier ausgebrochen, und die Spartaner hatten Athen um Beistand gebeten. Er ward ihnen auf Betrieb Cimon's gewährt, dieser selbst an die Spitze eines Hilfsheeres gestellt. Nach einiger Zeit bewirkte Mißtrauen auf Seiten der Spartaner, daß die weitere Hilfe der Athener abgelehnt ward. Cimon, in die Heimath zurückgekehrt, fand die Bürgerschaft wegen der dem Heere zugefügten Schmach aufs Höchste erbittert, und auf ihn, den Befürworter des Beistandes, entlud sich nun der ganze Ingrimm. In dieser Stimmung nahm das Mißtrauen gegen ihn, das längst wegen seiner Hinneigung zu spartanischen Einrichtungen vorhanden war, die dunkelste Färbung an, so daß bei der Mehrzahl der Bevölkerung die Behauptung Einzelner, die Abweisung der athenischen Hilfe sei ein abgekartetes Spiel, einzig in der Absicht aufgeführt, dem wachsenden Selbstgefühl der Athener einen Dämpfer aufzusetzen, Glauben fand. Dies führte endlich zur Anklage gegen Cimon und zu seiner Verbannung.

Cimon hatte noch nicht lange das bittere Brot der Verbannung gegessen, als zwischen Athen und Sparta offene Feindschaft ausbrach. Bei Tanagra kam es (457 v. Chr.) zur Schlacht. Indem die Heere sich anschickten, gegen einander vorzurücken, erschien Cimon, Freunde mit sich führend, bei den Athenern. Sie gestatteten ihm nicht, am Kampfe theilzunehmen. Da beschwor er seine Gefährten, durch ihr Verhalten in der Schlacht für ihn mitzuzeugen. Die Schlacht ging für die Athener verloren; Cimon's Freunde waren insgesammt nach rühmlichem Kampfe gefallen.

Nun ward Cimon zurückberufen, und es gelang ihm, zwischen Athen und Sparta einen Ausgleich herbeizuführen. Später nahm er den Kampf gegen Persien noch einmal auf. Vor Cypern erlag er einer Wunde, sein Heer aber schlug, gleichsam als Leichenfeier für ihn, die Perser zu Wasser und zu Lande so entscheidend, daß Artaxerxes schleunigst erklärte, die ihm noch von Cimon vorgelegten Friedensbedingungen annehmen zu wollen. Dieselben sprachen die Befreiung sämmtlicher asiatischer Griechen von persischer Herrschaft aus.

Ueber die Perserkriege, die über vierzig Jahre gewährt hatten, und, wie wir gesehen haben, mit der vollständigsten Demüthigung Persiens endeten, sagt W. Zimmermann: „Nach allen Siegen war die Beute unermeßlich. Die Siegestage wurden von da ab Nationalfeste, heilige Tage der Griechen. Reden, Lieder, Denkmale gedachten der Gefallenen. Mit der Weltmacht Persiens war es vorüber. Die neue Weltmacht, welche jetzt herrschte, das war der griechische Geist. Dadurch sind die glorreichen, einfach schönen Schlachten der Griechen gegen die Perser einzig in der Geschichte. Erstens, daß sie die Freiheit wie für sich, so für Europa von dem Ueberfluten des asiatischen Despotismus gerettet haben; zweitens dadurch, daß Griechenlands Bildung nicht nur, sondern die Keime der Gesittung und Bildung der abendländischen Welt vor asiatischer Barbarei sicher gestellt wurden und der Zukunft erhalten blieben. Es waren Schlachten, von denen nicht nur die Freiheit abhing, sondern auch der Fortgang der Wissenschaft und der Kunst, des Edlen und Sittlichen überhaupt."

Von Perikles bis zur Herrschaft Spartas.

Perikles.

Athen erreichte seine Blüthezeit unter Perikles, der selbst als der vollendetste Ausdruck der griechischen Nationalität betrachtet werden kann. Er war der Sohn jenes Xantippus, unter dessen Führung

die Griechen bei Mykale einen so herrlichen Sieg über die Perser errungen hatten. Erzählt wurde, daß seiner Mutter wenige Tage vor seiner Geburt geträumt habe, sie trage einen jungen Löwen in ihrem Schooße. Schon in dem jungen Knaben zeigten sich deutlich die Spuren hoher Gaben. Nachdem er den Unterricht in den allgemeinen Bildungsstätten Athens genossen hatte, wurde er der besondern Obhut der größten Denker jener Zeit, unter denen Anaxagoras und Zeno hervorzuheben sind, anvertraut. Kaum zum Jünglinge herangeblüht, trat er in die Reihen der Kämpfer und erwarb sich unter den Augen des Themistokles und des Aristides glänzenden Ruhm. Als diese Männer todt waren, begann er sich den Staatsgeschäften zu widmen. Cimon stand um diese Zeit an der Spitze des Staates. Wie im Felde, war es ihm auch bei seiner Friedensarbeit heiliger Ernst um den Staat. Die Entfaltung desselben zu höchster Macht und Herrlichkeit stand ihm als strahlendes Ideal vor der Seele; zumeist aber zog ihn sein Gemüth zu den an Geist und irdischem Gut ärmeren Mitbürgern hin, zu den Mühseligen und Beladenen. Und ob ihn gleich, wie einen Jeden, der sich für seine Mitmenschen redlich müht, vielfach Mißkennung traf, so gewann doch niemals ungebührliches Verhalten Einzelner insofern Macht über ihn, daß dadurch seine weihevolle Stimmung, die Folge seines ernsten Strebens, ihn auch nur auf Augenblicke verlassen hätte, um leidenschaftlichen Empfindungen Raum zu geben. Es geschah, daß ein roher Mensch ihn auf dem Markt mit Schmähreden überhäufte. Perikles blieb ruhigen Sinnes, er blieb es auch, als der Taugenichts, seine Schmähungen verstärkend, ihm auf seinem Heimgange bis an seine Thür folgte, ja Perikles gebot darnach sogar einem Diener, eine Fackel anzuzünden, um, da es zu dunkeln begann, Jenen nach Hause zu geleiten. Mehr und mehr wandte sich diesem durch und durch uneigennützigen und an Wissen hervorragenden Manne, dessen adliges Wesen überdies von vorn herein für ihn einnahm, das Vertrauen seines Volkes zu. Wie an Gestalt ein Bild der Schönheit und Männlichkeit, war er als Redner unübertrefflich, obgleich er sich nie eine Rede ausarbeitete. Man nannte ihn den Zeus von Athen und sagte, er habe Blitz und Donner auf der Zunge, er sei vermögend, mit seinem Worte das ganze Griechenland zu erschüttern. Nur bei wichtigen Veranlassungen betrat er die Rednerbühne; geringere Angelegenheiten ließ er durch seine Freunde betreiben. Nie suchte er durch rhetorische Kunststücke zu wirken, nie ließ er sich herab, dem Volke zu schmeicheln; die Macht

seiner Rede wurzelte vielmehr in dem unausgesetzt ihn erfüllenden Streben, seinem Vaterlande zu nützen und in dem zumeist richtigen Erkennen zweckdienlicher Mittel. Und dennoch geschah es, wie wir sehen werden, daß der Mann, der sein Volk in Bezug auf Macht des Staates und Blüthe des geistigen Lebens zur höchsten Stufe führte, auch großen Antheil an dem sittlichen und dem ihm folgenden materiellen Verfall Athens hatte.

Glanzzeit Athens.

Schon vor Perikles war die Verfassung des Staates mehr und mehr im demokratischen Sinne umgewandelt worden. Unter Perikles wurden die letzten Vorrechte der wohlhabenderen Klassen hinweggeräumt, so daß die Herrschaft vollständig an die Menge kam. Da Perikles aber die Menge beherrschte, so geschah, was er wollte. Nur ein Mann trat ihm bisweilen noch kraftvoll entgegen: der berühmte Thucydides. Perikles rief das Scherbengericht gegen ihn auf, und Thucydides mußte, wie nicht lange vor ihm Cimon, ins Ausland wandern. Staatseinrichtungen, die sich ihm hinderlich erwiesen, wurden von ihm verändert. Den Areopag, der die Sitten der Bürger und den Staatsschatz überwachte und der in den wichtigsten Staatsangelegenheiten Entscheidungen zu treffen hatte, entkleidete er seiner Macht fast gänzlich.

Die großen Siege über die Weltmacht Persien hatten das Selbstvertrauen des lebhaft empfindenden und kräftigen Volkes außerordentlich gesteigert, und auf allen Gebieten der menschlichen Thätigkeit entwickelte sich der rühmlichste Wetteifer. Perikles unterstützte nicht nur jede Thätigkeit, die dazu diente, den Glanz und die Macht des Staates zu erhöhen, sondern er wirkte selbst schöpferisch in wahrhaft staunenswerther Weise. Ununterbrochen war er thätig für das Gemeinwesen. Seine Erholung bestand darin, einen Kreis ausgezeichneter Männer, Baumeister, Bildhauer, Maler, Philosophen, Dichter, mit denen er sich in dem Streben für die höchsten Zwecke des Staates sympathisch verbunden fühlte, um sich zu haben. Die Bundesgenossen Athens hatten in den Perserkriegen, in denen von Athen die meisten Schiffe gestellt, überhaupt die größten Opfer gebracht worden waren, verhältnißmäßig hohe Geldbeiträge einzahlen müssen. Auch jetzt noch — zur Friedenszeit — wurden Beiträge für die Bundeskasse eingezogen, ja es wurden dieselben sogar noch erhöht. Endlich (im Jahre 460) ward die Bundeskasse, da man angab, sie sei in Delos nicht sicher, nach Athen übergeführt, und von da ab

ward sie als Staatsschatz Athens angesehen, über den zu Gunsten des athenischen Staates zu verfügen, Perikles als sein Recht ansah. Alles — also lautete sein Rechtsgrund, — was Athens Ansehen, dem Auslande gegenüber, mehre, komme auch mittelbar den Bundesgenossen zu Gute. — Einzelne Bundesgenossen, die in diesem Verfahren einen widerrechtlichen Zwang sahen und sich dagegen auflehnten, bekamen die starke Hand Athens schnell genug zu fühlen, ihre Macht wurde gebrochen, ihr Gebiet dem athenischen Staate einverleibt. Immer mehr trat zu Tage, daß es im Plane des Perikles liege, Griechenland unter die Herrschaft Athens zu bringen. Eine Flotte von 60 Schiffen wurde alljährlich auf acht Monat ausgesandt, auch wenn es keinen Feind zu bekriegen gab: die Mannschaften sollten durch Uebung für Kriegszwecke vorbereitet werden. Zugleich wurden vielfach Handelsbeziehungen angeknüpft und Ansiedelungen gegründet. Der dadurch steigende Geschäftsverkehr erhöhte den Wohlstand der Bürger in kurzer Zeit ungemein. Bald gab es der Athener nicht wenige, deren Vermögen sich bis auf 100 Talente belief, während noch vor kurzer Zeit ein Vermögen von 7 Talenten als bedeutend gegolten hatte. Im gleichen Verhältnisse wuchsen die Staatseinnahmen. In wie außerordentlicher Weise dies geschah, ist daraus zu ersehen, daß Perikles, trotz der großen Summen, die er für die Verschönerung Athens verwandte, innerhalb weniger Jahre 8000 Talente, das ist fast 12 Millionen Thaler, als Ersparniß dem Staatsschatz zu überweisen vermochte. An dem Fuße des vierhundert Fuß hohen Felsberges, auf dem die Burg der Stadt stand, hatte er schon, ehe er zu voller Macht gelangt war, das Odeum erbaut, das erste überwölbte Theatergebäude der alten Welt. Dieser Prachtbau, zu dessen Ueberdachung Masten der besiegten Perserflotte verwandt worden waren, war seiner Gestalt nach eine Nachahmung des goldenen Prunkzeltes, von dem aus Xerxes seine Flotte gemustert hatte. Herrlicher noch waren die Bauwerke, mit denen Perikles, als ihm die unbestrittene Leitung des Staates zugefallen war, die hochgelegene Akropolis schmückte, ein marmornes, den Eingang zur Burg bildendes Säulenthor mit Flügelgebäuden und breiten Freitreppen, die Propyläen, und den Tempel der Göttin Athene, das Parthenon genannt. Das Parthenon hatte die Form eines länglichen Rechtecks, dessen vier äußere Seiten Säulenhallen bildeten. Diese unnachahmlich schönen Werke machten den Felsenberg zu einem weithin leuchtenden und die Blicke von Fern und Nah auf sich ziehenden Juwel inmitten der sich fortgesetzt verschönernden Stadt. In dem Tempel stand die von

Elfenbein und Gold gearbeitete, sechsunddreißig Fuß hohe Bildsäule der Göttin Athene, ein Werk des Phidias, des größten Bildhauers aller Völker und Zeiten. Die Herstellung der Bildsäule kostete gegen eine Million Thaler. Eine zweite Bildsäule der Göttin, aus Erz gegossen und siebenzig Fuß hoch, befand sich außerhalb des Tempels, zwischen diesem und den Propyläen. Da sie auch noch auf einem hohen Postamente stand, überragte sie das Parthenon und die Propyläen, und Seeleute sahen, sobald sie das jenseitige Ufer des fünf Meilen entfernten Vorgebirges Sunion umschifft hatten, Helm und Speer des Götterbildes glänzen. Beinahe fünfzig Millionen Thaler verwandte Perikles auf den Kunstschmuck Athens. Plutarch sah die Akropolis mit ihren Werken ein halbes Jahrtausend später; den Eindruck, den sie auf ihn hervorbrachten, mögen seine eigenen Worte bekunden. „Alles Herrliche zusammen," sagt er, „was Rom von den Kaisern aufzuweisen hatte, läßt sich nicht von fern vergleichen mit dem hohen Geschmack und der großartigen Arbeit der Tempel und Prachtgebäude, mit denen Perikles, dieser einzige Mann, seine Vaterstadt schmückte . . . . Und als die Werke sich nun erhoben, weithin leuchtend und glänzend in ihrer Größe und in den reizenden Umrissen unnachahmlich schön, da war bei dem Wettstreit der Meister, ihr Gewerk durch schöne Kunstarbeit zu übertreffen, die Schnelligkeit der Vollendung das größte Wunder. Denn wo man von dem einzelnen Werke gedacht, es werde in vielen Geschlechtsfolgen und Menschenaltern kaum zu Stande kommen, da gewann Alles in der Blüthezeit einer einzigen Staatsverwaltung die Vollendung. — An Schönheit war Alles schon von Anbeginn alterthümlich; durch blühenden Reiz aber ist es bis zu dieser Stunde frisch und neu. So weht in diesen Werken ein frisches Leben, ihr Ansehen ewig unberührt erhaltend von der Zeit, als wären die Werke durchdrungen von einem Hauche ewigen Frühlings und nie alternder Seele." Was Homer in Worten offenbart, das stellte Phidias zu einem Theile in Marmor, Elfenbein und Gold dar. Athene, die Göttin der Weisheit und des kriegerischen Muthes, entsprang dem Haupte des Göttervaters; sie wurde im Haupte des Phidias gleichsam zum zweiten Male geboren. Wer zu dem Götterbilde emporschaute, der hatte nun eine Verkörperung des Bildes vor sich, das einst der erhabenste Sänger des Alterthums in seiner Seele trug. „Ruhige Hoheit, Klarheit und Tiefe des Geistes, verbunden mit züchtig strenger Jungfräulichkeit und Erhabenheit über jede Schwäche bilden die Grundzüge des Athene=Ideals."

Wir gedenken bei dieser Gelegenheit, der Darstellung des berühmten Adolf Stahr'schen Werkes „Torso" folgend, eines anderen Bildwerkes des großen Phidias, das er für den Tempel zu Olympia schuf, seines olympischen Zeus. Der Staat Elis hatte den berühmten Meister nach Olympia berufen und ihm die Aufgabe gestellt, für das gemeinsame, von allen Völkern der bekannten Welt hochgeehrte Heiligthum aller Hellenen das Bildniß des Höchsten der Götter zu gestalten. Unter den zahlreichen Schülern und Gehilfen, mit denen Phidias nach Elis zog, befanden sich die tüchtigen Meister Kolotes, Alkamenes, Päonios und Panänos. Als strafender Blitzschleuderer und Gigantenvertilger war Zeus früher schon dargestellt worden. Ihm, dem großen Meister, galt es, die höchste Macht und zugleich die höchste Huld und Milde in der ruhigen Majestät des Gottes zu vereinen und vor den Augen des gesammten Hellas den Gott hinzustellen, der den Siegern in den feierlichsten Spielen gleichsam Siegeskranz und Palme darreicht. Trat man in den Tempel, so erblickte man auf reichgeschmücktem Throne das Bildniß des Olympiers aus Gold und Elfenbein. Die Gewandung, aus getriebenem Golde bestehend, war mit Figuren und Blumen in Schmelzfarben kunstreich geschmückt. In reichen Farben war auch der Kranz von Oelzweigen nachgebildet, der das Haupt des Gottes umschloß. Und nun das Antlitz! Wir besitzen im Jupiterhaupte von Otricoli im Vatikan einen Abglanz der Originalschöpfung und können danach die Begeisterung der Alten würdigen, welche kaum Worte für den Ausdruck der Macht, Güte und Weisheit in diesem Haupte zu finden vermögen. Die Kolossalität der Masse selbst — denn die sitzende Statue, deren Sockel zwölf Fuß Höhe hatte, maß vierzig Fuß — war darauf berechnet, in der Phantasie des Beschauers die Vorstellung von dem allmächtigen Beherrscher der Götter und Menschen durch den Gedanken zu erhöhen: nur den ruhenden Gott umfassen und beschränken diese Tempelmauern; sich aufrichtend, würde er sie zersprengen! — Die scheinbare Unverhältnißmäßigkeit der Größe des Bildes zu der Höhe des Tempelhauses lag in der Absicht des Künstlers. Gerade indem er den Tempel nur zum Rahmen des Götterbildes machte, gelang es ihm, jenen Charakter und Eindruck der Erhabenheit des letzteren hervorzubringen, welcher das wirkliche Maß der Statue, wie die Alten melden, weit übertraf. Daß Phidias im Alter angeklagt und verurtheilt worden sei, ist, wie Adolf Stahr nachweist, eine gänzlich unerwiesene Behauptung; wahr sei nur, daß Neider und Feinde des Perikles ihm, als einem der nächsten Freunde des großen Staats-

mannes, den Abend seines Lebens durch Kränkungen mancherlei Art verbittert haben.

Derselbe Kunstkritiker und Alterthumsforscher giebt uns in dem oben schon genannten Werke „Torso" die Schilderung eines Festzuges der Athener, die wir in ihrem Haupttheile folgen lassen. Zuvor sei bemerkt, daß der Felsenberg der Akropolis auf drei Seiten schroff abfiel und nur auf einer Seite eine allmähliche Absenkung hatte, die einen Aufgang möglich machte.

Denken wir uns nun in des Perikles beste Zeit zurück. Es wird ein Fest zu Ehren der Schützerin Athens, der Göttin Athene, gefeiert. Die festlichen Wettkämpfe der Wagenrennen, der gymnastischen Spiele und der musikalischen Wettstreite, in denen die edelsten Jünglinge und Männer drei Tage lang alle Tugend und Vollendung leiblicher und geistiger Ausbildung bewährten, sind beendet. Die Preise, bestehend in Kränzen und Olivenzweigen und in schönen, mit Oel von heiligen Oelbäumen gefüllten Vasen, sind von den Kampfrichtern an die Sieger vertheilt, und Alles rüstet sich nun zum großen Pompe des vierten Tages, dem feierlichen Schlußact des großen Götterfestes. Denn es gilt jetzt, allen Glanz und alle Herrlichkeit, deren man sich in diesen Festtagen erfreut hatte, alle Kraft und Schöne der Jugend, alle Kunst, Würde und Tüchtigkeit des Gemeinwesens derjenigen Göttin im Bilde dankbar verehrend darzubringen, unter deren segenbringendem Schutze Athen herangeblüht war zur Hellas in Hellas. Zu diesem Tage hatten auserlesene Jungfrauen der ersten Geschlechter mit kunstgeübten Händen das heilige Gewand der Göttin gewebt, das jetzt in feierlichem Festzuge hinaufgebracht werden sollte auf die Akropolis. Unter den Augen der Priesterinnen war von Jungfrauen auf den Scharlachgrund des Gewandes in kunstvoll verschlungenen Gruppirungen ein Bild aus dem Walten der Göttin gestickt worden. (Zu jedem Feste wurde eine andere Darstellung gewählt.) Schon hat sich das Volk versammelt vor dem Hauptthore von Athen. Mit Schild und Speer gerüstet, ordnet sich hier die waffenfähige Mannschaft zu Fuß und zu Roß unter ihren Führern, alle in weißen Festkleidern und mit Kränzen geschmückt. Bunte Kleidung war verboten durch Sitte und Heroldsruf für die Theilnehmer nicht nur, sondern auch für die Zuschauer des Festzuges. Zu den gerüsteten Fußkämpfern und den stolzen Reitergeschwadern gesellten sich die Züge der erlesenen Jungfrauen, die Töchter der Schutzbürger, heilige Körbe, nachenförmige Opfergefäße und Wasserkrüge tragend. An sie schlossen sich die Sieger in den Kampfspielen vergangener Festtage, die älteren

Bürger mit Oelzweigen in den Händen und die Jugend der Epheben vom achtzehnten bis zum zwanzigsten Jahre in ihren Festgewändern. Besonders Geehrte trugen die Geschenke für die Göttin und die goldenen und silbernen Schaugefäße, von der Hand der besten Meister mit kunstreichem Zierrath geschmückt. Das Wundervollste des ganzen Zuges aber war ein großes, prachtvoll gearbeitetes Schiff, welches jetzt aus seinem Aufbewahrungsorte vor dem Thore hervorgezogen, auf Räder gesetzt und stattlich ausgeschmückt, als Segel jenes kostbare heilige Festgewand der Göttin in strahlender Pracht entfaltete und hochragend aus dem Gedräng der jubelnden Menge unter Festgesang und Klang der Musik einhergezogen ward. Das Festgewand war so angebracht, daß seine eingestickten Bilder von allen Seiten genau betrachtet werden konnten. Durch das glänzende Thor von Athen betrat nun der geordnete Festzug, von Musikchören begleitet, den Boden der Stadt und bewegte sich dann durch die schönsten und reichsten Straßen, vorüber an den berühmtesten Heiligthümern, bei denen geopfert und gesungen wurde, auf weiten Umwegen rund um die Felsen der Akropolis herum, bis zum westlichen Fuße, wo sich der Aufgang befand. Hohe Terrassenmauern schützten hier den von der Natur minder befestigten Abhang, ein vorspringender Thurm sicherte das untere Festungsthor, durch welches wir jetzt den Zug hinaufschreiten sehen. Schon haben die Ersten die Höhe der Terrasse erreicht und stehen an der großen Freitreppe von Marmor, welche zu den Propyläen, dem eigentlichen Eingangsthore der Akropolis, führt. Die Stufen der Freitreppe sind in der Mitte unterbrochen durch eine mit gerillten Steinen belegte Bahn, auf welcher jetzt Reiter und Fußgänger hinaufziehen zu dem herrlichen Hallenthore der Propyläen. Noch ehe sie es erreichen, begrüßt sie der Jubelruf der Menge, welche dort rechts die Plattform bedeckt, in welche die südliche Burgmauer ausläuft, und die durch eine Seitenstiege mit der Haupttreppe verbunden ist. Ein leichter, zierlicher Tempel thront auf diesem mächtigen Mauerpfeiler: es ist der Tempel der Nike-Apteros, der flügellosen Siegesgöttin, denn nicht unbeständig hin- und herschwebend, sondern gleichsam in seiner eigenen Heimath weilt der Sieg in seiner geliebtesten Stadt. Aber die Menge, die das Heiligthum umdrängt, hat heute kein Auge für den zierlichen Bau des Tempels und für die Marmorgruppen des Frieses, welche die siegreichen Kämpfe der Hellenen gegen die Asiaten zu Fuß und zu Roß darstellen. Sie läßt den Blick auch nicht schweifen auf die herrlichste Aussicht über Land und Meer und Inseln; Aller Augen sind vielmehr gerichtet auf den

herrlichen Festzug, der an ihnen vorbei die Marmortreppen hinaufzieht zu dem heiligen Eingangsthor, das mit seinen Marmorhallen und mit seinen beiden Seitenflügeln die ganze Westseite des Felsens, 168 Fuß breit, überspannend, zum Eintritte ladet. Das sind die Propyläen, von Phidias und Perikles erdacht, von Mnesikles ausgeführt, ein Werk der Baukunst so einzig in der griechischen Welt, wie Athen einzig war in ganz Hellas. Jedes Herz unter den Tausenden des nahenden Zuges schwillt sicher in freudigem Stolze bei dem Anblicke des Baues, der wie ein glänzendes Diadem die Stirn seiner vaterländischen Götterburg umgiebt. Achtundfunfzig Fuß, der Breite der Treppe entsprechend, nimmt der Mittelbau des eigentlichen Thores ein, den Rest des Raumes zur Rechten und zur Linken füllen zu beiden Seiten zwei tempelförmige Gebäude, die Giebelfronten mit den offenen Säulenhallen der Treppe zukehrend, welche an ihnen vorüber dem mittleren Gebäude zuführt. Es sind die bildergeschmückte Pinakothek und das Zeughaus. Zwischen beiden hindurch schreitet der Zug, vorbei hier an den Waffen, mit denen Athen seine Freiheit erfochten, dort an den Bildern, in denen die Großthaten der heroischen Ahnen von Meisterhand verewigt sind. Jetzt steigt er hinan die letzten Stufen zum heiligen Burgthor. Sechs dorische Säulen von pentelischem Marmor tragen den Fries, gekrönt von dem mächtigen Dreieck des Tempelgiebels. Der Zug schreitet der innern Halle zu. Zu beiden Seiten des innern Raumes bilden je drei und drei Paare ionischer Säulen die Durchgangshalle von etwa vierzig bis funfzig Fuß Tiefe. Sie ist geschlossen durch eine Mauer von pentelischem Marmor. In leuchtendem Farbenschmuck prangt die weitgespannte, mit goldenen Sternen gezierte Decke, und zwischen den Säulen stehen kostbare Erz- und Marmorwerke als Weihgeschenke aufgestellt.

Und nun öffnen sich klingend die prächtig geschnitzten und vergoldeten fünffachen Thore, einziehen die Reihen des vielgegliederten Festzuges, der wie ein blitzender und leuchtender Strom sich hinerstreckt durch die Hallen über die marmorne Freitreppe bis hinunter zum Fuß des Felsens. Mit ihnen ergießen sich die Scharen der Zuschauer in das erschlossene Innere auf den heiligen Boden der Tempelburg. Wie leuchtet in dem hellen Sonnengolde unter der unaussprechlichen Klarheit des südlichen Himmels die Fülle der Herrlichkeit, welche ringsum Alles bedeckt: die Pracht der Götterhäuser, der Statuen von Erz und Marmor, der Weihgeschenke von heiligen Geräthen und Dreifüßen, von Siegesrossen und Kriegsgespannen aus glänzendem Metall getrieben! Da links in ihrer Mitte ragt das siebenzig Fuß hohe

Riesenbild der ehernen Athene empor, in der Linken den Schild erhoben, in der Rechten den Speer schwingend, die ewig kampfgerüstete Beschützerin ihres ältesten Heiligthums, des Erechtheion genannten Tempels der Athene-Polias, der sich wenige Schritte weiter hinter ihr mit seiner Karyatidenhalle und seinem Säulenanbau erhebt. Aber Alles überstrahlt, zur Rechten auf der höchsten Burgfläche gelegen, der neue Tempel der Göttin-Jungfrau, Phidias' herrlichste Schöpfung, der Normaltempel der vollendeten attischen Kunst, der säulenwaldumgebene Parthenon. Zu ihm wendet sich jetzt der Festzug. In zwei Hälften getheilt umkreist der Zug, hier zur Rechten, dort zur Linken gewendet, in elliptischem Bogen den Wunderbau, bis sich die Vordersten vor der Ostseite des Parthenon begegnen. Aufschauend aber zu dem Bilderschmuck, dessen Kranz den Fries des Tempelbaues auf allen Seiten umgürtet, erblicken die Einherziehenden auf farbenleuchtendem Grunde, von Phidias' Meisterhand geschaffen, das marmorne Abbild ihrer selbst, den Festzug, den ewigen herzerfreuenden Schmuck des Hauses der Göttin, für die alsbald, unter den Festgesängen der versammelten Scharen, auf dem Altar vor dem Tempel sich das große Brandopfer entzündet. Und war das Fest vollendet und das neue Festgewand mit andern Opfergaben der Göttin dargebracht, dann folgte der gemeinsame Schmaus, zu dem aus ganz Attika die Opferstiere der Festhekatomben gesendet waren.

Das waren nicht befohlene, nicht gemachte Festlichkeiten; sie entsprachen dem Herkommen, der Volksgewohnheit; nur zeichneten sie sich vor Volksfestlichkeiten früherer Zeit durch höheren Glanz aus. Der Quell dieses höheren Glanzes aber lag in dem Aufschwunge des ganzen Volkes, den es seit den großen Kriegen gegen Persien genommen hatte. Der tiefere Sinn aber von Allem, was zu Tage trat, war der Drang, den Göttern Ehre und den großen Ahnen und lebenden Helden Anerkennung darzubringen.

Derselbe Drang erzeugte auch auf andern Gebieten als der Baukunst, der Bildhauer- und der Malerkunst Erhabenes. Wir haben zunächst der großen dramatischen Dichter zu gedenken, die dem perikleischen Zeitalter (das nicht unmittelbar mit Perikles' Todesjahr abschließt) angehören: Aeschylus, Sophokles, Euripides und Aristophanes. Nur aus einer geistigen Strömung, wie sie charakterisirt worden ist, konnten sie hervorgehen; nur eine Volksstimmung, wie die war, die ihr Wirken begleitete, konnte sie auf den Gipfel der Vollendung führen. Ein Volk von solcher Theilnahme für die dramatische Kunst, wie das des perikleischen Zeitalters es war, hat es nie wieder gegeben. Hören wir

Adolf Stahr darüber: „Selbst der Bürger Athens, der sein Brot mit seiner Hände Arbeit verdiente, nahm gleichen Antheil wie der reichste an den Leistungen des Dichters und Musikers, des Rhapsoden und Schauspielers. Auch die ganze Welt der bildenden Kunst war seinem Genusse erschlossen, während in die kunstgeschmückten Schlösser und Villen unserer Großen und Reichen selten oder nie das Auge des Armen auf flüchtige Momente dringt. Und während selbst die meisten unserer Museen und Kunstsammlungen gerade an den Sonn- und Festtagen, den einzigen, in denen ein zahlreicher Theil des Publikums sie besuchen könnte, geschlossen bleiben, sah sich der Genosse dieses antiken hellenischen Staatslebens, von dessen Schönheitssonne sogar noch in das römische Dasein ein verschönernder Strahl hinüber drang, überall auf Tritt und Schritt, an Werkeltagen wie an den Tagen seiner Feste umgeben von den Werken der bildenden Kunst. Die Meisterwerke des Phidias und seiner zahlreichen berühmten Kunstgenossen — es seien nur die Bildhauer Polykletus, Skopas, Alkamenes, Myron und die Maler Polygnotus, Apollodorus, Zeuxis und Parrhasius genannt — erfüllten nicht die Prachtpaläste und Häuser der Reichen, sondern Marktplätze und Tempel, Haine und öffentliche Gänge, und die Kunst der großen Maler hatte kein höheres Ziel, als mit ihren Gebilden die Werke öffentlicher Baukunst, die bedeckten Säulenhallen und die Wände der Tempel zu schmücken. Der geringste athenische Bürger kannte und bewunderte diese Kunstwerke, er kannte ihre Meister und unterschied ihre verschiedenen Weisen und Vorzüge. Er wußte durch tägliche Anschauung nicht bloß Altes von Neuem zu scheiden, er empfand die Großheit wie die Grazie, den erhabenen Schwung wie die zierliche Wohlgestalt, die Naturtreue wie die Idealität in den Schöpfungen der verschiedensten Meister und durfte sich ein Urtheil gestatten über Werke, an denen bei uns selbst sogenannte Gebildete blöden Auges vorübergehen. Für die Leistungen der Musik und der redenden Künste, für Epos und Lyrik, für Tragödie und Komödie ist dies eine oft hervorgehobene Thatsache. Kein Publikum der Welt hat jemals wieder mit solcher Neigung und zugleich mit solcher Einsicht und Gründlichkeit seine Dichter beurtheilt und bewundert, angeregt und gehoben, als das Publikum von Athen. Es war nicht buchgelehrt, nicht künstlich abgeschliffen, aber es war erzogen von Jugend auf in dem Hören und Schauen des Vortrefflichsten und Schönsten." — Vergleiche mit der Gegenwart ergeben sich hieraus von selbst. „Es ist nur ein Athen gewesen," sagt Lessing, „es wird nur ein Athen bleiben, wo auch bei dem Pöbel das sittliche Gefühl so fein, so zärtlich war, daß einer

unlautern Moral wegen Schauspieler und Dichter in Gefahr liefen, von der Bühne herab gestürmt zu werden." Eine gleiche Höhe wie die genannten Künste erreichte die Kunst der Geschichtsschreibung, die Kunst der freien Rede und die Philosophie. Herodot, Thucydides, Socrates wirkten schon vor dem Hingange des Perikles; Xenophon, Plato, Demosthenes, Diogenes und Aristoteles traten bald nach ihm auf.

Sinken Athens.

So war nach allen Seiten hin das Volksleben zu ungeahnter Herrlichkeit aufgeblüht, es glich dasselbe einer Wunderblume am Baume der Menschheit. Aber das Blühen dieser Wunderblume währte nur kurze Zeit, und schon in ihrer herrlichsten Entfaltung waren die Spuren des Gifthauches zu erkennen, der ihr einen frühen Tod bereiten sollte. Wir werden auch noch weiterhin große Geister in Hellas wirken sehen, fruchtschweren Halmen vergleichbar, die auf einem öden, abgemäheten Acker vereinzelt aufsproßten, verrathend seine einstige Fülle und Herrlichkeit.

Aber was war es, was den jähen Fall bewirkte? Es war die Steigerung an und für sich berechtigter Bestrebungen bis zur Maßlosigkeit und die zu einem Theile dadurch, zu einem Theile aus anderen Ursachen hervorgerufene Verschlechterung der Sitten und Trübung der Anschauungen.

Einige Andeutungen werden genügen, dies zu erweisen. Was ist natürlicher und berechtigter als die Freudenbezeugungen eines Volkes im Angedenken derer, die in der Stunde höchster Gefahr und Noth, echten Heldenmuth offenbarend, ihr Leben dem Vaterlande opferten? Edlen Selbstgefühles voll durften die Griechen auf die vergangenen Tage zurückschauen. Aber was wurde aus dem Allen? Bald begannen sich Herrschergelüste in denen zu regen, die noch jüngst nichts so sehr gehaßt und nichts so heftig bekämpft hatten als die Herrschsucht. Die Waffe, die der Befreiungskampf geheiligt hatte, ward befleckt in Kämpfen, durch die nicht etwa die „Barbaren" noch weiterhin gedemüthigt, nein, durch die Stämme des eigenen Volkes in Unterthänigkeit von Athen gebracht werden sollten; mit einem Worte: Athen strebte nach der Hegemonie über das ganze Hellas. In gleicher Weise sehen wir, zum Theil angeregt durch das eben bezeichnete Streben, auch auf andern Gebieten die Linie des Berechtigten und Erlaubten überschreiten. Perikles vermochte ohne Zustimmung des Volkes seine großen Pläne nicht durchzuführen. Das Volk sich geneigt zu halten, war deshalb unausgesetzt sein Bemühen. Dies führte ihn nach und nach auf Maß-

nahmen; die sich dem nächsten Zwecke zwar dienlich erwiesen, die aber, da sie in ihrem tiefsten Grunde des sittlichen Gehaltes entbehrten, hinterher nachtheilig wirken mußten, was bei ihrer weiteren Entwicklung erst sichtbar hervortrat. Es ist erzählt worden, mit welcher wahrhaft königlichen Freigebigkeit sich Cimon der Armen annahm. Perikles war nicht entfernt so reich, wie es Cimon gewesen war. Aus eigenen Mitteln vermochte er demnach dem ärmeren Theile des Volkes nicht zu bieten, was entgegen zu nehmen es sich durch die Jahre hindurch gewöhnt hatte. Um nun die Mehrheit des Volkes — und dies waren die Aermeren — in guter Stimmung zu erhalten, ließ er ihm bei Festlichkeiten reiche Spenden aus der Staatskasse zu Theil werden. Die vaterländischen Feste nahmen an Zahl zu und arteten mehr und mehr in Schmausereien aus. Dies förderte schnell die in dem athenischen Volke ruhenden Keime der Genußsucht in bedenklicher Weise und entwickelte nicht minder den Hang zum verderblichen Müßiggange. — Schon früher war den ärmsten Bürgern freies Theater gewährt worden; jetzt, nachdem einmal die Bundeskasse ausschließlich zu Gunsten Athens geöffnet worden war, ward aus derselben auch für die Reichen der Sitz im Theater bezahlt. Ein Versuch, dem Uebel zu steuern und die Erklärung hervorzurufen, die genannte Kasse dürfe nur zu Zwecken des Bundes in Angriff genommen werden, hatte zur Folge, daß in der Versammlung des Volks ein Gesetz beschlossen ward, welches Jeden, von dem ein ähnlicher Antrag gestellt würde, mit dem Tode bedrohte — ein selbstredendes Zeichen dafür, wie hoch die Genußsucht bereits gestiegen war. An die Theilnehmer der Volksversammlung wurden Entschädigungsgelder für die Zeitversäumniß gezahlt. Dies bewirkte das Zuströmen der Aermeren, das Wegbleiben der Wohlhabenderen und Reichen. Die ärmeren Klassen entschieden nun um so mehr durch ihre Abstimmungen über alle wichtigen Angelegenheiten des Staates. Die Gesetzgebung, die Rechtspflege kamen somit allmählich in die Hände der Ungebildeten, diese aber waren die Werkzeuge derer, die sie zu leiten verstanden. Endlich wurde das Geld als Entschädigung für Bemühungen auch noch nach zwei Richtungen hin angewandt, in denen Vaterlandsliebe früher die alleinige Triebfeder der Handlungen war. Die Geschworenen empfingen Geld, und es wurde bei den Kriegern der Sold eingeführt. Was früher als höchste Ehre gegolten hatte, das begann man mit Geld zu bezahlen! — Dies verschlechterte den Stand der Richter und den Stand der Krieger. Ueberraschend schnell stellte sich der Gebrauch ein, die Reichen mit hohen Geldstrafen zu belegen, was dann mittelbar Allen, somit auch den Richtern, zu

Gute kam; die öffentliche Staatskasse war ja zu einem Theile eine öffentliche Vergnügungskasse geworden. Geld wurde das Oel des innersten Staatsgetriebes. Es bildete sich eine Klasse von öffentlichen Anklägern, den Sykophanten, vor denen kein wohlhabender Mann sicher war. Die Sykophanten trieben ein einträgliches Geschäft, denn die Bedrohten zahlten lieber unter der Hand eine Summe Geldes, als daß sie sich einer öffentlichen Anklage unter den geschilderten Verhältnissen aussetzten. Kam es zu Anklagen, so geschah es wohl, daß die Richter bestochen wurden. Daß sich jetzt in den Kriegerstand Leute eindrängten, die baar aller patriotischen Anschauungen waren, liegt auf der Hand. Die Soldzahlung drückte den Geist des Heeres unglaublich herab.

Endlich ist noch des Aufkommens einer Unsitte Erwähnung zu thun, die vielleicht am nachhaltigsten die edleren Keime des Volksgeistes zerstörte. Das eheliche Leben verlor an Ehrbarkeit. Glanz und Lustbarkeit lockte leichtfertige Mädchen aus den asiatischen Kolonien nach Athen, und es gewannen diese in der Männerwelt Athens Ansehen. Vor Perikles Zeit wurde eheliche Untreue durch das Gesetz und die öffentliche Meinung verdammt. In dem Maße weibliche Würde geschätzt, keuscher, züchtiger Sinn als höchster Schmuck der Weiblichkeit geehrt wird, in dem Maße wird auch das Gegentheil verabscheut. Leider ging in der Volksanschauung eine bedauernswerthe Veränderung vor sich, zu der Perikles und andere durch Reichthum und Stellung hervorragende Männer Athens den Anstoß gaben. Unter jenen schamlosen Mädchen, die Freundinnen oder Hetären genannt wurden, gab es deren, die durch äußere Bildung sich hervorthaten. Eine derselben, Aspasia, gewann sich des Perikles Gunst; er trennte sich von seiner Gemahlin, um mit Aspasia zusammen zu leben, und die Athener sahen nun den bis dahin in seinen Lebensansprüchen so bescheidenen Mann ein glänzendes Haus führen. Sein Beispiel fand Nachahmung, immer tiefer ins Volk hinein ging die Geringschätzung wahrer weiblicher Würde. Wo derartige Anschauungen in einem Volke Platz greifen, leidet am meisten darunter das junge Geschlecht, das dann in einer mehr und mehr der Ehrbarkeit und Züchtigkeit entbehrenden Atmosphäre aufwächst.

Der peloponnesische Krieg.

Athen war mächtig geworden, seine Herrschaft erstreckte sich bereits auf alle griechischen Städte an der Küste von Macedonien, Thracien, der West- und Südküste von Kleinasien bis nach Pamphylien und den

Inseln im Archipelagus. Die noch freien Staaten, unter denen Sparta der hervorragendste war, hatten mit Besorgniß die Macht Athens wachsen sehen; nach dem Gange der Dinge war es für sie nicht zweifelhaft, daß Athen nicht ruhen würde, ehe es nicht zu völliger Alleinherrschaft gelangt oder von seiner bis dahin erklommenen Höhe herabgestürzt sei. Auf beiden Seiten bereitete man sich zum letzten entscheidenden Kampfe vor, dessen Ausbruch nur eines äußern Anlasses bedurfte.

Dieser Anlaß trat ein. Athen nahm in einer Streitigkeit, die zwischen Korinth und Korcyra ausgebrochen war, Partei für den letzteren Staat. Korinth wandte sich an andere Staaten um Beistand, namentlich an Sparta, und so kam es denn zu dem verheerenden Kriege, der, weil in demselben die meisten Staaten des Peloponnes im Bündniß wider Athen standen, der peloponnesische Krieg heißt. Dieser unglückselige Bruderkrieg, der die materiellen und sittlichen Güter des Volkes fast gänzlich verzehrte, währte 27 Jahre, von 431 bis 404 v. Chr. Wir werden später sehen, daß das durch den Krieg geschwächte Griechenland einer andern Macht, Macedonien, zur Beute ward.

Kaum war der Krieg zum Ausbruch gekommen, da zeigte es sich, daß in demselben nicht nur für oder gegen die Hegemonie Athens gekämpft ward, sondern daß zwei Regierungsformen mit einander rangen: die demokratische und die aristokratische. Perikles hatte die äußerste demokratische Regierungsform nicht nur in Athen, sondern auch in den von Athen beherrschten Staaten eingeführt. Die von ihm vertriebenen Aristokraten schlossen sich jetzt den Feinden Athens an, um im Kampf gegen dasselbe die ihnen verhaßte Demokratie zu stürzen, ja selbst in Athen bildeten sich in aller Stille aristokratische Kreise, um, sobald die Umstände es begünstigten, gegen Perikles zu wirken und eine aristokratische Regierungsform zur Geltung zu bringen. Klaren Blickes überschaute Perikles die Lage. Er hatte Athen stark zur See gemacht; zu Lande war ihm Sparta überlegen. Daher zog er den Spartanern, als diese, 60,000 Mann stark, in Attika einbrachen, nicht entgegen, rief vielmehr die Athener hinter die Mauern der Stadt und des Hafens und ließ die einhundert Segel starke Flotte auslaufen, um durch dieselbe das Küstenland des Feindes zu schädigen. So gestaltete sich vom Anfange an der Krieg zu einem Verwüstungskriege: das spartanische Landheer verwüstete die Landschaften Attikas und die athenische Flotte verheerte die Küsten des Peloponnes.

Im folgenden Jahre fielen die Spartaner wieder in den Pelo-

ponnes ein. Plötzlich trat — inmitten der mit Menschen überfüllten Stadt — ein neuer Feind gegen Athen auf: eine verheerende Seuche. Die Hitze des Sommers steigerte das Uebel außerordentlich. Die schreckliche Krankheit wirkte zugleich verwüstend auf die Gesinnungen der Menschen. Die Einen erschlafften zu gänzlicher Muthlosigkeit, Andere stürzten sich verzweiflungsvoll in Sinnengenüsse, alle Scheu vor göttlichen und menschlichen Ordnungen schwand. Diese Pest der Seelen währte länger als die der Leiber.

Die Aristokraten in Athen, die heimlichen Verbündeten der Spartaner, beuteten das Unglück des Vaterlandes zum Nachtheil des Perikles aus und nahmen des Volkes Urtheil gegen ihn ein, so daß der bis dahin durch Jahrzehende hochgepriesene Mann von dem aufgeregten Volke als der Urheberschaft alles Unheils bezichtigt ward. Nicht nur entkleidete man ihn seiner Feldherrnwürde, sondern er ward auch um 50 Talente gestraft. Wahrhaft groß benahm sich Perikles in diesem Unglück. Aber Schwereres noch war ihm beschieden. Die Pest nahm ihm zu gleicher Zeit seine Schwester und seinen ältesten Sohn. Mit seltener Seelengröße ertrug er auch dies Geschick. Da ergriff die schreckliche Krankheit auch seinen zweiten und letzten Sohn, und er mußte den Liebling seiner Seele qualvoll hinsterben sehen. Als er ihm nach hellenischer Sitte den Todtenkranz aufsetzte, überwältigte der Schmerz sein starkes Herz dermaßen, daß er in laute Klagen ausbrach. Der gegen ihn verbreitete Gifthauch der Verleumdung war schnell verraucht, das Urtheil über ihn war wieder klar geworden, das Volk gab ihm alle seine Würden wieder zurück. Die gefürchtet hatten, er werde, nachdem Undank ihn so schwer gekränkt, sich weiterhin von aller Betheiligung an der Staatsverwaltung fern halten, irrten; sein eigenes Unglück vergessend, widmete er sich sogleich wieder mit allem Eifer der Sorge für den Staat. Aber auch das Ende seines Lebens war nahe. Die Pest ergriff ihn. Bürger, die am Lager des Sterbenden saßen, rühmten seine Tugend, seine Macht, seine vielen Siege; sie meinten, er vernehme ihre Worte nicht mehr. Da schlug er die Augen noch einmal auf und sagte: „Ihr rühmet, woran das Glück gleichen Theil mit mir hat und was schon vielen Feldherren zu Theil ward; das Schönste aber vergesset ihr: Kein Athener hat meinetwegen das Trauergewand angelegt.“ —

Es sind die Schattenseiten in dem Wirken des Perikles nicht verschwiegen worden; allein das Vortreffliche, das von ihm ausging, darf darüber nicht vergessen werden. Die Schöpfungen auf dem Gebiete der Kunst und Wissenschaft, die sein eigenstes Werk waren, oder die

er mit Weisheit förderte, werden für immer Zeugniß ablegen von dem hohen Fluge seines Geistes, und stets wird die Nachwelt ihm Dank zu zollen haben. Für Athen war sein Tod ein überaus harter Schlag. Nur durch Besonnenheit, Klugheit und Kraft konnten die Gefahren abgewendet werden, von denen der Staat gerade jetzt bedroht war. Wo aber war der Mann, der einen Perikles ersetzte? Die nächste Gefahr für Athen war die, daß das Volk der Leitung wilder Demagogen verfiel. Ein solcher trat alsbald in Kleon auf. Er war Besitzer einer von Sklaven betriebenen Gerberei, weshalb ihn die Komiker spottweise den Gerber nannten. Kleon, der äußersten demokratischen Schattirung angehörend, ungebildet, aber mit einer natürlichen Beredsamkeit begabt, durch die er sich an die Spitze der Staatsverwaltung emporschwang, verleitete das Volk zu ausschweifenden kriegerischen Unternehmungen. Als Mitylene von den Athenern erobert worden war, wurden auf seinen Betrieb tausend Bürger jener Stadt, die sich zur Zeit in Athen befanden, festgenommen und hingerichtet. Die Spartaner rächten sich durch gleiche Grausamkeit, und so nahm der Krieg alsbald eine gräßliche Gestalt an. Zehn Jahre hatte der Krieg schon gewüthet, als es (422 v. Chr. bei Amphipolis) zur Entscheidungsschlacht kam. Die Spartaner siegten, Kleon ward auf der Flucht erschlagen, aber auch der Feldherr der Spartaner, der tapfere Brasidas, fiel. Gerade diese beiden Männer hatten in letzterer Zeit den Krieg am meisten geschürt; da sie nun todt waren, vermochten die Friedenswünsche, die auf beiden Seiten längst vorhanden waren, zur Geltung zu gelangen, und es kam (421) zum Abschluß eines fünfzigjährigen Friedens.

Aber schon im sechsten Jahre darauf brach der Krieg zwischen Athen und Sparta von Neuem aus. Der Leitung der Geschicke Athens hatte sich der einem vornehmen Geschlechte abstammende Alcibiades bemächtigt. Schon in seinen Knabenjahren trat die eigenthümliche Richtung seines Charakters deutlich zu Tage. Gewandten, anmuthigen Geistes und Leibes, daher unter seinen Altersgenossen hervorragend bei allen Uebungen, wie sie bei der Erziehung der athenischen Jugend in Anwendung kamen, zeigte er zugleich auch Eigenwilligkeit, Eitelkeit und Ehrgeiz in hohem Grade. Als er eines Tages mitten im Fahrwege mit Knaben Würfel spielte, kam ein Athener auf einem Wagen daher. Alcibiades forderte ihn auf, die Rosse anzuhalten, bis die Würfe geschehen seien. Da jener aber darauf nicht achtete, legte sich der Knabe quer auf den Weg, indem er rief: „Fahre nun, wenn du magst!" — So setzte er seinen Willen durch. In jener Zeit war es

noch üblich, daß die Knaben auch das Flötenspiel erlernten. Alcibiades weigerte sich, an dem Unterrichte Theil zu nehmen, weil das Flötenblasen, wie er sich äußerte, das Gesicht entstelle, und man dabei auch nicht reden oder singen könne. Als er einst einem stärkeren Knaben, um nicht beim Ringen mit ihm zu unterliegen, in den Arm biß und sein Gegner spöttisch äußerte, er beiße ja wie die Weiber, rief er glühend: „Nein, wie die Löwen!" Früh verlor er den Vater, und Perikles, mit dem er verwandt war, übernahm die Vormundschaft über ihn. Diesen seinen Vormund wünschte er eines Tages zu sprechen; es ward ihm aber von dem Haushalter gesagt, Perikles sei gerade sehr beschäftigt und könne einen Besuch jetzt nicht annehmen. „Was hat er denn vor?" fragte Alcibiades. „Er hat einen Rechenschaftsbericht zu überdenken," entgegnete der Haushalter, „den er den Athenern vorzulegen beabsichtigt." „Ei was," rief Alcibiades darauf mit Lachen, „er sollte lieber darüber nachdenken, wie er es zu machen habe, um ihnen keinen Rechenschaftsbericht vorlegen zu müssen!" — Als Jüngling erregte er durch seine Schönheit, seinen Witz, seinen übersprudelnden Muthwillen allgemeine Aufmerksamkeit. Das Beispiel großer Ahnen erweckte in ihm die Lust zur Nachfolge; mehr jedoch wirkte auf ihn das lebendige Beispiel vornehmer Griechen, die sich einem sittenlosen Wandel hingaben. Vergebens mühete sich Sokrates, das bessere Selbst in dem so herrlich beanlagten Jünglinge zum Siege zu bringen. Willig hörte Alcibiades zwar auf des Weisen Lehren, ja er nahm den ernstesten Tadel desselben ruhig hin; allein immer wieder verfiel er dem Leichtsinn. Wäre der Geist des Volkes nicht schon in einem so hohen Grade verderbt gewesen, so daß er in der öffentlichen Meinung eine Mahnerin gefunden hätte, er wäre vielleicht zu einem auch in sittlicher Beziehung hervorragenden Manne herangereift. Allein das athenische Volk sah ihm seine sinnlichen Ausschweifungen nach, weil ihm selbst die Achtung vor einem sittenreinen Wandel abhanden gekommen war. Unsitte war ja Sitte geworden. Bedauernswerth die jungen Geschlechter, die in einer solchen Strömung aufwachsen! Neben seinen tollen Streichen, die die Heiterkeit des Volkes erregten, und seinen sinnlichen Ausschreitungen, die ihm Wenige übel nahmen, verrieth er doch auch durch eine und die andere Handlung frühzeitig eine bedeutende staatsmännische Begabung. Bald machte sich im Volke die Meinung geltend, in Alcibiades erstehe ihm ein zweiter Perikles. Erweise er sich, hörte man von Stimmführern sagen, in den Staatsverhältnissen als tiefschauender Staatsmann, was kümmere sie da sein Privatleben! So ward leichtsinniger, gewissenloser und — setzen wir

hinzu — auch thörichter Weise gedacht und geredet, und erst durch bittere Erfahrung sollte das Volk zur Anerkennung der Wahrheit zurückgeführt werden, daß Vergehungen im Privatleben auch auf den Charakter und auf den Blick des Staatsmannes nicht ohne nachtheiligen Einfluß bleiben können. Alcibiades, das echte Abbild des athenischen Geistes der damaligen Zeit, ward — zunächst wenigstens — der Liebling des Volkes, das ihm blindlings folgte.

Er war es, auf dessen Betrieb der Krieg wieder ausbrach. Argos, einer der Staaten des Peloponnes, gehörte zur Bundesgenossenschaft Spartas. Dem verschlagenen Alcibiades gelang es, diesen Staat von dem Bündnisse mit Sparta abzuziehen und in ein Bündniß mit Athen zu bringen. Als die Spartaner sahen, daß Athen, der Bestimmungen des fünfzigjährigen Friedens uneingedenk, darauf ausgehe, festen Fuß im Peloponnes zu fassen, überzogen sie Argos sofort mit Krieg, siegten bei Mantinea und zwangen die Argiver, sich ihnen wieder anzuschließen. Das erste selbstständige Eingreifen des Alcibiades in die äußeren Verhältnisse war demnach für ihn nicht glücklich gewesen. Er brannte darnach, die Scharte auszuwetzen. Um diese Zeit erschienen in Athen Gesandte der Stadt Egesta in Sicilien. Diese Stadt stand im Krieg gegen Selinus, dem Syracus seine Hilfe zugesagt hatte. In ihrer Bedrängniß waren nun die Egestaner auf den Gedanken gekommen, Athen um Beistand anzugehen. Jedem Besonnenen erschien ein Unternehmen gegen die mächtige sicilische Stadt Syracus als etwas Abenteuerliches; Alcibiades aber riß das Volk zu dem Beschlusse hin, eine starke Flotte unter seiner Führung nach Sicilien zu senden. Ihm war es nicht darum zu thun, einer bedrängten Stadt beizustehen, er hatte vielmehr im Sinne, durch Benutzung der dargebotenen Gelegenheit einen festen Punkt in Sicilien zu gewinnen, von dem aus sich die Eroberung der ganzen Insel betreiben lasse. Der Tag war angebrochen, an dem die athenische Flotte den Hafen verlassen sollte. Da verbreitete sich ein Schrecken durch die ganze Stadt. Den meisten in den Straßen stehenden Hermen waren in der Nacht die Köpfe abgeschlagen worden. Man sah darin eine böse Vorbedeutung. Nun hieß es auch, jener Frevel sei von Alcibiades und den leichtfertigsten seiner Genossen, mit denen er spät von einem Trinkgelage aufgebrochen sei, ausgeübt worden. Die Nachricht fand allgemein Glauben. Hatte doch Alcibiades oft genug im tollen Uebermuthe Streiche vollführt, in denen eine Verspottung dessen lag, was dem Volke als heilig und ehrwürdig galt. Als er vernahm, unter welchem Verdacht er stehe, hielt er es für angemessen, die strengste Untersuchung zu fordern. Die Richter traten

zusammen. Nun aber wurden die bereits eingeschifften Kriegsleute, die vor Begierde brannten, von Alcibiades in den Kampf geführt zu werden, unruhig und begannen eine drohende Haltung gegen die Richter einzunehmen, so daß diese es für gerathen hielten, zu erklären, es solle das Untersuchungsverfahren für jetzt vertagt und erst nach beendigtem Zuge wieder aufgenommen werden. Alcibiades, dem noch zwei Feldherrn, Nicias und Lamachus, an die Seite gegeben wurden, segelte darauf ab. Das Volk aber war wegen des Geschehenen nicht beruhigt, so daß der Rath sich doch hinterher genöthigt sah, in der Sache gegen Alcibiades Zeugen zu vernehmen. In wie weit wahre Mittheilungen und Verleumdungen sich begegneten, entzieht sich der Beurtheilung. Die Folge der Zeugenvernehmung aber war die, daß der Rath von Athen das Staatsschiff nach Sicilien sandte und Alcibiades zur Rückkehr auffordern ließ. Anscheinend ganz einverstanden damit, begab er sich auf das Schiff und trat auf demselben seinen Rückweg an. Unterwegs aber floh er und begab sich nach — Sparta. Diese Handlungsweise des Alcibiades galt den Athenern als Bestätigung der gegen ihn erhobenen Aussagen. Der Rath verurtheilte ihn zum Tode und zog seine Güter ein. Als er davon Kunde empfing, sagte er voll Hohn und Groll: „O, sie sollen es bald erfahren, daß ich noch lebe!" Zunächst suchte er das Vertrauen der Spartaner dadurch zu gewinnen, daß er, der frühere Schwelger, in einer Einfachheit lebte, die den strengsten Forderungen spartanischer Gesetzlichkeit genügte. Dies machte ihn zum Lieblinge des Volkes. Die Rathschläge, die er in Betreff der Kriegsführung gegen Athen gab, bewährten sich. Bald aber brachen seine schlechten Neigungen sich wieder Bahn, und er scheuete sich nicht, die Gemahlin des Königs Agis auf den Weg der Untreue zu locken. Da sah er sich auch hier vom Tode bedroht und zu schleuniger Flucht genöthigt. Nun begab er sich nach Kleinasien zu dem persischen Statthalter Tissaphernes. Diesen wußte er zu einer Haltung gegen Athen und Sparta zu vermögen, die darauf abzielte, es zu einem Friedensschluß zwischen beiden Staaten nicht kommen zu lassen, damit sie sich möglichst schwächten, worauf dann, wie er hervorhob, Persien sie leicht beide würde besiegen können. Handelte Alcibiades auf diese Art gewissenlos und landesverrätherisch gegen Griechenland und insbesondere gegen seine Vaterstadt, so gab es in Athen doch Leute, die sein Verhalten damit entschuldigten, daß sie sagten, er wolle offenbar den Athenern nur zeigen, was er vermöge, um sie dadurch zu bewegen, ihn in seine Heimath zurück zu rufen, nach der er sich sehne. — Solche Reden gingen von seinen ehr- und gewissenlosen

Lustgenossen aus, und der Theil des Pöbels, dem Alcibiades so manche Gabe zugeworfen hatte, klatschte ihnen Beifall. Endlich begannen auch ernste Männer zu sagen: „Der uns in der Ferne schadet, würde uns, wäre er in Athen, nützen!“ — Es gewann diese Meinung in dem Maße Zustimmung, in dem es in Athen bekannt ward, daß der Zug gegen Sicilien verunglückt sei. Dieses abenteuerliche Unternehmen, das den Athenern im Ganzen gegen 50,000 Mann und gegen 10 Millionen Thaler kostete, war von Alcibiades einzig und allein in der Absicht hervorgerufen worden, sich Kriegslorbeeren zu erwerben. Nun hieß es: Hätte man ihn bei dem Heere auf Sicilien gelassen, es wäre anders gekommen! — Endlich setzten seine Anhänger es durch, daß er zurückgerufen ward. Der leichtfertige, schwelgerische und gewissenlose Abenteurer ward von dem leichtfertigen und gewissenlosen Volke mit Jubel empfangen und zum Oberfeldherrn ernannt. Er gewann mehrere Vortheile über die Spartaner. Als aber während seiner Abwesenheit ein Unterfeldherr sich in ein Treffen zur See mit dem Feinde einließ, bei dem mehrere Schiffe verloren gingen, machte das Volk ihn verantwortlich und verbannte ihn für immer. Bald darauf wurde die athenische Flotte von der spartanischen unter der Führung des Feldherrn Lysander (am Ziegenflusse) überfallen und vernichtet. Lysander belagerte darauf Athen, das sich ihm (404) ergab. Mit Hohn und Grausamkeit schalteten die spartanischen Eroberer in Athen. Unter Flötenklang und Jauchzen wurden am Jahrestage der Schlacht von Salamis die von Themistokles und Perikles erbauten Mauern niedergerissen und die Schiffe im Hafen verbrannt.

Das war das Ende des peloponnesischen Krieges, der die Macht Athens gebrochen, die Blüthe Griechenlands vernichtet hatte.

Dreißig Männer (gewöhnlich die dreißig Tyrannen genannt) wurden nun unter dem Einfluß Lysanders in Athen gewählt, denen Sparta die Herrschaft über Athen übergab. Alcibiades hatte sich nach Kleinasien begeben. Da gefürchtet ward, er möchte gegen jene Männer etwas unternehmen, so ward auf spartanischer Seite beschlossen, ihn unter allen Umständen zu beseitigen. Es wurden ihm gedungene Mörder nachgesandt. Zur Nachtzeit steckten sie sein Haus in Brand. Mit dem Mantel umhüllt und das Schwert in der Hand eilt Alcibiades hinaus. Da wird er durch Pfeilschüsse aus der Ferne getödtet.

Die neuen Gewalthaber in Athen, denen eine starke spartanische Besatzung zur Seite stand, verübten zwei Jahre lang viele Grausamkeiten. Da gelang es einem der Verbannten, Thrasybul, der in der Stille eine Zahl von Unzufriedenen gesammelt hatte, die Schreckens-

herrschaft in seiner Vaterstadt zu stürzen. Er führte die solonische Verfassung mit einigen der Zusätze, die sie später erhalten hatte, wieder ein; allein die Sitten des Volkes waren so tief gesunken, daß auch das Gesetz Solons die Uebel nicht zu heilen vermochte, an denen der Staat krankte.

Herrschaft Spartas. Rückzug der Zehntausend.

Die Demüthigung Athens, das eine Zeit lang die Hegemonie über Griechenland besessen hatte, war von allen übrigen griechischen Staaten mit Genugthuung begrüßt worden. Aber die Freude, sich frei zu fühlen von einem drückenden Joche, währte nicht lange. Es erging den Siegern, den Spartanern, wie es früher den Athenern in Bezug auf die Perser ergangen war: sie wurden Erben des herrschsüchtigen Geistes, den sie bekämpft hatten. Die Hegemonie wechselte nur den Ort, und den kleinen griechischen Staaten, die kurz zuvor noch von Athen beherrscht worden waren, wurde jetzt ein nicht minder schweres Joch von Sparta auferlegt. Dies war aber nicht die einzige Umwandlung, die in Sparta vor sich ging. Wie früher die persische Ueppigkeit in Athen, so fand das herunter gekommene athenische Wesen jetzt Eingang in Sparta, das durch Jahrhunderte sich durch Einfachheit und Ehrbarkeit der Sitten ausgezeichnet hatte. Wie in Athen die Weisheit eines Solon in Mißachtung gekommen war, so wurden jetzt in Sparta die Verfassung und die Lehren Lykurgs mißachtet. Vergebens kämpften einige Verständige dagegen, die größere Zahl des Volkes huldigte mehr und mehr einem üppigen Wesen, ohne sich der Wahrheit bewußt zu werden, daß Ueppigkeit einer innern Fäulniß gleicht, die unabwendbar auch den Verfall äußerer Kraft nach sich zieht.

Eines der Uebel, unter dem Griechenland jetzt litt, war, wie schon bemerkt, das Söldnerwesen. Früher war es als eine Ehre betrachtet worden, die Waffen für das Vaterland zu führen; irdischen Lohn hatte Niemand begehrt, im Gegentheil war von den freien Bürgern ein bedeutender Theil ihres Vermögens für Kriegszwecke geopfert worden. Als eine Kränkung, als einen Schimpf ohne Gleichen hätten die Bürger es angesehen, wenn ihnen angemuthet worden wäre, Ehrlose, nur weil sie eine gute Faust hatten, in ihre Reihen aufzunehmen. Jetzt war das Geld der Nerv des Kriegerlebens geworden, der Auswurf des Landes nahm Dienste im Heere, ja die entarteten Enkel eines großen Geschlechts gaben sich dazu her, bei den Persern in Söldnerdienste zu treten! —

Der persische Hof war ein Herd von Lastern und Verbrechen aller Art geworden. Die Geschichte Persiens seit Darius I. ist fast nichts als eine Kette von Gräuelthaten. Xerxes I. ward von seiner eigenen Leibwache ermordet; Artaxerxes I. hatte seinen älteren Bruder ermorden lassen, um auf den Thron zu gelangen. Dessen Sohn und Nachfolger Xerxes II. wurde in der siebenten Woche seiner Herrschaft von seinem Bruder Sogdiamus und dieser ein halbes Jahr später von seinem Bruder Ochus ermordet. Letzterer nannte sich als König Darius II. Nothus. In dem Jahre, in dem Athen von Lysander erobert und zerstört wurde, gelangte Artaxerxes II. auf den persischen Thron. Gegen diesen empörte sich sein Bruder Korebh (Cyrus der Jüngere). Seine ränkesüchtige Mutter hatte sich beim Ableben des Gemahls vergebens bemüht, ihn, den jüngeren Sohn, auf den Thron zu bringen. Hinterher war es ihr gelungen, ihrem Lieblinge die Statthalterschaft über den größten Theil von Kleinasien zuzuwenden. Sie hatte dabei den Zweck verfolgt, ihm die Mittel an die Hand zu geben, deren er zur Aufnahme eines Kampfes gegen den Bruder bedurfte. Bei diesem jüngeren Cyrus nun, der sein Heer von Asiaten auf 70,000 Mann gebracht hatte, nahmen 13,000 Griechen Söldnerdienste. Im Jahre 401 v. Chr. brach er mit dem vereinten Heere zum Kampfe auf. Er hatte verbreiten lassen, sein Zug gelte den Ländern Pisidien und Cilicien, und auch seinem Heere enthüllte er erst seine wahre Absicht, als sein Bruder ihm mit Heeresmacht entgegentrat. Bei Kunaxa in Mesopotamien kam es (401) zur Schlacht. Während die Griechen den ihnen gegenüberstehenden Flügel des Feindes warfen, wurde Cyrus im Zweikampfe mit seinem Bruder von dessen Begleiter getödtet. Darauf ging das asiatische Heer des Cyrus zu den Persern über, die Griechen dagegen behaupteten ihre Stellung auf dem Schlachtfelde und wiesen die Aufforderung, sich zu ergeben, zurück. Die Perser mochten es auf einen Kampf mit dem tapfern Feinde nicht ankommen lassen und sicherten ihm freie Rückkehr in die Heimath zu. Hinterlistiger Weise aber nahmen sie darauf den Anführer der Griechen gefangen und tödteten ihn. Nun verzweifelten die Griechen, die noch zehntausend Mann stark waren, an ihrer Rettung. Ihre verhältnißmäßig geringe Zahl in der Nähe eines gewaltigen Kriegsheeres und inmitten eines feindlichen Landes — dies und alle sonstigen Umstände sprachen auch dafür, daß ihr Untergang unvermeidlich sei. Da gelang es einem der Führer, Xenophon, den Muth des kleinen Heeres aufs Neue anzufachen. Er führte die Zehntausend von dem östlichen Ufer des Tigris an durch Mesopotamien, Medien, Armenien, am südlichen

Ufer des schwarzen Meeres entlang bis nach Thracien zurück. Unermeßliche Schwierigkeiten waren auf dem nicht weniger als 400 Meilen langen Wege zu überwinden, denn derselbe führte durch Wüsten und Wildnisse, über Gebirge und durch Schluchten, und die kleine Schar ward unzählige Male von starken, feindlichen Heerhaufen überfallen. Das ist der berühmte „Zug der Zehntausend", eine der glänzendsten Kriegsthaten des Alterthums; in ihm lebt noch ein Pulsschlag echt griechischer Heldengröße gegenüber der Verkommenheit persischen Wesens.

Sokrates.

Ehe wir die Geschichte Griechenlands weiter verfolgen, haben wir noch eines Mannes zu gedenken, dessen bereits oben Erwähnung gethan wurde, des weisen Sokrates. Er wurde zu Athen im Jahre 469 v. Chr. geboren und war der Sohn des Sophroniskos, eines Bildhauers, der ihn auch in seiner Kunst unterrichtete. Aber schon als Jüngling wandte er sich den Wissenschaften, namentlich der Weltweisheit zu, saß den großen Meistern Anaxagoras, Archelaus und Prodikus zu Füßen und studirte die Werke der bedeutendsten der heimgegangenen Forscher mit einem Eifer seltener Art. Dies hinderte ihn jedoch nicht, an den Geschicken des Vaterlandes handelnd Theil zu nehmen. Mehr als einmal stand er in den Reihen der Kämpfer und gewann sich durch seinen Muth den Ruhm eines der Tapfersten des Griechenheeres. Bei Potidäa rettete er dem verwundeten Alcibiades das Leben, und als ihm nach der Schlacht der Kranz des Siegers zuerkannt wurde, lehnte er die Annahme desselben ab und wußte es zu bewirken, daß Alcibiades den Kranz erhielt. Ihm genügte es, zu wissen, daß er gethan, was er vermochte, durch Abgabe des Kranzes an Alcibiades aber wünschte er diesem einen entscheidenden Aufschwung zu geben und damit dem Vaterlande einen Dienst zu erweisen. Wir wissen, daß die schlechten Elemente in des Alcibiades Charakter, genährt durch die herrschende Strömung im Volke, zum vollen Siege gelangten. Aehnlich begabt an Geist und Leib war Xenophon. In einer schmalen Straße begegnete ihm eines Tages Sokrates, hielt ihm den Stock vor und fragte ihn, wo diese und jene Waaren zu kaufen seien. Als Xenophon Auskunft gegeben hatte, fragte ihn Sokrates, ob er auch wisse, wo die Menschen zur Tugend herangebildet würden. Xenophon wußte darauf nicht zu antworten. Da sagte Sokrates: „Folge mir nach, so wirst du es erfahren!" — Von dieser Zeit an war Xenophon des Sokrates treuester Anhänger und Schüler. Aber er hatte auch an Sokrates, der, je nach Erfordern, zu jeglichem Opfer für ihn bereit war, einen Freund und

Lehrer. In dem Treffen bei Delium sank Xenophon schwer verwundet vom Rosse. Sokrates nahm ihn auf seine Schulter und brachte ihn aus dem Getümmel in Sicherheit. Wie Xenophon sich später als Führer der „Zehntausend" auszeichnete, ist oben erzählt worden; hier sei noch bemerkt, daß er sich auch als Geschichtsschreiber berühmt machte.

Sokrates gehörte zu den erhabenen Geistern, denen es wirklich um die Wahrheit, nicht um den Schein derselben zu thun ist, die ihr Streben sich nicht trüben lassen durch das Buhlen um die Gunst der Mächtigen oder um den Beifall der Menge. Längst hatte er sich von der Last befreit, welche die herrschenden gesellschaftlichen Gebräuche dem Einzelnen auferlegen. Sein Mantel war von geringem Zeuge, seine Mahlzeit im höchsten Grade einfach, nur berechnet auf den Zweck, den Körper gesund zu erhalten. „Nichts Irdisches bedürfen," sagte er, „ist göttlich, am wenigsten bedürfen nähert uns somit der Gottheit am meisten." Demnach waren in seinen Augen diejenigen Menschen der Gottheit am fernsten, deren Sinn und Wesen aufgeht im Trachten nach Glanz des Hauses, Fülle der Tafel, Pracht der äußern Erscheinung, und als Thor galt ihm derjenige, der das Urtheil Jener auf sein Thun und Lassen bestimmend wirken läßt. Ein vornehmer Athener, der ein verschwenderisches Hauswesen führte, klagte ihm einst, daß es sich so theuer in Athen lebe. Sokrates führte ihn in einen Laden, in dem Mehl und Oliven und darauf in einen andern, in dem einfache Kleidung billig zu haben war. „Siehe," sagte er, „ich finde es überaus wohlfeil in Athen." Ein Anderer, der eine Fußwanderung gemacht hatte, beklagte sich über die erlittene Mühsal. „Hat dir dein Sklave zu folgen vermocht?" fragte Sokrates. — „O ja." — „Trug er etwas?" — „Ein großes Bündel." — „Der ist wohl recht müde?" — „Durchaus nicht; ich habe ihn sogleich wieder mit einem Auftrage hinweggeschickt." — „Siehe," sagte Sokrates, „du hast vor deinem Sklaven Vorzüge des Glückes; er hat vor dir Vorzüge der Natur. Du bist reich und frei, aber schwach und weichlich; er ist arm und leibeigen, aber gesund und stark. Sage: wer ist der Glücklichere von euch Beiden?"

Sokrates hielt den Menschen in dem Maße für schwach und ungeläutert, als böse Regungen in Anderen vermögend waren; in ihm entsprechende böse Regungen hervorzurufen. Das galt ihm als Knechtschaft der Seelen unter dem Joch Anderer, und die Knechtschaft dünkte ihm um so schmachvoller, je niedriger Jene standen. Vorgänge, in denen Versuchungen solcher Art an ihn traten, betrachtete er als Gelegenheit zu heilsamen Uebungen; er suchte sie nicht, er nahm sie

eben hin, wie das Geschick sie ihm entgegenbrachte. Seine Gattin Xantippe, die im Grunde des Gemüths nicht böse, aber heftigen, zanksüchtigen Sinnes war, gab ihm zu solchen Geduldsübungen hinreichend Gelegenheit. Eines Tages ließ sie auch wieder einmal ihrer bösen Laune freies Spiel und schalt ihren Gemahl heftig. Er blieb gelassen. Endlich stand er auf und ging hinweg. Dies erbitterte sie noch mehr. Sie ergriff ein gefülltes Wasserbecken und goß ihm das Wasser nach. „Das wußte ich wohl," sagte Sokrates lächelnd, „daß nach einem solchen Donnerwetter auch Regen folgen mußte!" —

Ein solcher Mann stand in seinem Leben und Treiben in einem entschiedenen Gegensatze zu der herrschenden Sitte und Anschauungsweise seiner Zeit, in ihm verkörperte sich ein Zug edlen griechischen Lebens, das in seiner Gesammtheit, wie wir wissen, im Verfall begriffen war. Nicht in der äußeren Gestaltung des gesellschaftlichen Lebens allein, auch in der Wissenschaft galt Prunk, Schein, eitles Wesen. Die Sophisten trieben ihre Künste. Was von Sittlichkeit noch im Volke vorhanden war, wurde durch diese Leute verflüchtigt. So lehrten sie z. B.: des Menschen wahre Glückseligkeit bestehe darin, allen seinen Begierden nach Möglichkeit Befriedigung zu gewähren. Das entsprach dem Zuge der Zeit, das gefiel, und der Beifall der Menge war es ja, den sie in erster Linie suchten. Sokrates war ihnen überlegen, und mancher dieser elenden Taschenspieler wurde von ihm in seiner Blöße hingestellt. Er ging von dem Grundsatze aus: Willst du zum Glück gelangen, so mußt du dich zunächst bemühen, weise und gut zu werden; die Grundlage aller menschlichen Tugend aber ist: Mäßigkeit, Gerechtigkeit und Tapferkeit. Die Götterbilder waren von den Sophisten ihres Schmuckes beraubt, zugleich aber war auch der religiöse Inhalt, der in jenen Bildern Form und Ausdruck gesucht und gefunden hatte, beseitigt worden, so daß sie dem Gemüthe des Volkes in dem, was sie Philosophie nannten, ein ödes Nichts boten. Anders bei Sokrates. Die Glaubensform, wie er sie in seinem Zeitalter vorgefunden hatte, schwand freilich auch vor seinen Blicken dahin, dagegen glänzte ihm der göttliche Inhalt desto heller entgegen, und er schauete beseligt in die Tiefe desselben. Sein Glaube gewann den Ausdruck: es müsse ein unendlich weises, mächtiges, gütiges, allwissendes und gerechtes Wesen vorhanden sein, und es sei die menschliche Vernunft nur ein Ausfluß der Weisheit und Güte dieses heiligen Wesens. Dieses erhabenste Wesen aber gänzlich zu durchschauen und seine Absichten vollständig darzulegen, das gehe über das menschliche Vermögen hinaus. Die Priester zu Delphi hatten den Ausspruch

gethan: „Weise ist Sophokles, weiser ist Euripides, aber der Weiseste der Menschen ist Sokrates." Als Sokrates dies vernahm, sagte er, seine Weisheit bestehe darin, daß er wisse, er wisse nichts. —

Edle Jünglinge von Nah und Fern saßen zu des Weisen Füßen. Ein Jüngling, Namens Antisthenes, kam täglich vom Piräus nach Athen, und als im peloponnesischen Kriege die Athener den Megarensern bei Todesstrafe den Besuch ihrer Stadt verboten hatten, wagte es einer derselben, der jugendliche Euklides, in Frauenkleidern nach Athen zu reisen, um nur einen Tag bei Sokrates sein zu können. Des Sokrates Aeußere war unschön. Dem feingebildeten Griechen konnten die hochgewölbte Stirn, die eingebogene aufgestülpte Nase, die hervorragenden Augen, die buschigen Augenbrauen, der große Mund mit den dicken Lippen, die kahle Platte, dazu der ärmliche Anzug und die Unbeschuhtheit nicht zusagen. Aber welch ein Geist leuchtete denjenigen aus dieser Hülle entgegen, die Sinn und Verständniß für die Regungen tiefsten Geisteslebens hatten! Nicht von Sokrates selbst, sondern von Andern, die ihn persönlich kannten, sind uns Nachrichten über ihn hinterlassen worden. Hören wir ein Urtheil des Alcibiades im „Platonischen Gastmahl!" Alcibiades sagt: „Ich erkläre, Sokrates sei äußerlich ähnlich jenen Silenen in den Werkstätten der Bildhauer, welche die Bildhauer mit Pfeifen und Flöten darstellen, in denen man aber, wenn man die eine Hälfte wegnimmt, hinter der äußerlich rohen Hülle Bildsäulen von Göttern erblickt. Auch ist er dem Satyr Marsyas zu vergleichen, indem er nicht nur äußerlich wie ein Satyr aussieht, sondern auch darin, daß er die Menschen — und zwar nicht nur wie dieser mit gewissen musikalischen Instrumenten — sondern ohne alle Instrumente der Kunst blos mit Reden bezaubert. Wenn wir von einem Andern Reden hören, so macht sich Keiner sonderlich viel daraus. Sobald wir hingegen ihn hören, oder auch nur seine Reden aus eines Andern Munde, so wird Jeder dadurch entzückt und hingerissen, er sei Mann oder Weib oder Knabe. Mir wenigstens pocht heftig das Herz, wenn ich ihn höre, und Thränen werden mir ausgepreßt von seinen Reden, auch sehe ich, daß es vielen Anderen so ergeht. Wenn ich den Perikles oder andere vortreffliche Redner gehört habe, so ist mir zwar die Schönheit und Stärke ihrer Reden aufgefallen, aber nie ist meine Seele dadurch so in ihrem Innern erschüttert worden, daß sie, ganz unwillig über sich selbst, ihre sklavische Gesinnung sich vorgeworfen hätte. Von Sokrates aber bin ich oft so ergriffen worden, daß ich glaubte, es lohne sich nicht zu leben, wenn ich so bliebe, wie ich wäre, weil er mich so weit brachte, einzugestehen, daß mir selbst gar noch Vieles mangelt und ich

mich selbst vernachlässigend, der Athener Angelegenheit besorge. Gleich den Zaubertönen der Sirenen muß ich ihn fliehen und meine Ohren verstopfen, damit ich mich nicht ganz bei ihm in Ruhe setze und zum Greise werde, ohne mein Glück zu versuchen. Auch ist er der Einzige von allen Menschen, der es über mich vermag, daß ich mich vor irgend Jemandem schäme. Vor ihm allein schäme ich mich, denn ich fühle in meinem tiefsten Innern, daß ich nicht im Stande bin, ihm zu widersprechen, als ob man das nicht thun müsse, was er anräth, sondern daß ich nur, wenn ich von ihm gegangen bin, durch die Ehrenbezeugungen des Volkes gezwungen werde und seiner Lehren uneingedenk bin." Diese Worte charakterisiren zugleich zu einem Theile den Alcibiades selbst.

Und diesen Mann klagte man — in seinem siebenzigsten Lebensjahre — an, daß er nicht an die Götter seiner Vaterstadt glaube, daß er durch Irrlehren die Jugend verderbe! — Der alte Glaube an die Götter war in den gebildeten Klassen überhaupt gestorben, er war auch in den Anklägern des Weisen nicht vorhanden. Sie meinten aber, es sei nöthig, jenen Glauben im Volke aufrecht zu erhalten. Das sollten äußere Gesetze thun, während die Aeußerungen der gebildeten Welt in Reden und Wandel täglich dem entgegen strebten. Diesen Widerspruch aufgedeckt zu haben, das war des Weisen eigentlichstes Verbrechen, das war es, was den Haß der Herrschenden auf ihn gelenkt und sie endlich dahin gebracht hatte, jene Anklage gegen ihn zu erheben. Sie mußten es selbst fühlen, wie recht er hatte, als er den Miletos, einen seiner Ankläger, aufforderte, ihm Einen zu nennen, der durch ihn aus einem Verehrer der Götter ein Verächter derselben, aus einem verständigen Manne ein muthwilliger Frevler, aus einem guten Haushalter ein Verschwender, aus einem Mäßigen ein Schlemmer, aus einem Freunde der Anstrengung ein Weichling oder ein Sclave einer verwerflichen Lust geworden sei. — Seine freimüthige Vertheidigung erbitterte die Richter in dem Maße, daß sie ihn schon vor Schluß des Verfahrens einem Gefängniß übergaben. Einer seiner Freunde brachte ihm eine kunstvoll ausgearbeitete Vertheidigungsrede. „Sehr schön", sagte Sokrates, nachdem er die Rede gelesen hatte, „allein ich vermag es nicht, weiche und prächtige Socken zu tragen, weil ich das für unmännlich halte." Er ward zum Giftbecher verurtheilt. Heitern Angesichts vernahm er den Spruch, und als er in das Gefängniß zurückgeführt wurde, tröstete er die ihn begleitenden wehklagenden Freunde und Schüler, auf das Glück hinweisend, das ihm beschieden sei, indem er nun zu den edelsten Män-

nern der Vorzeit hinüber wandern werde. War er doch fest überzeugt von der Unsterblichkeit der Seele! Nach seiner Lehre ist die Seele nothwendig unsterblich, weil die sittliche, denkende und wollende Persönlichkeit nicht aus der immer wechselnden Natur erklärt werden kann. In diesem Leben ist zwar die Erkenntniß der Seele schwach, denn sie wird beständig von dem Leibe, mit dem sie eng verbunden ist, zur Erde herabgezogen und kann das volle göttliche Licht gar nicht ertragen. Wenn wir aber einst frei von den Fesseln dieser Hülle emporschweben, dann werden wir das Licht und die Wahrheit selbst schauen, und das gegenwärtige Leben wird uns in der Erinnerung als ein dunkler Zustand erscheinen, in welchem wieder zurückzukehren wir nicht wünschen werden. Bei einem Manne von solcher Ueberzeugung kann es nicht verwundern, daß er es verschmähete, die Gelegenheit, die ihm zur Flucht geboten ward, zu benutzen, daß er seine heitere Seelenruhe bis zur letzten Stunde behielt, daß er, statt des Trostes benöthigt zu sein, Tröster der Freunde war. „Wenn du doch nur nicht so gänzlich unschuldig stürbest!" sagte sein Freund Apollodor. „Wie", versetzte Sokrates, „wolltest du denn, daß ich schuldig stürbe?" Als ihm der Schierlingsbecher gebracht ward, sagte er: „Das, was mir widerfährt, ist kein Werk des Zufalls; es ist mir klar, daß es besser für mich ist, schon jetzt zu sterben und von des Lebens Noth befreit zu werden." Und nach einer Pause setzte er hinzu: „Deshalb, daß ich durch Unrecht sterbe, darf ich von mir selbst nicht geringer denken; es gereicht ja nicht mir, sondern denen zur Schande, die mich verdammen. Ich weiß es, daß die Zukunft mir das Zeugniß geben wird, daß ich Keinen schlimmer machte, sondern denen, die mit mir umgingen, wohlthat, umsonst sie nach Vermögen unterrichtend im Guten." Den weinenden Freunden sagte er: „Was ist das? Warum weint ihr? Wußtet ihr nicht längst schon, daß, seit ich geboren ward, mir die Natur den Tod zuerkannt hatte? Ja, wofern ich vor meiner Zeit stürbe, so möchten sich freilich meine Freunde und ich darüber härmen. Da ich aber jetzt bei bevorstehender Beschwerde des Alters das Leben verlasse, so solltet ihr, dünkt mich, wohlgemuth sein, als bei einem Glücke, das mir widerfährt." Nachdem er den Gefängnißwärter gefragt hatte, wie er sich nach dem Trinken des Giftes zu verhalten habe, nahm er den Becher und leerte ihn ohne abzusetzen aus. Es erfolgte ein lautes Wehklagen der Freunde. „Still doch", sagte Sokrates freundlich, „darum habe ich ja diesen Morgen die Weiber von mir gelassen!" Nachdem er einige Male auf und ab gegangen war, fühlte er eine schwere Ermattung. Er legte sich nieder und zog

das Gewand über sein Haupt. Schmerzbewegt umstanden die Freunde sein Lager. Noch einmal schlug er das Gewand vom Angesichte zurück und sagte mit gebrochener Stimme: „Freunde, ich bin dem Gotte der Heilkunde noch einen Hahn schuldig; opfert ihn doch ja!" — Einige Augenblicke darauf neigte sich Einer zu ihm und fragte, ob er ihm noch etwas aufzutragen habe. Er antwortete nicht; der edelste, der beste der Griechen hatte seine Seele ausgehaucht.

Das ruchlose Werk war geschehen; die Hauptschuldigen an dieser That sollten sich aber ihres Sieges nicht lange freuen. Die Bevölkerung Athens kam über das Geschehene zum Nachdenken: allgemach brach sich bessere Erkenntniß Bahn, endlich wandte sich der Zorn gegen die Ankläger. Die Einen traf der Tod, die Anderen Verbannung. Später wurde dem Weisen ein herrliches Denkmal errichtet, ja man verehrte ihn fast wie einen Gott. Seine Schüler, unter ihnen namentlich Xenophon und der ätherisch klare und dabei jugendfrische Plato, verbreiteten seine Lehren und zeichneten sie für die Nachwelt auf.

Pelopidas und Epaminondas.

Wie schon bemerkt, war von Athen an Sparta nicht nur die Hegemonie über die übrigen griechischen Staaten übergegangen, sondern auch die Begier, über die Grenzen Griechenlands hinaus Herrschaft zu gewinnen. Der tapfere spartanische König Agesilaos drang kühn in das Perserreich ein und gewann eine Stadt nach der andern. Der persische Hof gerieth in die größte Bestürzung, und um des gefährlichen Feindes ledig zu werden, griff er zu einem Mittel, für das in damaliger Zeit in Griechenland Empfänglichkeit vorhanden war: zur Bestechung. Diese hatte den nächsten Zweck, Griechenland in Kriegsflammen zu setzen, und man zweifelte am Perserhofe nicht daran, daß ein solcher Vorgang den Spartanerkönig aus dem Lande hinweg und in die Heimath treiben würde. Sogleich begannen gewandte Unterhändler, denen persisches Gold reichlich zur Verfügung gestellt war, in Korinth, Argos und Theben ihr Werk, und in kurzer Zeit war ein Bund dieser Staaten gegen Sparta zu Stande gebracht, dem sich auch bald das gebeugte Athen anschloß, und der Kampf gegen Sparta hob an. Es kam zur Schlacht bei Haliartos. Die Verbündeten siegten, der spartanische Feldherr Lysander, der zehn Jahre früher Athen erobert und dessen Mauern niedergerissen hatte, fiel. In seiner Noth rief Sparta den König Agesilaos aus Asien zurück — die Perser athmeten wieder auf. Die persische Flotte, geführt von dem Athener Konon, griff die Flotte der Spartaner bei Knidos an und vernichtete sie

beinahe gänzlich. Agesiláos, der nun auf dem Kriegsschauplatze erschien, belebte den gesunkenen Muth seines Volkes wieder. Ihm gelang es auch noch in demselben Jahre (394), in welchem die Spartaner die beiden schweren Verluste zu Land und zu Wasser erlitten hatten, den Feind zu schlagen, jedoch erlitt sein Heer dabei so schwere Verluste, daß er den Krieg nicht fortzusetzen vermochte. Inzwischen hatten sich Athens Mauern wieder erhoben, auch schufen sich die Athener in wunderbarer Schnelle eine neue Flotte. Der Waffenplatz der Verbündeten war Korinth, daher man den Krieg, der noch sieben Jahre währte, den korinthischen Krieg nannte. Sparta suchte endlich in seiner Noth sich mit Persien dadurch zu einigen, daß es ihm zum Schaden des Gesammtvaterlandes Anerbietungen machte. Dies führte (387) zum Frieden zwischen Sparta und Persien, der nach dem spartanischen Unterhändler der Friede des Antalkidas genannt ward. Durch diesen schimpflichen Frieden kamen die griechischen Pflanzstädte in Kleinasien an Persien. Theben weigerte sich, diesen Frieden anzuerkennen. Da fielen die Spartaner in Theben ein, ließen den Führer der Volkspartei hinrichten, verbannten die einflußreichsten Männer und setzten eine Gewaltherrschaft ein, wie sie es früher in Athen und anderen griechischen Städten gethan hatten. Die Verbannten fanden in Athen Aufnahme. Einer derselben, der edle jugendliche Thebaner Pelopidas, erglüht von Liebe zur Freiheit und der Heimath treu anhängend, ruhete nicht, bis er ein Freundesbündniß zu Stande gebracht hatte, das sich das Ziel setzte, die in seiner Vaterstadt zur Herrschaft gelangten Tyrannen zu stürzen. Sie verständigten sich mit Gleichgesinnten in Theben. Nachdem alle erforderlichen Vorbereitungen getroffen waren, begab sich Pelopidas mit elf Freunden auf den Weg nach Theben. In Jägerkleidern, Hunde und Jagdgeräthe mit sich führend, gelangten sie durch verschiedene Thore in die Stadt, in der sie in einem Hause mit vierzig Verschworenen zusammentrafen. Nun vernahm Pelopidas, daß Phyllidas, der Geheimschreiber der Tyrannen Archias und Philippus, dem Bunde beigetreten sei, und daß derselbe beide für den Abend zum Mahle bei sich eingeladen habe. Darnach wurde der Plan festgestellt. Archias und Philippus waren an der wohlbesetzten Tafel fröhlichen Sinnes, und es behagte ihnen besonders, als ihr Gastgeber ihnen verkündete, daß er schöne Jungfrauen bestellt habe, die sie durch Tanz und Gesang erfreuen würden. Da erschien, gesandt von einem Verräther aus Athen, ein Eilbote, der dem Tyrannen Archias einen Brief einhändigte und dabei die Bitte des Senders aussprach, den Brief sogleich zu lesen, da er wichtige Dinge enthalte. Es war in dem Briefe der Plan der

Verschworenen enthüllt. Archias, schon berauscht, schob den Brief unter das Polster, indem er lachend sagte: „Ernste Dinge bis morgen!“ und gab dem Boten ein Zeichen, sich zu entfernen. Der Gastgeber athmete auf. Nun begehrten die Tyrannen, daß Phyllidas die Tänzerinnen herbeirufen lasse. Alsbald öffnete sich die Thür, und es erschienen eine Zahl von Jünglingen, Kränze im Haar tragend und mit Frauenkleidern angethan, unter denen sie Schwerter bargen. Lächelnden Blickes schauten die Trunkenen auf die ihnen Nahetretenden, bis diese plötzlich sich auf sie stürzten und sie niedermachten.

In derselben Zeit hatte Pelopidas einen schweren Kampf gegen den dritten der Tyrannen, Leontidas, einen Mann von großer Stärke zu bestehen. Pelopidas war mit einem Freunde in das Haus des Leontidas gedrungen, der sich bereits zur Ruhe begeben hatte. Von dem Waffengeräusch, verursacht durch den glücklichen Kampf Jener mit dem Pförtner, erweckt, sprang Leontidas auf, griff zu den Waffen und warf sich den beiden Eindringenden entgegen. Es gelang ihm, den Gefährten des Pelopidas niederzuhauen. Gleich darauf aber sank der Tyrann, von des Pelopidas Schwert durchbohrt, sterbend auf der Schwelle nieder. Nun wurden die Bürger der Stadt zusammengerufen, und sie vernahmen mit Staunen und Freude das Geschehene. Alles bewaffnete sich, Pelopidas und zwei andere Thebaner wurden zu Polemarchen gewählt, die Spartaner, welche die Burg besetzt hielten, zum Abzuge genöthigt — Theben war frei.

Pelopidas hatte einen Freund, Epaminondas mit Namen, der zu den edelsten Männern des griechischen Volkes gezählt zu werden verdient. Von Plutarch vernehmen wir, daß er einem vornehmen, aber armen thebanischen Geschlecht entstammte. Die Eltern hatten die größte Sorgfalt auf die Ausbildung des hochbegabten Sohnes verwandt, und es waren ihre Opfer und Mühen von den glänzendsten Erfolgen gekrönt worden. Denn wie der heranreifende Jüngling an Kraft und körperlicher Gewandtheit alle seine Altersgenossen übertraf, so überragte er sie auch in wissenschaftlichen Leistungen, wie auch in der Musik. Dem Studium der Philosophie, das er unter Anleitung des berühmten Lysis aus Tarent, eines strengen und oft finstern Greises, betrieb, war er mit solchem Eifer ergeben, daß er den Umgang mit diesem seinem Lehrer allem fröhlichen Spiel mit seinen Jugendgenossen vorzog. Dabei besaß er treffliche Eigenschaften des Gemüths und Charakters. Der Wahrhaftigkeit huldigte er so unbedingt, daß auch nicht im Scherz ein unwahres Wort über seine Lippen kam. Sanften Sinnes, wußte er sich in alle Lagen des Lebens leicht zu

finden; für seine Freunde war er stets mit Rath und Hilfe bei der Hand, ohne je ihnen mit Wünschen für seine Person beschwerlich zu fallen, obgleich er einerseits an ihrer Bereitwilligkeit, ihm dienstwillig zu sein, zu zweifeln nicht Ursache hatte, und er andrerseits sich oft genug in bedrängter Lage befand. Seine weise Mäßigung und Enthaltsamkeit war der Art, daß er die Bedürfnisse des feineren Lebens verschmähete. Als er einst mehrere Tage nicht ausgegangen war, und seine Freunde heimlich nach dem Grunde forschten, ergab es sich, daß sein einziger Mantel sich in der Wäsche befand. Pelopidas, der reich war, bot ihm von dem Seinen nach Begehr, Epaminondas jedoch nahm nie etwas an. Während des korinthischen Krieges suchte ein Gesandter des Perserkönigs durch große Geldsummen seinen Einfluß zu erkaufen. Epaminondas wies das Gebotene entrüstet zurück, indem er hinzufügte: „Wenn dein König den Nutzen der Thebaner im Auge hat, indem er von meinem Einfluß Gebrauch zu machen beabsichtigt, so will ich ihm gern behilflich sein; ist jenes jedoch nicht der Fall, so hat er nicht Gold und Silber genug. Denn ich möchte nicht die Schätze der Welt für meine Liebe zum Vaterlande eintauschen." Nie hatte er sich um ein öffentliches Amt beworben, und erst jetzt, in seinem vierzigsten Lebensjahre, begehrten seine Mitbürger die Dienste dieses ausgezeichneten Mannes. Er ward zum Feldherrn ernannt, und schnell sammelte sich um ihn ein Heer aus freien Bürgern; Söldner nahm er nicht an. Sein junger Freund Pelopidas bildete aus Jünglingen seines Alters und seiner Gesinnung „die heilige Schar".

Der Kampf mit Sparta war unvermeidlich, darum wartete Epaminondas nicht, bis der Feind angriff, sondern er rückte ihm entgegen. Unglückliche Vorzeichen erschreckten die Thebaner. Da rief ihnen Epaminondas das Wort Homer's zu: „Ein Wahrzeichen nur gilt, das Vaterland zu retten!" Dies Wort, namentlich aber die Haltung des Führers belebte den gesunkenen Muth wieder. Bei Leuktra, unweit Platää, trafen die Heere (371) auf einander. Die heilige Schar that den Schwur, zu siegen oder zu sterben. Epaminondas hatte eine neue, die sogenannte schräge Schlachtordnung erdacht, die er hier zur Anwendung brachte, und die nach ihm von Philipp und Alexander von Macedonien und in neuerer Zeit von Friedrich dem Großen (bei Leuthen) mit Glück nachgeahmt worden ist. Das spartanische Heer wurde gänzlich geschlagen, die Zahl der Fliehenden war so groß, daß der Spartanerkönig Agesilaos rieth, das strenge altspartanische Gesetz, welches Flüchtlinge für ehrlos erklärte, „für heut ruhen und morgen erst wieder erwachen zu lassen." — Dieser Rath fand Annahme.

Nun drang Epaminondas in den Peloponnes ein, und wenig fehlte, so ging Sparta, das seit fünfhundert Jahren keinen Feind gesehen hatte, verloren. Agesilaos schützte es, konnte es aber nicht verhindern, daß Epaminondas das alte Messene wieder aufbaute, in das sich die den Spartanern freundlich gesinnten Messenier niederließen.

Inzwischen führte Pelopidas Krieg gegen den Tyrannen Alexander von Pherä in Thessalien. Als ihm das Unheil widerfuhr, in die Gefangenschaft desselben zu gerathen, erklärte er ihm, es sei thöricht, ihn, den Gefangenen, leben und frei zu lassen, da er in diesem Falle den Kampf wieder aufnehmen würde. Auf die Frage Alexander's an ihn, weshalb er denn mit Hast dem Tode zueile, antwortete er: „Damit du den Göttern desto verhaßter werdest.“ Epaminondas war indeß mit Heeresmacht herbeigeeilt, und es gelang ihm, die Auslieferung des Freundes zu erzwingen. Dieser fiel in dem nächsten Feldzuge gegen Alexander (364). Noch drei Mal drang Epaminondas in den Peloponnes ein, und die Macht Thebens stieg so hoch, daß die übrigen griechischen Staaten mit Besorgniß auf dasselbe blickten, ja daß Athen es nicht verschmähete, gegen dasselbe eine Verbindung mit seinem alten Feinde Sparta einzugehen. Im Jahre 362 kam es zur Schlacht bei Mantinea. Eben als Epaminondas die feindlichen Reihen durchbrach, ward seine Brust von einem Wurfspieß durchbohrt, und er mußte vom Schlachtfelde getragen werden. Er besorgte, es möchte sein Schild den Feinden in die Hände fallen. Als man ihm denselben brachte, küßte er ihn. Das Eisen des Speers war in seiner Brust stecken geblieben, und die Aerzte erklärten, er würde, sobald man es aus der Brust ziehe, sterben. Epaminondas dachte an nichts, als an den Fortgang des Kampfes. Endlich kam die Kunde von dem vollständigen Siege. Des Helden Gesicht verklärte sich: „Nun habe ich genug gelebt!“ sagte er und zog sich das Eisen selbst aus der Brust. Die Freunde beklagten seinen Tod, und nicht minder beklagten sie es, daß er dem Staate keinen Sohn hinterlasse. Da sagte er sterbend: „Ich hinterlasse euch zwei unsterbliche Töchter, die Schlachten bei Leuktra und Mantinea!“ Mit ihm sank Thebens Macht wieder, die der Held so hoch erhoben hatte.

Die macedonische Herrschaft.

König Philipp.

Der weitere Verfall Griechenlands bietet ein erschütterndes Schauspiel dar. In dem Maße Liebe zum Gelde und zum Genusse in

Griechenland mächtiger wurden und damit die altgriechischen Tugenden hinschwanden, in demselben Maße sank die Kraft des Landes. Es fehlte nicht, wie wir gesehen haben, und wie sich auch noch weiterhin ergeben wird, an einzelnen Aeußerungen der alten Heldengesinnungen, aber der von ihnen ausgehende Glanz beleuchtete nur um so greller die in der Gesammtheit immer trostloser werdende Lage und die trübe gewordene Strömung, die sich der Menge bemächtigt hatte. Persische Sitten schlugen dem Griechenvolke jetzt schwerere Wunden, als das Griechenschwert den Persern in den vergangenen großen Tagen geschlagen hatte. Liebe zum Gelde und Herrschsucht waren an die Stelle echter Vaterlandsliebe getreten. Wir haben einzelne Stämme auf Tod und Leben um den Preis mit einander ringen sehen, den übrigen Griechen das Joch der Knechtschaft aufzuerlegen. Bis zu welchem Grade sich die Gesinnung verschlechtert hatte, läßt sich aus dem einzigen Umstande ermessen, daß einzelne griechische Staaten es nicht verschmähten, mit dem Erzfeind Persien gegen die übrigen Brüderstaaten in ein Bündniß zu treten. Das Ende war allgemeine Schwächung, die endlich einen neuen Feind in das Land lockte, dem zu widerstehen man nicht mehr die Kraft besaß.

Dieser neue Feind war Philipp von Macedonien.

Macedonien, ein nördlich von Griechenland gelegenes rauhes Gebirgsland von mäßigem Umfange, war von einem kräftigen, Jagd und Krieg liebenden Volke bewohnt. Die Macedonier waren ein Mischvolk, nur der kleinere Theil desselben, die Königsfamilie mit eingerechnet, war griechischer Abstammung. Aber griechische Sprache, Religion und Sitte hatten im ganzen Volke Geltung. Von den eigentlichen Griechen wurden die Macedonier als Halbbarbaren betrachtet. Als Pelopidas in Thessalien kämpfte, fand er Anlaß, auch in die Angelegenheiten Macedoniens mit einzugreifen und er führte den jüngeren Bruder des Königs Alexander, Philipp, als Geißel mit nach Theben. Dort lebte nun Philipp in dem Hause des edlen Epaminondas, dessen kriegerische Größe auf den begabten und hochstrebenden Jüngling einen tiefgehenden Eindruck machte. Außerdem wurde ihm in Theben reichliche Gelegenheit, den Verfall griechischen Lebens wahrzunehmen. Vielleicht keimte damals schon in ihm der Plan, später, wenn er in seine Heimath zurückgekehrt und zur Macht gelangt sei, für die Erhebung Macedoniens über Griechenland den Kampf anheben zu wollen. Gewiß ist, daß, als er nach Besiegung schwerer Hindernisse auf den macedonischen Thron gelangte, sich dieser Gedanke seiner ganzen Seele bemächtigte. Er war ein Mann tapfern,

gewandten, schlauen Sinnes, der sich bei der Wahl von Mitteln nicht durch Gewissensbedenken beirren ließ. Im Kampfe mit barbarischen Völkerschaften vervollkommnete er die von Epaminondas erdachte schräge Schlachtordnung, die von da ab macedonische Phalanx genannt wurde. Achttausend Schwerbewaffnete, sechszehn Reihen tief hinter einander stehend, hielten ihre Speere vor, deren Länge, je nach der Stellung der Träger, verschieden war. Der keilförmig formirte Heerkörper starrte nach vorn von Lanzen, und schon der Anblick erregte Grausen. Neben dem tüchtig geübten Fußvolk glänzte die Reiterei, der Kern des Adels.

König Philipp unterwarf sich die griechischen Pflanzstädte an der macedonischen und thrazischen Küste; mit der Stadt Krenides, die er nach seinem Namen Philippi benannte, gewann er die zu derselben gehörenden reichen Goldbergwerke. Durch fleißige Bearbeitung steigerte sich der Ertrag derselben bis auf jährlich eintausend Talente, und es gewann Philipp dadurch die Mittel zur Ausführung großartiger Entwürfe. Denn wiewohl er selbst von großer Tapferkeit war, und er auch mit dem Blute seines Volkes nicht geizte, wenn die Erreichung eines Zweckes solches forderte, so sah er doch auch klar genug, daß bei den Griechen, wie sie zur Zeit geartet waren, durch Gold mindestens eben so viel zu erreichen sei, als durch Eisen. „Es giebt," pflegte er zu sagen, „keine so hohe Mauer, die nicht ein mit Gold beladener Esel zu übersteigen vermag." Demgemäß gewann er sich in der Stille in den wichtigsten Orten Griechenlands Helfershelfer, die, selbst bestochen, Bestechungskünste zu treiben hatten, und ehe noch ein Kriegsroß Philipp's den griechischen Boden stampfte, befanden sich bereits viele Griechen, die ihre Hand der Feindesgabe geöffnet hatten, in macedonischer Knechtschaft.

Da bot sich ihm plötzlich ein günstiger Anlaß zur Einmischung in die inneren Angelegenheiten Griechenlands dar. Ein dem Gotte Apollo geweihter Landstrich, der nach altem heiligen Gebot durch kein Ackerwerkzeug berührt werden sollte, war von den Phociern bebaut worden. Der Amphiktionenbund legte den Frevlern eine Geldstrafe auf, die sie nicht zu bezahlen vermochten. Die ihnen längst feindselig gesinnten Thebaner überzogen sie hierauf, Jenes als Vorwand nehmend, mit Krieg. Damit begann der zehn Jahre (von 356—346 v. Chr.) währende phocische Krieg, der auch — mit Bezug auf den Anlaß — der heilige Krieg genannt wird. Im Fortgange desselben geschah etwas bisher in Griechenland Unerhörtes: die Phocier, denen es, wie schon erwähnt, an Geldmitteln fehlte, brachen mit Waffengewalt ein in das erhabenste Nationalheiligthum des ganzen griechischen Volkes,

in den delphischen Tempel, und beraubten den Tempelschatz. Diese That und was weiterhin mit derselben in nächster Verbindung stand, zeigt deutlicher als alles Andre, wie tief das religiöse Leben in Griechenland um jene Zeit gesunken war. Die Tempelräuber bestachen die einflußreichsten Männer Athens und Spartas, so daß diese Staaten den Phociern Beistand leisteten. Die geraubten Schätze machten es den Phociern außerdem möglich, ein starkes Söldnerheer anzuwerben; dieses erwies sich ihnen im Felde nützlich, beschleunigte dagegen das Sinken der Sitten ungemein. Zuchtlose Mädchen und Frauen erschienen öffentlich mit goldenen Kränzen, die in früheren Zeiten als Weihgeschenke auf die Altäre des delphischen Gottes niedergelegt worden waren. Die ungeheure Menge des gemünzten und ungemünzten Goldes, das durch die Jahrhunderte in dem Heiligthum zu Delphi gesammelt worden war, und das nun durch die Tempelräuber in Verkehr gebracht wurde, that das Seine zur fortschreitenden Entsittlichung.

Siegreich drangen die geworbenen Söldnerscharen in Thessalien ein. Die Thessalier, auf's Aeußerste bedrängt, sandten Eilboten nach Macedonien und baten den König Philipp um Beistand gegen die Phocier.

Einen derartigen Anlaß, in die Verhältnisse Griechenlands einzugreifen, hatte sich König Philipp längst gewünscht und sich auch genügend darauf vorbereitet. Er erschien sogleich in Thessalien, schlug das eingefallene Söldnerheer und drang darauf durch den Paß von Thermopylä in Phocis ein. Die Phocier wurden gänzlich besiegt, ihre Städte zerstört und die Einwohner in die Sklaverei gesandt, und nun fand an Stelle der Phocier, die aus dem Amphiktionenbund ausgestoßen worden waren, Philipp in demselben Aufnahme. Damit hatte er — indem nun Macedonien in den Bund der griechischen Staaten eingereiht worden war — festen Fuß in Griechenland gefaßt. Es war dies ein großer Gewinn, Philipp aber betrachtete das Erlangte nur als Brücke zur Erreichung weiterer Ziele. Ein Krieg, der lokrische, der wenige Jahre darauf (339—338) aus derselben Veranlassung ausbrach, die zum heiligen Krieg geführt hatte, gab ihm Gelegenheit, auf seiner Bahn ein neues Stück vorwärts zu schreiten. Diesmal waren es die Lokrer, die mit einer Geldstrafe dafür belegt wurden, daß sie ein Stück Tempelland bebaut hatten, und es war dem Könige Philipp vom Amphiktionenbunde die Vollstreckung übertragen worden — wenn wir nicht vorziehen, zu sagen, er hatte sich jenen Auftrag ertheilen lassen, da er ja um diese Zeit den Bund bereits beherrschte. Philipp besiegte die Lokrer und besetzte darauf

die Stadt Elatea, deren Besitz von entschiedener Bedeutung für ihn war.

Wir haben gesehen, daß Philipp mit großer Klugheit vorging. Er ließ sich rufen, er ließ sich — im Angesichte Griechenlands — die Vollstreckung des Urtheils über die Lokrer übertragen. Viele Griechen waren wie mit Blindheit geschlagen, sie sahen nicht, welches Ziel der kluge Macedonier im Auge hatte; Andre hatten sich durch Annahme von Geld zum Schweigen verdammt, wieder Andre waren gleichgültig gegen die Geschicke des Vaterlandes. Aber es gab auch noch derer, die hellen Blickes die Gefahr sahen, von der das Vaterland umgarnt war, die allen Künsten des listigen Feindes Widerstand geleistet hatten und die nun den Warnungsruf erhoben.

Demosthenes. Philipp's Tod.

Unter diesen Edlen ragt Demosthenes hervor. Viele nennen ihn den größesten Redner Griechenlands, Andre stellen Perikles so hoch als ihn. Demosthenes, der Sohn eines Waffenschmieds in Athen, war als Knabe sehr schwächlich, so daß er an den körperlichen Uebungen seiner Altersgenossen wenig Antheil nehmen konnte. Aber in dem zarten Körper wohnte ein zu hohen Dingen befähigter Geist. Als der Knabe eines Tages Zeuge war, wie ein berühmter Redner durch seine Darstellung die Zuhörer hinriß, ergriff ihn der glühende Wunsch, es auch einmal zu einer solchen Redemacht zu bringen, um, wie es Jenem gelungen war, die Herzen für große Zwecke zu erwärmen und den Willen zu edlen Handlungen anzuspornen. Den Ruhmeskranz der Beredsamkeit zu gewinnen — das war von da ab sein Lebensideal. Mit Fleiß suchte er und wandte er die Mittel an, sein Ziel zu erreichen. Um zu einer schönen und klaren Darstellungsweise zu gelangen, las der Jüngling die Werke der größten griechischen Schriftsteller, das Geschichtswerk des berühmten Thucydides schrieb er acht Mal ab. Längere Zeit erfreuete er sich der Unterweisungen Plato's und des Redners Isäos. Aber siehe, als er zum ersten Male vor dem Volke als Redner auftrat, erntete er nicht nur nicht Beifall, er wurde vielmehr verlacht und ausgepfiffen. Ein zweiter Versuch hatte denselben Erfolg. Sich wie vernichtet fühlend, begab sich Demosthenes zu dem ihm befreundeten Satyrus, einem Schauspieler, und beklagte sich über sein Unheil. Es sei ihm ein Räthsel, sagte er, daß das Volk ihm, der doch mit Fleiß seine Reden ausgearbeitet habe, weniger noch als Beachtung schenke, während es unwissende Leute mit Beifall überschütte! — Satyrus entgegnete darauf, er wolle ihm das Räthsel

lösen, wenn Demosthenes ihm zuvor eine Stelle aus Sophokles oder Euripides laut hersage. Als Letzteres geschehen war, wiederholte Satyrus dieselbe Stelle mit entsprechendem Ausdruck in Ton und Geberde. Demosthenes war erstaunt: die Seele des von ihm gewählten Dichterwortes war ihm nun erst gleichsam entschleiert worden. Mehr als je erkannte er aus diesem Vorgange die Bedeutung der Betonung und der den Vortrag begleitenden Geberde, und dies gab seinem Studium von dieser Stunde an eine neue Richtung. Dreier Fehler, denen er bisher wenig Beachtung geschenkt hatte, suchte er sich nunmehr allen Ernstes zu entledigen. Er sprach zu leise, da er eine schwache Brust hatte, er zuckte während der Rede zum öftern mit der rechten Schulter, und er vermochte einige Laute nicht deutlich hörbar zu machen. Die Alten erzählen von vielfachen Uebungen, die Demosthenes angestellt habe, um jene Mängel zu beseitigen. Einiges sei erwähnt. Um seinen Athem zu stärken, ging er täglich, Verse citirend, einen steilen Berg hinan; er hielt Reden am Ufer des Meeres, dessen Getöse er mit seiner Stimme zu übertönen suchte; er nahm kleine Kieselsteine in den Mund und übte dabei die Aussprache der Laute, die ihm am ungeläufigsten waren. Entsprechend der Stärke der Willenskraft sind in den meisten Fällen die Erfolge, die der Strebende erringt. Des Demosthenes Sprechweise nahm täglich an Kräftigkeit und Deutlichkeit zu. Nun folgte eine Hauptübung, die er in einem Gemach unter der Erde betrieb. Um gleich auf einige Monate sich der Möglichkeit zu berauben, unter Leute zu gehen, schor er sich zur Hälfte sein Haar ab. In der Mitte des Zimmers hatte er sich eine Rednerbühne errichtet, über derselben hing ein Schwert, und die Spitze berührte, wenn er seinen Platz eingenommen hatte, beinahe seine rechte Schulter. Jedes Aufzucken brachte ihm eine Verwundung. Auf diese Art befreiete er sich von jener störenden Angewohnheit. Als sein Haar wieder gewachsen und er aus der Tiefe darnach emporgestiegen war, betrat er zum dritten Male die Rednerbühne. Eiserne Festigkeit führt zum Ziele: von diesem Tage an galt er der Mehrzahl der Athener als der bedeutendste Redner der Hellenen.

Dieser Mann, der große Demosthenes, war es, in dem der König Philipp den eifrigsten Gegner seiner Pläne fand. Es ist erschütternd, zu sehen, wie ein so hochbegabter und edler Mann sich abmühete, seinem Volke die drohende Gefahr und die Mittel zur Abwehr zu zeigen und sie zur Willenskraft des Widerstandes anzuspornen, und wie all sein Ringen schließlich doch ein vergebenes war. Er führte in seinen Reden die Lichtgestalten der Helden vergangener großer

Tage aus den Gräbern hervor, er beschwor das Volk, sich zu ermannen, in dem Kampfe gegen Philipp sich seiner Ahnen würdig zu erweisen. Aber das Volk war in seiner Mehrheit leider schon zu tief gesunken; zwischen der Niedrigkeit seiner und der Höhe der Denkweise, die sich in den Reden des edlen Demosthenes kund gab, gähnte eine zu breite Kluft, als daß ein Aufschwung des ganzen Volkes, wie er zur Zeit der Perserkriege so herrlich hervorgetreten war, möglich gewesen wäre.

Und doch ließ Demosthenes in seinem Wirken nicht nach, und es gelang ihm endlich wenigstens, die Athener zu einem Versuche des Widerstandes zu bewegen. Verbunden mit den Thebanern, kündigten sie den Macedoniern den Frieden, zogen ihnen entgegen, und es kam zur Schlacht von Chäronea (338 v. Chr.). Auf macedonischer Seite kämpfte ein achtzehnjähriger königlicher Jüngling, Alexander, des König Philipp's Sohn, der bald durch seine Thaten die Welt erschüttern sollte. Er stand in der Schlacht den Thebanern, sein Vater, der König Philipp, den Athenern gegenüber. In den Reihen der Griechen befand sich auch Demosthenes. Heldenmüthig ward auf beiden Seiten gestritten; als aber die heilige Schar der Thebaner niedergehauen war, und die macedonische Phalanx die Schlachtordnung der Athener durchbrochen hatte, da löste sich das Griechenheer in wilde Flucht auf.

Philipp benahm sich den Besiegten gegenüber mit Mäßigung. Er zerstörte Athen nicht, wie man befürchtet hatte, er gab ihm nicht einmal eine macedonische Besatzung; dagegen verlor der athenische Staat Chersonnes fast alle seine Inseln und die Herrschaft zur See. Theben wurde härter gestraft. Im Allgemeinen ließ sich Philipp bei seinen Maßnahmen von der Absicht leiten, den Griechen das Joch seiner Herrschaft erträglich zu machen, außerdem war es ihm durchaus nicht darum zu thun, die Kraft des griechischen Volkes brechen zu wollen, er gedachte dieselbe vielmehr zur Durchführung eines andern, bisher von ihm verschwiegenen großen Planes zu verwenden. Dieser Plan ging dahin, sich zum Herrn des Perserreiches zu machen. Kampf gegen Persien! Das war der Inhalt vieler Reden, die jetzt — auf geheime Weisung — von erkauften Anhängern Philipp's aller Orten in Griechenland gehalten wurden. Es lenkte dies auch zugleich die Gedanken der Griechen von der eigenen Niederbeugung ab. In Korinth versammelten sich die Abgeordneten der griechischen Staaten, der Kampf gegen Persien ward beschlossen, Philipp zum Oberbefehlshaber des vereinten Heeres erwählt. Sparta fehlte. Philipp schrieb den Spar=

tanern voll Zorn: „Wenn ich nach Sparta komme, soll kein Einziger von euch im Lande bleiben!" — „Wenn!" schrieben ihm die Spartaner zurück, sonst nicht ein Wort. Alles war zum Heereszuge gerüstet — da fiel Philipp durch die Hand eines Meuchelmörders, den, wie allgemein angenommen ward, die Gemahlin des Königs, die eifersüchtige und rachsüchtige Olympias, geworben hatte. Kurz vorher war ihm der Spruch des delphischen Orakels gesandt worden:

„Siehe, der Stier ist bekränzt, sein Ende da, nahe das Opfer."

Der Spruch war von dem Könige auf Persien gedeutet worden — nun war er selbst als Opfer gefallen.

Alexander der Große.

Bis zur Thronbesteigung.

In einer Nacht des Jahres 356 brannte der Dianentempel zu Ephesus, ein Wunder der Baukunst, nieder. Herostratos hatte ihn angezündet, einzig um seinen Namen durch die verruchte That auf die Nachwelt zu bringen. Dieser Brand ward von der Priesterschaft als Vorzeichen eines großen Unheils gedeutet, von dem Asien bedroht sei.

In derselben Nacht, in der die feurige Lohe jenen Tempel in Asche legte, gebar Olympias, die Gemahlin des Königs Philipp, einen Sohn — den späteren Alexander den Großen. Der Knabe erbte von seiner Mutter die feurige Regsamkeit, von dem Vater den hellen Verstand und die Unbeugsamkeit des Willens. Kaum der ersten Kindheit entwachsen, ward ihm Aristoteles, der große griechische Philosoph, zum Lehrer gegeben. „Nie hat ein größerer Erzieher einen größeren Zögling gehabt." Was wäre wohl aus einem Alexander geworden, dessen Seele einer lodernden Feuersglut glich, hätte nicht ein Weiser ihm früh schon helle Sonnenblicke in die Reiche der Kunst und des Wissens eröffnet! Gelang es doch einem Aristoteles nicht einmal, die Löwennatur in seinem Zöglinge gänzlich der düstern Wildheit zu entkleiden. Aristoteles führte ihn in die Welt Homer's, und bald wußte der junge Alexander fast alle Gesänge desselben auswendig. Stets hatte er eine Abschrift der erhabenen Dichtung bei sich, des Abends legte er sie unter sein Kopfkissen, um lesen zu können, wenn er etwa in der Nacht erwache. Achill, der Rächer Griechenlands, ward ihm die liebste Gestalt. Früh schon hatte er es zur Meisterschaft in allen körperlichen Uebungen gebracht. „Möchtest du denn nicht," fragten ihn eines Tages seine jungen Freunde, „auch einmal zu Olympia um den Preis laufen?" —

„O ja," versetzte er stolz, „wenn ich dort mit Königen um die Wette laufen könnte!" — Seinem Vater wurde ein Roß edelster Art für den ungeheuren Preis von dreizehn Talenten angeboten. Die besten Reiter versuchten ihre Kunst vergebens; das feurige Thier ließ keinen aufsitzen. Schon hatte Philipp befohlen, das Roß als für ihn unbrauchbar hinwegzuführen, als Alexander sich von ihm die Erlaubniß erbat, einen Versuch machen zu dürfen. Da von ihm bemerkt worden war, daß sich das Roß vor dem Schatten des Reiters fürchte, führte er es gegen die Sonne. Plötzlich sieht man seinen purpurnen Mantel fallen, ihn aber sich aufschwingen auf den Rücken des wilden Thieres, das darauf mit der ungewohnten Bürde in Blitzesschnelle dahin fliegt. Welch' ein Anblick — das herrliche Roß, der Reiter einem Götterjünglinge gleichend! — Aber doch schauen sein königlicher Vater und seine Freunde besorgt ihm nach. Doch siehe, schon ist der Kühne Herr des schäumenden Thieres, er lenkt es bald rechts, bald links und kommt endlich hellen Angesichts und mit fliegenden Locken wieder herzu. Die Thränen traten dem Könige in die Augen, als er den Sohn umarmte, und die Worte sprach: „Suche dir ein anderes Königreich, Macedonien ist zu klein für dich!" — Er machte ihm mit dem Roß, das Bucephalus benannt ward, ein Geschenk. Es war von nun ab des jungen Helden Kriegsroß.

Wir wissen es, daß Macedonien auch dem Vater zu klein war. Hatte er doch oftmals und zwar zu einer Zeit, in der Alexander noch ein junger Knabe war, außerhalb der Grenzen des Landes das Schwert des Eroberers geschwungen! Damals war es geschehen, daß Alexander, als man ihm von einem Siege des Vaters erzählt, in Thränen ausbrechend gerufen hatte: „Ach, mein Vater wird noch die ganze Welt erobern und mir nichts zu thun übrig lassen!" — Ein Jahrzehnt später ritt Alexander seinen feurigen Bucephalus in der Schlacht von Chäronea, durch die Philipp die Herrschaft über Griechenland gewann. Drei Jahre darauf ward Philipp ermordet und der zwanzigjährige Alexander bestieg (336 v. Chr.) den Thron Macedoniens.

Zug nach Persien und Indien.

Alexander's Thronbesteigung war die Ankündigung großer Weltbegebenheiten. Bald sollten die Mitlebenden von Ereignissen vernehmen, die kurz vorher auch nur zu träumen die kühnste Phantasie nicht gewagt hätte. „In einem griechischen Heldenjünglinge faßte sich die griechische Herrlichkeit in ihrer höchsten Kraft noch einmal zusammen, und wie Achilleus einst an Ilion, so wurde Alexander, der

aus Achilleus' Geschlechte zu stammen gerne sich rühmte, der Rächer Griechenlands am Morgenlande und der Gründer eines Weltreiches, worin griechische Bildung herrschend ward." Alexander nahm des Vaters Plan auf, Persien zu strafen für alle Unbill, die Europa von ihm erlitten hatte. In Korinth erzwang er sich die Anerkennung der Oberherrschaft über Griechenland. Da sagte man ihm von dem in Korinth lebenden geistvollen Sonderlinge Diogenes. Derselbe nahm einen Ausspruch des Sokrates, der sich auf die Tugend der Enthaltsamkeit bezog, zu wörtlich und machte sich dadurch in den Augen Vieler lächerlich. Sein Mantel, über dem er einen Bettelsack trug, war zerrissen und schmutzig, er ließ sich den Bart nie scheeren, lebte nur von Wasser und Brot und wohnte in einer Tonne. Alexander ging zu ihm und fand ihn vor der Tonne liegen und sich sonnen. Als Diogenes den herrlichen Schmuck tragenden Fürsten und dessen Begleiter herzukommen sah, behielt er seinen Platz inne und richtete sich nur ein wenig empor. Alexander redete lange mit dem Sonderlinge, freuete sich über die treffenden Antworten, die derselbe ihm gab, und richtete endlich die Frage an ihn: „Kann ich dir eine Gunst erweisen?" „O ja," antwortete Diogenes, „tritt mir ein wenig aus der Sonne." — Darauf sagte der König zu seinen Begleitern: „Wahrlich, wenn ich nicht Alexander wäre, möchte ich wohl Diogenes sein."

Aufstände einiger von Philipp unterworfener, nördlich und westlich von Macedonien wohnender roher Nachbarvölker unterbrachen die Vorbereitungen zum Zuge gegen Persien. Während Alexander die Aufstände niederschlug, ging plötzlich das Gerücht durch Griechenland, er sei in einer Schlacht gefallen. Auf den Ruf des Demosthenes erhoben sich die Griechen und erklärten sich los und ledig von macedonischer Oberherrschaft. Die Thebaner thaten es dabei im Eifer allen andern Griechen zuvor. Sie belagerten ihre eigene Burg, die sich in der Gewalt einer starken macedonischen Besatzung befand. Aber bald ward jenes Gerücht durch die wahre Nachricht verdrängt: Alexander lebt! — Nun begann Theben sich zu rüsten zum Kampfe auf Leben und Tod. Noch aber waren nicht alle Vorbereitungen getroffen, da stand Alexander schon im Angesichte der Stadt. Heldenmüthig kämpften die Thebaner. Endlich unterlagen sie, Alexander war Herr der Stadt, und er verhängte in seinem Zorn ein schreckliches Strafgericht über dieselbe. Die Stadt ward zerstört bis auf die Tempel und das Haus des Dichters Pindaros, alle Thebaner mit Ausnahme der Nachkommen des Dichters, wurden in die Sclaverei verkauft. Dies Geschick traf Theben im achtundzwanzigsten Jahre nach dem Tode seines großen Feldherrn

Epaminondas. Nun erkannte man: Alexander überrage noch an Macht des Geistes und Armes seinen Vater.

Alexander hatte in seinem ersten Zorn die Auslieferung des Demosthenes von den Athenern verlangt. Als ein Glück für seinen Ruhm ist es zu betrachten, daß die Athener sich standhaft weigerten, seiner Forderung nachzukommen. Als der Anblick des in Trümmern liegenden Theben seinen Rachedurst gekühlt hatte, ließ er selbst jene Forderung fallen und zeigte sich sogar huldvoll gegen die Athener. Nun wurden die Rüstungen zu dem Zuge nach Persien auf's Neue aufgenommen; alle griechischen Staaten, Sparta ausgenommen, stellten sich unter Alexander's Führung. Sparta antwortete auf seine Aufforderung, an dem Zuge Theil zu nehmen: „Wir sind gewohnt, Andre zu führen, aber nicht uns führen zu lassen." Stärker als der Zorn über diese Antwort war in Alexander der glühende Drang, seinen Adlerflug in das Wunderland des Morgenlandes anzuheben. Aber er wünschte vor dem Auszuge noch einen Spruch aus Delphi zu vernehmen. Selbst erschien er in dem delphischen Tempel, jedoch hatte er einen Tag getroffen, an dem das Gesetz verbot, den Gott zu befragen. Alexander ergriff die Pythia bei der Hand, um sie mit Gewalt in das Heiligthum zu führen. „O Sohn," rief die Priesterin, „du bist unwiderstehlich!" Dies Wort genügte ihm, er nahm es als den gewünschten Göttersprüch und zog hinweg.

Nun brach er (im Frühlinge des Jahres 334) auf gen Morgen; Antipater, einer seiner Feldherrn, blieb mit 12,000 Mann zurück, um Griechenland zu bewachen. Das Heer, das Alexander führte, war verhältnißmäßig klein, es bestand nur aus 30,000 Mann Fußgängern und 5000 Reitern. Aber dieses kleine Heer war trefflich ausgerüstet, war in schweren Kämpfen erprobt und an der Spitze desselben stand ein dreiundzwanzigjähriger Held, angebetet von seinen Kriegern, die bereits Gelegenheit gehabt hatten, sein Feldherrntalent und seinen persönlichen Muth zu bewundern, und deren Vertrauen zu dem Führer durch jenes unwillkürlich gesprochene Wort der Pythia auf das Höchste gesteigert war. Bei seinem Uebergange über den Hellespont goß Alexander, wie es einst — anderthalb Jahrhunderte früher — von Xerxes geschehen war, Trankopfer aus einer goldenen Schale in die Meeresflut, an dem jenseitigen Ufer angekommen, sprang er in voller Rüstung zuerst an das Land, rufend: „Mein ist Asien, es werde nicht verheert, ich nehme es als erobert in Besitz!" Er besuchte zunächst die Gefilde von Troja, Ehre erweisend den Gräbern der Helden. Unter einem Hügel ruhete vereint die Asche des Achilleus und seines

trauten Patroclos. Nachdem Alexander den Hügel mit Blumen bestreut hatte, rief er in tiefster Bewegung: „Glücklicher Achilleus, der du im Leben einen treuen Freund und im Tode einen Sänger deiner Thaten gefunden hast!" — Die Krieger, die den herrlich gestalteten und geschmückten Alexander am Grabe sahen, meinten, in ihm sei jener große Griechenheld, vor dem Ilion gebebt, wieder erstanden.

Der Besuch der trojanischen Gefilde war eine Heldenweihe für das Heer, das nun seinen Zug gegen Osten fortsetzte. Am Flusse Granikos (jetzt Ouswalo) traf man auf ein starkes persisches Heer, das jenseits des Flusses stand. Der erfahrene Feldherr Parmenio rieth, den Abzug der Perser abzuwarten. „Wie," rief Alexander, „müßte der Hellespont sich nicht schämen, wenn wir uns vor diesem Flüßchen fürchteten?" Das Wasser reichte einem Manne etwa bis zur Brust. Alexander sprengte in den Fluß, seine Macedonier folgten ihm. Nach hartem, aber nur kurz dauerndem Kampfe war das Ufer gewonnen, der Kampf nahm seinen Fortgang, die Perser wurden auf's Haupt geschlagen, ihr reiches Lager fiel dem Sieger als Beute zu. Während des Kampfes hatte sich Alexander in augenscheinlicher Lebensgefahr befunden. Zwei persische Feldherren, die ihn an seiner kostbaren Rüstung und seinem hochwallenden Helme erkannten, sprengten auf ihn ein und erhoben gleichzeitig den Kampf gegen ihn. Ein Schwertschlag sprengte ihm den Helm, der ihm vom Haupte fiel. Während er sich gegen den Perser, der diesen Schlag geführt hatte, wandte, schwang der andre sein Schwert zum Todesstreiche auf des Königs entblößtes Haupt. In diesem Augenblicke blitzte des herbeigeeilten Macedoniers Klitos Schwert auf den zweiten Perser hernieder und schlug ihm den Arm ab. Den andern Feind tödtete gleichzeitig ein Schwertstreich Alexander's.

Der Sieg am Granikos legte dem Könige Kleinasien offen. Die meisten Städte öffneten dem Sieger freiwillig die Thore, Widerstand ward schnell besiegt. Zu Gordion auf der Burg wurde ein aus grauer Vorzeit stammender Wagen eines phrygischen Königs gezeigt. An dem Wagen befand sich ein künstlich geschlungener Knoten von Baumbast, und die Sage ging, daß demjenigen vom Geschick die Herrschaft über ganz Asien bestimmt sei, dem es gelingen würde, diesen Knoten (von der Burg zu Gordion der gordische Knoten genannt) zu lösen. Alexander zog sein Schwert und zerhieb den Knoten, um dadurch anzuzeigen, daß das Geschick ihn zum Herrscher über Asien bestimmt habe. Nachdem er sich Kleinasien bis zum Halys unterworfen hatte, wandte er sich südlich nach Cilicien. In Tarsus, der Hauptstadt des Landes, zog er sich durch ein Bad in dem kalten Flusse

Cydnus ein gefährliches Fieber zu. Die Krankheit kam ihm sehr zur Unzeit, denn der Perserkönig Darius Kodomannus zog eben mit gewaltiger Heeresmacht herzu. Die Macedonier waren von schwerer Besorgniß erfüllt. Des Königs Aerzte fühlten sich unsicher, keiner derselben wagte es, ihm eine Arznei zu reichen. Endlich gewann der Arzt Philipp den Muth, mit einem gefährlichen, aber entscheidenden Mittel einen Versuch zu wagen. Indem er einen Trank bereitete, kam ein Eilbote, von Parmenio gesandt, herbei. Parmenio schrieb dem Könige: „Traue dem Arzte Philipp nicht! Der Perserkönig hat ihn bestochen und ihm seine Tochter zur Ehe zugesagt." Da erscheint Philipp mit dem Becher. Alexander reichte dem Arzt, ihn scharf betrachtend, den Brief, nimmt den Becher und trinkt ihn leer, während jener liest. Philipp betheuert seine Unschuld, und der Erfolg bestätigt seine Worte, denn schon nach wenigen Tagen sieht das Heer den von ihm angebeteten Fürsten und Feldherrn wieder an seiner Spitze.

Um diese Zeit befreite der Tod den König von einem gefährlichen Feinde. Memnon hatte die überlegene persische Flotte gegen Griechenland geführt, um hinter dem Rücken Alexander's die Griechen zum Aufstande zu veranlassen. Schon war er Herr einiger Städte und Inseln, da starb er plötzlich, und das Unternehmen der Perser zur See, das für Alexander hätte gefährlich werden können, erreichte damit sein Ende.

Der Perserkönig Darius Kodomannus, der inzwischen näher gerückt war, brannte vor Begierde, den feindlichen Eindringling zu vernichten. Der Hinblick auf die Zahl seiner Krieger — 600,000 Mann, mit einem Kern von 30,000 griechischen Söldnern — hatte in ihm die feste Hoffnung erregt, daß er einen Feind, der, trotz herbeigezogener Verstärkungen aus Griechenland, nicht ein Zehntheil so stark war, wie er, mit Leichtigkeit überwältigen werde. Deshalb verschmähete er auch den Rath Bedächtiger, die es für weise hielten, den verwegenen und glücklichen Macedonier auf der weiten Ebene von Sochy in Syrien zu erwarten. Er zog ihm vielmehr entgegen und traf ihn in den gebirgigen Gegenden Ciliciens, in denen es gar nicht möglich war, das persische Heer zu entsprechender Entfaltung zu bringen. Hier kam es (südöstlich von Issus, im Jahre 333 v. Chr.) zur Schlacht. Der macedonischen Phalanx vermochten die Perser nicht zu widerstehen, der Kern ihres Heeres ward in Sturmschritt durchbrochen, der Boden dabei mit Leichen besäet. So zu Haufen lagen sie, daß des Darius Wagen endlich nicht von der Stelle konnte. Nun schlug sein Uebermuth in Entsetzen um. Mantel, Schild und Bogen zurücklassend, warf

er sich auf ein Pferd und floh. Das war das Zeichen der Auflösung seines Heeres. Gegen 100,000 Asiaten wurden auf der Flucht erschlagen, das ganze persische Lager mit unermeßlichen Schätzen fiel in die Gewalt Alexander's, zugleich auch des Darius Mutter, Gemahlin und Töchter. Alexander behandelte die königlichen Gefangenen mit Großmuth und Milde. Als Darius Kunde davon empfing, rief er tief bewegt: „Götter, erhaltet mir mein Reich, damit ich mich dankbar bezeigen kann; habt ihr aber meinen Untergang beschlossen, so gebt es keinem Andern, als dem Könige Alexander von Macedonien!" Dann ließ er, um seine Familie zurück und Frieden zu haben, dem Könige Asien bis zum Taurosgebirge anbieten. „Wäre ich Alexander," sagte der Feldherr Parmenio, „ich würde dieses Anerbieten annehmen." „Ich auch," entgegnete Alexander, „wenn ich Parmenio wäre."

Alexander zog nun nach Phönicien. Die Städte, die sich ihm freiwillig ergaben, hatten sich einer milden Behandlung zu erfreuen. Tyrus, das ihm widerstand und erst nach einer siebenmonatlichen Belagerung in seine Gewalt kam, wurde von ihm bis auf den Grund zerstört (332 v. Chr.). Nachdem er Palästina erobert hatte, führte er sein Heer nach Aegypten. Schon um deswillen, weil er ihre Unterdrücker, die Perser, gezüchtigt hatte, jauchzten ihm überall die Aegypter entgegen; sie wußten es aber auch, daß er sich denen edel erwies, die sich ihm freiwillig unterwarfen. Als Ersatz für das zerstörte Tyrus legte er an der Mündung des Nil eine Stadt an, nach ihm Alexandria benannt, die sich nicht lange darnach zum Mittelpunkt des Welthandels im Morgenlande erhob. Von Memphis aus unternahm er einen Zug nach dem auf einer Oase der libyschen Wüste gelegenen Tempel des Ammon, dessen Priester, ähnlich wie die Priester zu Delphi, im Rufe hoher Weisheit standen. Nach Beschwerden unsäglicher Art, die ihm die glühende Wüste bereitete, erreichte er das Heiligthum, in welchem er von den Priestern als ein Sohn des Zeus begrüßt wurde, was sein Ansehen bei seinen Kriegern und bei den Völkern des Morgenlandes um Vieles noch erhöhte.

Da ward ihm Kunde, Darius habe mit Aufbietung aller Kräfte ein neues Heer gesammelt. Alexander brach sogleich auf, zog durch Palästina nach Phönicien, ging über den Euphrat und über den Tigris und traf endlich auf den ihm an Zahl mindestens zwanzigfach überlegenen Feind zwischen den Städten Gaugamela und Arbela. Freunde riethen ihm, in Rücksicht auf die Ueberzahl des Feindes, den Angriff auf ihn zur Nachtzeit zu unternehmen. Er wies diesen Rath mit den Worten zurück: „Ich will mir den Sieg nicht stehlen!" Am nächsten

Morgen weckte ihn sein Freund Hephästion und sagte: „Du schläfst so fest, als ob du schon gesiegt hättest!“ „Haben wir denn nicht so gut wie gesiegt,“ entgegnete er, „da wir den Perserkönig vor uns haben?“ Nicht wenige seiner Krieger waren von Zagen ergriffen; als sie aber den König auf seinem Feuerrosse dahersprengen, als sie sein leuchtendes Angesicht sahen, da fühlten sie sich neu belebt, und sie stimmten frischen Muthes ein in das Freudenjauchzen der Uebrigen. Nun führte Alexander die Seinen gegen den Feind, und der blutige Kampf hob an. Die Perser stritten wie Verzweifelte, aber Alexander's Kriegskunst siegte auch diesmal. Mit einer kleinen Zahl Versprengter floh Darius, Alexander verfolgte ihn. Er kam durch eine wüste Gegend, in der es an Wasser gebrach und das Heer in äußerste Noth gerieth. Endlich ward von einem Krieger in einer Grube ein Rest Wassers gefunden; in seinem Helm brachte er das Labsal dem Könige. „Wie,“ sagte dieser, „soll ich der Einzige sein, der trinkt?“ Damit goß er das Wasser auf den glühenden Sand. Da riefen voll Verwunderung die Seinen: „Auf, führe uns weiter; wir sind nicht müde, wir sind nicht durstig, wir halten uns nicht für sterblich, wenn ein solcher König uns führt!“ Nach einiger Zeit gelangten sie in fruchtbare Gegenden. Nun vernahm Alexander, der Satrap Bessos habe sich gegen Darius empört und führe denselben gefangen mit sich. Eifriger noch als vorher den König, verfolgte Alexander jetzt den verrätherischen Satrapen. Als dieser den Feind auf den Fersen fühlte, versetzte er seinem Könige mehrere tödtliche Wunden und ließ ihn hülflos liegen. So fanden ihn Reiter Alexander's. Der unglückliche Fürst bat um einen Trunk. Ein Reiter reichte ihm Wasser in einem Helm. Als er sich erquickt hatte, sagte er mit brechender Stimme: „Freund, das ist mein größtes Leiden, daß ich dir diese Wohlthat nicht zu vergelten vermag. Alexander wird dies thun, und ihm werden die Götter die Großmuth lohnen, die er meiner Gattin, meiner Mutter und meinen Kindern erwiesen hat. Ich reiche ihm hier durch dich meine Rechte!“ Damit verschied er. Kurze Zeit darauf kam Alexander. In tiefer Bewegung betrachtete er den Todten, dann breitete er seinen Mantel über ihn aus. Darnach traf er Anordnungen zur feierlichen Beisetzung der königlichen Leiche zu Persepolis. Der Mörder des Darius entging seiner Strafe nicht. Er fiel in Alexander's Gewalt, der ihn hinrichten ließ.

Alexander war jetzt Herr des großen Perserreiches und saß auf dem Königsstuhle zu Persepolis. Unermeßliche Schätze waren in seine Gewalt gefallen. Welch' ein Wechsel der Geschicke! Anderthalb Jahr-

hunderte früher schien es dem großen Perserreiche ein Leichtes zu sein, sich das kleine Griechenland unterthänig zu machen, und jetzt lag das Weltreich Persien dem kleinen Griechenland zu Füßen! Das war ein Erfolg, wie ihn die Welt noch nicht gesehen, wie ihn auch der kühnste Held der alten Zeit nicht geträumt hatte. Und durch Alexander war dieser Erfolg eingetreten. Wer dies in Betracht zieht, den kann es nicht Wunder nehmen, daß Alexander in dem Uebermaße seines Glückes von einer Art Hochmuthstaumel ergriffen ward. Den ehrlichen Bewunderern gesellten sich die Schmeichler zu, und diese bewirkten es, daß des Königs Selbstgefühl jäh aufschoß und sich bis zur Selbstvergötterung steigerte. Der ganze Apparat der Dienstbeflissenheit am persischen Königshofe vollendete das Werk der Selbstverblendung in seiner Seele, kurz, er verlernte es auf eine Zeit lang, er selbst zu sein. Trunken von Wein und Sinnenlust, schleuderte er bei Gelegenheit eines schwelgerischen Mahles eine Fackel in ein Prachtgebäude zu Persepolis, das in Flammen aufging. Bald war der große Eroberer herabgesunken zum Knecht der Ueppigkeit des eroberten Landes. Er nahm eine schöne Perserin, Roxane mit Namen, zur Frau. In persischer Tracht sah man ihn auf dem Throne sitzen, seine Kleider funkelten und blitzten von Gold und Edelsteinen. Er verlangte von seinen Kriegern, nach Perserart vor ihm niederzuknieen. Das widerstrebte ihnen und erregte unzufriedenen Sinn im Heere. Daß sie von ihm mit Gold überschüttet worden waren, hatte eher dazu gedient, sie widerspenstig als gefügiger zu machen. Da loderte denn oft der Jähzorn verheerend aus Alexander hervor. Des greisen Feldherrn Parmenio Sohn, der Theilnahme an einer Verschwörung beschuldigt, war auf Alexander's Befehl ohne Weiteres hingerichtet, den Vater ließ er, damit dieser sich nicht räche, niederstoßen. Einst bei einem Schmause, als Alexander's Gesicht von übermäßigem Weingenuß glühete, rühmten seine Schmeichler ihn und stellten seine Thaten über die seines Vaters. Klitos, der ihm in der Schlacht am Granikos das Leben gerettet hatte, und der ebenfalls trunkenen Muthes war, widersprach mit Heftigkeit, behauptend, König Philipp überstrahle den Sohn an Heldenmüthigkeit. Zornglühend erhob sich Alexander; da sprangen Freunde, ein Unglück befürchtend, herzu und zogen den eifernden Klitos mit Gewalt aus dem Saal. Klitos kehrte aber durch eine andere Thür zurück und wiederholte mit noch größerer Heftigkeit seine Behauptung. Da war Alexander seiner nicht mehr mächtig. Er entriß einem Trabanten den Speer und stach den Mann nieder, der ihm das Leben gerettet hatte. Der Fall desselben, das Entsetzen, das sich aller Anwesenden

bemächtigte, brachte ihn zu sich. Verzweiflung ergriff ihn. Die Freunde mußten ihm mit Gewalt den Speer aus den Händen winden, da er sich mit derselben Waffe den Tod geben wollte, die jenen niedergestreckt hatte. Drei Tage lag er, ohne daß ihn Speise, Trank oder Schlaf erquickt hätte, auf seinem Lager, unaufhörlich den Namen des Getödteten rufend. Das Heer gerieth in Besorgniß. Mit Noth brachten ihn die Freunde, indem sie ihm zu beweisen suchten, des Klitos Tod sei von den Göttern bestimmt gewesen, dahin, daß er sich wieder dem Heere zeigte.

Mehr als der Freunde Tröstungen wirkte die Beschäftigung mit einem neuen Kriegsplan beruhigend auf sein Gemüth. Indien hatte er sich als das Ziel eines Zuges ersehen. Im Frühlinge des Jahres 327 brach er gen Indien auf. Das Heer kam durch die herrlichsten Gegenden, dann wieder in wasserlose Sandwüsten, in denen es unsägliche Mühsale zu erdulden hatte. Im heldenmüthigen Ertragen derselben that es Alexander allen seinen Kriegern zuvor: dies erhielt den Muth derselben aufrecht. Nach einem langen Marsche erreichte Alexander das Land der fünf Ströme (Panjab); hier erwartete ihn einer der indischen Könige, Namens Poros, an der Spitze eines Heeres von mehreren hunderttausend Kriegern und dreihundert bethürmten Elephanten. Alexander führte sein Heer während eines schrecklichen Ungewitters, das bei Beginn der Nacht ausbrach und bis gegen Morgen währte, durch einen reißenden Strom und schlug das Feindesheer auf das Haupt. Mit Wunden bedeckt, fiel Poros, der wie ein Löwe gekämpft hatte, in die Gewalt Alexander's. König Poros war von hoher, edler Gestalt, und Alexander, mit Wohlgefallen auf ihn schauend, fragte ihn: „Wie willst du behandelt werden?" „Königlich," antwortete Poros. „Erbitte dir etwas." — „In dem Worte Königlich liegt Alles, was ich mir zu erbitten habe." Alexander begnügte sich mit der Anerkennung seiner Oberherrschaft und gab dem Könige nicht nur sein Reich zurück, sondern er erweiterte dasselbe auch noch durch Hinzufügung einiger Landstriche.

Rückkehr bis Babylon.

Alexander's Absicht war es, bis an den Ganges zu ziehen, darnach den Ocean zu durchschiffen und durch die Säulen des Herakles zurückzukehren. Unterweges hoffte er Afrika, Iberien (Spanien), Sicilien und Italien zu erobern. Als Herrscher der damals bekannten Welt sollten die Griechen ihn wiedersehen. Als er aber nach schweren Kämpfen und Beschwerden den Fluß Hephasis (Bejah) erreicht hatte,

fand er unvermuthet und zu seiner schmerzlichen Enttäuschung ein Hinderniß in der Stimmung seines Heeres. Dasselbe war der unaufhörlichen Kämpfe müde und begehrte laut, zurückgeführt zu werden. Vergebens verschwendete er die feurigsten Mahnungen, vergebens verschloß er sich drei Tage lang in sein Zelt: die Stimmung des Heeres änderte sich nicht. Er sah, daß er nachgeben müsse, wolle er es anders nicht zum Aeußersten kommen lassen. Um aber nicht den Anschein zu erwecken, als gebe er gezwungen nach, ließ er aussprengen, die Opferzeichen seien ungünstig für den Weiterzug. Als das Heer dies vernahm, brach es in Freudenrufe aus. Alexander zeichnete die Stelle, bis zu der das Heer vorgedrungen war, durch Errichtung von zwölf Altären aus, die an Höhe erhabenen Thürmen gleichkamen, an Umfang sie übertrafen. Nachdem die Weihopfer dargebracht und prachtvolle Spiele gefeiert worden waren, wurde der Rückzug angetreten, jedoch nicht auf dem Wege, auf dem das Heer bis zum Hephasis gelangt war. Ein Theil des Heeres schiffte sich unter Führung des Nearchos auf dem Indus ein. Nearchos führte die Flotte in den Ocean und löste glücklich seine ihm von Alexander gestellte Aufgabe, die darin bestand, die Euphrat-Tigrismündungen aufzufinden. Von dort aus nahm er seinen Weg auf Babylon. Diese Stadt hatte sich auch Alexander, der den Landweg einschlug, als nächstes Ziel erwählt. Nicht nur beabsichtigte er daselbst seine ganze Kriegsmacht zu vereinen, sondern er gedachte Babylon zur Hauptstadt des Gesammtreiches zu erheben. Auf dem Wege dahin gab es für ihn Kämpfe über Kämpfe zu bestehen. Seine Verwegenheit brachte ihn zum öftern in Lebensgefahr. Als er bei Beginn des Sturmes auf die außerordentlich stark befestigte Hauptstadt der Maller an seinen Kriegern Zaghaftigkeit zu bemerken glaubte, griff er selbst die erste Sturmleiter mit an und war der Erste auf der Mauer. Noch drei Krieger erreichten die Mauerzinne, da brach die Leiter. Der König, der an seiner prachtvollen Rüstung erkennbar war, stand bereits in einem prasselnden Pfeilregen; nun wurden auch schwere Geschosse auf ihn gerichtet. Es war unzweifelhaft: diese freie Stellung konnte ohne unausbleibliche Gefährdung nicht lange behauptet werden. Nach außen war die Tiefe zu bedeutend, um einen Sprung wagen zu können; Alexander sprang in die Stadt, die drei Krieger folgten ihrem Könige auch dahin nach. Nun galt es, sich kämpfend so lange zu halten, bis Hülfe von außen kam. Alexander theilte so furchtbare Schwerthiebe aus, daß der Feind zurückprallte. Aber er ward auch hier wieder die Zielscheibe der Geschosse. Seine drei Gefährten lagen verwundet am

Boden, da durchbohrte ein Geschoß seine Brust, und er brach zusammen. In dieser höchsten Noth stürmten die Macedonier, die inzwischen mit der erdenkbarsten Anstrengung ein Thor erbrochen hatten, herbei und retteten ihren König. Ein schrecklicher Rachekampf erhob sich in der Stadt, da unter den Macedoniern sich die Meinung verbreitete, der König sei todt. Diesem war inzwischen das mit Widerhaken versehene Geschoß, nachdem der Feldherr Perdikkas die Wunde mit seinem Schwerte erweitert hatte, aus der Brust gezogen worden. Die Nachricht, der König lebe, verscheuchte den ersten Schrecken des Heeres, hinterher aber stellte sich bei den Kriegern die Besorgniß ein, der Ausgang könne dennoch zum Tode führen. Schneller jedoch noch, als die Aerzte es vermuthet hatten, heilte die Wunde, und als der König sich darnach dem Heere auf seinem Bucephalus wieder zeigte, wollten die Jubelrufe kein Ende nehmen. Die Krieger bestreuten seinen Weg mit Blumen und drängten sich, Freudenthränen vergießend, herzu, das Gewand des geliebten Feldherrn zu küssen. Bald kam es zu neuen Kämpfen. Einer der indischen Könige, Musikan, der sich früher dem Könige Alexander ergeben hatte, und der von ihm mit der ferneren Verwaltung seines Landes unter macedonischer Oberherrschaft betraut worden war, griff, aufgereizt durch einige Brahmanen, zum Schwert, um seine Unabhängigkeit zu erstreiten. Alexander besiegte ihn und ließ ihn und jene Brahmanen hinrichten. Andere Brahmanen behandelte er huldvoll, legte ihnen mancherlei Fragen vor und war erfreut, wenn sie ihm unbefangen und freimüthig antworteten. Einer derselben, Kalanus, blieb bei ihm; die Uebrigen erklärten, Alexander vermöge es nicht, ihnen — sobald an wesentliche Dinge gedacht werde — weder zu helfen, noch zu schaden. Einer erinnerte ihn daran, wie wenig Erde zum Grabe nöthig sei. Der Weg führte durch die Sandwüste Persiens, in welcher — etwa eintausend Jahre früher — die Heere der Königin Semiramis ihren Untergang gefunden hatten. Die Beschwerden, die das Heer hier zu ertragen hatte, waren wahrhaft grausenerregend. Der Boden glühete am Tage; nur zur Nachtzeit vermochte das Heer in dem Sandmeere sich mühsam fortzubewegen. Unter dem von heftigen Winden aufgewühlten Sande wurden einzelne Heerhaufen lebendig begraben. Die Noth löste endlich alle Ordnung auf. Die Zugthiere wurden geschlachtet, auch diejenigen, die den Wagen der Kranken zogen, Letztere somit den Raubthieren der Wüste als Beute überlassen. Alexander theilte Noth und Gefahr mit seinen Kriegern; wie sie schritt er zu Fuße daher, er theilte mit ihnen auch die Mahlzeit. Wie oft gedachte er auf dem

sechzig Tagereisen langen Wüstenwege jenes Brahmanenwortes von dem Stückchen Erde, das jedem Einzelnen zuletzt genüge! — Drei Viertheile seines Heeres wurden in der Wüste die Beute der Beschwerden. Als eine bessere Gegend erreicht war, erkrankte der indische Weise Kalanus. Da er sich von seinem Entschlusse, sein Leben auf einem Scheiterhaufen freiwillig zu enden, nicht abbringen ließ, traf Alexander Anordnungen, daß die Handlung mit höchster Feierlichkeit vor sich ging. Im Angesicht der Heere und unter Musik und Absingung von Hymnen ward der Weise in einer prachtvollen Sänfte nach dem Scheiterhaufen getragen. Er bestieg ihn, während Opfer gebracht wurden; darauf flehete er Segen auf die Macedonier herab, auf seinen Wink neigten sich die Fackeln gegen den Holzstoß, und unbeweglich sah man ihn stehen, bis Flammen und Rauchwolken ihn den Blicken entzogen.

Endlich zog Alexander mit den Seinen in die herrliche Stadt Susa ein, an deren Wiederaufbau Tausende gearbeitet hatten. Hier folgten dem Wüstenelende prächtige Feste. Noch zwei persische Fürstentöchter nahm Alexander zu Frauen, eine derselben war die Tochter des Königs Darius. Alexander's Herzensfreund, den er liebte, wie einst Achilleus seinen Patroclos geliebt hatte, heirathete eine zweite Tochter des Darius. Es war Alexander's Wunsch, die Vorurtheile, die bisher in Betreff der Heirathen zwischen Griechen und Persern in beiden Völkerschaften bestanden, zu beseitigen. Zum Theil deshalb war er jene Verbindungen eingegangen. Er fand auch die gewünschte Nachfolge. Achtzig Anführer und gegen zehntausend macedonische Krieger heiratheten persische Jungfrauen. Für die Aussteuer sorgte Alexander, dessen erbeutete Schätze weit über die des Krösus gingen. Es gab in Susa Feste über Feste, und die Pracht, die entfaltet wurde, hätte einen Xerxes in Erstaunen gesetzt.

Alexander begab sich hierauf nach Ekbatana. Dort traf den Glücklichen ein Blitzstrahl aus heiterm Himmel. Sein Freund Hephästion erkrankte an einem Fieber und starb. Gemäß der Heftigkeit aller seiner Herzensregungen gab sich Alexander's Schmerz in maßloser Weise kund. In Thränen lag er mehrere Stunden neben dem Leichname, zwei Tage nahm er keine Nahrung zu sich, schnitt sein Haar ab, untersagte alle Musik und alle Freudenzeichen im Lager und ließ den Arzt Hephästion's aufhängen und darauf den todten Körper noch kreuzigen. Vergebens suchte er Beruhigung in prunkvollen Festen. Seine Stimmung ward eine derartige, daß Niemand sich ihm ohne Zittern zu nahen wagte, und daß die maßlosesten Schmeicheleien und Huldigungen er-

dacht wurden, um ihn zu sänftigen. Endlich meinte er etwas gefunden zu haben, was ihm Frieden geben werde. Das wilde, muthige Bergvolk der Kossäer, in fast unnahbaren Gebirgsgegenden wohnend, hatte stets den Perserkönigen mit Erfolg zu trotzen gewagt. Der Umstand, daß es gerade Winter war und dadurch die Schwierigkeiten eines Kampfes gegen die kühnen Bergbewohner außerordentlich erhöht wurden, reizte ihn nur noch mehr. Die Höhen wurden erstiegen, alle Schlupfwinkel ausgespäht, alles Männliche fiel unter der Schärfe des Schwertes: das galt dem verwundeten Löwenherzen als Opfer, den Manen des Freundes dargebracht! —

Tod des Königs.

Nun erst begab sich Alexander nach Babylon. Er wurde empfangen wie eine Gottheit. Gesandte aus den fernsten Ländern waren gekommen, dem größten Herrscher der Erde Huldigungen und Geschenke darzubringen. Griechische Gesandte, Kränze auf den Häuptern tragend, reichten ihm goldene Kränze dar. Aber all diese Huldigungen schafften ihm den Gleichmuth der Seele nicht wieder. Immer wieder ergriff ihn der Gram um den dahingeschiedenen Freund, und die Mittel, die er anwandte, den Gram zu verscheuchen, waren eher dazu angethan, sein Gemüth zu zerrütten, als es zu beruhigen. Bald stürzte er sich in Sinnengenüsse üppigster Art, bald wieder in ein Uebermaß von Geistesarbeit, bald brütete er über Pläne zu neuen gefahrvollen Unternehmungen. Des Hephästion einbalsamirten Leichnam hatte er in einem köstlichen Sarge mit nach Babylon geführt; hier sollte die Leichenfeier stattfinden. Während Tausende von Menschen an dem ungeheuren Scheiterhaufen arbeiteten, begab Alexander sich an der Spitze einer kleinen Flotte den Euphrat hinab, um einen Plan zur Anlage neuer Wasserstraßen zu entwerfen. Ein Windstoß riß ihm die mit dem königlichen Diadem geschmückte macedonische Kopfbedeckung, Kausia genannt, vom Haupte. Man nahm dies für ein böses Vorzeichen.

Als Alexander nach Babylon zurückkehrte, war der Scheiterhaufen fertig, ein Bauwerk von seltener Größe und Pracht, zweihundert Fuß hoch, jede Seite mehr als tausend Fuß lang. Das Ganze war überladen mit Schmuck verschiedenster Art, mit kostbaren Teppichen, Kränzen und Guirlanden, an denen kostbare Bänder herabhingen, Vasen, gefüllt mit dem theuersten Weihrauch u. s. w.; dazu gesteuert hatte das ganze Heer. Weniger um den Todten zu ehren, dem der Scheiterhaufen als Flammengrab dienen sollte, als um dem Könige eine Huldigung darzubringen, war freiwillig so Vieles für die Ausschmückung geopfert

worden. Eine eingehende Berechnung hat ergeben, daß die Ausgaben für den Scheiterhaufen über dreizehn Millionen Thaler nach unserem Geldwerthe betragen haben. Es war ein Schauspiel ohne Gleichen, als im Angesichte des Heeres dieser Scheiterhaufen in Flammen aufging. Dieser Feier folgten Opfer, ihnen Gastmähler. Das ganze Heer ward von dem Könige bewirthet. An der ersten Tafel führte Alexander selbst den Vorsitz. Bald verscheuchte der Wein seinen Gram, und es trat wilde Lust an seine Stelle. Er verrieth, daß er mit neuen Plänen sich trage. Die Flotte lag bereit, das Heer nach dem persischen Meerbusen zu führen. Von dort aus sollte Arabien angegriffen und erobert werden. Dann gedachte er nach Afrika zu segeln, um die Welteroberung zu vollenden. Alles dies verkündete er trunkenen Muthes seinen Macedoniern, die ihm zujauchzten. Er saß die ganze Nacht, immer mehr erfaßt von einem wilden Taumel, und ohne zu ahnen, daß sich ihm Einer zur Seite gesetzt hatte, der stärker war als er — der Tod. Am zweiten Tage darauf lag der Welteroberer, vom Fieber geschüttelt, mit bleichen Lippen und erschlafften Zügen auf dem Sterbelager. Wenige Tage darauf (im Juni 323 v. Chr.) verschied er. Er war zweiunddreißig Jahr und acht Monat alt geworden und hatte zwölf Jahr und acht Monate regiert. Sein Leichnam ward in einem goldenen Sarge zu Alexandria beigesetzt. Eines seiner letzten Worte, als er gefragt ward, wem er sein Königreich vererbe, soll gewesen sein: „Dem Würdigsten!" —

Ein Weltmeteor war erloschen, eine großartige Naturmacht, deren Aufgehen, Wirken und Vergehen wir staunend betrachten. Lobpreiser gewaltthätiger Handlungen haben Alles gelobt, was Alexander that, Tadelsüchtige Alles an ihm getadelt. Lassen wir Diese wie Jene an uns vorübergehen. Was gegen die Gesetze der Religion und Sitte verstößt, dürfen wir nicht gut heißen; eben so wenig aber empfiehlt es sich, den Philisterseelen beizustimmen, die von Eitelkeit und Hochmuth schon aufgebläht werden, wenn sie in den Besitz irgend einer Erbärmlichkeit gelangen, durch die sie wähnen, ihre Mitmenschen zu überragen. Wie dürfen Seelen solcher Art über eine Alexander-Seele zu Gerichte sitzen! — Seine Seele glich — wenn wir ihre Wirkungen betrachten — einem Orkane, der den Blüthenstaub griechischer Bildung über die damals bekannte Welt trug. Er zerstörte, was seiner Bahn Hindernisse in den Weg legte; was aber hinterher aus seinen Fußspuren aufsproß, überwog hundertfältig alles dasjenige, was vor seiner Gewalt in Staub gesunken war. Wie die Gesänge Homer's in einem goldenen Kästchen, so führte er in seinem Herzen das Bild des großen

Aristoteles mit sich, und es gelang ihm wenigstens zu einem Theile, den Lehren des Weisen nachzuleben. Hunderte von Männern der Wissenschaft begleiteten ihn, so daß seine Züge zugleich Eroberungszüge für die Wissenschaft waren. Auf seine Anordnung wurden überall Messungen vorgenommen, Karten entworfen, Sammlungen angelegt. Er gründete viele Städte, bauete Kanäle und Straßen, förderte Handel, Gewerbe und Künste. Er zerstörte — zu einem Theile wenigstens — die Scheidewände zwischen Völkerschaften, von denen diese wie mit ehernen Mauern umgeben gewesen waren, so daß Hochmuth und vererbter blinder Haß es bis dahin nicht zugelassen hatte, daß das Gute des einen Volkes von dem andern Volke willig anerkannt oder gar freiwillig angenommen ward. Indem der Heros — gemäß dem hohen Fluge seines Geistes und gemäß den Darlegungen seines großen Lehrers Aristoteles — also handelte, und die griechische Sprache zum Organe gemeinsamer Bildung erhob, half auch er die Zeit vorbereiten, in der das Urbild des Menschen und der Menschheit als solches wieder zur Anerkennung gelangen und es der Inhalt der Geschichte werden sollte, diese Anerkennung zu sichtbarem Ausdruck im staatlichen Leben zu bringen.

Die nächstfolgende Zeit der alexandrinischen Reiche.

Der Würdigste sollte sein Nachfolger werden, hatte der sterbende Alexander gesagt. Wer war der Würdigste? Es entstanden blutige Kämpfe unter den Feldherren Alexander's, deren jeder, wenn nicht das ganze Reich, so doch wenigstens einen großen Theil desselben für sich begehrte. Die wichtigsten Glieder der Familie Alexander's waren seine Mutter Olympias, seine Schwester Cleopatra, seine Gemahlin Roxane, sein nachgeborner Sohn Alexander Aegus und sein blödsinniger Halbbruder Philipp Arrhidäus. Während der Kämpfe um das Erbe wurde nicht ohne Mitschuld und Mithandeln einzelner Mitglieder derselben, die königliche Familie ausgerottet.

Griechenland erhob sich, Demosthenes, der seiner Gesinnung treu geblieben und deshalb verbannt worden war, wurde zurückberufen. Anfangs glücklich in den Kämpfen, wurden die Griechen darauf von Antipater besiegt. Als derselbe gegen Athen anrückte, begab sich Demosthenes, da das Volk von ihm abfiel, nach der kleinen Insel Kalauria. Späher, die ihm Antipater nachsandte, fanden ihn in einem Tempel. Um nicht in die Gewalt des Feindes zu fallen, nahm er Gift und starb auf der Schwelle des Tempels.

Die Kämpfe der Feldherren gegen einander führten schließlich dahin, daß Aegypten und Phönicien dem Ptolomäus, Syrien und Oberasien (mit Judäa) dem Seleucos und Macedonien (mit Griechenland) dem Antipater als Beute zufiel. Diese Feldherren Alexander's nannten sich nun Könige. Fast sämmtliche Nachfolger des Ptolomäus, der die Herrschaft über Aegypten erlangt hatte, führten seinen Namen, die meisten Nachfolger des Seleucos von Syrien hießen Seleucos oder Antiochos, daher auch jenes das Reich der Ptolomäer, dieses das Reich der Seleuciden genannt ward. Auch mehrere kleine selbstständige Reiche waren entstanden, Bithynien, Cappadocien, Pontos; andere Reiche, z. B. Palästina, Pergamum, Parthien, Bactrien, Armenien, gelangten später durch Kampf gegen die syrische Oberherrschaft zur Selbstständigkeit. Alle diese Reiche, sowohl die von den Feldherren Alexander's gestifteten größeren, als die gleichzeitig oder im Laufe der nächstfolgenden Zeit entstandenen kleineren, brachen später unter dem eisernen Tritte der römischen Macht zusammen. Die Geschichte der Römer wird uns darauf zurückführen.

Die Römer.

Rom unter Königen.

Einführendes Wort.

„Andere werden ein athmendes Erz anmuthiger glätten,
Werden, ich weiß, anbilden lebendige Züge dem Marmor,
Werden beredsam sein im Gericht und die Bahnen des Himmels
Messen mit kreisendem Stab und der Stern' Aufgänge verkünden:
Du sei, Römer, bedacht, weltherrschende Macht zu verwalten,
Solcherlei Kunst sei dein." — — —

Also charakterisirt rückblickend einer der großen Dichter Roms, Virgil, die Geschichte seines Volkes. In der That, mit dem Staate Rom trat eine neue völkerbeherrschende Macht auf die Weltbühne.

Aber wie gänzlich verschieden ist die Herrschaft Roms über die von ihm besiegten Völker von derjenigen, die vor ihm von andern Völkern ausgeübt ward. Nach Weltherrschaft strebten in den ältesten Zeiten vornehmlich die Babylonier und Assyrer, die Meder, die Perser. In den Herrschern dieser Völker sahen wir die Eroberungssucht in ihrer rohesten Gestalt auftreten: die Eroberer führten bewaffnete Horden einzig und allein zu dem Zweck über die Grenzen, ihren Sklavenreichen größere Ausdehnung zu geben. Sie stützten sich auf die Massen, auf die rohe Gewalt. Kaum beachtet von den Despoten des seiner Ausdehnung nach fast unermeßlichen Perserreiches wuchs inzwischen im Griechenthum eine neue Weltmacht empor. Das kleine Griechenland gelangte zur Herrschaft durch den Geist. Endlich sehen wir in Rom einen Staat sich entwickeln, der beides vereinte, Macht und Geist. Nach Innen zu aber hatte der römische Staat noch eine ganz besondere Aufgabe zu erfüllen: diejenige, die Formen des Rechtslebens innerhalb der bürgerlichen Gesellschaft festzustellen. M. Carriere weist darauf hin, wie der plastische, formale Geist, den wir in Griechenland bewundern, und der auch dem Bruderstamme in Italien eigen ist, sich hier auf die Gestaltung von Staat und Recht wandte. „Die Gliede=

rung des öffentlichen Lebens, die Bestimmung der Rechte des Einzelnen, der Familie, des Volks vollzieht sich mit jener scharfen Klarheit unter der Hand der Gesetzgeber, wie der Marmor unter dem Meißel der hellenischen Künstler gestaltet ward. Hart und streng hält Jeder auf das Seine, achtet aber eben so sehr, was des Andern ist. Volksversammlung, Senat, ausführende Beamte stehen auf ihre Weise, in ihren Sphären selbstkräftig da, das energische Zusammenwirken aller Gewalten zum Wohle des Ganzen beruht darauf, daß jede auf ihrem Boden, in ihrem Bereich eigenen Willen und eigene Macht hat." So wurden die Römer die Schöpfer der Rechtswissenschaft, unter deren Wirkung heut noch die gebildeten Völker stehen.

Fruchtbar muß sich demnach die Geschichte des Entstehens und Wachsens des römischen Staates für die Betrachtung erweisen. Nicht minder bietet der Hinblick auf den Verfall Anlaß zu Erwägungen ernstester Art. Rechts- und Gemeinsinn, Hingabe bis zum Tode zu Gunsten der Staatszwecke schuf eine weltgebietende Macht; die sich der Massen bemächtigende Selbstsucht und die aus derselben sich ergebende Gesetz- und Sittenlosigkeit führten zum Verfall. Eines und das Andere wird in der Geschichte Roms erkennbar hervortreten.

Land und Völker der älteren Zeit.

Sehen wir uns zunächst — nach Anleitung der geschichtlich-geographischen Darstellungen von Schouw, Heinrich Leo und J. F. L. Haußmann — den Schauplatz der älteren Geschichte Roms und die diesen Schauplatz bewohnenden Völkerschaften an. Italien besteht aus zwei wesentlich von einander geschiedenen Hälften: die eine (nördlich und nordöstlich vom Apennin gelegen) bietet für jede Thätigkeit des gebildeten Lebens Gelegenheit und Mittel, ein mildes Klima und in allen seinen Theilen eine leichte Verbindung; die andere Hälfte, westlich, südlich und südöstlich des Apennins, ist dagegen durch Bergreihen in eine große Anzahl Thäler von geringem Umfange und kleinerer, an die Küste stoßender Ebenen zerrissen, welche alle, da sie keine natürliche Beziehung zu einander haben, eines gemeinschaftlichen Mittelpunktes und Verkehrs in dem Grade entbehren, daß zwischen ihnen fast alle Verbindung von der Seeseite leichter ist, als die zu Lande. Orangengärten, in einigen Gegenden sogar Zuckerrohrpflanzungen stehen hier in ganz geringer Entfernung von den rauhesten Gebirgsgegenden, die nur zur Viehzucht und zur Jagd Gelegenheit geben. Die nördliche Hälfte bietet eine für den Umfang des Landes

sehr weite Küste und Punkte, welche seit den ältesten Zeiten durch Handel und Verkehr mit den entgegengesetzten Uferländern des adriatischen Meeres in Verbindung standen. Nach Norden und Westen hin begrenzt, scheint diese Gegend zunächst Fremdlingen durch einen Gürtel hoher Gebirge verschlossen; aber fast alle Wege, die durch diese führen, steigen vom Auslande her weniger steil empor, als von der italienischen Seite, oder theilen sich nach der letzten zu in so viele Nebenstraßen, daß nur der Zahl nach unverhältnißmäßig überwiegende Streitkräfte oder kriegerisches Genie im Stande sind, dem eindringenden Feind mit Erfolg entgegen zu treten. Das übrige Italien ist, wie schon erwähnt wurde, in eine Reihe kleinerer, eigenthümlich abgeschlossener Gebiete zerrissen, welche sich auf der Ostseite der Halbinsel aneinander reihen, und deren Grenzgebirge von dem Apennin, wie die Gräten eines Fisches aus dessen Rückgrate, nach entgegengesetzten Richtungen ausgehen. Die große Ausdehnung des Landes von Norden nach Süden bewirkt es, daß in Oberitalien eine ganz andere Vegetation vorhanden ist, als in den südlichen Theilen. Die Vegetation in Oberitalien hat im Ganzen noch große Aehnlichkeit mit der in den wärmeren Gegenden des südlichen Deutschland und der Schweiz. Die Kastanie ist der Schmuck des Waldes, der Wein rankt am Maulbeerbaum, Weizen und Mais, in einigen Gegenden auch Reis, sind die wichtigsten Getreidearten. Der Eindruck der Gleichförmigkeit, den die Po-Ebene erzeugt, vermindert sich, je näher man dem Gebirge kommt. An dem Ausgange der Alpenthäler sind die Ströme zu Seen erweitert, die den Reiz der Gegenden unbeschreiblich erhöhen. Die Natur zeigt am Langen-, Lagunen- und Comer-See Größe mit Fülle und Anmuth in einem Grade vereinigt, wie vielleicht in keiner andern europäischen Gegend. Steile Bergwände werfen die Sonnenstrahlen zurück, denen die gegen Süden gerichteten Thalöffnungen ungehinderten Eingang gestatten. Doch wird das hierdurch erzeugte treibhausartige Klima durch die kühlen, von dem nahen Hochgebirge herabziehenden Lüfte gemäßigt. Wein umreiht die blauen Wasserspiegel, und Kastanien umschatten den Fuß der sie umgebenden Berge. Der Lorbeer verräth die Nähe der für das südliche Europa besonders charakteristischen immergrünen Vegetation, und einzelne Pinien und Cypressen sind Verkündigerinnen der eigenthümlichen Baumformen, die erst in Mittel- und Unteritalien allgemeiner erscheinen. Dort finden wir u. A. die immergrünen Eichen, die Pistacien, den Erdbeerenstrauch, die Myrte, den Oelbaum, den Lorbeerbaum und den Pomeranzenbaum. In Unteritalien wächst auch, allerdings nur

sehr vereinzelt, die Dattelpalme. Entzückend ist die reiche Vegetation am Fuße des Marmorgebirges von Carrara und Massa und am Abfalle der Apenninen gegen Lucca, an den vulkanischen Höhen von Francati und Albano, an den Felsenküsten von Molo di Gaeta, Sorrento, Salerno, an den Wasserfällen von Terni und Tivoli. Der größere Theil der kalkigen Apenninen ernährt eine kärgliche Vegetation. In den Gesteinspalten wurzeln Myrten, anderes immergrünes Gesträuch vermag keinen dichten, die Felsen verhüllenden Schluß zu bewirken, und nur im Innern des Gebirges trifft man hin und wieder hochbestandene und geschlossene Waldung. Die außerordentliche Durchsichtigkeit der Luft, welche den Fernen einen unbeschreiblichen Zauber giebt, die hohe Bläue des Himmels, der entzückende Blick auf das warme Meer, der großartige auf den rauchenden Vesuv — dieses zusammengenommen besticht in Italien das Auge des Beobachters und läßt oftmals Gegenden schöner erscheinen, als sie es sind. Hören wir das Urtheil eines der Alten über das Land, aus dem hervorgeht, daß die Fruchtbarkeit desselben in früheren Zeiten größer war als heut. „Was ist Nützliches," sagt Plinius der Aeltere, „das in Italien nicht noch vortrefflicher wäre? So gemäßigt ist hier voll Lebens und immerwährender Gesundheit die Luft, so ergiebig die Ebenen, so sonnig die Hügel, so unschädlich die Bergwindungen dem Hirten, so schattenreich die Pflanzungen, so wohlthätig die vielfachen Wälder, so würzig der Hauch der Berge, solch' ein Segen der Feldfrucht, Reben und Oel, so edel die Schafvließe, so feist die Hälse der Stiere! So vieler Seen, so vieler Flüsse und Quellen rings durchströmende Fruchtbarkeit, so viele Meere und Häfen und dazu ein Schooß der Länder, der dem Handel von allen Seiten geöffnet ist."

Mit dem Namen Italien hat es folgende Bewandtniß. An der sicilischen Meerenge wohnte in alter Zeit ein Volksstamm, die Italer genannt. Da in der Sprache dieses Volkes italus Rind bedeutete, und der Hauptreichthum desselben in Heerden von Rindern bestand, erklärt sich die Entstehung des Namens Italer und Italien leicht. Der Name Italien wurde im Verlauf der Zeit weiter und weiter, endlich bis zu den Alpen hinauf ausgedehnt.

Die ältesten Einwohner Italiens bestanden aller Wahrscheinlichkeit nach aus Völkerschaften des pelasgischen oder griechisch-latinischen Zweiges. Einwanderungen aus diesem Zweige fanden, neben Einwanderungen von Volksgenossenschaften aus anderen Völkerzweigen, auch später noch statt. In der Zeit der Gründung Roms (Mitte des achten Jahrhunderts v. Chr.) war Italien schon stark bevölkert: in Ober-

italien lebten Gallier, in Mittelitalien die Etrusker, die Latiner, die Sabiner, die Campaner, die Volsker und die Samniter; in Unteritalien die Bruttier, die Apulier und viele griechische Ansiedler.

Als die drei Urvölker Italiens werden genannt: die Etrusker, Latiner und Samniter.

Aus diesen drei Völkern ist das römische Volk hervorgegangen.

Romulus.

Auch die Geschichte Roms beginnt mit einer Zeit, in der sich vorzugsweise die Sage geltend macht. Schon früher nahmen wir Anlaß, über die Bedeutung der Sage in der Geschichte eine Bemerkung zu machen. Hier möge eine Nachbemerkung folgen. Die Sage rankt sich tausendfach an der Geschichte empor; bisweilen ist die Verbindung beider eine so innige, daß die Lösung des Sagenhaften eine Entstellung des Geschichtskerns bewirkt. Ein derartiges Verfahren wird leider oft genug geübt, ja Mißkennung der Bedeutung des Sagenhaften und demgemäße Behandlung desselben hat vielfach Schlimmeres im Gefolge gehabt. Es ist geschehen, daß eifrige Sagentödter ihre kritischen Spieße der Geschichte selbst ins Herz gebohrt, daß sie somit Sage und Sache der Vernichtung preisgegeben haben. Lassen wir uns unser Urtheil nicht gefangen nehmen von Eiferern dieser Art! Der Epheu an Bäumen und an Burgruinen verschönt dieselben nicht nur, er läßt auch immer noch die Grundformen der Gegenstände, denen er sich anschmiegt, erkennen. Ferner ist in Betracht zu ziehen, daß in den Sagen die Gesinnung und Denkweise der Zeiten sich abspiegeln, über die sie berichten. Sie enthüllen somit das Geistesleben untergegangener Geschlechter. Ist dies nicht ungleich wichtiger, als etwa die nach peinlichen Untersuchungen und Abwägungen erfolgende Feststellung einer Zeitbestimmung für das Geschehensein irgend welchen geschichtlich unwichtigen Ereignisses? — Ueberdies glauben wir es mit Lesern zu thun zu haben, denen es verdrießlich sein würde, wenn wir ihnen z. B. bei Vorführung der Jugendgeschichte des Romulus und des Remus meinten ernstlich versichern zu müssen, der Kriegsgott Mars sei in Wahrheit nicht der Vater jenes Zwillingspaares gewesen u. s. w. Erzählen wir Dies und Anderes demnach in den den Stempel ihres Ursprungs an sich tragenden Formen, so werden unsre denkenden Leser die uns zur Einhaltung dieses Verfahrens bestimmenden Gründe zu würdigen wissen.

Aus dem Brande von Troja rettete der Held Aeneas seinen Vater

Anchises und seinen Sohn Ascanius und begab sich mit ihnen zu Schiffe. Er nahm seinen Weg gen Westen und landete nach langer und mühseliger Meerfahrt in dem an der Mündung der Tiber gelegenen Gebiete von Latium. Ihm trat der König der Latiner feindlich entgegen; als derselbe aber vernahm, der Fremdling sei der weit und breit gepriesene Held Aeneas, bot er ihm Gastfreundschaft an und gab ihm dann seine Tochter Lavinia zur Gattin. Des Aeneas Sohn Ascanius gründete am Albaner-Berge die Stadt Alba Longa, in der weiterhin vierzehn Nachkommen seines Geschlechts als Könige herrschten. Der vorletzte dieser Könige, Procas, hatte zwei Söhne, Numitor und Amulius. Amulius verdrängte seinen älteren Bruder Numitor und nahm die Herrschaft für sich in Anspruch, worauf Jener, ein Mann friedlichen Sinnes und ohne Ehrgeiz, sich fern von der Stadt ein Haus bauete und an ländlicher Beschäftigung sein Genügen suchte und fand. Ihn selbst fürchtete der unrechtmäßiger Weise zur Herrschaft gelangte Amulius nicht; wohl aber verdüsterte ihm der Umstand, daß sein Bruder zwei Kinder, einen Sohn und eine Tochter, hatte, den Blick in die Zukunft. Endlich kam er zu einem grausamen Entschluß, den er auch sogleich zur Ausführung brachte: er ließ den Sohn des Bruders auf der Jagd tödten und reihete die Tochter desselben der Zahl der Vestalinnen ein. Die Vestalinnen durften sich nicht vermählen. War nun auch Numitor's Tochter, Rhea Silvia, demselben Gesetz unterworfen, so konnte es doch Niemand verhindern, daß der Kriegsgott Mars sich mit ihr verband. Nach einer Zeit vernahm Amulius, Rhea Silvia sei Mutter geworden und habe Zwillinge, Knäblein, geboren. Da befahl er, die Zwillinge auszusetzen, die Mutter aber in's Gefängniß zu werfen. Die Zwillinge, die in einer Mulde der Tiber übergeben wurden, blieben bei dem Fallen des Wassers auf dem Trocknen zurück. Eine Wölfin vernahm ihr Geschrei, kam herzu und säugte sie. Staunend sah dies ein Hirt, Faustulus; er verscheuchte die Wölfin und brachte die Kinder seiner Frau Laurentia.

Die Zwillinge, Romulus und Remus benannt, wuchsen an Kraft und Wohlgestalt heran; bald überragten sie an Kühnheit alle ihre Altersgenossen, und als sie das Jünglingsalter erreicht hatten, kämpften sie mit Glück gegen wilde Thiere und Räuber, ja ihr Jugendmuth verleitete sie, an der Spitze einer Schar kühner Jünglinge, die sich ihnen freiwillig angeschlossen hatten, bisweilen in benachbarte Gebiete einzufallen. Da gelang es Räubern, denen sie eine Beute abgejagt hatten, sie in einen Hinterhalt zu locken. Romulus schlug sich durch, Remus dagegen, von der Ueberzahl überwältigt, ward in Fesseln

gelegt, dem König vorgeführt und angeklagt, in Gemeinschaft seines Bruders Einfälle in Numitor's Gebiet ausgeführt zu haben. Darauf sandte der König den Gefangenen seinem Bruder Numitor zu, daß dieser ihn nach seinem Ermessen bestrafe. Diesem fiel die Aehnlichkeit des Remus mit seiner Tochter Rhea Silvia auf, er stellte Nachforschungen an und gelangte bald zu der Gewißheit, daß der Gefangene und der inzwischen herbeigerufene Bruder desselben seine Enkel seien, deren Tod er im Stillen schmerzlich beklagt hatte. Nachdem sie von ihrem Großvater über ihren Ursprung Aufklärung empfangen hatten, war ihr erster Gedanke der, an dem grausamen Großoheim Rache zu nehmen. Sie sammelten ihre Genossen, überfielen den Amulius, erschlugen ihn und führten darauf den rechtmäßigen König, ihren Großvater, im Triumphe nach Alba Longa zurück.

Zum Lohn dafür gestattete Numitor den Enkeln, in der Gegend der Tiber, in der sie ausgesetzt worden waren, eine Stadt zu gründen. Als es zur Wahl eines Namens der Stadt kommen sollte, brach Zwist zwischen den Brüdern aus, da ein jeder gleich lebhaft wünschte, die Stadt nach sich zu benennen. Auf das Recht der Erstgeburt konnte nicht zurückgegangen werden, denn es ließ sich nicht feststellen, wer von Beiden das Licht der Welt zuerst erblickt hatte. Endlich beschlossen sie, es auf Götterentscheid ankommen zu lassen, und sie bestiegen gleichzeitig zwei nicht weit von einander gelegene Höhen, um aus dem Fluge heiliger Vögel der Gottheit Willen zu erkunden. Remus erblickte sechs Geier, als aber seine Gefährten eben ihn jauchzend als König begrüßten, flogen nahe der Höhe, auf der Romulus des Götterzeichens harrte, zwölf Geier vorüber, und nun erhoben des Romulus Gefährten den Begrüßungsruf für diesen. Dies führte zu offener Feindschaft zwischen den Brüdern und ihren Anhängern, und als Remus nun auch noch, um den Bruder zu verhöhnen, die von diesem errichtete Mauer übersprang, wurde er von demselben erschlagen. Romulus war nunmehr unbestrittener Herrscher der Stadt, die er nach seinem Namen Rom benannte. Das Jahr 753 v. Chr. wurde später als das Gründungsjahr Roms angegeben und der 21. April als Gründungstag gefeiert.

Schnell wuchs die Stadt. Um die Zahl der wehrhaften Männer zu erhöhen, eröffnete Romulus auf dem capitolinischen Hügel ein Asyl, d. i. eine Zufluchtsstätte für Verbannte und verfolgte Unglückliche aus den benachbarten Gebieten. Wilden, kriegerischen Sinnes, wie er, war auch seine an Zahl fortgesetzt sich verstärkende Kriegsmacht, und es bedurfte einer starken Hand, sie zu zügeln und zu leiten. Erschien

Romulus öffentlich, so schritten zwölf Lictoren, Ruthenbündel mit Beilen tragend, vor ihm her, und er ließ durch jene Männer Strafen, wenn solche sich als nothwendig erwiesen, auf der Stelle ertheilen.

Alles hatte seinen erwünschten Fortgang, nur an Frauen fehlte es dem jungen Staate. Um diesem Mangel abzuhelfen, ließ Romulus die Nachbarstaaten durch Gesandte auffordern, mit Rom in ein freundliches Verhältniß zu treten, so daß Ehen zwischen Jungfrauen ihrer Genossenschaften und Römern zu Stande kämen. Als höhnend entgegnet wurde, Romulus möge doch auch eine Freistatt für davongelaufene Frauen gründen und diese seinen Kriegern geben, beschloß er, Gewalt anzuwenden. List aber sollte der Gewalt den Weg bereiten. Er veranstaltete zu Ehren Neptun's ein mehrtägiges Fest, bei dem kriegerische Spiele aufgeführt wurden. Dies lockte die Nachbarn herbei, namentlich erschienen viele Sabiner mit Weibern und Töchtern. Als nun eben ein neues Kampfspiel die Aufmerksamkeit Aller gefangen nahm, stürzten auf ein Zeichen die römischen Jünglinge herbei, ergriffen die jungen Sabinerinnen und trugen sie davon. Die Eltern der Geraubten eilten wehklagend und die Rache des Himmels auf die treulosen Römer herabflehend, hinweg. Romulus ging in den Tagen darauf von Haus zu Haus und spendete den Geraubten freundliche Worte, und da auch das Benehmen der Männer gegen sie mild war, gefiel es ihnen bald in ihrer neuen Heimath. Die Ihrigen aber blieben unversöhnt, sannen auf Rache, und die Männer trafen ihre Vorbereitungen zu einem Zuge gegen Rom. Ehe sie zur Ausführung schritten, wurden die Römer von anderen Stämmen, die die Erbitterung Jener theilten, angegriffen. Romulus schlug die Feinde siegreich zurück. Nun aber erschienen die wohlgerüsteten und tapfern Sabiner, geführt von ihrem Könige Titus Tatius, vor den Mauern Roms. Da ließ sich eine Römerin, die Tochter des Spurius Tarpejus, dem die Bewachung der Burg von Rom anvertraut war, durch die Sabiner zu einer argen Verrätherei verleiten, indem sie den Feinden zur Nachtzeit eine geheime Thür öffnete, so daß diese in den Besitz der Burg gelangten. Die Verrätherin empfing dafür, was sie verdiente, nicht, was sie erhoffte: den Tod von Feindeshand, denn, sagten die Sabiner, ein Verräther verdiene nicht, daß ihm Treu und Glauben gehalten werde. Als die Römer gegen die Burg rückten, brachen die Sabiner hervor, und es hob ein heftiger Kampf an. Da sah man plötzlich die römischen Frauen mit fliegenden Haaren herbeieilen und sich, nicht achtend der Geschosse, die herüber und hinüber flogen, zwischen die Kämpfenden werfen. Sie fleheten die Sabiner an, sie

nicht zu Wittwen, ihre Männer, sie nicht zu Waisen zu machen; wer auch siege: ihnen falle das bittere Loos der Trauer zu; Versöhnung dagegen erhalte ihnen ihre Männer und ihre Väter! — So fleheten sie, und ihr Wehgeschrei rührte die Herzen der Krieger, so daß sie die Waffen sinken ließen und eine Weile in ernstem Schweigen einander gegenüber standen. Darauf traten im Angesichte beider Heere die Führer zusammen, und es kam zum Friedensschlusse. Sabiner und Römer sollten von jetzt ab ein Volk sein, Romulus und der Sabinerkönig Titus Tatius gemeinschaftlich regieren, Rom sollte die Hauptstadt der vereinten Gebiete sein. So geschah es. Beide Könige regierten in Eintracht, aber Titus Tatius starb bald. Nun war Romulus wieder alleiniger Herrscher, und er regierte noch dreißig Jahre lang.

Alte römische Heldenlieder berichten, Romulus, im Begriff, Heerschau zu halten, sei, während ein plötzlich ausgebrochenes Gewitter den Tag in Nacht verwandelt habe, von einem Sturmwinde hinweg- und in den Götterhimmel hinaufgeführt worden; darnach sei er einem der Senatoren erschienen und habe ihm verkündet, Rom werde den Erdkreis beherrschen, ihm, dem Gründer der Stadt und dem von seinem Vater Mars zu den Göttern Erhobenen, solle unter dem Namen Quirinus göttliche Ehre erwiesen werden. Dies ward Volksglaube. Zu allen Zeiten gab es jedoch auch deren in Rom, die da behaupteten, die Senatoren seien der Herrschaft des Romulus müde gewesen, von ihnen sei er während des Gewitters getödtet und den Kriegern jene Erzählung als Ersatz für den beseitigten Herrscher dargeboten worden. Der Tod des Romulus wird auf das Jahr 717 v. Chr. angesetzt.

Numa Pompilius.

Die nach dem Tode des Romulus von dem Senat geführte Regierung (Zwischenregierung, Interregnum) behagte dem Volke nicht, und schon nach Jahresfrist sahen die Senatoren sich genöthigt, eine Königswahl vorzubereiten. Dies führte zunächst zu einem Streit: Römer wie Sabiner begehrten, der neue Herrscher solle aus ihrer Mitte genommen werden. Endlich verständigte man sich dahin, daß den Römern die Wahl zufallen, der neue König aber seines Stammes ein Sabiner sein solle. So ward der Sabiner Numa Pompilius, der Schwiegersohn jenes Titus Tatius, der Mitregent des Romulus gewesen war, König der Römer.

Numa Pompilius, der von 716 bis 673 v. Chr. regierte, bewährte

auch auf dem Throne den guten Ruf, den er sich bis dahin erworben hatte. Von dem kriegerischen Romulus waren dem Staate Land und Leute hinzugefügt worden, Numa Pompilius, ein Mann friedlichen Sinnes und weisen Rathes, gab ihm heilsame Gesetze und Ordnungen. Was Lykurg den Spartanern gewesen war, das ward Numa Pompilius dem jungen Staate der Römer: der Begründer und Befestiger innerer Wohlfahrt. Um den Sinn für friedliche Beschäftigung zu erwecken und zu pflegen, vertheilte er zunächst die eroberten Ländereien an die Bürger. Darnach wurden die Grenzsteine eingeweiht und in den Schutz des Terminus, des Gottes der Grenzen, gestellt, und es folgte diesem feierlichen Acte die Verordnung, daß die Einweihung alljährlich wiederholt, wie auch die, daß dem fleißigen Ackerbauer Anerkennung, dem trägen Strafe zuertheilt werden sollte. Oft suchte Numa Pompilius die Einsamkeit eines anmuthigen Haines, sich Betrachtungen hingebend, die das Wohl des Staates zum Zweck hatten, und bald entstand im Volke die Sage, die mit den Musen befreundete Nymphe des Haines, Egeria, würdige den guten König ihres Umgangs und Rathes. Von da ab waren die Römer nur um so geneigter, seine Gesetze anzunehmen: trug doch nun Alles, was von ihm ausging, in der Meinung des Volkes die Weihe des Göttlichen an sich! —

Nun ward es ihm leicht, das religiöse Wesen der Römer zu ordnen. Jupiter, Mars und der unter dem Namen Quirinus göttlich verehrte Romulus wurden als die drei obersten Gottheiten anerkannt. Ihnen errichtete Numa Altäre und Tempel. Zur Darbringung der Brandopfer wurden drei Priesterschaften, die drei Flamines (Zünder) eingesetzt. Den Dienst der Vesta, der Göttin des häuslichen Heerdes, hatten vier (später sechs) Jungfrauen, Vestalinnen genannt, zu verrichten. Den Vestalinnen lag es ob, Feuer auf dem Altare der Göttin stets lodernd zu erhalten. Dem Gotte Janus weihete Numa einen Tempel mit zwei Thüren, die nur zur Kriegszeit geöffnet wurden.

Numa Pompilius stiftete noch andere priesterliche Gemeinschaften, unter denen zu nennen sind: die Salier, welche die zwölf heiligen Schilde des Mars bewahrten, die Auguren und die Haruspices, von denen jene aus dem Blitz und dem Wetterleuchten, diese aus den Eingeweiden der Thiere weissagten, die Fetialen, welchen es oblag, bei Kriegs- und Friedensschlüssen und bei Schließung von Bündnissen die heiligen Gebräuche zu verrichten, endlich die Pontifices oder Brückenbauer. Letztere Gemeinschaft nahm die hervorragendste Stellung unter

sämmtlichen Priesterschaften ein; ihr Vorsteher hieß Pontifex maximus. Den Namen der „Brückenbauer“ führte das Collegium deshalb, weil ihm das für heilig gehaltene und zugleich auch in politischer Beziehung wichtige Geschäft des Baues und Abbrechens der Brücke über die Tiber zu leiten oblag. Dieses Collegium war zugleich die Aufsichtsbehörde über die gesammte Priesterschaft.

Als Numa Pompilius im hohen Alter starb, betrauerte ihn das ganze Volk, und in späten Tagen noch erzählten die Römer, die Nymphe sei aus Gram um den Geschiedenen in Thränen zerflossen, und es habe aus ihrem Thränenstrom die Quelle des heiligen Haines, die unter dem Namen Egeria verehrt ward, ihr Dasein empfangen.

Roms älteste Staatseinrichtungen.

Jeder der drei Stämme, aus denen Rom erwachsen war, bildete für sich eine Tribus, jede Tribus bestand aus zehn Curien, jede Curie aus einer Anzahl von Gentes oder Geschlechtern, jedes Geschlecht aus einer Anzahl von Familien, die einen gemeinschaftlichen Ahnherrn hatten.

Die zu den Geschlechtern zählenden Römer hießen Altbürger, Altväter (Patres) oder Patricier; nur sie hatten politische Rechte.

Neben den Patriciern gab es noch Hörige oder Clienten und Sklaven. Jeder Client hatte einen Patricier als Patron, der ihn vor Gericht vertrat; dem Clienten dagegen lag die Pflicht ob, seinem Patron in seiner amtlichen Thätigkeit Beistand zu leisten, die Töchter desselben ausstatten zu helfen und, falls jener in Kriegsgefangenschaft gerieth, eine Beisteuer zu seinem Loskauf zu geben.

Die oberste Staatsbehörde war der Senat, der anfangs aus 100, dann aus 200 und weiterhin aus einer noch bedeutend größeren Zahl von Patriciern bestand. Starb der König, so gingen die königlichen Rechte an den Senat über. Der Senat erwählte dann zunächst einen „einstweiligen König“. Dieser ernannte den Senator, der den wirklichen König zu erwählen hatte, für den jedoch die Zustimmung der Patricier eingeholt werden mußte. Der erwählte König war vollkommen unabhängig vom Senat, doch ward es Sitte, daß die Könige den Senat befragten. Es geschah dies in dem begrenzten Sinne, daß der Senat nur ihm vom Könige vorgelegte Fragen einfach zu bejahen oder zu verneinen hatte. Bei wichtigen Angelegenheiten, z. B. wenn es sich um Krieg und Frieden oder um die beabsichtigte Ein-

führung eines neuen Gesetzes handelte, wurde auch die Meinung der gesammten Bürger eingeholt. Ihre Zusammenkünfte (Comitien) fanden aber nur statt, wenn vom Könige dazu aufgefordert worden war, und sie hatten sich ebenfalls aller Erörterung der vorgelegten Fragen zu enthalten und nur mit Ja oder Nein abzustimmen. Sie traten in Curien zusammen.

Wie in Athen, galt auch in Rom für den von dem Könige verurtheilten Verbrecher das Recht der Provocation, d. i. der Berufung an die Gnade des Volkes.

Der Vater hatte über die Seinen volle richterliche Gewalt, er konnte sie in die Sklaverei verkaufen, er konnte sie sogar an Leib und Leben strafen. Sitte und Religion bildeten den mildernden Gegensatz zu dem harten Gesetz; ohne Beirath und Zustimmung eines größeren Kreises von Angehörigen der Familien und der Geschlechter kam es wohl nie zur Anwendung jener äußersten Strafen.

Tullus Hostilius.

Dem friedlichen Numa folgte (673 v. Chr.) in der Herrschaft Tullus Hostilius, der an kriegerischem Sinne dem Gründer Roms, Romulus, nicht nachstand. Seinen ersten und wichtigsten Krieg führte er gegen Alba Longa, die Mutterstadt Roms. Als die Heere kampfbereit einander gegenüber standen, begehrte der Dictator von Alba Longa, Mettus Tuffetius, mit dem römischen Könige Tullus in eine Unterredung zu treten, und es fand dieselbe darauf auch statt. „Ist es nicht thöricht gehandelt," hob Tuffetius an, „wenn zwei verwandte Völker aus bloßer Eifersucht sich so schwächen, daß sie dadurch beide eine leichte Beute ihrer Feinde werden? Warum wollen wir so viel Blut vergießen? Wahrlich, es wäre besser, ein Wettkampf Einzelner aus deinem und meinem Heere entschiede, welches Volk dem andern in Zukunft gebieten solle!" Tullus stimmte diesem Rathe bei. Darauf erwählten die Römer drei Brüder, die Horatier genannt, und die Albaner wählten ebenfalls drei Brüder, Vettern von jenen, die den gemeinsamen Namen Curiatier führten. Nachdem der Vertrag beschworen und das übliche Opfer gebracht worden war, traten die erwählten Kämpfer im Angesichte beider Heere einander gegenüber. Auf ein gegebenes Zeichen begann der verhängnißvolle Kampf. Schon lagen zwei der Römer sterbend am Boden, und das Heer der Albaner erhob, des Sieges gewiß, ein Jubelgeschrei. Jeder der drei Albaner war verwundet, der Römer hatte noch keine Wunde. Da griff er zu

einer List. Er floh und ward verfolgt von den Curiatiern. Dadurch brachte er die Gegner auseinander, denn ihre Wunden gestatteten ihnen eine gleichmäßige Verfolgung nicht. Plötzlich wandte er sich um, schlug den ersten seiner Verfolger nieder, durchbohrte den zweiten und überwand darauf auch den dritten, der am schwersten verwundet war. Der Sieg war den Römern zugefallen, und die Albaner mußten deren Oberherrschaft anerkennen.

Im Triumphe ward der Sieger nach Rom zurück geleitet. Seine Schwester, die Verlobte eines der getödteten Curiatier, stand unter der Menge am capenischen Thore. Als sie nun die mit Blut bedeckten, ihr wohl bekannten Waffenstücke ihres Verlobten dem Bruder nachtragen sah, riß die Verzweiflung sie hin, dem Sieger zu fluchen. Dieser, von Wuth ergriffen, stieß die unglückliche Schwester mit dem Schwerte nieder. Entsetzen ergriff die Menge, der König übergab den Mörder dem Gerichte der Zweimänner, und diese verurtheilten ihn zum Tode. Am meisten wurden die Eltern beklagt, die im Kampfe zwei Söhne und dann eine Tochter verloren hatten, und die nun auch noch den letzten Sohn verlieren sollten. Dies sowohl, als auch die Rücksicht auf die Verdienste, die der Sieger sich um das Vaterland erworben hatte, bewirkte, daß die Volksversammlung, an die von ihm Berufung eingelegt worden war, den Spruch des Gerichts aufhob. Dagegen wurde für ihn das Schandjoch, ein auf zwei Pfählen ruhender Querbalken, errichtet, und er mußte, einem besiegten Feinde gleich, verhüllten Angesichts durch dasselbe hindurch gehen. Damit war sein Frevel, zu dessen Ausübung der Jähzorn ihn hingerissen, als gesühnt betrachtet, und man ehrte ihn durch Errichtung eines Pfeilers, an den die erbeuteten Waffenstücke gehängt wurden.

Die Albaner waren aber nicht gewillt, den beschworenen und durch den Zweikampf besiegelten Vertrag zu halten. Der Dictator Tuffetius wußte zwei Völkerschaften, die Fidenater und Vejenter zu einem Zuge gegen Rom zu überreden, und er versprach ihnen, sobald der Kampf beginnen würde, auf ihre Seite zu treten. Als nun Jene vor Rom erschienen, zog ihnen der König Tullus entgegen; Tuffetius befand sich, gemäß dem Vertrage, auf der Seite der Römer. Als aber der Kampf begonnen hatte, begaben sich die Albaner auf eine nahe Anhöhe, um, je nachdem das Waffenglück entscheide, ihren Vortheil wahrzunehmen. Die Römer erschraken, der Feind frohlockte, und schon der bloße Eindruck, den das Verhalten des verrätherischen Tuffetius auf beide Parteien hervorbrachte, hätte leicht zum Unheil für die Römer ausschlagen können. Gefaßten Geistes aber rief Tullus den Seinen zu,

Tuffetius handle in vollem Einverständniß mit ihm, und es sei die Absicht desselben, den gemeinsamen Feind zu umgehen. Nun griffen die Römer den Feind herzhaft an und schlugen ihn in einem Anstürmen aufs Haupt. Als Tuffetius dies sah, warf er sich auf die Fliehenden und half deren Niederlage vollenden. Tullus, der immer noch that, als habe er die verrätherische Absicht der Albaner nicht durchschaut, rief darauf beide Heere zusammen, um, wie er ankündigen ließ, Belohnungen für bewiesene Tapferkeit auszutheilen. Den Albanern hatte er sagen lassen, sämmtliche Krieger sollten ohne Waffen erscheinen, die Römer aber trugen auf seinen Befehl die Schwerter unter den Gewändern. Als nun die Albaner erschienen waren, wurden sie auf ein Zeichen von den Römern, in deren Händen sie jetzt plötzlich Schwerter blitzen sahen, umzingelt, und Tullus kündigte ihnen ihr Strafgericht an. Tuffetius wurde von vier Pferden zerrissen, die Stadt Alba Longa dem Erdboden gleich gemacht, sämmtlichen Albanern aber der cölische Hügel in Rom zu ihrem künftigen Wohnsitz angewiesen.

Nachdem Tullus auch noch mit den Sabinern glückliche Kriege geführt hatte, verleitete ihn der Uebermuth, den Dienst der Götter zu vernachlässigen. Da tödtete ein Blitzstrahl ihn und die Seinen (640 v. Chr.).

Die beiden folgenden Könige.

Nach Tullus ward Ancus Marcius, ein Tochtersohn des weisen Numa, zum Könige erwählt (640—616 v. Chr.). Entgegen seinem Vorgänger Tullus, erwies er den Göttern die schuldige Ehre; wie Jener war aber auch er kriegerischen Sinnes, und auch ihm gelang es, den Besitzstand des jungen Staates durch glücklich geführte Kämpfe zu mehren. Er eroberte einige latinische Städte, deren Bewohner er nach Rom übersiedelte, nahm den Vejentern das Land an der Tiber und legte daselbst Ostia, den Hafen von Rom, an.

Ihm folgte in der Herrschaft Lucius Tarquinius, mit dem Beinamen Priscus, d. i. der Aeltere (616—578 v. Chr.). Durch eine Treulosigkeit war es ihm gelungen, sich auf den Thron zu schwingen. Er, der Sohn eines nach Etrurien geflüchteten vornehmen und reichen Griechen, war nach Rom übergesiedelt und hatte sich durch verständigen Rath bei dem vorigen Herrscher Ancus Marcius in ein solches Ansehen zu setzen gewußt, daß er von diesem zum Vormund über dessen Söhne eingesetzt worden war. Statt aber bedacht darauf zu sein, einem seiner Mündel den Weg auf den Thron zu bahnen, hatte

er sich um die Königswürde beworben, und sie war ihm vom Volke verliehen worden. Unter ihm schritt Rom auf seiner Eroberungsbahn weiter. Größere Verdienste noch erwarb er sich um die Befestigung und Verschönerung der Stadt. An Stelle des alten Erdwalles umgab er Rom mit einer Mauer, den Marktplatz (Forum) schmückte er mit Hallen (Verkaufsläden) und Säulengängen, er legte Wasserleitungen, wie auch die unterirdischen Abzugskanäle (Kloaken) an, die heut noch das Staunen des Beschauers erregen; ferner entstanden unter ihm die ersten Anlagen der Tempelburg des Jupiter und des Circus Maximus, der durch die in ihm stattfindenden Wagenrennen und Gladiatorenkämpfe Berühmtheit erlangte.

Bisher hatten seine Mündel noch gehofft, er werde wenigstens dafür sorgen, daß sie nach ihm in den Besitz der Macht gelangten. Da es aber zu Tage trat, daß er sich seinen Eidam zur Nachfolge ersehen hatte, beschlossen sie, ihn auf gewaltsame Weise zu beseitigen und sich dadurch ihr Recht zu sichern. Zwei von ihnen gedungene Mörder legten, damit es nicht auffalle, daß sie Aexte bei sich führten, die Tracht von Holzhauern an, begaben sich vor den königlichen Palast und hoben zum Schein an, sich heftig zu streiten. Der König ließ sie vor sich rufen, um den Streit zu schlichten. Da nahm einer der Mörder den günstigen Augenblick wahr und erschlug ihn mit der Axt.

Servius Tullius.

Die Gemahlin des ermordeten Lucius Tarquinius hatte Geistesgegenwart genug, sofort diejenigen Schritte zu thun, die geeignet waren, die weiteren Absichten der Urheber des Mordes zu vereiteln. Sie ließ die Thore des königlichen Palastes schließen und bekannt machen, der König sei nur schwer verwundet worden und habe seinen Eidam zu seinem einstweiligen Vertreter eingesetzt. Die Haltung des Volkes war zustimmend, und die Söhne des Ancus Marcius sahen sich genöthigt, zu fliehen. Servius Tullius regierte anfangs im Namen des Königs, dann wußte er seine Wahl zum Könige durchzusetzen. Seine Regierungszeit währte von 578 bis 534 v. Chr.

Unter Servius Tullius machten die Etrusker den Versuch, sich von der römischen Oberherrschaft frei zu machen: der tapfere Arm des Königs hielt sie nieder. Auf friedlichem Wege gelang es ihm, Roms Vorstandschaft über die latinischen Städte zu begründen. Die Latiner mit denen Rom bisher nur in einem Bundesverhältniß stand, waren zu einem besonderen Bunde zusammengetreten, und es fanden ihre

Versammlungen an einer der Göttin Ferentina geheiligten Quelle statt. Servius Tullius wußte die Fürsten und Edlen der Latiner zu bestimmen, daß auf Kosten der latinischen Städte und Roms der Göttin Diana zu Rom ein Tempel erbaut und derselbe als gemeinsames Bundesheiligthum betrachtet werde. Damit war stillschweigend Rom als Vorort der latinischen Völkerschaften anerkannt.

Ein außerordentliches Verdienst erwarb sich der König um die zeitgemäße Umgestaltung und Verbesserung der Verfassung.

Tragisch war des vortrefflichen Mannes Ende. Er hatte keine Söhne, sondern nur zwei Töchter, die beide den Namen Tullia führten. Sowohl Klugheit als auch wohlwollender Sinn brachten ihn nun dahin, den beiden Söhnen des Ancus Marcius, die aus Rache den König Servius Tullius hatten meuchlings tödten lassen, seine beiden Töchter zu Gemahlinnen zu geben. Wie die Töchter sich in ihrer Sinnesart von einander unterschieden, so auch des Ancus Marcius Söhne. Der ältere, Lucius Tarquinius, und die jüngere Tullia waren beide wilden, herrschsüchtigen Sinnes, die ältere Tullia dagegen und der jüngere der Söhne, Aruns Tarquinius, zeichneten sich durch Milde und Gutherzigkeit aus. Servius Tullius meinte nun, es müsse von heilsamen Folgen sein, wenn dem heftigen und herrschsüchtigen Gemüthe das sanfte und versöhnliche zur Seite gegeben werde, und er vermählte deshalb seine ältere Tochter mit Lucius, die jüngere mit Aruns.

Es kam anders, als der edle Servius gehofft und gewünscht hatte. Die jüngere Tullia verachtete ihren Gemahl Aruns, weil diesem ehrgeizige Bestrebungen fern lagen, dagegen wandte sie sich dem ihr an Gemüth gleichgesinnten Lucius Tarquinius zu. Es fand eine Verständigung zwischen letzteren Beiden statt, und es wurden Aruns und die ältere Tullia durch Gift beseitigt, worauf die mit Treubruch und Mord Belasteten sich mit einander vermählten. Nun stachelte die jüngere Tullia ihren Gemahl fortgesetzt an, auf der betretenen Bahn vorwärts zu gehen und, in Gemeinschaft mit ihr, da doch einmal Blutschuld sie belaste, nun auch das letzte Hinderniß, das sie noch vom Throne scheide, hinwegzuräumen. Der also zur bösen That Entflammte schritt zum Werk. Die Zeichen der Königswürde tragend und gefolgt von einer Schar Bewaffneter, begab sich Lucius Tarquinius eines Tages auf das Forum, nahm den Königsstuhl ein und ließ die Senatoren, deren viele bereits von ihm gewonnen worden waren, zu einer Versammlung entbieten. Der König, in Kenntniß von dem Geschehenen gesetzt, eilte herzu, um dem Frevel Einhalt zu thun. Da

ergriff ihn Lucius und stürzte ihn die steinernen Stufen der Curie hinab. Gestützt von einigen Getreuen, schleppte der königliche Greis sich hinweg, Rettung in der Flucht suchend. Ehe er jedoch seinen Palast erreicht hatte, ward er von ihm nachgesandten Mördern niedergestoßen.

Tullia hatte inzwischen einen Wagen bestiegen, um auf dem Forum ihren Gemahl als König zu begrüßen. Da traf der Wagen auf die Leiche des ermordeten Königs, und der Wagenlenker zügelte die Rosse. Die Rasende riß ihm die Geißel aus der Hand, hieb auf die Rosse ein, und der Wagen ging über die Leiche des Vaters hinweg, so daß ihr Gewand und die Räder von Blut bespritzt wurden.

Die Gasse, in der so Unerhörtes geschah, ward darnach vom Volke „Gasse des Frevels" genannt.

Patricier und Plebejer. Centurien=Verfassung.

Es wurde oben bemerkt, daß sich Servius Tullius große Verdienste um die Verbesserung der Staatsverfassung erworben habe. Wir widmen diesem wichtigen Gegenstand einen besonderen Abschnitt.

Es waren während der unter Servius und seinen Vorgängern glücklich geführten Kriege fortgesetzt Besiegte nach Rom verpflanzt worden; diese lebten daselbst in Unterthänigkeit (Hörigkeit). Einzelne traten zu römischen Bürgern in das Verhältniß der Clienten; die Mehrzahl fand jedoch nicht einmal den Schutz des Patronats. In ihrer Gesammtheit wurden diese Leute, denen von den Patriciern politische Rechte nicht eingeräumt worden waren, Plebejer genannt.

Wie groß die Kluft zwischen den Patriciern und den Plebejern war, erhellt aus Folgendem: Die Plebejer hatten nicht Theil an der Königswahl, sie beriethen und beschlossen nicht mit über Krieg und Frieden, sogar von der öffentlichen Gottesverehrung waren sie ausgeschlossen. Die Waffen für das Vaterland zu ergreifen, war ihnen nicht gestattet; sie hatten daher auch weder Theil an dem Ruhme der Siege, noch an der Beute; endlich waren Eheverbindungen zwischen Patriciern und Plebejern verpönt.

Vielfältige Erfahrung lehrt es, wie mächtig sich gesellschaftliche Sitten und Gebräuche erweisen, wie sich namentlich diejenigen, die Vortheil von dem Fortbestande jener haben, gern von der Annahme berücken lassen, es hänge von der unverminderten Geltung derselben das Heil der Gesellschaft ab. Hellen Auges durchschauete Servius den Wahn, der sich in den oben angeführten Gebräuchen offenbarte, und

führte mit geschickter und fester Hand eine neue Verfassung ein, die den bisher mißachteten (dabei aber der Zahl nach größten) Theil der Staatsangehörigen der Sphäre der Rechtslosigkeit enthob und sie zu Staatsbürgern erklärte. Der Ausspruch voller Rechtsgleichheit lag freilich nicht in der neuen Verfassung; aber jene Kluft war doch überbrückt, und der Zukunft durfte nun der Ausbau des gewonnenen Grundes mit Vertrauen überlassen bleiben. Ein Weiteres damals in Bezug auf Reformen möchte wohl die Patricier zu offener Rebellion gegen das Staatsoberhaupt bewegt haben. Servius ging in allen seinen Staatsverbesserungen so maßvoll vor, wie es einst von Solon in Athen geschehen war, weshalb er auch später vielfach der römische Solon genannt worden ist. Die bestehenden Tribus hob er nicht auf, schuf aber daneben eine neue Eintheilung, deren Grundlage der Besitz war. Jede der fünf Klassen, die auf diese Art entstanden, schloß Patricier und Plebejer in sich. Da der Reichthum des Landes sich in den Händen der Patricier befand, so waren sie am stärksten in den ersten Klassen vertreten. Die Klassen hatten Unterabtheilungen, Centurien. Bei der Abgrenzung der Centurien war nicht die Zahl der Personen, sondern das eingeschätzte Vermögen maßgebend, so daß demnach, je niedriger die Klasse war, zu der eine Centurie gehörte, sie eine um so größere Zahl von Bürgern in sich schloß. Auch innerhalb der Centurien bestand noch eine Theilung. Eine Abtheilung umfaßte die Personen von 17 bis 45, die andere die von 46 bis 60 Jahren; letztere Abtheilung (die Seniores), obwohl der Zahl nach die schwächern, galt bei Abstimmungen so viel als die erstere Abtheilung (die Juniores). Dadurch erlangten auch Alter und Erfahrung ihre Würdigung. Den Klassen voran standen 18 Centurien der Ritter, zu denen 12 Centurien der Dienst thuenden Ritter und 6 Centurien gehörten, aus denen erledigte Stellen der Ritter besetzt wurden. Im Ganzen waren die Stimmen so vertheilt, daß die Ritter und die erste Klasse 97, die übrigen Klassen zusammen nur 94 Stimmen hatten. So bildeten immer noch Alter, vornehme Abstammung und Besitz den Schwerpunkt der Macht.

Die Klassen waren zugleich maßgebend für den Heerdienst und die Bewaffnung. Die Zugehörigen der ersten Klasse bildeten das schwerbewaffnete Fußvolk; die Waffen desselben waren Helm, Brustharnisch, Beinschienen, Speer und Schwert. Bei den Kriegern der zweiten Klasse fehlte der Brustharnisch, bei denen der dritten die Beinschienen. Die Krieger der vierten Klasse führten nur Lanze und Wurfspieß, die der fünften nur die Schleuder. Es ist ersichtlich, daß,

da die Krieger selbst für ihre Bewaffnung zu sorgen hatten, derselben die Vermögensverhältnisse zu Grunde lagen.

Wie schon bemerkt: es war zu Gunsten des Rechts ein großer Schritt dadurch geschehen, daß Servius die Plebejer der Sphäre vollständiger Rechtslosigkeit enthoben hatte. Zunächst standen sie — wie aus dem angegebenen Verhältniß der Stimmen hervorgeht — den Altbürgern Roms in der Rechtsausübung noch weit nach. Allein es war der Boden gewonnen, auf dem für sie Weiteres erstritten werden konnte, und der Verlauf der römischen Geschichte wird uns verhängnißvolle Kämpfe dieser Art vorführen.

L. Tarquinius Superbus. Lucretia.

Für die nächste Zeit freilich wurde das römische Volk des Segens beraubt, den die von Servius Tullius gegebene Verfassung ihm bot. Der Nachfolger des Servius, Lucius Tarquinius (von 534—510 v. Chr.), dem das Volk später den Beinamen Superbus (der Uebermüthige, Stolze) gab, hatte sich, wie oben erzählt wurde, durch blutige Gewaltthat des Thrones bemächtigt: kein Wunder, daß es ihm an Neigung fehlte, neben sich das Recht des Volkes bestehen zu lassen. Ueberdies erzeugte, wie es zumeist geschieht, eine Uebelthat die andere. Der ermordete König hatte unter den vornehmsten Römern wie im Volke viele Anhänger. Um sich zu sichern, verbannte der neue Herrscher viele dieser Männer, andere ließ er ermorden und zog das Vermögen der also Beseitigten ein. Die damit gewonnenen Geldmittel vermehrte er durch willkürliche und unverhältnißmäßig große Steuerauflagen. Die erdrückenden Steuern verwandte er zum Ankauf des Materials für Herstellung großartiger Bauwerke. Unter ihm ward der große kapitolinische Tempel, der die drei Heiligthümer der Gottheiten Jupiter, Juno und Minerva enthielt, vollendet. In einem unterirdischen Gemache des Tempels wurden die sibyllinischen Bücher (Rollen) verwahrt. Die Sibyllen galten als gottbegeisterte Frauen, deren Aussprüche die Zukunft enthüllten. Aus Kumä kam eine Sibylle und bot dem Könige neun Rollen, die Orakelsprüche enthielten, für einen hohen Preis zum Kauf an. Abgewiesen, verbrannte sie drei Rollen, erschien wieder vor dem Könige und forderte für die sechs Rollen die gleiche Summe. Als sie endlich noch einmal wiederkehrte und dem Könige die letzten drei Rollen anbot, zahlte er für diese den vom Anfange an geforderten Preis. Zur Bewachung dieser drei sibyllinischen Bücher bestellte er zwei Männer; später wurde die Zahl

der Wächter vermehrt, denn mit dem zunehmenden Alter gewannen die Rollen an Ansehen. Bei wichtigen Ereignissen suchte man in den Orakelsprüchen der Rollen Rath. Sie waren — je länger, je mehr — ein Gegenstand für Ergehungen des Aberwitzes, betrüglicher Weise wurden später auch Abänderungen vorgenommen und Zusätze gemacht.

Einen Theil des durch die Tödtung oder die Vertreibung seiner Feinde gewonnenen Raubes verwandte Tarquinius dazu, seine Anhänger zu belohnen und sich neue zu erkaufen, einen andern zur Errichtung einer zahlreichen Leibwache. Hätte er auch Neigung dazu gehabt, er durfte es nicht mehr wagen, seinem Throne als Grundlagen Gesetz und Recht zu geben; ihn trieb die eigene Furcht dazu, das Volk durch Schrecken zu regieren. Den Aermeren legte er unerhörte Frohndienste auf. So schwer lastete der Druck auf dem Volke, daß Viele sich aus Verzweiflung den Tod gaben. Um die Lebenden davon zurückzuschrecken, ließ der Tyrann die Leichen der Selbstmörder ans Kreuz schlagen.

Die Gemüther waren so gespannt, daß man in zufälligen Ereignissen drohende Wahrzeichen sah. Neben der Königsburg befand sich auf einem Palmbaume ein Adlernest. Als eines Tages die Alten nach Atzung ausgeflogen waren, ward das Nest von einem Geierschwarm überfallen. Die noch ungefiederte Adlerbrut wurde getödtet und hinabgeworfen, der Horst zerstört. In dem Kampfe, der sich darauf mit den zurückgekehrten Adlern erhob, siegten die Geier, die Adler wurden vertrieben. Wenige Tage später brachte der König ein Opfer. Als die Eingeweide auf dem Altare brannten, schoß eine Schlange unter einer hölzernen Säule hervor und raubte das Opferfleisch.

Tarquinius, der es vernahm, wie man im Volke diese Vorgänge deutete, wünschte die Stimmung durch einen Spruch aus Delphi zu seinen Gunsten zu ändern. Er erwählte zwei seiner Söhne, Titus und Aruns, als Boten nach Delphi. Ihnen gab er zur Begleitung seinen Schwestersohn Lucius Junius Brutus mit.

Dieser Lucius Junius Brutus war von seiner Familie allein noch übrig geblieben; alle andern Glieder derselben hatte der Tyrann ermorden lassen, um sich des Vermögens derselben zu bemächtigen, und Lucius Junius war dem gleichen Geschick nur dadurch entgangen, daß er sich blödsinnig gestellt und dem Könige die Nutznießung seines Vermögens überlassen hatte. Tief im Herzen seine Empfindungen verbergend, hoffte er den Tag noch zu erleben, der dem Aufruf zum Kampfe gegen den Tyrannen günstig sein würde. Ihm hatte man

seiner vermeintlichen Geistesstumpfheit wegen den Namen Brutus gegeben; es war jedoch Niemand helleren Geistes als er.

In Delphi angekommen, brachten des Königs Söhne den Priestern reiche Geschenke, Brutus überreichte ihnen als Weihgeschenk einen hölzernen Stab, doch war der Inhalt desselben (was seine Vettern nicht ahnten, was jedoch den Priestern hinterher kund ward) Gold. Dieser goldene Stab in unscheinbarer Hülle war gleichsam ein Sinnbild des edlen Junius Brutus.

Nun erfolgte ein Spruch der Pythia, dahin lautend, es werde der König fallen, wenn ein Hund mit menschlicher Stimme reden würde.

Darauf gelüstete es die Söhne, auch für sich Göttersprüche zu vernehmen, und sie befragten den delphischen Gott, wer von ihnen zum Erben des Königs bestimmt sei. Der ist zum Herrscher bestimmt, lautete die Antwort, der bei der Heimkehr zuerst die Mutter küßt. Da beschlossen Titus und Aruns, den Götterspruch vor dem ältesten Bruder, der in Rom geblieben war, geheim zu halten, die Mutter zugleich zu küssen und darnach gemeinsam zu regieren. Als die Heimkehrenden nun das römische Gebiet betraten, that Brutus, als falle er. Dabei küßte er die Erde. Er hatte den Boden der Heimath — die gemeinsame Mutter aller Römer — zuerst geküßt!

Um diese Zeit belagerte Tarquinius die Stadt der Rutuler, Ardea. Er hatte bereits glückliche Kriege gegen die Volsker und die Sabiner geführt, auch den Bund der latinischen Städte zu völliger Anerkennung der Oberherrschaft Roms zu zwingen gewußt. Der Grund des Krieges gegen die Rutuler lag einzig und allein in seiner Gier, sich der in Ardea aufgehäuften Schätze zu bemächtigen. Er fand aber tapfere Gegenwehr, und die Belagerung zog sich in die Länge.

Da geschah es eines Tages im Lager, daß die Söhne des Königs bei einem Gelage saßen; als Gast befand sich bei ihnen L. Tarquinius, der Lehnsfürst der Stadt Collatia war, weshalb er den Beinamen Collatinus führte. Jeglicher pries die Schönheit und Tugend seiner Gemahlin; dabei erhitzten sich die Gemüther, und es ward endlich auf des Tarquinius Collatinus Vorschlag beschlossen, zu Pferde zu steigen und die Frauen durch einen gemeinsamen Besuch zu überraschen. In Rom fanden sie die Frauen der Königssöhne bei üppigen Gastereien; von dort eilten sie nach Collatia und trafen die edle Lucretia, des Tarquinius Collatinus Gemahlin, — ob es gleich schon spät zur Nacht war — unter ihren Mägden mit Wollarbeit beschäftigt. Ihr ward der Preis der Schönheit und Tugend zuerkannt.

Lucretia hatte keine Ahnung von dem Zwecke des Besuches, eben so wenig aber auch davon, daß einer der Besuchenden, Sextus Tarquinius, des Königs jüngster Sohn, durch ihren Anblick von Gier nach ihrem Besitz erfüllt wurde. Wenige Tage darauf erschien er, nur von einem Sklaven begleitet, in ihrem Hause. Arglos gewährte die Edle ihm gastliche Aufnahme. In der Nacht erschien er mit bloßem Schwerte vor ihrem Lager, begehrte, daß sie sich ihm ergebe, und drohte, nachdem er die Mittel der Ueberredung erschöpft hatte, sie und einen Sklaven zu tödten, des Letzteren Leiche zu der ihren zu legen und dann zu sagen, er habe, ihres Gemahles Ehre rächend, sie und den Sklaven im Ehebruch getödtet. Den Tod würde sie erlitten haben, um ihre Ehre zu wahren; aber die Furcht vor öffentlicher Schande betäubte sie, und sie erduldete die Entehrung. Als darauf der Schamlose hinweggeeilt war, sandte die Unglückliche Boten zu dem Vater und dem Gemahl und ließ sie bitten, zu ihr zu eilen, da ein arger Frevel geschehen sei. Sie kamen mit Freunden, unter ihnen Junius Brutus. Lucretia hatte Trauerkleider angelegt und war anfangs vor Scham und Thränen nicht im Stande zu reden. Endlich gewann sie so viel Fassung, daß sie zu erzählen vermochte, welche Unthat geschehen sei. Als sie darauf die Männer beschworen hatte, den Frevel zu rächen, durchbohrte sie sich die Brust mit einem unter ihren Kleidern verborgen gehaltenen Dolche. Sie wollte nicht leben, sie wollte zugleich allen Frauen damit zeigen, daß in Entehrung zu leben ärger sei als der Tod.

Bei diesem Anblick warf Junius Brutus die Maske, die er klüglich getragen hatte, um sein Leben zu retten, und um, wenn die Zeit gekommen sei, zur Rache zu schreiten, von sich und gab der Empfindung Aller Worte. Er hob den blutigen Dolch, mit dem des Collatinus edle Gattin sich ermordet hatte, empor und that den Schwur, Rache zu nehmen an Sextus und an seinem ganzen Haus und nicht zu dulden, daß ein Mitglied dieses Geschlechts ferner in Rom herrsche. Die Andern erhoben die Hände und thaten den gleichen Schwur. Die Leiche wurde darnach auf den Marktplatz gebracht und dem Volke von dem Geschehenen Kunde gegeben, was zur Folge hatte, daß die Stadt ihren Abfall von dem Könige erklärte. Hierauf zog Brutus an der Spitze einer Schar junger Männer nach Rom. Als man vernahm, was geschehen war, loderte der Ingrimm des Volks zu hellen Flammen auf, und es wurde die Absetzung und Verbannung des Königshauses ausgesprochen.

Um Brutus, dessen Verhalten jetzt plötzlich Allen verständlich geworden war, sammelten sich die nach Kampf und Rache Lechzenden.

Kaum hatte Tarquinius Superbus von dem Geschehenen Kunde empfangen, so eilte er nach Rom, fand jedoch nicht Einlaß. In derselben Zeit erschien Junius Brutus an der Spitze seiner Anhänger in dem Lager des Königs und verkündete, was geschehen sei, worauf das Heer den Volksbeschlüssen in Collatia und Rom beitrat. Als nun Tarquinius wieder beim Heere erschien, wurde er schimpflich hinweggewiesen, und er mußte sich — mit tödtlichem Groll im Herzen und von der Absicht erfüllt, wenn irgend möglich, mit Heeresmacht wiederzukehren — entschließen, mit zweien seiner Söhne in das Land der Etrusker auszuwandern. Auch seine Gemahlin ward aus Rom vertrieben, der schamlose Sextus aber fand zu Gabii den Tod für seine Unthat.

Tarquinius Superbus war der siebente der Könige Roms gewesen, und das Königthum in Rom hatte im Ganzen 244 (Einige sagen 240) Jahre gewährt.

Die Republik unter der Herrschaft der Patricier.

Die erste Zeit des Consulats.

Der Herrschaft des Königthums folgte jetzt für Rom die des Freistaates, die beinahe ein halbes Jahrtausend (von 510 bis 30 v. Chr.) währte. Zunächst gelangte die Staatsgewalt ausschließlich in die Hände der Patricier. War doch von Patriciern (von Junius Brutus, Tarquinius Collatinus und deren Freunden) der Sturz der Monarchie betrieben und ausgeführt worden! Jedoch waren die Patricier weise genug, die Rechte zu achten, die der sechste König, der weise Servius Tullius, den Plebejern eingeräumt hatte. Sie brachten dieselben, die (wie die gesammten Rechte des Volkes) unter der Herrschaft des Tarquinius Superbus geruht hatten, nicht nur wieder zur Geltung, sie erweiterten sie sogar in einzelnen Beziehungen.

War der tiefste Grund dieses ihres Verfahrens eine lebhafte Regung des Gerechtigkeitsgefühls? Oder sagten sie sich, daß, falls der vertriebene Tarquinius Superbus, seiner Drohung entsprechend, mit feindlicher Heeresmacht gegen Rom ziehe, sie der gesammten Macht des Volkes benöthigt seien, und daß die Plebejer nur in dem Maße Hingabe an den Staat zeigen würden, in dem man ihre Rechte achte? Es mag Beides — sicher aber vorherrschend Letzteres — gewirkt haben. Ist's doch leider so, daß Abgabe von Vorrechten fast immer nur durch äußere Nöthigung erfolgt.

Jene Leiter der Bewegung, Junius Brutus und Tarquinius Collatinus, wurden vom Senat zu Prätoren erwählt und von den Curien bestätigt. (Später nannte man die Prätoren Consuln.) Ihre Macht war nur wenig geringer als die der Könige; sie trugen nicht das Diadem und statt in dem goldgestickten Purpurmantel erschienen sie in einer mit Purpurstreifen besetzten weißen Toga. In Bezug auf den Umfang der Machtbefugniß (sie waren oberste Richter, Verwalter und Feldherren) stand keiner dem andern nach; die Theilung der Thätigkeit war ihrer freien Uebereinkunft anheimgegeben.

Schon der Umstand, daß zwei Personen mit gleichen Rechten und Pflichten an der Spitze des Staates standen, schien Sicherheit gegen den Mißbrauch der Gewalt zu bieten; man hatte aber, um noch größere Sicherheit zu erlangen, die Bestimmung hinzugefügt, daß die Consuln nur auf ein Jahr zu wählen seien, wie auch, daß sie nach Ablauf ihrer Amtszeit zur Verantwortung gezogen werden könnten. Die priesterliche Gewalt der Könige wurde einem von dem Pontifex Maximus (siehe S. 299) auf Lebenszeit erwählten Rex Sacriticulus, die Verwaltung des Staatsschatzes eigenen Beamten, Quästoren, übertragen. Vorhergesehen war der Fall, daß in gefahrdrohenden Zeiten es sich als eine Nothwendigkeit herausstellen könne, die Zügel des Staates einer einzigen Hand anzuvertrauen, demnach einen Dictator zu wählen, dem alle Beamten des Staates untergeordnet seien. Der Bestimmung gemäß hatte einer der Consuln ihn aus der Mitte der Consularen (der Männer, die Consuln gewesen waren) zu wählen; die höchste Dauer seiner Herrschaft war auf sechs Monate festgesetzt.

Was that inzwischen der vertriebene Tyrann? Zuerst versuchte er das Mittel der List, um die verlorene Gewalt wieder zu gewinnen. Es erschienen Gesandte von ihm in Rom und forderten die Herausgabe seiner Güter. Die Berathungen des Senats über jene Forderung nahmen einige Zeit hin, und diese benutzten die Gesandten, Verbindungen mit Unzufriedenen anzuknüpfen. Deren gab es unter den adligen Jünglingen, die zur Zeit der Königsherrschaft ein ungebundenes Leben hatten führen dürfen, die aber jetzt dem Gesetz, das für Alle gegeben war, unterthan sein sollten. Es kam zu einer Verschwörung, und man beschloß, den König zur Nachtzeit in Rom einzulassen. Ein Sklave belauschte die Verschwörer, denen sich auch die Söhne des edlen Junius Brutus zugesellt hatten, und machte den Consuln Anzeige von dem verrätherischen Plane. Sogleich wurden Jene eingezogen und dem Spruche des Gerichts übergeben. Der Senat nahm seinen Beschluß, die königliche Habe auszuliefern, zurück. Sie wurde

nunmehr dem Volke zur Plünderung überlassen, um dadurch eine Versöhnung desselben mit dem Könige unmöglich zu machen. Die Landgüter des Königs wurden vertheilt, sein zwischen der Stadt und der Tiber gelegenes Ackerfeld aber weihete der Senat dem Mars und gab ihm den Namen Marsfeld.

Hiernach erfolgte der Spruch der Richter gegen die eingezogenen Verräther. Ueber die Ausführung des Richterspruches berichtet Livius: Die Hinrichtung Jener machte um so mehr Aufsehen, weil das Consulat dem Vater das Geschäft auferlegte, die Strafe an seinen Söhnen zu vollziehen. So machte das Schicksal gerade denjenigen, der nicht einmal bloßer Zuschauer hätte sein sollen, zum Vollstrecker des Todesurtheils. An den Pfahl gebunden, standen da die edelsten Jünglinge, unter ihnen des Junius Brutus Söhne, auf die zumeist Aller Augen gerichtet waren. Man beklagte ihre Strafe, noch mehr aber das Verbrechen, womit sie die Strafe verdient hatten. War es doch ihre Absicht gewesen, ihren Vater und ihr Vaterland an einen despotischen König und jetzt erbitterten Verbannten zu verrathen! — Die Consuln nahmen ihre Sitze ein, und die Lictoren empfingen Befehl, die Strafe zu vollziehen. Letztere entkleideten, stäupten und enthaupteten die Verurtheilten, während die ganze Zeit über Alles auf den Vater schauete, auf seine Augen und den Ausdruck seines Mundes. Unmittelbar nach der Bestrafung der Schuldigen wurde, um nach beiden Seiten hin ein auffallendes Beispiel zur Abwehr von Verbrechen aufzustellen, der Angeber mit der Freiheit, mit dem Bürgerrechte und mit Geld aus dem Schatze belohnt.

Horatius Cocles.

Ueber das ganze Geschlecht der Tarquiner ward nun die Verbannung ausgesprochen, und so mußte auch der zum Consul erwählte Tarquinius Collatinus, trotz der persönlichen Hochachtung, die man ihm zollte, Rom verlassen. An seiner Stelle ward zum Consul Publius Valerius gewählt.

Dem verbannten Könige war es inzwischen gelungen, die Vejenter zu einem Einfalle in das römische Gebiet aufzureizen. Dem Feinde rückten die Consuln an der Spitze ihrer Streitmacht entgegen, und die Heere trafen bei dem Walde Arsia aufeinander. Die römische Reiterei ward von Brutus geführt, die feindliche führte Aruns, ein Sohn des vertriebenen Königs. Als Aruns den von ihm tödtlich gehaßten Brutus erblickte, jagte er auf ihn zu. Kaum bemerkte Brutus, daß es ihm

gelte, so senkte auch er seine Lanze und spornte sein Roß, und in dem Maße war jeder von dem Eifer erfüllt, den Gegner zu tödten, daß sie, indem sie mehr nach des Gegners Blöße späheten, als für ihre Deckung besorgt waren, einander mit den Lanzen durchrannten. Sterbend sanken Beide zugleich von den Rossen. Der zweite Consul griff nun den Feind an, der bis zum Abend tapfer widerstand, in der Nacht aber das Schlachtfeld räumte. Des Brutus Leiche ward nach Rom gebracht und mit großen Ehren bestattet. Die Frauen trauerten um ihn, den unerbittlichen Rächer schamlos verletzter Frauenehre, ein ganzes Jahr.

Ernster ward der Kampf gegen die Etrusker, deren König Porsenna, ebenfalls aufgereizt von Tarquinius, gegen Rom zog. Der Feind war so zahlreich, daß die Römer Widerstand im Felde nicht wagten, sondern Zuflucht in der Stadt suchten. Im Sturmlauf nahmen die Etrusker die Schanzen des Janiculums, und nun sah man, wie die fliehenden Römer nur bedacht darauf waren, sich über die Tiberbrücke zu retten.

Damit trat für Rom die Gefahr ein, daß auch der Feind die Brücke benutzen und in die Stadt kommen würde, und es wäre dies auch unausbleiblich geschehen, wenn nicht ein Römer, Horatius Cocles, in dem gefährlichen Augenblicke das Richtige erkannt und mit seltenstem Muthe ausgeführt hätte. „Was wird euch die Flucht nützen," rief er den Dahereilenden zu, „wenn ihr die Brücke unbesetzt lasset? Die Feinde werden eben so schnell als ihr in der Stadt sein! Zerstöret darum die Brücke in der Mitte mit Eisen, Feuer, oder wie ihr könnt! Ich will indeß, so viel ein Mann vermag, dem Feinde den Uebergang wehren." — Allein stand er dem Feinde entgegen, den das Wunderbare solchen Muthes in Erstaunen und Verwirrung setzte. Zwei Römer, von Scham erregt, daß sie ihn verlassen hatten, kehrten zu ihm zurück. Die Drei hielten den Andrang des Feindes eine Zeit lang auf, während dessen an der Zerstörung der Brücke mit Eisen und Feuer machtvoll gearbeitet ward. Endlich, als schon der mittlere Theil wankt, heißt Cocles die Gefährten sich retten; er allein bleibt auf seinem Platze, bald die Feinde, die erstarrt auf ihn schauen, mit flammenden Blicken messend und sie zu Einzelkämpfen herausfordernd, bald sie mit Hohnworten überschüttend, da sie, Sklaven eines despotischen Königs, gekommen seien, Freie in Fesseln zu schlagen. Endlich ermannen sich die Feinde und schleudern gemeinsam ihre Lanzen auf den Verwegenen. Er fängt die Geschosse mit dem Schilde auf, feststehend, einem Thurm vergleichbar. Eben wollen sie auf ihn ein-

stürmen, da vernimmt man ein Krachen und ein Freudenjauchzen — die Brücke ist abgebrochen. Wieder stutzt der Feind. Diesen Augenblick wahrnehmend, ruft Cocles: „Vater Tibernus, heiliger Flußgott, nimm diese Waffen und diesen Mann mit günstiger Welle auf!“ und stürzt sich in voller Rüstung und mit auf den Rücken geworfenem Schild in die Flut. Er versinkt, taucht wieder auf, theilt das Wasser mit kräftigen Armen und erreicht, obgleich ein Hagel von Lanzen und Pfeilen ihm nachgesandt wird, glücklich das jenseitige Ufer, an dem die Seinen ihn mit stürmischen Freudenbezeugungen empfangen. Auf Beschluß des Senats ward ihm so viel Acker gegeben, als er an einem Tage zu umpflügen vermochte, später errichtete man ihm ein Standbild.

Mucius Scävola.

Die erste Gefahr war glücklich abgewehrt, der Feind aber blieb vor der Stadt und schloß sie mehr und mehr ein, so daß, da endlich alle Zufuhr von Lebensmitteln aufhörte, die Bevölkerung von einer Hungersnoth heimgesucht ward. Die Noth bewirkte, daß täglich — und dies in zunehmender Zahl — Sklaven und ärmere Bürger zu dem Feinde überliefen.

Da entschloß sich ein edler römischer Jüngling, Mucius mit Namen, zur Ausführung einer heroischen That. Er schlich sich, bewaffnet mit einem unter dem Gewande verborgen gehaltenen Dolche, ins etruskische Lager, in der Absicht, das Haupt der Feinde, den König Porsenna, zu tödten. Unerkannt gelangte er bis vor das Zelt des Königs und mischte sich unter eine Schar von Kriegern, die eben ihren Sold empfingen. Neben Porsenna saß dessen Geheimschreiber, und Mucius hielt diesen, der zunächst mit der Austheilung des Soldes beschäftigt war, für den König. Er stürzt hervor, sticht den Geheimschreiber nieder und bahnt sich darauf mit geschwungenem Dolche einen Weg durch die Menge. Aber er wird ergriffen, entwaffnet und vor Porsenna geführt. Unverzagten Sinnes sieht er dem ihm drohenden Geschick entgegen. Auf die Aufforderung, genaue Auskunft über die auf das Leben des Königs gemachten Anschläge zu geben, schauet er mit Blicken umher, die Furcht nicht verkünden, dagegen Furcht erregen, und sagt: „Ein Römer bin ich, Mucius ist mein Name. Als Feind habe ich den Feind tödten wollen und scheue nicht den Tod. Großes thun und Großes leiden ist römisch. Und ich bin nicht der Einzige; eine lange Reihe von Jünglingen trachtet nach gleichem Ruhme mit mir.“ Der König bedrohete ihn mit qualvollem Tode,

wenn er nicht bekenne. Da streckte Mucius mit den Worten: „Siehe, wie wenig denen der Körper gilt, die großen Ruhm erlangen wollen!" seine Hand in die lodernde Flamme eines Opferbeckens. Staunen, ja Grausen ergriff Alle, als sie sahen, wie die Hand des Jünglings im Feuer briet, und in seinem Angesichte doch nicht ein Zeichen des Schmerzes zu bemerken war. Der König sprang auf und riß ihn vom Opferbecken hinweg, indem er sagte: „Geh, geh! du hast feindlicher gegen dich als gegen mich gehandelt! Glück auf, würde ich deinem Heldenmuthe rufen, wenn dieser meinem Vaterlande diente!" Dies gab dem Jünglinge Gelegenheit, die Besorgniß, die er in dem Herzen des Königs erregt hatte, noch zu steigern. „Weil du Heldenmuth zu ehren weißt," sprach er, „so vernimm denn, was durch Drohungen zu erfahren dir nicht gelungen wäre. Zu Dreihundert haben wir Ersten von Roms Jünglingen uns verschworen, gegen dich auf diesem Wege vorzuschreiten. Mich traf das Loos zuerst, die Andern werden, wie Jeden die Reihe trifft, bis das Schicksal dich in unsere Hände liefert, sich einstellen." Darauf entließ ihn der König.

Der Heldenjüngling, der seine rechte Hand verlor, erhielt von den Römern den Beinamen Scävola (Linkhand), und auch ihm ward ein Acker geschenkt.

Clölia.

Porsenna, nunmehr ernstlich um sein Leben besorgt, sandte Jenem alsbald Boten nach, durch die er dem römischen Senate Friedensvorschläge machen ließ. Es kam zur Einigung, doch zog Porsenna seine Besatzung nur unter der Bedingung aus dem Janiculum zurück, daß ihm zwanzig vornehme römische Jungfrauen als Geißeln gegeben wurden. Die edelste dieser Jungfrauen, Clölia, wußte die Wachen zu täuschen und schwamm, gefolgt von ihren Genossinnen, und ohne daß sie oder eine von Jenen von den ihnen nachgesandten Pfeilen getroffen wurden, durch die Tiber. So kamen die Geißeln wohlbehalten zu den Ihrigen.

Voll Zorn verlangte Porsenna die Auslieferung Clölia's, indem er zugleich den Römern sagen ließ, es sei ihm an den übrigen Geißeln nichts gelegen. Die Römer, die es nicht wagten, dem Vertrage entgegen zu handeln, sandten ihm die Jungfrau zurück. Inzwischen hatte sich des Königs Zorn gelegt, und es war Bewunderung der Kühnheit Clölia's an dessen Stelle getreten. Deshalb verkündete er ihr die Freilassung und bot ihr eine Zahl der Geißeln als Geschenk

an. Die Römer ehrten den Muth Clölia's dadurch, daß sie ihr auf der heiligen Straße eine Bildsäule errichteten.

Der alte Tarquinius ruhete noch nicht, ein Volk nach dem andern ward von ihm gegen Rom aufgewiegelt, zuletzt auch die Latiner. Zwischen ihnen und den Römern kam es im Jahre 496 am See Regillus zur Schlacht, in der Letztere siegten. Im Jahre darauf starb Tarquinius.

Auswanderung der Plebejer.

Es ist (S. 305) dargelegt worden, daß die Patricier den Plebejern gegenüber immer noch bedeutende Vorrechte besaßen. Sie erhielten zu einem großen Theile die eroberten Ländereien als Eigenthum oder zu einem äußerst mäßigen Zins; die Plebejer, denen in Kriegszeiten ihre Aecker verwüstet wurden, hatten gleichwohl unausgesetzt drückende Steuer zu entrichten. So gestaltete sich auch der glücklichste Krieg zu einem Unheil für Letztere.

Da Rom Handel nach außen nicht trieb, und daher der Ackerbau die Haupterwerbsquelle für die ärmere Bevölkerung war, so konnte es nicht ausbleiben, daß in Kriegszeiten viele Plebejer in Schulden geriethen. Die Schuldgesetze aber waren ebenfalls äußerst streng. Der Zahlungstermin ging nicht über das Jahr hinaus, auch wurden nach dieser Zeit die nicht eingezahlten Zinsen zum Kapital geschlagen und mußten ebenfalls verzinst werden. Wer nicht zahlen konnte, verfiel mit seiner Person dem Gläubiger, wurde für diesen nach der Sprache der Römer ein Nexus, ein zur Zahlung Verpflichteter, Verhafteter. Damit gerieth er in eine Art Leibeigenschaft des Gläubigers, der ihn in sein Haus führte und ihm nach Gutdünken Arbeit auferlegte. War der Schuldner nach einer gewissen Zeit seinen Verpflichtungen noch nicht nachgekommen, so verlor er auch noch seine bürgerlichen Rechte. Familien, denen auf diese Art die Häupter entrissen worden waren, verfielen in der Regel der gänzlichen Verarmung.

So lange Rom von Tarquinius bedroht worden war, hatten die Patricier sich einer milden Handhabung jener Gesetze befleißigt; nach dem Tode des Königs aber, dessen Rache die Patricier, weil seine Vertreibung von ihnen ausgegangen war, am meisten gefürchtet hatten, trat, da man der Kraft der Plebejer zu eigenem Schutz nunmehr weniger benöthigt zu sein vermeinte, die alte Strenge wieder ein. Die Wohnhäuser der Patricier gestalteten sich vielfach zu förm-

lichen Schuldthürmen; außerdem gab es Arbeitshäuser zur Aufnahme der Schuldner, auch wurden Schuldner nicht selten mit Ketten belastet und der Willkür unbarmherziger Aufseher übergeben.

Eines Tages entsprang ein alter Mann einem Schuldkerker, eilte auf den Markt und rief Götter und Menschen um Hilfe an. Er hatte in achtundzwanzig Feldschlachten, zuletzt als Hauptmann, für den Staat treu gekämpft und dabei viele Wunden empfangen, während in dieser Zeit sein Haus und Hof vom Feinde geplündert, seine Gärten und Weinberge verwüstet worden waren. Also elend geworden, hatten unbarmherzige Gläubiger ihn zu entehrender Knechtsarbeit verdammt, jetzt stand er mit Malen schwerer Mißhandlung; entkräftet von Hunger und in Lumpen gehüllt unter der Menge. Dieser Vorgang brachte eine große Bewegung unter den Plebejern hervor, die den Leitern des Staates sehr zur Unzeit kam.

Es war so eben Botschaft eingegangen, daß die Volsker gegen Rom im Anzuge seien. Als nun die Aufforderung an die Plebejer erging, sich gerüstet zu den Legionen zu stellen, hieß es allgemein: „Erhebe Niemand die Hand für die Patricier, die der Krieg nur noch reicher und übermüthiger macht, während er uns Tod, Verkrüpplung, Armuth und Knechtschaft bringt!“ Der Consul Servilius ermahnte sie, ihre Pflicht gegen Rom zu erfüllen, wonach auch Rom seiner Pflicht gegen sie eingedenk sein werde. Darauf griffen sie zu den Waffen und halfen den Feind vertreiben; nach der Heimkehr aber fand Servilius die Patricier nicht geneigt, an jenen harten Gesetzen auch nur das Mindeste zu ändern.

Unter den Patriciern zeichnete sich durch Reichthum und Härte namentlich Appius Claudius aus. Wie früher, füllte er auch jetzt wieder seine Kerker mit unschuldigen Unglücklichen und überantwortete sie den grausamsten Peinigern. Als das Volk mit Ungestüm Aenderung der Gesetze begehrte, rief er: „Den Lumpen ist zu wohl; man muß ihren Uebermuth mit Gewalt brechen!“

Kurze Zeit darauf bedurfte man wieder der Kraft des Volkes, denn Volsker, Aequer und Sabiner bedroheten zugleich Rom. Damit war für Rom plötzlich eine jener gefährlichen Lagen vorhanden, für welche die Einsetzung der Dictatur vorhergesehen war. Aber wie, wenn der Ingrimm der Plebejer stärker war als die Furcht vor der Macht eines Dictators? Erwägungen solcher Art bestimmten die Patricier, in Manius Valerius einen dem Volke geneigten und auch vom Volke geliebten Mann zum Dictator zu erwählen. Auf sein

Wort, ihre Lasten nach dem Kriege zu erleichtern, griffen die Plebejer auch diesmal zu den Waffen, und die Feinde wurden geschlagen.

Kaum zurückgekehrt, ging nun der ehrliche Manius Valerius ans Werk, die Lage des Volkes zu verbessern, aber die Patricier waren ihm entgegen, und er legte unwillig sein Amt nieder. Da zogen die Plebejer auf einen dreitausend Schritt von Rom entfernten Berg (später der heilige Berg genannt), verschanzten sich hier, erwählten sich aus ihrer Mitte einen Anführer und gaben zu erkennen, daß sie gewillt seien, hier eine Stadt zu gründen und nach eigenen Gesetzen zu leben. Diese Auswanderung der bewaffneten Plebejer fand im Jahre 494 v. Chr. statt. Dadurch erschreckt, beschlossen die Patricier, den Plebejern einige Zugeständnisse zu machen, und sie sandten zehn Senatoren hinaus, unter ihnen Menenius Agrippa, der ein Liebling des Volkes war. Er redete die Plebejer, die wohl kaum einen Andern angehört hätten, also an:

„Vernehmet ein Gleichniß! Einst, als im Menschen noch nicht Alles so einstimmig war, wie jetzt, sondern jedes Glied seinen eigenen Willen, seine eigene Sprache hatte, verdroß es die übrigen Glieder, daß ihre Sorge, Arbeit und Dienstleistung Alles nur für den Magen herbeischaffe, der Magen aber, ruhig in der Mitte, nichts weiter thue, als daß er in den ihm zugeführten Genüssen sich sättige. Die Glieder verabredeten sich also, ihre Dienste nicht mehr zu verrichten; die Hände sollten keine Speise zum Munde führen, der Mund die gebotene nicht annehmen, die Zähne sie nicht zermalmen. Indem sie aber so den Magen durch Hunger zu zwingen gedachten, wurden sie selbst und der ganze Körper abgezehrt. Da wurde ihnen einleuchtend, daß auch der Magen nicht unthätig sei, und daß er, eben so wie er genährt werde, auch selbst wieder nähre, indem er das durch Verdauung der Speise gezeitigte Blut, wodurch wir leben und gedeihen, auf sämmtliche Adern vertheilt, in alle Glieder des Körpers ausgehen lasse."

Der leicht verständliche Inhalt dieses Gleichnisses machte auf die Hörer einen tiefen Eindruck. Sie wurden nachdenklich, ließen weiter mit sich reden, und es kam eine Versöhnung zwischen ihnen und den Patriciern zu Stande.

Tribunen und Aedilen.

Die Versöhnung war durch das obige Gleichniß eingeleitet, aber dadurch erst wirklich zu Stande gebracht worden, daß die Patricier

den gerechten Forderungen der Plebejer in etwas nachgegeben hatten. Namens der Patricier hatten die Gesandten den Plebejern ein Zweifaches eingeräumt. Es war sowohl die Aufhebung der Schuld-Contracte derer, die unvermögend waren, als auch die Freilassung der Schuldgefangenen zugesagt und außerdem den Plebejern die Wahl zweier Vertreter derselben, Tribunen genannt, nachgegeben worden. Die Tribunen sollten darüber wachen, daß dem Volke kein Unrecht geschehe; sie waren unverletzlich. Nachdem das Gesetz, das die Rechte und die Unverletzlichkeit der Tribunen aussprach, auf dem Berge beschworen und die ersten beiden Tribunen von den Plebejern gewählt worden waren, zogen diese wieder in die Stadt zurück.

Die Einrichtung des Tribunats war ein großer Gewinn für die Plebejer. Den Tribunen war nicht nur das Recht zuerkannt, jeden hohen Staatsbeamten, auch die Consuln, nach abgelaufener Amtszeit anklagen und zur Rechenschaft ziehen zu können, es war auch die Macht in ihre Hand gelegt, durch ihr Veto (ich verbiete!) die Ausführung jedes Senatsbeschlusses zu verhindern. Als sich später ihre Zahl bis auf zehn gesteigert hatte, wurden ihre Rechte dahin erweitert, daß ihnen Plätze an der Thür des Rathhaussaales eingeräumt wurden, damit sie die Verhandlungen des Senats mit anhören und bei ihnen mißfallenden Beschlüssen sofort ihr Veto einlegen konnten. Es wurden überhaupt nur diejenigen Staatsbeschlüsse als geltend anerkannt, die von den Tribunen mit einem T unterzeichnet worden waren. Damit das Volk sich stets an sie wenden könne, mußten sie (nur die Zeit der latinischen Ferien abgerechnet) stets in Rom sein, die Thüren ihrer Wohnungen durften sie weder bei Tage noch bei Nacht verschließen. Sie trugen eine mit einem Purpurstreifen besetzte Toga und hatten Staatssklaven zur Bedienung.

Als Aufseher des plebejischen Archivs wurden die Aedilen eingesetzt. Sie führten zugleich die Aufsicht über den Kornhandel und die Brotspenden, ja es scheint, als sei von ihnen auch die Gemeindekasse und die Polizei der Plebejer verwaltet worden.

Weiterhin werden wir sehen, wie die Macht der Tribunen wuchs, bis sie nicht mehr der patricischen Macht die Wage zu halten, sondern sie zu unterdrücken strebte, und wie diese Maßlosigkeit schließlich mit dazu beitrug, die Republik zu Grunde zu richten und dem absoluten Kaiserthum den Weg zu bahnen.

Coriolanus.

Es hat noch nie eine politische Partei gegeben, die nicht danach gestrebt hätte, Rechte, die in der Noth aufgegeben werden mußten, sobald die Umstände es gestatteten, wieder zu gewinnen. Ein Schauspiel dieser Art bietet Rom nach der eben geschilderten Zeit. Es gab für die meisten der Patricier zur Zeit keinen ihnen verhaßteren Anblick, als der eines Tribunen, in dem sie das verkörperte Volksrecht als Wächter und, falls gegen dasselbe von ihnen gesündigt wurde, als Rächer vor sich sahen.

Da geschah es (es war dies in Folge des letzten Krieges), daß eine Theuerung in Rom ausbrach (491), und sogleich sehen wir den Scharfsinn einzelner Patricier in der Richtung sich bethätigen, durch Ausbeutung der Noth des Volkes wieder zur früher geübten Macht zu gelangen. „Das Volk darbt, es verlangt wohlfeiles Brot," raunten sie einander zu; „gut, geben wir ihm dasselbe, jedoch nur für Rückgabe seiner Rechte und Freiheiten!" — Die Consuln hatten Getreide außerhalb des Landes aufkaufen lassen, demnach lag es in ihrer und der Senatoren Hand, den Preis des Brotes zu bestimmen.

Unter denen nun, die da riethen, die Brotpreise hoch zu halten, bis das Volk, von Hunger gepeinigt, seine Freiheiten verkaufe, zeichnete sich am meisten der reiche Patricier Cajus Marcius Coriolanus aus. Er war ein Mann hochfahrenden Sinnes, aber seinem Stolze und seiner Verachtung des Volkes stand sein Heldenmuth nicht nach. Schon in der Schlacht am See Regillus war er mit einem Eichenkranze belohnt worden, außerdem hatte er sich in dem Kriege gegen die Volsker durch die unter den schwierigsten Umständen erfolgte Einnahme der Stadt Corioli in glänzendster Weise hervorgethan, weshalb ihm auch der ehrende Beiname Coriolanus verliehen worden war.

Dieser Mann war es, gegen den das erbitterte Volk die Tribunen aufrief. Die Einrichtung des Tribunats hatte damit seine erste Probe zu bestehen, und sie fiel günstig für das Volk aus. Coriolanus wurde von den Tribunen vor die Tribus-Comitien gefordert. Statt zu erscheinen, gab er seiner Verachtung der Tribunen nur um so lebhafteren Ausdruck. Da ward ohne ihn verhandelt und die Verbannung über ihn ausgesprochen.

Racheglühend begab sich Coriolan zu den erbittertsten Feinden der Römer, zu den Volskern, und wußte diese, obgleich ein Waffenstillstand zwischen ihnen und den Römern abgeschlossen worden war, zu einem Zuge gegen Rom zu bewegen, der unter seiner Führerschaft

ausgeführt ward. Rom sollte erfahren, was es heiße, einen Coriolan beleidigen! Und wirklich, schon die Kunde von seinem Einfall in das Bundesgebiet wirkte erschütternd auf Rom. Jeder Tag fast brachte eine neue Unglücksbotschaft. Bald befand sich eine Zahl der latinischen Städte in seiner Gewalt. Um die Verwirrung und Zwietracht in Rom zu steigern, verwüstete er die Landgüter der Plebejer mit Feuer und Schwert, verschonte dagegen die Besitzungen der Patricier. Nun schlug er nahe bei Rom ein Lager auf. Der Senat war machtlos. Unter den Patriciern hatte Coriolanus viele geheime Freunde, die, selbst bei Schädigung des Staates, ihm und damit ihrer Partei den Sieg wünschten. Die Plebejer aber, vom Senate aufgeboten, wollten die Stadt nicht verlassen, um gegen die Volsker geführt zu werden, weil sie fürchteten, es handle sich um ein abgekartetes Spiel, durch das man sie dem Feinde in die Hände zu liefern beabsichtige.

In dieser Noth gewann die Meinung Geltung, Coriolanus durch Rücknahme der Verbannung zu versöhnen. Eine Gesandtschaft, die ihm verkündete, daß er wieder in Ehren und Würden eingesetzt sei, wurde von ihm jedoch kalt zurückgewiesen. Er forderte, daß den Volskern alle ihnen entrissenen Städte zurückgegeben, dazu ihnen die Rechte der Latiner eingeräumt würden; er gab den Römern dreißig Tage Bedenkzeit. Zwei folgende Gesandtschaften, die eine aus den zehn vornehmsten Senatoren, die andere aus sämmtlichen Priestern der Stadt bestehend, verwies er auf seine Forderung. Da — in der höchsten Noth — entschlossen sich Coriolanus' Gattin Volumnia und seine alte Mutter Veturia, in das feindliche Lager hinauszuziehen und den Gatten und Sohn fußfällig um Schonung der Stadt anzuflehen. Volumnia führte ihre jungen Kinder mit sich, außerdem wurden die beiden Frauen von den edelsten Matronen der Stadt begleitet. Als dem Unerbittlichen von einem Vertrauten gesagt ward, eine Schar in Trauer gekleideter Frauen nahe sich dem Lager, ward er heftig erregt und wandte sich ab. Kaum aber hatte Jener hinzugefügt, er erkenne an der Spitze des Zuges des Freundes Gattin, Mutter und Kinder, da sprang dieser wie rasend empor und eilte den Geliebten mit ausgebreiteten Armen entgegen. Doch ehe er sie noch erreicht hatte, rief die ehrwürdige Veturia: „Erst laß mich wissen, ob ich zu meinem Feind oder zu meinem Sohne komme, ob ich als deine Gefangene oder als deine Mutter in deinem Lager bin. Bin ich so alt geworden, um dich als Verbannten, dann als Feind zu sehen? Wie, du könntest das Land verheeren, das dich geboren und erzogen hat?

Wehe mir! Wenn ich keinen Sohn hätte, würde jetzt Rom nicht belagert, würde ich als Freie in einem freien Staate sterben können. Ich selbst freilich kann nicht mehr viel leiden, weil mein letzter Tag nahe ist. Aber an diese hier denke, denen, wenn du so fortfährst, entweder ein frühzeitiger Tod oder eine lange Knechtschaft bevorsteht." Während Veturia also sprach, hatten Gattin und Kinder den immer noch Geliebten unter Weinen umfaßt, und von ihrem Flehen und dem Jammer der sie begleitenden Frauen schmolz das harte Herz. „Was hast du mir gethan!" rief er der Mutter zu. „Du hast einen Sieg errungen, der für das Vaterland glücklich, mir aber verderblich ist." — Er führte das Heer aus dem römischen Gebiete hinweg, hielt somit den Volskern die ihnen gemachte Zusage nicht. Die Nachrichten über sein späteres Geschick sind in Dunkel gehüllt. Nach den Einen starb er im hohen Alter, nach Andern, die mehr Glaubwürdigkeit zu verdienen scheinen, wurde er auf dem Rückzuge von den erzürnten Volskern erschlagen.

Spurius Cassius Viscellinus. Genucius.

Einen hocherfreulichen Eindruck gewährt es, Männer auftreten zu sehen, die sich von den Vorurtheilen des Standes, dem sie durch die Geburt angehörten, losgerungen und sich dem Dienst des allgemeinen Besten gewidmet haben. Einen Mann dieser Art führt uns die römische Geschichte in dem Patricier Spurius Cassius Viscellinus vor. Mehrfach, zuletzt S. 317, wurde auf die Ungerechtigkeit verwiesen, die darin bestand, daß die in glücklichen Kriegen eroberten Ländereien, obgleich als Staatsdomänen bezeichnet, ausschließlich den Patriciern — gegen unverhältnißmäßig geringen Zins oder gar umsonst — überlassen wurden, während doch die zumeist auf Bewirthschaftung des Ackers angewiesenen Plebejer unmittelbar durch den Krieg am empfindlichsten zu leiden, daher viel eher Anspruch auf eine besondere Vergünstigung gehabt hätten. Dieser Ungerechtigkeit ein Ende zu machen, war nun des zum dritten Male (486 v. Chr.) mit dem Consulamte betrauten Cassius fester Wille, und er legte zu diesem Zweck dem Senate ein Gesetz vor. Dieses Gesetz (das erste agrarische oder Ackergesetz genannt) sollte in Bezug auf Eroberungen von Ländereien für die Zukunft die Plebejer mit den Patriciern gleichstellen. Der Eindruck, den die Vorlage des Gesetzes bei den Plebejern und den Patriciern hervorbrachte, war, wie sich denken läßt, gänzlich verschiedener Art. Jene priesen den gerecht gesinnten Cassius, diese, die

Patricier, verdammten ihn und haßten ihn um so mehr, da er von Geburt aus einer der Ihrigen war, den sie nun als einen Abtrünnigen bezeichneten. Ihn zu verderben (und damit im Genuß des bezeichneten Vortheils zu bleiben), war beschlossene Sache. Aber wie ihm beikommen? Unglücklicherweise war Cassius mit dem Fehler des Ehrgeizes nur allzu sehr behaftet. Dieser Umstand diente seinen Feinden zur Handhabe, ihn zu stürzen. Verleumdung war der giftige Stachel, mit dem sie zunächst seinen guten Namen beim Volke tödteten. Er strebe, sagten sie, nach der Königskrone und wolle sich der Menge bedienen, um die Volksfreiheit zu stürzen und zur Macht zu gelangen. Erreiche er sein Ziel, dann werde er, was er heut den Plebejern gebe, ihnen morgen zehnfach nehmen. Die Plebejer möchten sich demnach nicht von dem Listigen berücken lassen, vielmehr ihn beseitigen helfen, wodann ihnen der gewünschte Antheil an den Staatsdomänen unverzüglich gesetzlich eingeräumt werden solle. — Das frevelhafte Werk gelang. Cassius wurde des Hochverraths angeklagt, verurtheilt und hingerichtet, sein Haus unter Verwünschungen niedergerissen.

Cassius war beseitigt, nicht aber damit für immer die Erinnerung an sein Wollen im Volke vertilgt; es war vielmehr der Folgezeit eine gerechte Würdigung, eine Wiederaufnahme und eine Durchführung desselben vorbehalten.

Statt nun, gemäß dem Versprechen, das Gesetz wegen der Staatsdomänen vorzulegen, begannen die Patricier auswärtige Händel, um des Volkes Aufmerksamkeit auf andere Dinge zu lenken. Dreizehn Jahre nach des Cassius Tod wurden sie zum ersten Male ernstlich an ihre Zusage erinnert. Der Tribun Genucius erklärte, sämmtliche Consuln seit dem Todesjahre des Cassius seien verpflichtet gewesen, jenen Verheißungen nachzukommen; er wolle sie zur Verantwortung ziehen und werde damit beginnen, die letzten beiden Consuln vor das Gericht des Volkes zu rufen. Es geschah; Anklage und Spruch waren auf den folgenden Tag festgesetzt. Da vernahm man am Morgen des Gerichtstages, Genucius sei in der Nacht ermordet worden, eine Kunde, die das Volk in Schrecken setzte.

Publilius Volero.

Wieder war der Versuch gemacht worden, eine gerechte Forderung in Blut zu ersticken. Um das Volk von der Sache abzulenken, wurden übertriebene Kriegsgerüchte ausgesprengt, und die Consuln setzten gleichzeitig eine starke Truppenaushebung in's Werk. Das strenge

Kriegsgesetz ward als Zügel für das Volk, dem man mißtrauete, angesehen. — Da geschah es, daß ein Mann, Publilius Volero, der schon als Hauptmann im Felde gewesen war, den gemeinen Soldaten eingereiht werden sollte. Volero, ein kühner Mann, widersetzte sich und rief, als die Lictoren Hand an ihn legten, das Volk zu seinem Schutze an. Die Lictoren wurden gemißhandelt, ihre Ruthenbündel zerbrochen. Der Aufruhr war so bedeutend geworden, daß die Consuln es für gerathen hielten, von weiterer Verfolgung der Sache Abstand zu nehmen. Darnach wählte das Volk Volero zum Tribunen (472 v. Chr.). Er zeichnete sich durch Kühnheit und Einsicht aus und setzte es in harten Kämpfen durch, daß die Tribunen künftig nach den Stimmen der Bezirke gewählt wurden. Es gelang ihm ferner, ein Gesetz zur Annahme zu bringen, demzufolge die Tribus-Comitien über alle öffentlichen Angelegenheiten berathen und beschließen durften, während ihnen bisher nur gestattet war, sich mit plebejischen Angelegenheiten zu beschäftigen.

Cincinnatus.

Durch die von Volero zur Annahme gebrachten Gesetze waren wieder einige der Vorrechte, mit denen sich die Patricier wie mit einem Kranze von Befestigungen umgeben hatten, niedergelegt worden. Von der Verfolgung des Ackergesetzes vernehmen wir in der nächsten Zeit nichts. Anderes nahm zur Zeit die Aufmerksamkeit der plebejischen Führer und Sachwalter in Anspruch. Es war kein geschriebenes Gesetz da. Nach mündlichen Ueberlieferungen und dem Volke unverständlichen Ceremonien wurde das Richteramt von den Patriciern geübt. Wahrlich, der Wunsch war berechtigt, ein klares geschriebenes Gesetz zu haben! Diesem Wunsche nun gab der Tribun Terentilius Arsa Worte, indem er (462 v. Chr.) den Antrag auf Abfassung von geschriebenen, die Rechtspflege der Consuln bestimmenden Gesetzen stellte.

Die Patricier stemmten sich mit Heftigkeit gegen die Gewähr dieser Forderung. Es kam zu tumultuarischen Auftritten, es wurde von den Patriciern ein Krieg gegen die Volsker und Aequer angezettelt. Arsa, bedroht von dem Geschick seines Vorgängers Genucius, wich jedoch nicht zurück. Im nächsten Jahre trat das ganze Collegium der Tribunen mit der gleichen Forderung auf.

Unter den patricischen Gegnern that sich am meisten Cäso Quinctius hervor, ein Jüngling von ungewöhnlicher Leibesstärke und von einem Adelsstolze, der dem Coriolan's nicht nachstand. Wie es Letzterem

ergangen war, erging es ihm: er wurde vor das Volksgericht gefordert. Seiner Verhaftung war er nur dadurch entgangen, daß er Bürgen gestellt hatte. Rücksichtslos aber auch gegen diese, verließ er heimlich Rom. Sein Vater, L. Quinctius Cincinnatus, war ein Aristokrat im edelsten Sinne des Wortes. Er hing mit Treue an seinem Vaterlande, und wenn er nicht um eines Haares Breite den plebejischen Forderungen nachzugeben gesonnen war, so geschah dies, weil er der Ansicht war, nur bei Bewahrung und Heilighaltung der überkommenen Staatsform könne die Wohlfahrt des Volkes gedeihen. So wie er vernahm, die Bürgen seines Sohnes seien zur Zahlung der Bürgschaftsgelder verurtheilt worden, entschädigte er sie vollständig, und es blieb ihm nur ein kleines Gütchen bei Rom übrig. Dorthin begab er sich und betrieb den Ackerbau.

Rom gerieth um diese Zeit in große Gefahr. Der Sabiner Appius Herdonius bemächtigte sich an der Spitze eines aus Verbannten, Hörigen und Sklaven bestehenden, 4500 Mann starken Heeres zur Nachtzeit des Capitols. Wahrscheinlich hatte der eben so rachsüchtige als stolze Cäso Quinctius seine Hand dabei im Spiele. Ganz Rom erhob sich wie ein Mann und gewann nach hartem Kampf das Capitol zurück, worauf sämmtliche Gefangenen hingerichtet wurden. Kaum war diese Gefahr vorüber, da fielen die Aequer ins Land und es gelang ihnen, ein von dem Consul Minucius geführtes Heer einzuschließen. Jetzt galt es für Rom, alle Kraft aufzubieten und namentlich den besten Mann als Dictator an die Spitze des Staats zu berufen. Als der beste und tüchtigste Mann aber ward von Allen die nicht von Parteisinn verblendet waren, Cincinnatus anerkannt. Die Gesandten fanden ihn am Pfluge auf seinem Acker. Nachdem er sein Arbeitskleid mit der Toga vertauscht hatte, nahm er die Botschaft entgegen, sagte zu, begab sich nach Rom und rückte schon am nächsten Tage gegen den Feind aus. Er überwältigte ihn und zwang ihn zur Abtretung einer Stadt. Am sechzehnten Tage legte er die Dictatur nieder und begab sich auf das Land zurück, um das Schwert wieder mit dem Pfluge zu vertauschen.

Die Decemvirn.

Inzwischen hatte der Kampf um den von Arsa gestellten Antrag nicht geruht. Zehn Jahre widerstrebten die Patricier der Forderung, die Gesetze aufzuzeichnen. Die Plebejer ließen sich jedoch weder durch Drohungen einschüchtern, noch durch unwesentliche Zugeständnisse ein=

schläfern. Es war ihnen das Recht eingeräumt worden, den Senat zusammen zu rufen, man hatte ihnen die Staatsäcker auf dem aventinischen Hügel zugesprochen — sie hielten die bezeichnete Forderung aufrecht. Endlich kam es zu einer Verständigung auf folgender Grundlage: die Patricier willigen in die Aufzeichnung der Gesetze, die Plebejer erklären sich einverstanden, daß die Gesetzgeber aus dem Stande der Patricier gewählt werden. Außerdem wurde noch bestimmt, daß die sogenannten heiligen Gesetze und die Gesetze, die sich auf das Volkstribunat und den Besitz des aventinischen Hügels bezogen, unverändert beibehalten würden.

Zunächst begaben sich drei Männer nach Griechenland, um sich über die dort geltenden Gesetze, namentlich die solonischen, zu unterrichten. Nach ihrer Rückkehr wurden (451 v. Chr.) zehn Männer (daher Zehnmänner, Decemvirn) gewählt und diese mit der Aufzeichnung der Gesetze betraut. Es wurde ihnen für das Jahr zugleich die ganze obrigkeitliche Gewalt übertragen, demnach von der Wahl von Consuln und Tribunen Abstand genommen. Die Gesetze wurden verzeichnet und nachdem sie vom Senate gebilligt und vom Volke genehmigt worden waren, auf zehn ehernen Tafeln eingegraben. Es kann nicht Wunder nehmen, daß hinterher doch noch eine und die andere gesetzliche Bestimmung vermißt wurde. Da man mit der Verwaltung der Decemvirn wohl zufrieden war, so wurden auch für das folgende Jahr zehn Männer mit der Leitung des Staates betraut und es wurde ihnen aufgegeben, einen Nachtrag zu den Gesetzen zu liefern. So kamen noch zwei Tafeln zu Stande. Diese Zwölftafelgesetze, die ältesten geschriebenen Gesetze Roms, bildeten bis zur Kaiserzeit die Grundlage der römischen Gesetzgebung. Die Weiterentwicklung des Volkslebens machte hinterher freilich noch manche Ergänzungen, Edicte benannt, nothwendig. Eines der Zwölftafelgesetze, durch welches das von den Plebejern vielfach angefeindete Verbot der Ehe zwischen Patriciern und Plebejern als aufrecht zu erhalten bezeichnet war, wurde schon sechs Jahre später aufgehoben.

Virginia.

Die Verwaltung durch Decemvirn fand im zweiten Jahre nicht den Beifall, der ihr im ersten Jahre geworden war. Dies verschuldete namentlich einer der Decemvirn, Appius Claudius, ein Mann despotischer Gesinnung, der durch seine Ränke auch seine Collegen auf eine falsche Bahn riß. Die Decemvirn des ersten Jahres hatten im

Ganzen über zwölf Lictoren geboten; jetzt erschien keiner der Decemvirn öffentlich anders, als begleitet von zwölf Lictoren, deren jeder sein Stäbebündel mit der eingesteckten Axt trug. Das bedeutete also: ein jeder der Decemvirn habe vollkommene richterliche Gewalt über Leben und Tod seiner Mitbürger. Anfangs waren Patricier wie Plebejer gleich heftig empört über eine so unerhörte Gewalt-Anmaßung; als aber die Decemvirn in auffallender Weise zu erkennen gaben, daß sie es auf die Unterdrückung des Volkes abgesehen hätten, ernteten sie in vollem Maße den Beifall der Patricier, in denen nun die Hoffnung erwachte, durch jene Männer wieder zur alten Macht zu gelangen. Unter diesen Umständen meinten es die Decemvirn wagen zu dürfen, statt an den Iden des Mai 449 v. Chr. ihr Amt freiwillig niederzulegen, dasselbe ohne Weiteres fortzuführen, womit sie sich offen als Tyrannen zu erkennen gaben.

Damit waren sie jedoch weiter gegangen, als es den Patriciern erwünscht gewesen war, die nun ebenfalls den Druck der Tyrannen zu fürchten und diesen auch, als sie sich dagegen regten, zu fühlen begannen. Eine düstere Stimmung bemächtigte sich des ganzen Volkes.

Kaum vernahmen die Sabiner und Aequer von den in Rom herrschenden Zuständen, so meinten sie dieselben zu ihren Gunsten ausbeuten zu müssen. Sie fielen in die Grenzgebiete ein, und die aufgeschreckten Landbewohner flüchteten sich scharenweise nach Rom. Die Decemvirn (mit Ausnahme des Appius Claudius und des Oppius, die in Rom zurückblieben) führten zwei Heere gegen die Feinde, doch erreichten sie, da die Krieger mit Unlust fochten, keine Vortheile, und die Lage Roms, dem auswärtigen Feinde gegenüber, ward mit jedem Tage eine bedrohtere. Verhaßter aber noch als jene Feinde waren dem Volke die Decemvirn. Zwei von ihnen verübte Schandthaten füllten das Maß der Erbitterung. Ein in Kämpfen ergrauter Krieger, der Plebejer Siccius, hatte durch freimüthige Aeußerungen den Haß der Tyrannen auf sich gezogen. Sie sandten ihn mit einer kleinen Schar auf Kundschaft aus. Seine Begleiter, von den Tyrannen bestochen, wandten sich plötzlich gegen ihn. Nach tapferer Gegenwehr und erst nachdem er einige der Meuchelmörder erschlagen hatte, erlag er dem Verrath. Die Uebrigen gaben an, der kleine Haufe sei in einen Hinterhalt gerathen, sie allein seien dem Verderben entronnen. Man mißtrauete dem Bericht; eine von den Freunden des Erschlagenen auf eigene Hand ausgeführte Nachforschung brachte die Wahrheit ans Licht. Dadurch ward eine Stimmung im Heere erzeugt, die den Ausbruch einer Empörung in nächster Zeit erwarten ließ. Eine Schand-

that anderer und fast noch ärgerer Art ward von dem in Rom zurückgebliebenen Appius Claudius begangen. Eine schöne und tugendhafte Jungfrau, Virginia mit Namen, hatte die Begierde des scham- und ehrlosen Tyrannen erregt. Virginia, die Tochter eines angesehenen Plebejers, der sie bei seinem Mitauszuge ins Feld dem Schutz eines Verwandten anvertraut hatte, war kürzlich dem L. Icilius, einem gewesenen Volkstribunen, verlobt worden. Nachdem Appius vergebens alle Künste der Verführung aufgeboten hatte, die Jungfrau zu sich ins Haus zu locken, griff er zu dem Mittel der falschen Anklage. Einer seiner Clienten gab sich dazu her, zu behaupten, Virginia sei die Tochter einer ihm entlaufenen Sklavin, sie gehöre mithin ihm. Er lauerte ihr auf, ergriff sie, führte sie vor den Richterstuhl des Appius Claudius, und dieser fällte ohne Weiteres den Spruch, der Ankläger dürfe sie behalten, bis ihre freie Geburt erwiesen sei. — Der Verlobte der Jungfrau, Icilius, und ein Oheim derselben kamen dazu, und sie wußten das Volk in dem Maße zu erregen, daß Appius es für gerathen hielt, zu erklären, es solle am nächsten Tage die Sache endgültig entschieden, demnach Virginia für heute freigelassen werden. Zu Rosse jagten nun Boten, von Icilius und dem Oheim gesandt, nach dem Lager und verkündeten dem Vater, Virginius mit Namen, in welcher Gefahr sich seine Tochter befinde. Virginius machte sich sogleich auf den Weg nach Rom. Auch Appius hatte Boten in's Lager gesandt, durch die er den Heerführern sagen ließ, sie möchten den Virginius festhalten. Diese Boten kamen aber zu spät. Am nächsten Morgen führte Virginius, der ein Trauergewand angelegt hatte, seine Tochter auf das Forum. Appius, von dem in der Nacht falsche Zeugen geworben waren, ließ sich auf dem Richterstuhle nieder. Da traten die falschen Zeugen herzu und bekräftigten die Aussage des Clienten, und nun überantwortete Appius dem Letzteren die Jungfrau. Das Volk wagte es nicht, gegen die Lictoren einzuschreiten, als diese Hand an die Jungfrau legten. Da faßte der unglückliche Virginius einen verzweifelten Entschluß. Er bat den Tyrannen, ihm wenigstens die Gunst zu gewähren, daß er der Tochter noch ein Wort allein sage. Nachdem er dazu die Zustimmung des Appius empfangen hatte, führte er die Tochter in die Nähe einer Fleischerbude, ergriff plötzlich ein Messer und durchbohrte ihr die Brust, rufend dabei: „Nur so, meine Tochter, vermag ich deine Ehre zu wahren!" Dann, die Sterbende im Arm haltend, wandte er sich mit gräßlichem Blick gegen die Gerichtsstätte, rufend: „Auf dein Haupt, Appius, komme der Fluch dieses Blutes!" Schrecken und Bestürzung Aller waren

so groß, daß Niemand es wagte, Hand an Virginius zu legen, der, nachdem er die Todte auf den Boden gelegt hatte, das blutige Messer emporhaltend nach dem Thore eilte. Auf dem Markte schwoll indeß die Aufregung schnell zu einem Sturme an, als Icilius und seine Freunde den blutigen Leichnam erhoben, ihn dem Volke zeigten und dasselbe zur Rache aufriefen. Der Tyrann rettete sich in ein Haus. Nun ward der Senat zusammenberufen, und dieser sandte Botschaft an die Heere, um die Empörung derselben zu verhüten. Auch diese Boten kamen zu spät. Virginius und Icilius waren ihnen zuvorgekommen und hatten die Heere für sich gewonnen. Die Heere zogen nun unter der Anführung Jener gegen Rom und lagerten sich auf dem Aventin. Dort wählten sie sich Tribunen, unter ihnen Virginius und Icilius, und es erklärten dieselben, als ihnen der Senat Botschaft sandte, nur mit den beiden Volksfreunden Valerius und Horatius verhandeln zu wollen. Das Ende war, daß die frühere Verfassung wiederhergestellt ward. Zwei der angeklagten Decemvirn, Appius Claudius und Oppius, entleibten sich im Gefängniß, die übrigen so wie auch der Client, der sich dem Appius Claudius zum Werkzeuge seiner ruchlosen Pläne hergegeben hatte, entzogen sich der Bestrafung durch freiwillige Verbannung. (449 v. Chr.)

Die Censoren.

Die Tyrannei war glücklich beseitigt, die beiden Volksfreunde, mit denen die Heere erklärt hatten nur allein verhandeln zu wollen, Valerius und Horatius, waren zu Consuln erwählt worden. Diese Männer bewährten auch weiter ihre volksfreundliche Gesinnung dadurch, daß sie den Beschluß durchsetzten, es solle sogar gegen die Aussprüche des Dictators eine Berufung an das Volk gestattet sein. Nicht lange darauf geschah auch, daß, wie bereits erwähnt, das Eheverbot zwischen Patriciern und Plebejern aufgehoben ward. Darnach traten die Plebejer mit der Forderung auf, daß nicht fernerhin beide Consuln aus dem Stande der Patricier gewählt würden. Die Patricier bekämpften diesen Antrag auf das Heftigste. Endlich vereinigte man sich dahin, statt der beiden Consuln sechs bis acht Kriegstribunen aus beiden Ständen zu wählen. Doch sollten diese Kriegstribunen nicht die volle Gewalt der Consuln haben. Je nachdem nun für die nächste Zeit die Patricier oder die Plebejer mächtiger waren, je nachdem wurden entweder Consuln oder Kriegstribunen an die Spitze des Staats gestellt.

Ein Theil der consularischen Gewalt war, wie bemerkt, den Kriegstribunen nicht übertragen, es war vielmehr für die Ausübung desselben ein neues Amt, die Censur, geschaffen worden. Es wurden zwei Censoren gewählt. In Betreff dieser Beamten hatten die Patricier sich das Vorrecht zu erhalten gewußt, sie aus ihrer Mitte zu wählen. Anfangs währte die Amtszeit der Censoren fünf, später anderthalb Jahre. Sie hatten alle Römer nach Stand und Vermögen aufzuzeichnen, den Zins für die Staatsländereien einzuziehen und die öffentlichen Bauten zu leiten. Später wurden ihnen sittenrichterliche Befugnisse eingeräumt. Sie durften Gesetze gegen den Luxus erlassen, es stand ihnen sogar das Recht zu, Unwürdige durch Entziehung staatsbürgerlicher Rechte zu strafen. „Ein Client, dem ein unwürdiger Patron treulos, der Knecht, dem sein Herr unmenschlich begegnete, fand Schutz bei den Censoren, welche dem Schuldigen die bürgerliche Ehre entzogen. Uebermaß der Härte oder Nachsicht gegen die Kinder, Kränkung der schuldlosen Ehefrau, Vernachlässigung der Eltern, Eigennutz gegen Geschwister, Gelage, Verführung oder Verwahrlosung der Jugend, Unterlassung der Opfer und Todtenehren, überhaupt jedes Vergehen gegen Anstand und Sitte und öffentliches Wohl ward von den Censoren bestraft.“ Die Censur bestand über vierhundert Jahre.

Krieg mit Veji.

Veji, die Hauptstadt der Vejenter, und zugleich die mächtigste Stadt Etruriens, hatte sich längst schon als Roms gefährliche Nebenbuhlerin erwiesen. Sie lag auf einer Anhöhe des rechten Tiberufers, und ihre Befestigungen — theils natürliche Felsen, theils Mauerwerk — waren so stark, daß sie Vielen für uneinnehmbar galt. Wieder brachen Feindseligkeiten zwischen Rom und Veji aus, und die Römer setzten diesmal alle Kräfte daran, der Stadt Herr zu werden. Auf dem Gebiete der Kriegsführung kamen um diese Zeit zwei Neuerungen auf. Die gemeinen Krieger empfingen Sold, wodurch es ihnen möglich gemacht ward, auch zur Winterzeit im Felde zu bleiben, und es wurde (was eben auch mit der Soldzahlung zusammenhing) zum ersten Male eine länger dauernde Belagerung in Ausführung gebracht. Im zehnten Jahre bereits lagen die Römer vor der Stadt, und noch spotteten die Vejenter der Anstrengungen des Feindes. Da traf die Römer auch noch das Mißgeschick, daß ihnen Bundesgenossen der Vejenter (die Capenaten und die Falisker) im offenen Felde eine schwere Niederlage beibrachten. Jetzt galt es für die also Bedrängten,

die höchsten Kräfte aufzubieten, und es wurde, wie es immer in den schwierigsten Lagen geschah, zur Dictatur gegriffen. Marcus Furius Cammillus, zum Dictator ernannt, wußte sofort den gesunkenen Muth der Krieger zu beleben. Dann schlug er die Capenaten und Falisker aufs Haupt und wandte sich darauf, neue Pläne in sich tragend, gegen Veji. Er ließ Schanzen aufwerfen und einen Minengang bis unter den in der Stadt gelegenen Tempel der Juno graben. Da ward eines Tages den Vejentern von den Wachen angesagt, daß die Römer sich anschickten, einen allgemeinen Sturm auf die Stadt auszuführen, und es eilte Alles auf die Mauern. Auf Mauern und Thürmen ward gewacht und gestritten, nur da nicht, wo es am nöthigsten gewesen wäre — im Junotempel. Dort öffnete sich der Boden, und es tauchten römische Krieger empor. Sie öffneten die nächsten Thore — Veji fiel. Eine reiche Beute lohnte die Römer für den langdauernden Kampf. Die Bewohnerschaft ward nach Rom verpflanzt, die Bildsäule der Göttin Juno mit großer Feierlichkeit nach Rom übergeführt. Nun wurden auch die Capenaten und die Falisker von Cammillus unterworfen. Was er gethan, stand hoch; höher noch schlug er es selbst an. Darum entfaltete er bei seinem Triumpheinzuge einen Aufwand, wie er bisher in Rom noch nicht erhört worden war. Ein Viergespann von weißen, köstlich aufgezäumten Rossen zog seinen glänzenden Wagen. So, hatte man gemeint, pflegen nur Gottheiten einherzuziehen. Aller Gemüther bemächtigte sich Unwillen gegen ihn. Darauf baute er sich ein prächtiges Haus. Da hieß es, er habe sich bei der Beute zu unverhältnißmäßig bedacht. Endlich ward gegen ihn geklagt und eine Geldstrafe gegen ihn erkannt. Sein Stolz ließ es nicht zu, den Spruch des Volksgerichtes zu beachten. Er zog es vor, freiwillig in die Verbannung zu gehen; aber er rief dabei zu den Göttern empor, es zu ordnen, daß das undankbare Rom seine Feindschaft gegen ihn bereue und seine Wiederkehr herbei wünsche.

Die Gallier in Rom.

Bald genug sollte sich erfüllen, um was er gefleht.

Den Anlaß dazu gaben celtische Völkerstämme, Gallier genannt, die vor längerer Zeit schon die Alpen überstiegen und sich eines bedeutenden Theils Oberitaliens bemächtigt hatten. Sie waren von gewaltigem Körperbau, hatten langes struppiges Haar und große Knebelbärte. Ihre Waffenstücke waren breite Schwerter, eherne Helme,

große Schilde und lange Lanzen mit Widerhaken nahe an der Spitze. Da sie im Besitze reicher Bergwerke waren, auch vielfach große Beute gemacht hatten, sah man viele von ihnen mit schweren goldenen Halsketten und dicken goldenen Armringen geschmückt. Zumeist erschienen sie in der Schlacht nackt, außer den Waffenstücken und Schmuck nur ein Schurz tragend. Ihre Gewänder waren mit vielfarbigen Würfeln bedeckt, ein Gebrauch, der sich bis heut bei den Abkömmlingen eines celtischen Zweiges, den Bergschotten, erhalten hat. Aeltere römische Schriftsteller berichten, ihr Aussehen sei fürchterlich, der Ton ihrer Stimme tief und rauh und so grauenerregend wie der ihrer Kriegshörner gewesen. Auch habe bei ihnen der Gebrauch gegolten, vor der Schlacht zum Einzelkampfe aufzufordern, dem erschlagenen Feinde den Kopf abzuschneiden und den Schädel in der Heimath als Ehrenzeichen an die Wand zu nageln.

Neue Schwärme des gleichen Volkes waren über die Alpen gekommen. Da diese Einwanderer die fruchtbarsten Theile Oberitaliens von Stammesgenossen besetzt fanden, beschlossen sie, sich etwas südlicher davon anzusiedeln. Dies brachte sie in Feindschaft mit den Clusiern, die im Bündniß mit Rom standen. Die Clusier riefen Rom um Beistand an. Von Rom aus gingen nun Gesandte zu den Galliern, die vor Clusium lagen, verlangten Aufhebung der Belagerung und richteten dabei an den feindlichen Heerführer die Frage, mit welchem Rechte er in fremdes Gebiet einfalle? „Mit welchem Rechte?" erwiederte Brennus mit Lachen. „Wir tragen das Recht auf der Spitze des Schwertes; dem Kühnen gehört die Welt!" Also zurückgewiesen, begaben die römischen Gesandten sich in die Stadt, ermunterten die Clusier zum Widerstande, und als diese darauf einen Ausfall machten, nahmen sie selbst an dem Kampfe Theil, wobei einer der Gesandten einen gallischen Anführer erschlug. Die römischen Gesandten, drei Söhne des Fabius Ambustus, hatten damit das Völkerrecht verletzt. Nach dem Völkerrecht sind Gesandte unantastbar, aber auch sie haben sich aller Feindseligkeiten zu enthalten. Brennus verlangte die Auslieferung der drei nach Rom zurückgekehrten Fabier, und als dies von dem Senat und auch von dem Volke verweigert ward, hob er die Belagerung von Clusium auf und zog in Eilmärschen gegen Rom. Die Römer waren auf einen Kampf mit einem so wilden und gewaltigen Feinde nicht genügend vorbereitet. Doch es mußte das Mögliche geschehen. Das gegen Brennus ausrückende römische Heer traf auf denselben an dem in die Tiber mündenden Flüßchen Allia. Hier kam es (390 v. Chr.) zur Schlacht, in der das Römerheer fast

gänzlich vernichtet ward. Noch in später Zeit stand der Tag der Niederlage (18. Juli) in dem römischen Kalender als ein Unheilstag verzeichnet. Versprengte römische Heerhaufen hatten sich theils nach Veji, theils nach Rom gerettet. An eine siegreiche Vertheidigung der Hauptstadt war nun gar nicht mehr zu denken; die Römer durften höchstens hoffen, das Capitol, die Burg Roms, in das sie ihre Götterbilder und ihre Schätze geflüchtet hatten, zu halten. Die nicht streitbare Einwohnerschaft war ausgewandert. Nur eine Zahl patricischer Greise hatte sich nicht zu entschließen vermocht, die Stadt zu verlassen, ebenso verschmäheten sie es, Schutz auf der Burg zu suchen, um nicht den spärlichen Mundvorrath, dessen die Vertheidiger benöthigt waren, verzehren zu helfen. Inmitten der Stadt, in der sie die höchsten Aemter bekleidet hatten, wollten sie sterben. Angethan mit ihren weißen Festgewändern saßen sie auf ihren elfenbeinernen Thronsesseln auf dem Markte, dort erwartend des Schicksals Schluß. Inzwischen rückten die Gallier herzu und fanden zu ihrem Staunen die Thore offen. Da sie einen Hinterhalt fürchteten, gingen sie bei der Besetzung der Stadt mit großer Vorsicht zu Werke. Auf dem Marktplatze angekommen, blickten sie nicht ohne Ehrfurcht auf die in Reihen bewegungslos sitzenden würdigen Greise, die ihnen wie Wesen höherer Art erschienen. Da trat ein Gallier einem der Greise nahe und berührte frech seinen Bart. Der Greis, M. Papirius, erhob seinen elfenbeinernen Stab und schlug den Gallier gegen den Kopf. Wüthend riß der Barbar sein Schwert aus der Scheide und durchstach den edlen Papirius. Darauf wurden sämmtliche Greise erschlagen, die Häuser geplündert und angezündet. Ein Sturm auf die Burg mißlang.

Als es den Galliern an Lebensmitteln zu fehlen begann, sandten sie Heerhaufen auf das Land, die auch bis in die Nähe von Ardea kamen. In dieser Stadt befand sich der verbannte Cammillus, den gekränkt zu haben mancher Römer in dieser schweren Zeit schon bitter bereut hatte. Sein alter Heldensinn glühete noch in gleicher Stärke in ihm. Er ermuthigte die Ardeaten zum Widerstande, gewann Anhang, griff einen mit Beute beladenen Heerhaufen der Gallier an und erreichte den Erfolg, daß auch nicht ein Feind mit dem Leben davon kam. Durch diese kühne und glückliche That wurde zuerst wieder der gesunkene Muth der Römer erhoben. Dies zeigte sich zunächst bei den Kriegern, die sich nach der unglücklichen Schlacht am Flüßchen Allia nach Veji geflüchtet hatten. Sie unternahmen einen Streifzug, und auch ihnen gelang es, einen Vortheil über einen Heerhaufen der Feinde zu gewinnen. Nun regte sich in ihnen, wie in den

von Cammillus geführten Kriegern von Ardea der Wunsch, gemeinschaftlich gegen den Feind zu ziehen, um das Capitol zu entsetzen. Sie wollten sich aber keiner andern Führung anvertrauen, als der des Cammillus. Dieser erklärte den Kriegern, er vermöge ihrem Wunsche nur in dem Falle nachzukommen, daß von dem auf dem Capitol eingeschlossenen Senat seine Zurückberufung beschlossen werde. Wie aber sollten die Senatoren befragt werden? Da erbot sich ein kühner Jüngling, Pontius Cominius, zu dem Versuche, in der Nachtzeit das Capitol zu besteigen. Er schwamm die Tiber hinab, gelangte auf der steilsten und zum Theil mit Gebüsch bewachsenen Seite des capitolinischen Hügels auf die Burg, brachte dem Senat die Botschaft, empfing Zustimmung und kam glücklich wieder zu seinen Gefährten zurück.

Am Morgen aber waren von den Wachen Fußstapfen an dem Fuße des Hügels entdeckt worden, und nun beschlossen die Gallier, den entdeckten Pfad zur Besteigung der Burg zu benutzen. In einer sternhellen Nacht klommen Verwegene empor, während die Wachen, da sie einen Ueberfall für nicht ausführbar hielten, sich der Ruhe hingegeben hatten. Plötzlich erhoben die der Göttin Juno geweihten Gänse ein lautes Geschnatter und erweckten damit einen Theil der Besatzung. Groß war die Gefahr, denn zwei Gallier befanden sich bereits auf der oberen Burgmauer. Da eilten die Römer herbei; allen voran der Senator M. Manlius. Einem Feinde trennte er mit einem Schwertschlag die Hand vom Arm, den zweiten rannte er mit dem Schilde an, daß er rückwärts hinabstürzte und Nachfolgende mit sich riß. Die übrigen Römer vollendeten den Kampf — das Capitol war gerettet. Manlius erhielt den ehrenden Beinamen: der Capitolier. Auf lange Zeit hin wurde alljährlich an dem Gedenktage der Rettung eine auf einem Ruhebette sitzende Gans, neben der ein getödteter Hund lag, im feierlichen Zuge durch die Stadt getragen.

Als nun die Belagerung noch eine Zeit lang gewährt hatte, machte sich der Mangel an Lebensmitteln auf der Burg bereits in einem hohen Grade fühlbar. Aber auch die Gallier litten Noth, und des Cammillus Wachsamkeit vereitelte ihr Bemühen, sich durch Plünderung in der Umgegend vor Mangel zu schützen. Als nun auch noch Krankheiten in dem gallischen Heere ausbrachen, zeigte sich Brennus geneigt, Frieden zu schließen, und die Römer versprachen, ihm tausend Pfund Gold (gegen 200,000 Thaler) zu zahlen. Beim Abwägen des Goldes jedoch benutzten die Gallier falsche Gewichte, und als der Kriegstribun Sulpicius, empört über den Betrug, fragte, was das

bedeuten solle, antwortete Brennus, indem er noch obendrein sein wuchtiges Schwert auf die Gewichtsschaale warf, höhnend: „Was kann es Anderes bedeuten, als: Wehe dem Besiegten!“ —

Während des Streites darüber erschien Cammillus mit seinem Heere vor der Stadt. Er eilte den Seinen voran, befahl, das Gold hinwegzunehmen und rief den Galliern zu: „Nicht mit Gold, mit Eisen pflegten die Römer ihr Vaterland zu retten. Ich, der oberste und einzige Beamte des Staats, erkläre den Vertrag für ungültig!“ Es entspann sich ein Kampf, der unentschieden blieb. In der Nacht verließ Brennus die Stadt und schlug nördlich von Rom ein Lager auf. Schon am folgenden Tage wurde er hier von Cammillus angegriffen und aufs Haupt geschlagen. Nun feierte Cammillus, dem man den ehrenden Beinamen „Vater des Vaterlandes“ gab, seinen zweiten Triumph; Niemand mißgönnte ihm denselben. Er starb im hohen Alter, nachdem er seinen Standesgenossen noch gerathen hatte, die Plebejer am Consulate Theil nehmen zu lassen.

Wenige Jahre später entstand in Folge einer Erderschütterung plötzlich in der Mitte des Marktplatzes ein Erdspalt von unermeßlicher Tiefe. Vergebens waren die Bemühungen, ihn auszufüllen. Da wurde in den sibyllinischen Büchern nachgeforscht, und ein Seher verkündete, es werde die Kluft sich nur schließen, wenn Rom das Beste und Theuerste, was es besitze, in sie versenke. Indem man noch sorgenvoll berieth, was gemeint sei, erschien in strahlender Rüstung ein edler Jüngling, Marcius Curtius, und fragte, ob es für Römer ein köstlicheres Gut gebe, als kriegerische Tapferkeit? Alles verstummte. Da schwang der Jüngling sich auf sein herrlich geschmücktes Roß, weihete sein Leben den Gottheiten der Unterwelt und stürzte sich in den Abgrund. Bald darauf — so ward später erzählt — habe der Abgrund sich geschlossen. Zur Kaiserzeit ward ein Reiterbild auf der Stelle errichtet.

Gleichstellung der Plebejer mit den Patriciern.

Der Aufbau der Häuser in Rom und auf den Ländereien hatte viele Plebejer wieder in drückende Schulden gestürzt, und die patricischen Gläubiger erwiesen sich in alter Art meist hart gegen die Schuldner. Unter den Patriciern, die Milde übten, zeichnete sich am meisten der edle M. Manlius aus, der das Capitol gerettet hatte. Hunderten von verarmten Bürgern lieh er Geld ohne Zins, zahlte für Eingekerkerte die Schuld, erließ vielen Clienten die Pachtgelder



HANNIBAL'S SIEG BEI CANNAE.

gänzlich und machte sie zu freien Eigenthümern. Dies zog ihm den Haß seiner Standesgenossen zu, und als er dieselben wegen ihrer Grausamkeit hart tadelte, [illegible] sie eine Klage wegen Hochverraths gegen ihn an und bewirkten seine Einkerkerung. Durch Drohungen des Volkes bewogen, entließen ihn zwar seine Feinde aus dem Kerker, doch hörten die Verfolgungen nicht auf, und er wurde — nach Einigen auf Grund eines richterlichen Ausspruches, nach Andern meuchlings — von dem tarpejischen Felsen hinabgestürzt. Eine gleich darauf ausbrechende Pest deutete sich das Volk als ein Strafgericht dafür, daß man einem Retter des Vaterlandes also gelohnt habe.

Die Noth der Plebejer wurde, da auch noch eine harte Steuer zu dem Zwecke ausgeschrieben worden war, eine Mauer um die Stadt aus Quadersteinen aufzuführen, fast unerträglich. Die Gesammtlage bestimmte (376 v. Chr.) die Tribunen Licinius und Sextius, den Antrag zu stellen, daß künftig wieder ausschließlich Consuln gewählt würden und zwar einer aus den Patriciern, der zweite aus den Plebejern. Sie verlangten ferner, ein jeder römische Bürger solle Antheil an dem Gemeindeland haben, Niemandes Besitzstand jedoch über 500 Morgen gehen. Endlich beantragten sie eine Milderung der Schuldgesetze derart, daß der gezahlte Zins vom Capital abgezogen und die Schuld in drei Jahresterminen getilgt werden solle. Nach harten Kämpfe brachten sie ihre Anträge durch.

Damit war die Gleichstellung beider Stände ausgesprochen. Der erste Plebejer, der (366 v. Chr.) zur Würde eines Consuls gelangte, war L. Sextius. Die Zulassung zur Dictatur erlangten die Plebejer im Jahre [illegible], zur Censur 351, zur Prätur 337 v. Chr.; die Aufnahme in die wichtigen Collegien der Auguren und Pontifices (also in die priesterlichen [illegible]) wußten die Patricier bis in das Jahr 300 hinzuhalten.

Vollendung der Herrschaft Roms über Italien.

Der erste samnitische Krieg.

Von den Galliern waren im Ganzen noch [illegible] in das römische Gebiet ausgeführt, dieselben aber [illegible] zurückgeschlagen worden. Eben so siegreich waren die Römer in erneuten Kämpfen gegen die Volsker, Herniker und [illegible] gewesen, und es hatte sich aus allen diesen Kämpfen [illegible] ergeben, daß sie von den meisten umwohnenden Völkern [illegible]



HANNIBAL'S SIEG BEI CANNAE.

gänzlich und machte sie zu freien Eigenthümern. Dies zog ihm den Haß seiner Standesgenossen zu, und als er dieselben wegen ihrer Grausamkeit hart tadelte, zettelten sie eine Klage wegen Hochverraths gegen ihn an und bewirkten seine Einkerkerung. Durch Drohungen des Volkes bewogen, entließen ihn zwar seine Feinde aus dem Kerker, doch hörten die Verfolgungen nicht auf, und er wurde — nach Einigen auf Grund eines richterlichen Ausspruches, nach Andern meuchlings — von dem tarpejischen Felsen hinabgestürzt. Eine gleich darauf ausbrechende Pest deutete sich das Volk als ein Strafgericht dafür, daß man einem Retter des Vaterlandes also gelohnt habe.

Die Noth der Plebejer wurde, da auch noch eine harte Steuer zu dem Zwecke ausgeschrieben worden war, eine Mauer um die Stadt aus Quadersteinen aufzuführen, fast unerträglich. Die Gesammtlage bestimmte (376 v. Chr.) die Tribunen Licinius und Sextius, den Antrag zu stellen, daß künftig wieder ausschließlich Consuln gewählt würden und zwar einer aus den Patriciern, der zweite aus den Plebejern. Sie verlangten ferner, ein jeder römische Bürger solle Antheil an dem Gemeindeland haben, Niemandes Besitzstand jedoch über 500 Morgen gehen. Endlich beantragten sie eine Milderung der Schuldabtragung derart, daß der gezahlte Zins vom Capital abgezogen und die Schuld in drei Jahresterminen getilgt werden solle. Nach hartem Kampfe brachten sie ihre Anträge durch.

Damit war die Gleichstellung beider Stände ausgesprochen. Der erste Plebejer, der (365 v. Chr.) zur Würde eines Consuls gelangte, war L. Sextius. Die Zulassung zur Dictatur erlangten die Plebejer im Jahre 356, zur Censur 351, zur Prätur 337 v. Chr.; die Aufnahme in die wichtigen Collegien der Auguren und Pontifices (also in die priesterlichen Aemter) wußten die Patricier bis in das Jahr 300 hinzuhalten.

Vollendung der Herrschaft Roms über Italien.

Der erste samnitische Krieg.

Von den Galliern waren im Ganzen noch sechs Einfälle in das römische Gebiet ausgeführt, dieselben aber insgesammt siegreich zurückgeschlagen worden. Eben so siegreich waren die Römer in erneuten Kämpfen gegen die Volsker, Herniker und Aurunker gewesen, und es hatte sich aus allen diesen Kämpfen für sie der Gewinn ergeben, daß sie von den meisten umwohnenden Völkern gefürchtet,

von ihren Bundesgenossen aber als sichere Stützen gegen Feinde betrachtet wurden.

Nur ein Volk war noch in Italien vorhanden, das den Römern in Betracht kriegerischer Tüchtigkeit gleichstand, bezüglich der Kopfzahl aber ihnen überlegen war — das tapfere Volk der Samniter. Bei den Völkerschlachten, sagt ein Schriftsteller alter Zeit, standen sie sich gegenüber, wie zwei Stiere, die der Muth anreizt, auf einander loszustürzen, während die Mächtigkeit des Gegners jenem Anreiz die Wage hält, bis ein Zufall den Ausbruch des Kampfes hervorruft.

Es war der Hilferuf der Capuaner, der die Veranlassung zum Kriege zwischen den beiden damals mächtigsten Völkerschaften Italiens ward. Die Capuaner hatten den Sidicinern, als diese von den Samnitern angegriffen worden waren, Beistand geleistet und wurden nun, wie jene, von den letzteren hart bedrängt. Capua, zu den größten Städten Italiens zählend und in der herrlichen Landschaft Italiens gelegen, zeichnete sich durch eine an Bildung und Wohlstand hervorragende Bevölkerung aus, die aber durch Luxus und Schwelgerei verweichlicht und daher nicht im Stande war, den kräftigen Samnitern zu widerstehen. Dem ersten Hilferuf der Capuaner gegenüber verhielten die Römer sich ablehnend. Als darauf aber die Capuaner ihr ganzes herrliches Land, „in welchem jährlich drei Getreidearten einander folgten, und wo Ceres und Bacchus im Wettstreit zu stehen schienen,“ den Römern zum Eigenthum anboten, sagten letztere den Bedrängten ihren Schutz zu. Sie erließen nun zunächst an die Samniter die Aufforderung, die Feindseligkeiten gegen die Capuaner einzustellen. Die Samniter wiesen die Botschaft verächtlich zurück und setzten den Krieg nun um so eifriger fort. Darauf sandte Rom (343 v. Chr.) zwei Heere gegen sie aus.

Das erste der Heere ward geführt von dem kühnen Consul M. Valerius Corvus, der schon in den gallischen Kriegen sich großen Ruhm erworben hatte. Ein Gallier von riesenhaftem Wuchs war, als die Heere einander gegenüber standen, hervorgetreten und hatte die Römer aufgefordert, ihm einen der Ihrigen zum Zweikampf zu senden. Dieser Gallier war von M. Valerius Corvus, der ihm freiwillig entgegen getreten war, erlegt worden. Unter der Führung eines solchen Mannes warfen sich die Römer mit unwiderstehlichem Muthe auf die tapfern Samniter, die am Berge Gaurus (bei Cumä) eine feste Stellung eingenommen hatten, und schlugen sie (342 v. Chr.) nach hartnäckiger Gegenwehr in die Flucht. Von ihren Landsleuten geschmäht, sagten die Geschlagenen, um ihre Flucht zu rechtfertigen,

„sie hätten in den Augen der Römer Flammen gesehen, in ihren Blicken Raserei und Wuth auf ihrem Antlitz.“

Das zweite römische Heer, geführt von dem Consul A. Cornelius Cossus, gerieth in ein Gebirgsthal, und die Samniter schickten sich an, es einzuschließen. Die Gefahr rechtzeitig erkennend, erbat sich der Tribun P. Decius Mus vom Consul 1500 Mann und besetzte eine Anhöhe. Während er den Feind beschäftigte, gewann der Consul Zeit, das Hauptheer zurückzuziehen. Es war darüber die Nacht angebrochen. Nun aber befand sich Decius mit seiner kleinen Schar inmitten des Feindes, der seiner Beute sich sicher dünkte. Nur ein Wagestück seltener Art schien den Eingeschlossenen Rettung zu verheißen. Sie schlichen sich in der Nacht lautlos durch das Lager der schlafenden Feinde. Als sie bis zur Mitte waren, stieß ein Römer zufällig mit dem Fuß an das Schild eines Feindes. Dieser sprang auf, es entstand Lärm im Lager. Indem aber nun die Römer ihren furchtbaren Schlachtruf erhoben, brachten sie den Feind in solche Bestürzung, daß sie, ehe derselbe zu gemeinsamer und nachdrücklicher Handlung sich aufzuraffen vermochte, der Gefahr entronnen waren. Mit lautem Zuruf wurden sie bei anbrechender Morgenzeit von dem Hauptheere, das eine gesicherte Stellung gewonnen hatte, empfangen. Auf den Rath des Tribunen kehrte das gesammte Heer sofort auf einem anderen Wege zurück, überfiel den Feind, der sich von seiner Bestürzung noch nicht erholt hatte, und schlug ihn in die Flucht. Nun versammelte der Consul das Heer, um Belohnungen auszutheilen. Der Tribun Decius empfing als Ehrengeschenk einen goldenen Kranz, außerdem hundert Ochsen, unter ihnen einen weißen von besonderer Schönheit, dessen Hörner vergoldet waren. Jeder seiner Krieger erhielt zwei Ochsen und ein Unterkleid, ferner ward ihm für immer das doppelte Maß von Getreide zugesagt. Die geretteten Legionen gaben sich jedoch damit noch nicht zufrieden. Sie schenkten dem kühnen Decius einen Graskranz, denn zu jener Zeit war ein solcher Kranz für den als Lohn bestimmt, der ein eingeschlossenes Heer befreite.

Entscheidender noch wurden die Samniter in demselben Jahre von Valerius (wahrscheinlich im Verein mit Cossus) bei Suessula geschlagen. Die Römer erbeuteten 40,000 Schilde und 170 Fahnen. Es kam nun auf Wunsch der Samniter zum Friedensschlusse (340 v. Chr.), und es wurde in demselben Capua den Römern zuerkannt.

Der latinische Krieg.

Lange Zeit schon bestand das Bündniß Roms mit den Latinern. Den Latinern war — dem Namen nach — Gleichberechtigung zuerkannt, thatsächlich jedoch hatten die Römer das Uebergewicht und standen somit im Vortheil gegen die Latiner. Jetzt gar strebten sie nach völliger Herrschaft über die Latiner und regten diese dadurch gewaltsam zum Widerstande auf. Die Latiner wollten nun das Bündniß gänzlich gelöst oder eine völlige Verschmelzung der Römer und Latiner derart ausgeführt sehen, daß ein Consul und die Hälfte der Senatoren aus den Latinern gewählt würden, beide Völker auch in allen übrigen Rechten gleich seien. Da diese Forderung von den Römern mit Heftigkeit abgewiesen wurde, griffen sämmtliche latinische Städte zu den Waffen, sammelten ein starkes Heer und gewannen auch noch tapfere Bundesgenossen.

Das Consulat in Rom bekleideten um diese Zeit zwei tapfere Männer, P. Decius Mus, der das von Cossus geführte römische Heer gerettet hatte, und T. Manlius Torquatus.

In Eilmärschen zogen die Consuln mit ihrem Heere gegen den am Fuße des Vesuv stehenden Feind, schlugen ihm gegenüber ein Lager auf und befahlen, um alle Kraft zu einem Schlage aufzusparen, bei Todesstrafe, daß Niemand sich in einen Einzelkampf einlasse. Unmittelbar darauf geschah es, daß Manlius, des Consul T. Manlius Torquatus Sohn, als er in Begleitung einiger Reiter auf Kundschaft auszog, von einem feindlichen Anführer höhnend zum Zweikampf herausgefordert wurde. Zornglühend sprengte Manlius auf den Schmähenden ein, bestand ihn im Kampfe und kehrte mit der erbeuteten Rüstung im Triumphe in's Lager zurück. Als der Vater ihn sah, wandte er sich entsetzt ab, ließ das Heer zusammen rufen und kündigte dem Sohn den Tod an, weil er sich gegen die Kriegszucht vergangen, die Rom allein groß gemacht habe. Die Zuschauer brachen, als das Haupt des Jünglings fiel, in laute Klagen und Verwünschungen aus und ehrten darauf die Leiche durch eine feierliche Bestattung. Die Consuln opferten, und die Opferfeuer kündigten dem Decius Unglück, dem Manlius Glück an. „Hat nur mein Amtsgenosse glücklich geopfert," sagte Decius, „so stehet es gut."

Als die Consuln die Anordnung zur Schlacht getroffen hatten, ward ihnen noch eine Verkündigung. Von dem einem Volke — also lautete der Ausspruch des Sehers — sei der Feldherr, von dem andern das Heer den Göttern des Todes verfallen. Da bestimmten

die Consuln, deren einer den rechten, der andere den linken Flügel zu führen hatte, daß derjenige, dessen Schlachtreihe zuerst zu weichen beginne, sich den Göttern der Unterwelt zum Opfer darbringen solle. Hierauf hob die Schlacht an, und es ward auf beiden Seiten tapfer gestritten. Nach einiger Zeit ward der von Decius geführte linke Flügel zurückgedrängt. Decius, bereit, sein Wort zu lösen, rief den Oberpriester herbei, der ihm den purpurgesäumten Consulmantel anlegte. Nachdem Decius darauf die Götter angerufen hatte, seinem Volke Sieg zu verleihen, schwang er sich auf sein Roß, verhüllte sein Haupt und sprengte in die dichteste Schar der Feinde hinein, viele durch seine Streiche erlegend, bis er, von zahllosen Geschossen durchbohrt, todt niederstürzte. Die Römer errangen einen glänzenden Sieg (340 v. Chr.). Durch einen zweiten Sieg (bei Trifanum) vernichteten sie auch die Trümmer des latinischen Heeres. Damit war der Bund der latinischen Städte aufgelöst, und die Städte sahen sich genöthigt, einzeln mit Rom Verträge zu schließen, die nun gänzlich nach Roms Willen ausfielen und die Besiegten in das Verhältniß der Unterthänigkeit brachten.

Der zweite und dritte samnitische Krieg.

Indem Rom die Latiner gebeugt und dieselben sich unterthänig gemacht hatte, war es auf der Bahn zu seiner Größe wieder einen neuen Schritt vorwärts gekommen. Aber es stand ihm noch der zwar in einigen Schlachten besiegte, aber immer noch vollkräftige Feind — das tapfre Volk der Samniter — gegenüber! Die Kraft dieses Volkes hatte Rom nach den Anstrengungen bemessen lernen, deren es in seinem Feldzuge gegen dasselbe benöthigt gewesen war. Es lagen die Verhältnisse derartig, daß erneuerte Kämpfe zu erwarten waren.

Rom traf seine Vorbereitungen dazu, indem es sich, während die Samniter im Süden Kämpfe mit den Griechen zu bestehen hatten, in den Besitz wichtiger Grenzorte zu setzen wußte, die geeignet waren, ihm beim Ausbruch des Krieges als feste Stützpunkte zu dienen. Dies führte zu gegenseitigen Beschuldigungen und endlich zu der kühnen Aufforderung der Samniter, die Römer möchten sich zur Feldschlacht in der campanischen Ebene einfinden, damit entschieden werde, ob Römer oder Samniter Italien beherrschen sollten. Das war die Ankündigung eines Krieges, der 22 Jahre (von 326—304 v. Chr.) währte, und in dem auf beiden Seiten mit fast beispielloser Tapferkeit gekämpft ward. Nach zwei verlorenen Schlachten baten die Samniter

um Waffenstillstand, der ihnen auf ein Jahr gewährt ward. Als sie dann wieder zwei bedeutende Niederlagen erlitten hatten, machten sie den Römern Friedensvorschläge. Die Römer, sich stützend auf die errungenen Vortheile, wollten nunmehr von einem Friedensschluß nichts wissen, sie begehrten vielmehr völlige Unterwerfung.

Diese Forderung wiesen die Samniter mit Heftigkeit ab, rafften sich zu neuen gewaltigen Anstrengungen auf und erwählten als Feldherrn C. Pontius, einen trefflichen Kriegsmann, der nicht minder List als Muth besaß. Er sandte einige als Hirten verkleidete samnitische Krieger den Römern in die Hände, die übereinstimmend die falsche Aussage machen mußten, die Samniter belagerten Luceria. Der Verlust dieser Stadt an die Samniter wäre für die Römer von ungeheurem Nachtheil gewesen, und so lag es auf der Hand, daß sie Alles aufbieten würden, um schleunigst die angeblich bedrohte Stadt zu entsetzen.

Nun gab es von dem Standorte, den das römische Heer innehatte, zwei Wege nach der Stadt Luceria, einen sehr langen und einen sehr kurzen. Letzterer führte durch die caudinischen Engpässe, und diesen Weg wählten die Römer. Darauf hatte der samnitische Feldherr C. Pontius gerechnet. Als die Römer einen Thalkessel verlassen und in einen Paß einbiegen wollten, fanden sie denselben durch Verhaue gesperrt und auf beiden Seiten von Feinden besetzt. Sie kehrten zurück und sahen nun zu ihrem Schrecken auch den Paß, der sie in den Thalkessel geführt hatte, in gleicher Weise gesperrt. Der Vortheil, der dadurch den Samnitern in die Hand gekommen war, schien unermeßlich zu sein. Das ganze römische Heer war gefangen, und in Rom ahnte man gar nichts von dem Unglück. Wie nun den gewonnenen Vortheil ausbeuten? Der Feldherr Pontius ließ seinen greisen Vater, der wegen seiner Weisheit hochgeachtet im Lande war, herbeiholen, und dieser rieth, sich Roms Freundschaft durch Edelmuth zu erwerben, demnach das Heer frei zu geben. Als sein Sohn und die Heerführer sich diesem Rathe abgeneigt zeigten, sagte der Vater: „So bleibt nur, daß ihr sämmtliche Römer tödtet und dann ohne Verzug auf das unvertheidigte Rom losgehet.“ Auf die Bemerkung des Sohnes, daß ihm der Abschluß eines Friedensvertrages gerathen scheine, erwiderte der Vater: „Dadurch macht ihr sie euch weder zu Freunden, noch räumt ihr eure Feinde aus dem Wege. Entlaßt sie und reizt sie nicht durch angethane Schmach! Das ist das Beste, was ihr thun könnet. Das römische Volk ist solcher Art, daß es besiegt niemals ruht. Immer wird — falls ihr

meinem Rathe zuwider handelt — es den Römern im Herzen fortleben, was sie hier erduldet, und sie werden nicht eher ruhen, als bis sie es vielfach an euch gerächt haben.“ — Pontius beachtete jedoch nicht die Rathschläge seines weisen Vaters, sondern er zwang die Feinde zu einer schimpflichen Kapitulation. Sie mußten ihre Waffen abliefern, im Unterkleide durch den Jochgalgen gehen und 600 Ritter als Bürgen darauf zurücklassen, daß auf die von Pontius gestellten und von den gefangenen Consuln angenommenen Bedingungen ein Friede zu Stande komme. Diese Bedingungen waren: Schleifung zweier Festungen und ein auf dem Fuße der Gleichberechtigung stehender Vertrag.

Als die Krieger in Rom einzogen, und es bekannt wurde, was geschehen war, bemächtigten sich Bestürzung und Trauer der ganzen Bevölkerung. Die Läden wurden geschlossen, die Straßen waren wie verödet, kein Laut des Frohsinns ward vernommen. Endlich trat der Senat zusammen und wählte zwei neue Consuln. Diese nahmen den Frieden nicht an, sondern sie sandten die beiden Consuln, die ihn geschlossen hatten, den Feinden gefesselt ins Lager. Pontius war großmüthig genug, sie frei zu lassen; aber er ließ den Römern sagen, wenn ihnen der Vertrag nicht gefalle, so sollten sie die Legionen in die caudinischen Päſſe zurücksenden und Alles so herstellen, wie es vor dem Frieden gewesen. Dies wurde von den Römern nicht angenommen, dagegen der Krieg unter Führung L. Papirius Cursor fortgesetzt. Papirius schlug die Samniter bei Luceria und nahm darauf die Stadt, in der die 600 Ritter gefangen und die römischen Waffen aufbewahrt worden waren. Um die Schmach, die das Römerheer erlitten hatte, abzuwaschen, ließ er 7000 Samniter durch das Schandjoch gehen. Erschwert wurde den Römern der Krieg dadurch, daß sich den Samnitern Bundesgenossen zugesellten. Doch sie schlugen einen Bundesgenossen nach dem andern nieder und trieben endlich die Samniter so in die Enge, daß diese um Frieden bitten mußten, der ihnen (304 v. Chr.) gewährt ward. Die Samniter verloren nur ein kleines Gebiet, erkannten aber die Oberhoheit Roms an.

Nach sechs Jahren erhoben sich die Samniter zum dritten Male. Sie rechneten auf die Hilfe mehrerer Völkerschaften, zumeist der Etrusker und Gallier. Und wirklich brachten sie auch eine furchtbare Macht gegen Rom zusammen. Eine der Hauptschlachten dieses dritten samnitischen Krieges fand bei Sentinum (295 v. Chr.) statt. Geführt wurde das römische Heer von den beiden Consuln Q. Fabius Maximus und P. Decius Mus. Letzterer war ein Sohn des Decius,

der sich in dem ersten samnitischen Kriege hochherzig dem Tode geweiht hatte. Als die Römer zu weichen begannen, folgte Decius dem Beispiel seines Vaters und weihete sich ebenfalls den Göttern der Unterwelt. Das feuerte den Heldenmuth des Heeres in dem Maße an, daß der Feind vollständig auf's Haupt geschlagen ward. 25,000 todte Samniter und Gallier bedeckten das Schlachtfeld, aber auch 9000 Römer waren gefallen. Die Samniter, auf sich beschränkt, vertheidigten sich noch sechs Jahre in ihren Bergen. Dann kam es (290 v. Chr.) zum Friedensschlusse.

Pyrrhus.

Eine der bedeutendsten griechischen Pflanzstädte Italiens war das an der Südküste gelegene Tarent. Diese Stadt zeichnete sich durch Seehandel, Kunstfleiß, Reichthum und Luxus im hohen Grade aus. Als die Samniter mit Rom rangen, kam es den Tarentinern nicht in den Sinn, daß auch eines Tages Roms Legionen vor ihren Mauern erscheinen könnten. Erst als jenes tapfere Volk nach unerhörten Anstrengungen an seinen Wunden verblutete, und die wachsende Macht Roms sich mehr und mehr ihrem Gebiete nahete, erkannten die Tarentiner die eigene Gefahr, und nun suchten auch sie, wie es früher die Samniter gethan hatten, ein Bündniß aller von Rom bedrohten Staaten zusammen zu bringen. Durch ihre Gesandten wußten sie es auch zu bewirken, daß Rom von alten und neuen Feinden heftig bekriegt ward, während sie selbst, einem üppigen Leben nur zu sehr zugethan, die Waffen noch ruhen ließen.

So hatten die Verhältnisse sich gestaltet, als die griechische Kolonie Thurii von den Lukanern belagert wurde. Die Bedrohten wandten sich an Rom um Schutz und C. Fabricius eilte der Kolonie an der Spitze eines römischen Heeres zu Hilfe. Er entsetzte die Stadt und legte eine römische Besatzung hinein. Dieser Vorgang regte die Tarentiner heftig auf. Es empörte sie, daß die Bürger des ihnen nahe gelegenen Thurii, Griechen wie sie, die Römer aus der Ferne zu Hilfe gerufen hatten. Ihr Zorn gegen die Römer wurde durch einen Umstand erhöht, bei dem jedoch eine Schuld der Römer nicht im Spiele war. Nach einem alten Vertrage durften römische Schiffe nicht über das lacinische Vorgebirge hinaus segeln. Nun wurden zehn römische Schiffe vom Sturm über jenes Vorgebirge hinaus getrieben, und sie suchten Schutz in dem Hafen von Tarent.

Es geschah dies zu der Zeit, in der die Bewohnerschaft sich im offenen Theater befand. Der Anblick der Schiffe brachte eine große Aufregung hervor. Der Demagog Philocharus reizte die Hörer in dem Maße auf, daß sie in den Hafen eilten und auf Kriegsschiffen einen Kampf gegen die auf einen solchen Empfang gar nicht vorbereiteten römischen Schiffe erhoben. Fünf römische Schiffe entkamen, vier wurden in den Grund gebohrt, die Schiffshauptleute und Soldaten eines Schiffes, das die Gewaltthätigen eroberten, ermordet, die Ruderer zu Sklaven gemacht. Die Wuth loderte nun auch gegen die Kolonie Thurii auf, die es, wie man sagte, verschulde, daß Römer, entgegen allen Verträgen, sich frech bis in diese Gewässer gewagt hätten. Es wurde ein Zug gegen Thurii unternommen, die Stadt geplündert, die Obrigkeit verjagt, der römischen Besatzung jedoch freier Abzug gewährt.

Rom, wie immer, langsam im Zorn, forderte durch Gesandte Erstattung des Schadens, Freiheit der Gefangenen, Auslieferung der Anstifter und Herstellung der früheren Verhältnisse in Thurii. Mäßiger durfte der römische Senat in seinen Forderungen nicht sein, wollte er nicht die Würde der Republik preisgeben, und ein Weiteres zu begehren, hatte er nicht Lust, um den Tarentinern die Versöhnung nicht unmöglich zu machen. Ueberdies waren die Anstrengungen Roms gegen seine von ihm glücklich niedergeschlagenen Feinde im Norden zu groß gewesen, als daß es ihm hätte erwünscht sein können, jetzt, nachdem es kaum das Schwert in die Scheide gesteckt hatte, den an Hilfsmitteln so reichen Süden Italiens gegen sich in Waffen zu rufen. Nach der in Tarent herrschenden Sitte versammelte sich das Volk, wenn es galt, Botschaften von auswärts entgegen zu nehmen, im Theater. Als die römischen Gesandten erschienen, ward laut über ihre Kleidung gespottet, und als der Wortführer in der ihm ungeläufigen griechischen Sprache einige unbedeutende Verstöße machte, die gebildeter Sinn überhört hätte, erntete er ironischen Beifall. Dies reizte der Frechsten einen, sich an den Redner heran zu drängen und ihm in gemeinster Weise sein Gewand zu besudeln, was — und das war das noch weit Schlimmere! — die Anwesenden zu Beifallsrufen und Händeklatschen hinriß. Als der Gesandte dem Volke das besudelte Kleid zeigte, ward der Beifallsruf noch stärker. Da sagte er mit Zorn in Ton und Geberde: „Lacht nur, so lange ihr könnt — ihr werdet darüber lange genug weinen!“ — Dies machte das Lachen verstummen, aber nun folgten Ausbrüche des Zorns. Mit Festigkeit fuhr der Gesandte fort: „Daß ihr euch noch mehr erbost, so sage

ich euch, daß dieses Gewand in Strömen eures Blutes gewaschen werden wird!"

Der Krieg war nun unvermeidlich. Die Tarentiner, die wohl Mittel besaßen, Soldtruppen zu bezahlen, die selbst aber, durch Ueppigkeit verweichlicht, an dem Leben im Felde gar keinen Gefallen fanden, und denen es auch an kriegstüchtigen Führern fehlte, wandten sich um Beistand an den König Pyrrhus von Epirus, dessen Kriegsruhm zu jener Zeit die Welt erfüllte. Dieser kriegskundige Fürst, der seine Abstammung, wie sein großer Vorgänger Alexander von Macedonien, dem er als Feldherr nachzuthun strebte, von Achill ableitete, vernahm den Ruf seiner Stammgenossen gern, sagte Hilfe zu und rüstete sich zum Zuge. An seinem Hofe befand sich ein weiser Mann, der Thessalier Cineas, ein Muster der Beredsamkeit, mit dem Pyrrhus, ob er gleich ihm selten folgte, gern wichtige Angelegenheiten besprach. Cineas, der gegen den Zug nach Italien eingenommen war, sagte: „Die Römer, mein König, sollen sehr tapfere Krieger sein und über viele streitbare Völker herrschen. Wenn uns nun die Götter den Sieg über diese Männer verleihen, wozu werden wir ihn dann benutzen?" Pyrrhus erwiderte: „Die Antwort ergibt sich von selbst. Sind einmal die Römer besiegt, so gibt es dort keine Stadt mehr, weder der Griechen, noch der Barbaren, die uns gewachsen wäre, sondern wir werden sofort Herren sein von ganz Italien, dem fruchtbaren, herrlichen Lande." Cineas schwieg eine Weile; dann begann er wieder: „Aber was werden wir dann beginnen?" Pyrrhus antwortete: „Ganz in der Nähe liegt Sicilien, eine gesegnete, volkreiche Insel; sie wird eine leichtere Eroberung für uns sein." „Das ist sehr glaublich," sagte Cineas; „aber werden wir dann am Ende unseres Feldzuges sein?" „Behüte," erwiderte Pyrrhus. „Dies Alles wird nur ein Vorspiel zu großen Dingen sein. Dann geht es nach Afrika, das nur einen Sprung davon entfernt ist, da ist Karthago, das ist nicht schwer zu besiegen. Wer von unsern übrigen Feinden wird uns dann noch zu widerstehen vermögen?" „Niemand!" entgegnete Cineas. „Mit einer solchen Macht wird es leicht sein, Macedonien zu erobern und ganz Griechenland zu beherrschen. Aber wenn auch diese Länder uns alle gehorchen, was werden wir dann thun?" Lachend erwiderte Pyrrhus: „Dann, mein Theuerster, wollen wir behaglicher Ruhe leben, und der Becher soll alle Tage bei uns kreisen; wir werden immer traulich beisammen sein und einander durch Gespräche erfreuen." Als Cineas den König so weit gebracht hatte, sagte er: „Aber was hindert uns denn jetzt, uns des Bechers zu freuen, wenn wir nur wollen, da wir das bereits

haben und ohne alle Mühe genießen können, was wir dann erst mit vielem Blut und großer Anstrengung und vielem Unheil, das über uns und Andere kommen wird, erkaufen müssen?" — Der König wandte sich unwillig ab, denn ihn trieb die Sucht, den Ruhm Alexander's des Großen zu gewinnen. Und wahrlich, er besaß alle Eigenschaften seines großen Vorbildes außer einer, und diese eine war: zähes Festhalten an gestecktem Ziele.

Nachdem Pyrrhus 3000 Mann unter Führung des Cineas vorangesandt hatte, schiffte er sich mit 20,000 Schwerbewaffneten, 2000 Bogenschützen, 3000 Reitern und 20 Kriegselephanten auf Schiffen ein, die ihm die Tarentiner gesandt hatten. Schon war er der italienischen Küste nahe, als ein Sturm die Flotte zerstreute. Des Königs Schiff war, nahe der felsigen Küste, in Gefahr zu stranden. Da stürzte sich Pyrrhus kühn in die Brandung, eine Zahl seiner Krieger folgte seinem Beispiel; die Muthigen gewannen glücklich das Ufer. Die Trümmer seiner Streitmacht bestand aus 2000 Mann Fußvolk, wenigen Reitern und 2 Elephanten. Sogleich traf er Fürsorge, daß das Heer aus der Heimath an Mannschaften und Kriegselephanten ergänzt würde. Den Tarentinern behagte es schlecht, als Pyrrhus in der Stadt ohne Weiteres die Zügel der Herrschaft in die Hand nahm. Sie wollten zahlen, wollten kämpfen lassen, sie selbst wollten im Wohlleben verharren. Pyrrhus verbot die Abhaltung von Schmausereien, ließ die Thore schließen und stellte alle waffenfähigen Mannschaften in das Heer.

Als Pyrrhus vernahm, ein römisches Heer unter dem Consul Publius Valerius Lävinus ziehe herzu, rückte er ihm entgegen. Auf sein dem Consul durch einen Gesandten gemachtes Anerbieten, zwischen Rom und Tarent als Vermittler aufzutreten, antwortete Lävinus mit Würde, man wolle ihn weder als Vermittler, noch fürchte man ihn als Feind. Nun kam es (280 v. Chr.) bei Heraclea zur Schlacht. An der Spitze von 3000 Reitern auf den Feind einsprengend, eröffnete Pyrrhus den Kampf. Seine herrliche Rüstung machte ihn Allen, Freund und Feind, erkennbar; aber wie an äußerem Glanze, ragte er auch an Heldenmuth hervor. Staunen erregte es, daß, ob er sich gleich fortgesetzt an Einzelkämpfen betheiligte, er doch mit klarer Besonnenheit das Ganze leitete. Unter solchem Führer ward rühmlich gestritten, aber doch nicht rühmlicher als auf Seiten der Römer, und es wäre diesen zweifellos der Sieg zugefallen, hätte Pyrrhus nicht über eine Reserve geboten, deren ungewohnter Anblick schon Schrecken unter den Römern verbreitete — die mit Thürmen versehenen unge-

heuren Kriegselephanten, deren Zahl wieder auf 20 gebracht worden war. Die Pferde wurden scheu, die Reihen des Fußvolks geriethen in Verwirrung. Diese Verwirrung schnell benutzend, ließ Pyrrhus seine thessalischen Reiter an der rechten Stelle mit Ungestüm einhauen, sprengte das Römerheer und schlug es in die Flucht. Von den Römern waren 15,000 Mann gefallen, aber Pyrrhus hatte den Sieg theuer erkauft: er kostete ihm 13,000 seiner besten Krieger. Nachdenkend durchschritt er das Schlachtfeld und betrachtete die gefallenen Römer, deren Gesichter noch im Tode den Ausdruck trotzigen Muthes zeigten. „Mit solchen Soldaten," rief er aus, „wäre die Welt mein, und sie gehörte den Römern, wenn ich ihr Feldherr wäre!" —

Der Sieg hatte für Pyrrhus den Erfolg, daß bedeutende Scharen der Lucaner und Samniter zu ihm stießen. Darauf rückte er bis in die Nähe von Rom vor, bezog ein Lager und bot sich von hier aus noch einmal als Vermittler an. Sein Gesandter war Cineas, der sich zuerst an einzelne einflußreiche Männer Roms wandte und darauf dem Senate mit einschmeichelnder Beredsamkeit seines Königs Sache vortrug. Von den Römern verlangte Pyrrhus Frieden für Tarent, Rückgabe der den Samnitern, Lucanern, Bruttiern und Apulern entrissenen Gebiete, Freiheit und Unabhängigkeit aller Griechen in Italien; dagegen bot er den Römern ein Freundschaftsbündniß und Rückgabe aller Eroberungen und Gefangenen ohne Lösegeld. Der Senat berieth hin und her und war nach mehreren Tagen noch zu keinem Entschluß gekommen. Als nun der Senator Appius Claudius, ein hochbetagter Greis, der sich längst schon von allen Staatsgeschäften zurückgezogen hatte, vernahm, daß einflußreiche Senatoren zum Frieden riethen, ließ er sich in einer Sänfte in die Versammlung tragen und hielt eine Anrede, die einen tiefgehenden Eindruck hervorbrachte. „Bisher," sprach er, „habe ich den Verlust meines Gesichts bedauert; jetzt aber schmerzt es mich, daß ich nicht taub bin und unwürdige Anträge eurer Feigheit hören muß. Wie stolz klangen einst eure Reden: wenn jener große Alexander nach Italien gekommen wäre, würdet ihr ihm den Ruhm der Unbesiegbarkeit streitig gemacht haben! Und jetzt zittert ihr vor Völkern, die immer eine Beute der Macedonier waren, und vor einem Fürsten, der stets um die Gunst eines der Trabanten jenes Alexander gebuhlt hat!" Durch solche Rede neu entflammt, gab der Senat dem Gesandten Cineas die Antwort: nicht eher, als bis Pyrrhus Italien geräumt habe, könne sich Rom mit ihm in Friedensverhandlungen einlassen.

Als Cineas zu Pyrrhus zurückkam, sagte er: „Wir haben, mein

König, mit der lernäischen Hydra zu kämpfen, der für die abgeschlagenen Köpfe neue anwachsen, denn schon steht ein doppelt so starkes Heer, wie das geschlagene es gewesen, unter Waffen!" — Den Eindruck, den der Senat auf ihn gemacht, bezeichnen die Worte: „Er gleicht einer Versammlung von Feldherren." Auf eine Bemerkung des Pyrrhus verbesserte er sich: „Nein, nicht von Feldherren, von Königen."

Pyrrhus näherte sich Rom, griff es aber nicht an, sondern legte, nachdem er die Umgegend verheert hatte, seine Soldaten in Apulien in Winterquartiere. Dorthin ward eine Gesandtschaft wegen Loskaufs der Gefangenen gesandt. Der Sprecher war der aus einer vornehmen, aber armen Familie stammende C. Fabricius Luscinus, der durch seine Rechtschaffenheit sich die allgemeinste Verehrung erworben hatte. Pyrrhus nahm, wie es seine Art war, die Gesandten mit größter Höflichkeit auf. In einer Unterredung, die er mit Fabricius allein hatte, sagte er in gewinnender Freundlichkeit: „Ich weiß, lieber Fabricius, daß du ein kriegserfahrener und tugendhafter Mann, aber dennoch arm bist. Erlaube mir daher, daß ich dir von meinen Schätzen so viel gebe, daß du reicher seiest, als die anderen Senatoren. Ich verlange dafür von dir nichts Entehrendes, sondern nur, daß du deinem Volke zum Frieden räthst. Ich brauche einen tugendhaften und treuen Freund, und du einen guten König, welcher dich durch seine Freigebigkeit in den Stand setzt, mehr Gutes als bisher zu stiften." Fabricius antwortete darauf: „Ich bin erfreut, lieber König, daß du eine so gute Meinung von mir hast; aber behalte du diese und auch deine Schätze." Eine neue Probe, des Fabricius Festigkeit zu erschüttern, führte zu keinem anderen Erfolge. Wieder hatte Pyrrhus eine geheime Unterredung mit ihm. Plötzlich rollte die Tapete, vor der Fabricius saß, empor, und der hinter derselben stehende Elephant — der größte des Heeres — streckte brüllend seinen Rüssel über den Römer. Unerschrocken sprach Fabricius: „So wenig mich gestern dein Geld rührte, so wenig schreckt mich heute dein Elephant!"

Als Fabricius wieder nach Rom zurückgekehrt war, versuchte Pyrrhus ein anderes Mittel, den römischen Senat zur Annahme seiner Friedensbedingungen zu bestimmen. Er gab allen Gefangenen die Erlaubniß, zum Saturnalien-Feste sich nach Rom zu begeben, fügte aber die Bedingung hinzu, falls der Senat seine erneuten Friedens-Vorschläge nicht annehme, zu ihm zurückzukehren. Auch dieser Versuch war ein vergebener; der Senat gebot den auf Bedingung Entlassenen

bei Todesstrafe, nach Ablauf der Festtage wieder in die Gefangenschaft zurückzukehren. Bald darauf empfing Fabricius, dem der Oberbefehl über das Heer übertragen worden war, einen Brief von dem Leibarzte des Königs, der sich erbot, seinen Herrn zu vergiften, falls ihm eine gute Belohnung zugesagt würde. Fabricius, empört über eine solche Treulosigkeit, sandte den Brief an Pyrrhus. „Wahrlich," rief dieser aus, „eher weicht die Sonne von ihrer Bahn, als Fabricius vom Pfade der Tugend!" Er gab nun aus Dankbarkeit alle gefangenen Römer frei. Aber auch dadurch erzielte er nicht, was ihm das Liebste gewesen wäre: Annahme seiner Friedensbedingungen; dagegen sandten ihm die Römer eine gleiche Anzahl Gefangener. Es waren dies Tarentiner und Samniter.

Da Pyrrhus nun alle seine Bemühungen, sich durch einen für ihn glanzvollen Frieden aus der sich selbst geschaffenen Lage zu befreien, hatte scheitern sehen, schritt er zur zweiten Schlacht, zu der ihn überdies die heranziehenden Römer nöthigten. Sie fand (279 v. Chr.) bei Asculum statt. Die Römer ließen sich nicht, wie das erste Mal, durch die Elephanten schrecken, zumal, als sie sahen, daß einer derselben, dem ein Legions-Soldat den Rüssel abgehauen hatte, zusammenbrach. Einzelne der Elephanten, die von den Römern mit brennenden Pechkränzen beworfen worden waren, kehrten wie rasend um und richteten unter den Soldaten des Pyrrhus Verheerungen an. Da aber die Römer die von dem Könige geführte Phalanx nicht zu durchbrechen vermochten, war für sie die Schlacht verloren. Römische Tapferkeit hatte jedoch dem Feinde so ungeheure Verluste zugefügt, daß der König ausrief: „Noch einen solchen Sieg, und ich bin verloren!" —

Unter diesen Umständen kam es dem Könige erwünscht, daß die Syracuser auf Sicilien seine Hilfe gegen die Karthager begehrten. Ihn reizte überdies stets nur das Neue. Er legte eine starke Besatzung in Tarent, ging nach Sicilien und hatte auch alsbald ein für ihn siegreiches Treffen mit den Karthagern. Aber sein herrschsüchtiger Sinn entfremdete ihm die Gemüther in Sicilien, so daß sogar gegen ihn Verbindungen mit den früheren Feinden angeknüpft wurden. Da nun auch die Tarentiner und Samniter ihn um Hülfe anriefen, begab er sich wieder nach Italien, um sich noch einmal mit den Römern zu messen. In der nun (275 v. Chr.) bei Beneventum stattfindenden Schlacht gewannen die Römer einen entschiedenen Sieg über ihn, worauf er der Hoffnung, in Italien Herrschaft zu gewinnen, entsagend, nach Epirus zurückkehrte, wohin ihn überdies Aussicht auf neue Kämpfe

lockte. In einem Kampfe daselbst (in Argos) traf ihn ein von einer Frau auf ihn herabgeschleuderter Stein, so daß er betäubt vom Pferde stürzte, worauf ihm ein Krieger das Haupt abhieb. Hätte Pyrrhus neben seinen vielen glänzenden Eigenschaften Ausdauer besessen, er wäre vielleicht, wie ein Alexander der Große Herr des Ostens, Herr des Westens geworden. So bewirkte dieser einzige Mangel, daß jeglicher Gewinn ihm stets wieder verloren ging, und späteren Lobpreisern es nicht gelang, ihn von dem Titel „der Abenteurer auf dem Throne", den schon die nächste Zeit ihm gab, wieder zu befreien.

Als Tarents Mauern von den Römern geschleift, als ihre Kunstschätze und ihre Flotte ihnen genommen wurden (272 v. Chr.), da erinnerte sich wohl mancher der früher so übermüthigen Tarentiner der Schmach, die zehn Jahre früher der römische Gesandte im Theater erlitten, aber auch der ernsten Drohung, die von dem Beleidigten ausgesprochen worden war. Wie den Tarentinern erging es den ihnen verbündeten Hilfsvölkern; auch sie verloren ihre Selbstständigkeit, und Rom herrschte jetzt über Mittel- und Unter-Italien.

Zeitalter der punischen Kriege.

Erster punischer Krieg.

Rom war, wie wir gesehen haben, zur völligen Herrschaft über Mittel- und Unter-Italien gelangt. Seine nächsten kriegerischen Unternehmungen richteten sich nun auf die Insel Sicilien.

Um den Besitz dieser großen Insel hatten seit langer Zeit die Herrscher von Syracus und die Karthager gerungen. Die Karthager, die schon mehrmals nahe daran gewesen waren, die ganze Insel zu gewinnen, hatten kürzlich den Waffen des Königs Pyrrhus weichen müssen, der von den Syracusern gegen sie zu Hülfe gerufen worden war. Nach dem Abzuge des Königs Pyrrhus gestalteten sich die Besitzverhältnisse Siciliens wieder derartig, daß der größere Theil der Insel den Karthagern, der kleinere Theil den Syracusern gehörte.

Nun trat noch eine dritte Macht in Sicilien auf. In dem Kriege gegen die Karthager waren von dem Herrscher von Syracus campanische Soldtruppen geworben worden. Diese, die sich Marssöhne oder Mamertiner nannten, hatten es vorgezogen, statt sich in die Heimath zu begeben, sich der Stadt Messina zu bemächtigen. Hiero, der neue Herrscher von Syracus, schlug sie in einer Feldschlacht und schritt darauf zur Belagerung von Messina.

Die Mamertiner, die zu unterliegen fürchteten, wandten sich an den karthagischen Feldherrn Hanno um Beistand, und er legte darauf eine Besatzung in die Burg von Messina. Bald aber erkannten die Mamertiner, daß Hanno sich mit der Absicht trage, schließlich auch sie zu verdrängen. Da wandten sie sich an Rom um Beistand.

Damit traten an den Senat zu Rom wichtige Fragen. Einmal widersprach es den in Rom über Kriegszucht geltenden Ansichten gänzlich, Meuterer zu unterstützen, für's Andere bedeutete die Unterstützung der Mamertiner Krieg gegen Karthago, und somit Krieg gegen den größten und reichsten Seestaat der damaligen Welt! — Die Bedenken nach der einen und der andern Seite hin wurden indeß überwunden, und so kam es zwischen Rom und Karthago zum Kriege.

Da die Karthager auch den Namen Punier führten, wurden die Kriege zwischen den beiden Völkerschaften punische Kriege genannt. Der erste punische Krieg währte von 264—241 v. Chr., also 23 Jahre.

Das Wagestück, in das Rom sich, indem es den Krieg mit Karthago begann, einließ, war um deswillen so groß, weil es, gegenüber dem seemächtigen karthagischen Staate, so gut wie gar keine Schiffe besaß. Deshalb war der Consul Appius Claudius Caudex genöthigt, sich für den ersten Uebergang von Truppen Schiffe von griechischen Seestädten zu leihen. Der Befehlshaber machte sich ohne Mühe zum Herrn von Messina, wurde aber darauf von Hiero und von einem karthagischen Feldherrn belagert. Da wagte der kühne Consul Appius Claudius, auf gebrechlichen, von Bohlen und Brettern eilfertig zusammengeschlagenen Flössen frische Truppen nach der Insel hinüber zu führen. Er landete zur Nachtzeit, entsetzte Messina und verfolgte den König Hiero bis unter die Mauern von Syracus. Die Römer eroberten mehrere Städte, andere, der Herrschaft des karthagischen Volkes müde, schlossen sich ihnen freiwillig an; endlich hielt es auch Hiero für gerathen, mit Rom ein Bündniß einzugehen.

Die römischen Waffen waren bisher glücklich gewesen; allein es lag auf der Hand, daß, so lange die Karthager zur See mächtig blieben, die Römer sich des errungenen Besitzes nicht für gesichert halten konnten. Nun bewirkte es der Zufall, daß ein gestrandetes karthagisches Schiff in ihre Gewalt gerieth, und sie faßten den Entschluß, nach dem Muster desselben eine Flotte zu bauen. Und nun geschah etwas, das einen der schlagendsten Beweise der außerordentlichen Thatkraft dieses Volkes abgibt: innerhalb eines Zeitraums von sechzig Tagen wurde eine Flotte von 130 Schiffen hergestellt! —

Und während Tausende von Händen an den großen und kleinen Fahrzeugen arbeiteten, wurden die Matrosen, auf Gerüsten sitzend und stehend, im Ruderschlag geübt! Wie durch einen Zauber war die Flotte entstanden, und ohne Zögern segelten die Kühnen, ob sie gleich der Meerfahrt noch wenig kundig waren, in die offene See hinein, den Feind suchend, um sich mit ihm zu messen.

Der Consul Duilius war der Befehlshaber der Flotte. Ein unter ihm dienender Krieger erfand die sogenannten Raben, schmale, mit eisernen Hacken versehene, 36 Fuß lange Brücken, die auf Schiffe übergeworfen werden konnten und diese dann festhielten, so daß der Uebergang ermöglicht ward. Bei Mylä kam es (260 v. Chr.) zum Seekampf mit der karthagischen Flotte, die an Schiffen und Mannschaften der römischen gleich war. Jene beweglichen Brücken bewährten sich vortrefflich. Es ward auf den Verdecken Mann gegen Mann gestritten, und römischer Tapferkeit fiel der Sieg zu. Die Karthager verloren 50 Schiffe, unter ihnen das Admiralsschiff.

Dieser glänzende Erfolg auf dem Meere erregte in Rom außerordentliche Freude. Dem Sieger Duilius wurde auf dem Forum eine Ehrensäule von weißem Marmor errichtet und dieselbe umstellt von Schnäbeln eroberter Schiffe, außerdem ihm das Recht zugesprochen, bei seinen Heimgängen von Gastmählern sich von Fackelträgern und Flötenbläsern begleiten zu lassen.

Ein zweiter Seekampf, so wie Kämpfe auf den Inseln Sardinien und Corsika waren entscheidungslos. Da beschlossen die Consuln M. Atilius Regulus und L. Manlius, den Feind im eigenen Lande anzugreifen. Rom gebot jetzt bereits über eine Flotte von 330 Schiffen mit einer Bemannung von 140,000 Mann. Die Flotte der Karthager, um 20 Schiffe und 10,000 Mann stärker, kam der römischen entgegen, und es wurde (256 v. Chr.) in der Nähe des Vorgebirges Eknomus die größte Seeschlacht geschlagen, der das Alterthum Erwähnung thut. Auch hier blieb den Römern der Sieg. Die Consuln, denen jetzt der Weg nach Afrika offen stand, wiesen Anträge auf Friedensverhandlungen zurück. Sie landeten an der afrikanischen Küste und nahmen mit leichter Mühe Clupea (Aspis). Manlius kehrte darauf mit großer Beute und 20,000 Gefangenen nach Rom zurück; Regulus blieb in Afrika. Die Karthager, schwer bedrängt von Regulus, der die Hauptstadt bedrohte, waren bereit, den Frieden mit großen Opfern zu erkaufen, doch erwies sich Regulus zu maßlos in seinen Forderungen. Da er von den Karthagern unbedingte Unterwerfung verlangte, beschlossen sie, die Vertheidigung fortzusetzen,

zumal Hülfsvölker aus Griechenland, geführt von dem kriegskundigen Lacedämonier Xanthippus, unterwegs waren. Xanthippus, mit dem Oberbefehl betraut, zog den Römern mit 16,000 Mann und 100 Elephanten entgegen, schlug das römische Heer und machte viele Gefangene, unter ihnen auch den Consul Regulus. Zur See gewannen dagegen die Römer einen neuen Sieg, aber ein Sturm vernichtete darauf den größten Theil der Flotte.

Eine Reihe von Jahren ward der Krieg mit abwechselndem Glücke, jedoch zumeist zum Schaden der Karthager fortgeführt. Im Jahre 250 v. Chr. griff der karthagische Feldherr Hasdrubal den Proconsul Cäcilius Metellus in Panormus an, wurde aber von diesem aufs Haupt geschlagen. Als Metellus seinen Triumph in Rom feierte, folgten ihm dreizehn gefangene karthagische Anführer und 104 erbeutete Elephanten. Letztere wurden im Circus mit Wurfspießen getödtet, um durch dies Schauspiel dem Volke die Furcht vor ihnen zu benehmen.

Um diese Zeit soll von Karthago aus der Consul Regulus, den man bis dahin in der Gefangenschaft festgehalten hatte, unter der Bedingung nach Rom gesandt worden sein, mit dem Senat zu Gunsten eines Friedens zu unterhandeln, im Fall des Mißlingens seiner Bemühungen aber nach Karthago zurückzukehren. Regulus habe jedoch, heißt es, den Römern nicht zum Frieden gerathen, sondern sie zu erneuter Kraftanstrengung angefeuert, sei dann aber auch, gemäß seinem Versprechen, trotz des Flehens der Gattin, der Kinder und der Freunde, nach Karthago zurückgekehrt, wo man ihm darauf einen martervollen Tod bereitet habe. Dagegen sagen andre Nachrichten, Regulus sei in Karthago eines natürlichen Todes gestorben und jene Erzählung nur erfunden, um es zu beschönigen, daß von seiner Gattin und seinen Söhnen zwei karthagische Feldherren, die in ihre Gewalt gekommen seien, unmenschlich behandelt worden, so daß der Senat sich habe ins Mittel legen müssen.

Nachdem der Consul Lutatius Catulus den Feind zur See geschlagen und ihm 120 Schiffe theils in den Grund gebohrt, theils genommen hatte (241 v. Chr. bei den ägatischen Inseln), wurde den Karthagern der Friede unter harten Bedingungen gewährt. Sie mußten die Insel Sicilien an Rom abtreten, alle Gefangenen ohne Lösegeld freigeben und eine Kriegsentschädigung von 3200 Talenten zahlen. Drei Jahre später (238 v. Chr.) verloren sie auch noch die Inseln Sardinien und Corsika an Rom.

Kaum hatten es die Römer zu diesem großen Erfolge im Süden

und Westen gebracht, so traten Umstände ein, die sie nöthigten, ihre Waffen nach dem Norden Italiens zu tragen. Die Boier, Insubrer und Gäsaten erhoben sich gemeinsam wider sie. Anfangs waren die vereinten Feinde siegreich, bald aber wurden sie geschlagen, endlich vollständig niedergeworfen. Durch diese Siege rückten die Grenzen des römischen Gebiets bis zu den Alpen hinauf (222 v. Chr.).

Fast um dieselbe Zeit, in der sie im Norden stritten, züchtigten die Römer die Königin von Illyrien, Teuta, die es begünstigt hatte, daß von ihren Unterthanen die östliche Küste des römischen Gebietes vielfach durch Seeräubereien beunruhigt worden war. Die Römer gewannen bei dieser Gelegenheit auf der Ostküste des adriatischen Meeres mehrere feste Punkte.

Zweiter punischer Krieg.

Inzwischen suchten sich die Karthager für die großen Verluste, die sie durch die Römer erlitten hatten, in dem silberreichen Iberien (Spanien) zu entschädigen. Dort besaßen sie Niederlassungen, die einst ihre Stammväter, die Phönicier, gegründet hatten. Der tapfere karthagische Feldherr Hamilcar mit dem Zunamen Barcas, d. i. Blitz, unternahm die Ausführung jenes Planes. Als er sich anschickte, von Afrika nach Spanien überzusetzen, bat ihn sein neunjähriger Sohn Hannibal, ihn mitzunehmen. Der Vater fragte ihn, ob er zu geloben bereit sei, die Römer zu hassen, so lange er lebe, und als der junge Hannibal dies zugesagt, führte ihn der Vater an einen Altar, hieß ihn denselben umfassen und sprach ihm den Schwur vor. Nie wurde ein Schwur redlicher gehalten. Im Lager, frei von den Verweichlichungen der Hauptstadt Karthago, verlebte Hannibal seine Knaben- und Jünglingszeit und nahm frühzeitig Theil an den Kämpfen des Vaters, der ein bedeutendes Gebiet Spaniens eroberte, endlich aber in einem Treffen fiel. Hamilcar's Schwiegersohn, Hasdrubal, setzte den Eroberungskrieg fort und gewann das Land bis zum Ebro, damals Iberus genannt. Um dem gewonnenen Gebiete einen festen Mittelpunkt zu geben, gründete er an der Küste des mittelländischen Meeres Neu-Karthago (jetzt Karthagena), das sich bald durch Pracht auszeichnete. Als er (221 v. Chr.) durch einen Sklaven meuchlings ermordet worden war, begehrte das Heer den achtundzwanzigjährigen Hannibal zu seinem Feldherrn, und der Senat in Karthago bestätigte seine Wahl. Größer noch war er als sein tapferer Vater Hamilcar Barcas, der einst gesagt hatte, er erziehe

in seinem Sohne Hannibal einen jungen Löwen, der an Rom Rache nehmen werde. Der Löwe, der sich in den Jahren der Kraft befand, hatte jetzt eine einflußreiche Stellung gewonnen, und zornfunkelnd schaute sein Auge nach Rom, dem er Rache bis in den Tod geschworen hatte. Kenner der Kriegskunst alter und neuer Zeit sagen gleichmäßig von Hannibal aus, daß er an Feldherrntalent den größten Kriegsmännern aller Zeiten zuzuzählen sei. Dabei zeichnete er sich auch als Soldat im engeren Sinne des Wortes im höchsten Grade aus. Keiner seiner Krieger that es ihm in Ertragung von Entbehrungen zuvor; er wollte aber auch vor keinem derselben etwas voraus haben. Er theilte mit den Kriegern das Mahl, er schlief, nur in seinen Mantel gehüllt, unter ihnen auf der bloßen Erde. Dabei war er in dem Grad mäßig und — in Bezug auf die ihm obliegenden Pflichten — rastlos, daß sogar ein römischer Schriftsteller (Livius) von ihm sagt, „daß er bei Speise und Trank nur das Bedürfniß, nicht die Lust als Maß kannte, und nur so viel Zeit, als seine Thaten ihm übrig ließen, der Ruhe widmete.“

Also geartet war der neue Feind Roms, mit dem letzterem ein Ringen auf Tod und Leben bevorstand. Hasdrubal hatte sich dem Verlangen Roms, die Eroberungen nicht über den Ebro auszudehnen, gefügt, Hannibal dagegen, kaum mit Vollmacht von dem Senat zu Karthago versehen, überschritt nicht nur sofort den Ebro, sondern er belagerte auch das mit Rom verbündete Sagunt, beides vorherrschend in der Absicht, Rom gegen sich herauszufordern. Eine römische Gesandtschaft, die ihn an das unter Hasdrubal geschlossene Abkommen erinnerte, wies er mit Heftigkeit ab, ließ eine zweite Gesandtschaft gar nicht vor, verstärkte dagegen seine Angriffe auf die Stadt, deren Bewohner nach heldenmüthiger Vertheidigung Feuer in ihre Häuser warfen und den Flammentod einer schimpflichen Ergebung vorzogen.

Nun ging von Rom eine Gesandtschaft, geführt von Q. Fabius Maximus, nach Karthago, um die Auslieferung Hannibal's zu fordern, und, falls diese nicht zugestanden würde, den Krieg zu erklären. Als Fabius im Senat Widerrede fand, legte er seine Toga in Falten, sprechend: „Ich bringe euch Krieg und Frieden; nehmt, was euch gefällt.“ Trotzigen Muthes entgegnete der Vorsitzende des karthagischen Senats: er möge geben, was ihm beliebe! Als nun Fabius seine Toga mit den Worten entfaltete: „So gebe ich euch den Krieg!“ riefen die Senatoren mit Heftigkeit: „Wir nehmen ihn an und werden ihn mit dem Muthe, mit dem wir ihn annehmen, auch zu führen wissen!“ —

So begann denn (218 v. Chr.) ein neuer Krieg zwischen Rom und Karthago. Rom erwartete einen Angriff zur See, Hannibal aber hatte Anderes im Sinn. Er ließ unter seinem Bruder Hasdrubal eine starke Besatzung zur Behauptung der karthagischen Eroberungen in Spanien zurück und brach im Frühjahr 218 an der Spitze eines Heeres von 50,000 Mann zu Fuß, 9000 Reitern und 37 Kriegselephanten auf, um auf dem nächsten Landwege nach Italien zu gelangen. Der Flotte hatte er die Aufgabe gestellt, theils die afrikanische Küste zu decken, theils, während er von Norden her in Italien eindringen würde, die westlichen Küsten Italiens zu verheeren. Er ging über den Ebro, die Pyrenäen, die Rhone und gelangte endlich, nachdem er auf dem langen Wege Kämpfe mancherlei Art zu führen gehabt hatte, an den Fuß der Alpen. Nun galt es, die schneebedeckten, die Wolken überragenden Höhen mit Kriegern aus südlichen Gegenden und mit Elephanten zu übersteigen, ein Unternehmen, an dessen Durchführbarkeit das Heer nur glaubte, weil Hannibal es führte. Fast unertragbar waren die Beschwerden, die das Heer bei dem Besteigen der wegelosen, von Schnee und Eis starrenden Berge zu erdulden hatte. Dabei wurde ihm noch das Aufsteigen durch unaufhörliche Angriffe der wilden Alpenbewohner erschwert, die aus sicheren Höhen Felsstücke und Bäume herabschleuderten. Viele Elephanten glitten aus und stürzten in die Tiefe, in der Regel eine mehr oder minder große Zahl von Menschen mit sich hinabreißend. Die Kälte war gräßlich, dabei waren die Lebensmittel schon beim Hinaufsteigen knapp. Am neunten Tage hatte das Heer die Höhe erreicht. Die Ermattung der Krieger war so groß, daß Hannibal sich genöthigt sah, ihnen hier auf den Eisfeldern und in den schneidend kalten Winden zwei Ruhetage zu gönnen. Und nun erwies es sich, daß, entgegen den gehegten Hoffnungen, die Gefahren des Hinabsteigens die des Hinaufsteigens noch überboten. Die Wege waren steiler, und dabei waren die Kriegsleute kraftlos. Eine Zahl derselben blieb auf dem Wege zurück und fiel dem Hunger und der Kälte zur Beute, Andere wurden von Lawinen begraben. Man kam an einen Abgrund, der das Fortschreiten hemmte, und es mußte ein Weg seitwärts durch eine Felswand gehauen werden. Endlich — am fünfzehnten Tage — war der südliche Fuß der Alpen erreicht. Hannibal hielt Musterung über das Heer, und es ergab sich, daß dasselbe bis unter die Hälfte, nämlich bis auf 20,000 Mann Fußvolk und 6000 Reiter zusammengeschmolzen war. Von sämmtlichen Elephanten war

nur noch einer vorhanden. Die Krieger glichen überdies eher wandelnden Todtengerippen als Menschen.

Wäre jetzt ein Angriff von Seiten der Römer erfolgt, an Widerstand hätte kaum gedacht werden können. Der Rath Einsichtiger, die Karthager am Fuße der Alpen zu empfangen, war verschmäht worden. Jeder Tag erwies sich nun für Hannibal als ein Gewinn: seine Krieger kamen wieder mehr und mehr zu Kräften. Der erste kriegerische Zusammenstoß war ein Reitertreffen, das zum Nachtheil der von Publius Cornelius Scipio geführten Römer ausfiel. Der Consul Tiberius Sempronius, der mit einem starken Heere herzurückte, wollte die erlittene Niederlage wieder gut machen, griff Hannibal an der Trebia an, wurde aber vollständig geschlagen, und es kamen von 40,000 Römern nur 10,000 mit dem Leben davon. Etwas, worauf Hannibal gerechnet hatte, geschah jetzt: es schlossen sich gallische Völkerschaften, in denen der Haß gegen die Römer immer noch lebendig war, ihm an. Im nächsten Frühjahr drang er in Mittelitalien ein. Ein Fluß trat über seine Ufer, die Soldaten mußten drei Tage und drei Nächte im Wasser waten. Lastwagen blieben stecken, viele Pferde kamen um. Die Erkältung zog dem Feldherrn ein Augenübel zu, das er nicht abwarten konnte, und er verlor ein Auge. Noch war er leidend, da ward ihm verkündet, es ziehe ein starkes römisches Heer, geführt von dem Consul C. Flaminius, herzu. Er lockte nun den Feind nach dem von hohen Bergen eingeschlossenen See Trasimenus und schlug ihn hier bis zur Vernichtung. An Gefangenen geriethen 15,000 Römer in seine Gewalt, eben so groß war die Zahl der Todten, unter denen sich auch der Consul befand. Hannibal hatte nur 1500 Mann verloren, und dies waren meist Gallier.

Viele waren der Meinung, Hannibal werde jetzt ohne Verzug seinen Weg auf Rom nehmen. Er hatte sich aber Rom für den letzten Schlag ersehen, und um diesen mit Sicherheit ausführen zu können, erwartete er Zuzug aus Spanien. Diesen zu verhindern, hatte Rom zwei erprobte Feldherren nach Spanien gesandt, und es gelang ihnen auch für jetzt, Hasdrubal, Hannibal's Bruder, festzuhalten. Unter diesen Umständen zog Hannibal nach Süditalien, um, wie es ihm in Norditalien gelungen war, Völkerschaften, die den Römern unterthänig geworden waren, zum Abfall zu bewegen. Nur zu einem Theile waren seine Bemühungen erfolgreich.

Die Römer nahmen ihre Zuflucht zur Dictatur, und es ward mit derselben der zwar schon bejahrte, aber noch rüstige Q. Fabius Maximus

(der später — wir werden hören, weshalb — den Beinamen Cunctator, d. i. Zauderer erhielt) betraut. Ihm ward als Prodictator M. Minucius Rufus zur Seite gestellt, und Letzterem die Führung der Reiterei übergeben. Fabius begleitete den Feind auf seinem Marsche fortgesetzt, suchte ihn durch Kreuz- und Querzüge zu ermüden und zog sich, so oft jener auf ihn eindrang, um ihn zu einer Schlacht zu nöthigen, auf eine Höhe zurück, daselbst eine unangreifbare Stellung einnehmend. Dies entsprach wenig der bisher von Rom geübten Kriegsführung, war aber der besonderen Lage angemessen. Man sah zum ersten Male einen Feldherrn, der einzig und allein durch Märsche seinem Gegner Abbruch zu thun verstand. Plötzlich saß Hannibal in einem Hohlwege gefangen, in den er aus Unkunde gerathen war. Aber einen Hannibal also haben und ihn festhalten, ist ein Zweifaches. In der Nacht ließ er 2000 Stiere vorführen, denen auf seine Anordnung Reisbündel an die Hörner gebunden worden waren. Die Bündel wurden angezündet, das wüthende Heer stürzte sich auf die Römer, die dadurch aufgeschreckt und zur Flucht veranlaßt wurden, so daß der Weg für Hannibal frei ward.

Minucius, dem diese Art Kriegsführung nicht behagte, wäre beinahe in eine Falle gegangen, die ihm Hannibal gelegt hatte. Fabius hielt ihn rechtzeitig zurück. Man erkannte, daß Fabius gerade durch sein Vielen nicht behagendes Zaudern dem Staate ein unter den obwaltenden Umständen kostbares Gut gewann: Zeit, die Legionen wieder zu vervollständigen. Dies geschah, und Rom gebot endlich über 80,000 Mann Fußvolk und 7000 Mann Reiterei. Für das Jahr 216 v. Chr. erhielten das Consulat C. Terentius Varro und L. Aemilius Paullus. Sie meinten mit der Macht, die ihnen zu Gebote stand, eine Schlacht wagen zu dürfen, und es fand diese in der Ebene von Cannä statt. Die Römer erlitten eine unerhörte Niederlage, denn sie verloren allein an Todten 50,000 Mann, unter ihnen den Consul Paullus, 80 Senatoren, 30 gewesene Consuln, Prätoren und Aedilen. Mit dem Consul Varro entkamen nur 70 Reiter von 7000. In Rom herrschte allgemeine Trauer, denn kaum ein Haus gab es, das nicht einen Sohn oder einen Verwandten zu beweinen hatte. Viele hielten die Stadt nun für verloren, und hätte Hannibal jene erbetene Unterstützung aus Karthago erhalten, es möchte die Befürchtung zur Wahrheit geworden sein. Aber auch sein Heer war erschöpft, dazu fehlte es in den ausgeplünderten Gegenden an Lebensmitteln.

In der außerordentlich schwierigen Lage, in der sich Rom befand, erwies sich der Senat wahrhaft groß. Auf Hannibal's Antrag, die

Gefangenen loszukaufen, antworteten die Senatoren ablehnend, um den Schein nicht aufkommen zu lassen, als ob sie daran dächten, ihren Widerstand aufzugeben. Da Hannibal's Gegner in Karthago es verhinderten, daß ihm Unterstützung aus dem Heimathlande gewährt wurde, suchte er Bündnisse mit größeren Völkerschaften anzuknüpfen. Er gewann Syracus und Macedonien, doch war die Betheiligung beider Staaten nicht kräftig genug.

Der Senat hatte, wie schon bemerkt, mit Eifer zu verhindern gestrebt, daß dem großen Römerfeinde Zuzug aus Spanien komme. Indem er die römische Heermacht in Spanien verstärkte, errichtete er in Italien neue Legionen und wußte die Bevölkerung zu beispielloser Hingabe zu entflammen. Eine solche Hingabe mußte endlich von Erfolg gekrönt werden. Die Römer gewannen unter Führung des Marcellus (215 v. Chr.) bei Nola den ersten Sieg über Hannibal. Nachdem Marcellus bald darauf auch bei Benevent gesiegt hatte, schiffte er sich nach Sicilien ein und belagerte Syracus. Diese Stadt stand hinsichtlich ihrer Größe, der Pracht ihrer Gebäude und ihres Reichthums den berühmtesten Städten ihrer Zeit nicht nach. Sie zählte gegen 300,000 Einwohner, ihr Umfang betrug sechs Meilen. Marcellus fand den nachhaltigsten Widerstand. Am meisten verdient um die Vertheidigung machte sich Archimedes, der bedeutendste Geometer und Mechaniker des Alterthums. Die von ihm erfundenen Wurfmaschinen waren es namentlich, die den Römern die Einnahme der Stadt bisher unmöglich gemacht hatten. Im Frühjahr 212 wurde von den Syracusern, die sich sicher fühlten, ein dreitägiges Fest gefeiert. Diesen Umstand benutzte Marcellus, unternahm in der Nacht einen Sturm und gewann die Stadt, in der bis in den Tag hinein ein furchtbares Blutbad angerichtet wurde. Archimedes, nichts ahnend von dem Geschehenen, saß vor seiner Tafel. Einem römischen Soldaten, der in sein Zimmer stürmte, rief er zu: „Bringe mir meine Kreise nicht in Unordnung!" Der rohe Soldat, der ihn nicht kannte, stieß ihn nieder. Marcellus, der darüber sehr betrübt war, ließ den Getödteten ehrenvoll begraben. Daß er vermittelst eines Brennspiegels die römischen Schiffe angezündet habe, gehört in das Reich der Fabeln. Darauf gewannen die Römer auch Capua und straften den Abfall dieser Stadt erbarmungslos. Die vornehmsten Personen, 70 an der Zahl, wurden hingerichtet, alle übrigen Einwohner in die Sclaverei verkauft. Dies erschreckte die italienischen Bundesgenossen Hannibal's derartig, daß sie sämmtlich von ihm abfielen. Kam ihm nun nicht Hilfe aus Spanien, so vermochte er sich nicht zu halten.

Anfänglich waren die nach Spanien gesandten römischen Feldherren, die beiden Brüder Publius Scipio und Gnäus Scipio, im Kampfe glücklich gewesen; dann aber hatte sie Hasdrubal einzeln geschlagen, und sie selbst waren in den Kämpfen gefallen. Nun galt es für den Senat, an Stelle der Gefallenen einen neuen Feldherrn nach Spanien zu senden. Die großen Schwierigkeiten einer solchen Stellung bewirkten, daß Niemand den Muth hatte, sich in der zur Wahl anberaumten öffentlichen Versammlung zu melden, was auf Senat und Volk einen außerordentlich niederbeugenden Eindruck hervorbrachte. Da trat ein junger schöner Mann auf, der damals vierundzwanzig Jahre alte P. Cornelius Scipio, der Sohn des Publius Scipio, der in Spanien gefallen war, und bewarb sich um das Feldherrnamt. Es ward dem Kühnen Beifall von allen Seiten zugerufen. Nicht der Eindruck seiner Persönlichkeit allein bewirkte dies. Man kannte bereits seine Tugend und Tüchtigkeit. Schon als siebenzehnjähriger Jüngling hatte er sich rühmlich im Felde ausgezeichnet. In dem ersten Treffen, das sein Vater dem Hannibal geliefert hatte, war der junge Scipio der Tapfersten einer gewesen, ja er hatte seinem Vater durch seine Kühnheit das Leben gerettet. Aber bei einzelnen Senatoren erregte doch alsbald seine Jugend Bedenken. Ein Alter von vierundzwanzig Jahren, ward gesagt, könne unmöglich zu Erfahrungen geführt haben, die für das zu verleihende Amt nöthig seien. Es ward ferner gesagt, er gehe aus zwei Trauerhäusern hervor, um in einem Lande zwischen den Grabmälern seines Vaters und seines Oheims Krieg zu führen! — Doch er antwortete mit solcher Würde, Zuversicht und Klarheit, daß die Besorgten verstummten und ihm darauf vom Senate das Feldherrnamt übertragen ward. Alsbald begab er sich nach Spanien, um sich der Lösung der ihm gestellten großen Aufgabe zu unterziehen. Hier fand er verdiente alte Krieger, und es war zu befürchten, daß diese an seiner Jugendlichkeit mehr noch Anstoß nehmen würden, als dies in Rom geschehen war. So mußte es sein erstes Bestreben sein, sich das Vertrauen Jener zu erobern, und es gelang ihm dies in vollkommenster Weise durch die Rede, mit der er sich beim Heere einführte. Da die Rede zugleich einen tiefen Blick in die Erhabenheit seines Wesens thun läßt, geben wir dieselbe. „Kein Feldherr vor mir," sagte er, „hat seinen Soldaten, bevor er ihre Dienste in Anspruch nahm, nach Recht und Verdienst Dank abstatten können. Mich verpflichtete das Schicksal dazu, ehe ich noch dies Land und dies Lager erblickte, erstlich weil ihr gegen meinen Vater und gegen meinen Oheim im Leben und im Tod euch so treu gezeigt habt, dann aber auch, weil

ihr die durch so großes Unglück verloren gegangene Provinz dem römischen Volk und mir, dem Nachfolger Jener, ungeschmälert erhalten habt. Jetzt nun beabsichtigen wir mit der Götter Hilfe durchzusetzen, nicht daß wir in Spanien bleiben, nein, daß die Karthager nicht mehr bleiben; nicht, daß wir vor dem Ebro stehen bleiben und den Feind am Uebergang hindern, nein, daß wir ihn überschreiten und den Krieg hinübertragen. Manchem unter euch mögen wohl diese Pläne zu großartig und kühn im Verhältniß zu den kürzlich erlittenen Niederlagen oder zu meiner Jugend erscheinen. Niemand wird schwerer jene unglücklichen Schlachten vergessen können als ich, der innerhalb eines Monats Vater und Oheim verloren. Aber beugt auch die Trauer und Verwaisung meiner Familie mich tief darnieder, so verbietet mir doch das Geschick und die Tüchtigkeit unseres Volkes, an seinem endlichen glücklichen Ausgange zu verzweifeln. Unser Loos ist vom Schicksal so bestimmt, daß wir in allen bedeutenden Kriegen erst besiegt den Sieg davontragen. Ich will nicht von der alten Zeit reden; ich will bei den punischen Kriegen anfangen. Welche Flotten, welche Feldherren, welche Heere haben wir im ersten Kriege verloren! Was soll ich von dem gegenwärtigen Krieg erst sagen? Seinen Niederlagen habe ich allen entweder selbst beigewohnt, oder ich habe sie, wenn dies auch nicht der Fall war, mehr und tiefer als irgend Jemand empfunden. Trebia, der trasimenische See, Cannä, was sind sie anders als Denkmale vernichteter römischer Heere und Consuln? Dazu der Abfall Italiens, des größeren Theils von Sicilien, Sardiniens; dazu die letzte Noth und Angst: ein punisches Lager zwischen dem Anio und den Mauern Roms und Hannibal hart an den Thoren der Stadt: — in diesem allgemeinen Verfall stand allein unberührt und unerschüttert die Tüchtigkeit des römischen Volkes; sie war es, die wieder aufrichtete und erhob, was zu Boden geschmettert war. Vor Allen habt ihr, Soldaten, nach der Niederlage bei Cannä euch Hasdrubal unter der Leitung meines Vaters in den Weg gestellt, als er nach den Alpen und Italien zog. Es würde kein römisches Volk mehr geben, wenn er sich damals mit seinem Bruder verbunden hätte. Dieses Glück ließ uns das erlittene Unglück leichter tragen. Jetzt gestalten sich durch die Gnade der Götter alle Verhältnisse von Tag zu Tag glücklicher und besser. Bereits erfleht Hannibal nichts weiter von den Göttern, als unversehrt aus Italien weichen zu dürfen. Wie sollte es nun sich unter den gegenwärtigen glücklichen Umständen für euch ziemen, muthlos zu sein, die ihr Roms Geschick aufrecht erhalten habt, als Niederlage sich auf Niederlage häufte und die Götter selbst auf

Hannibal's Seite zu stehen schienen? Wohlan, ihr Soldaten, seid nur günstig dem Namen der Scipionen, dem neuen Reis, welches aus dem alten abgehauenen Stamme emporwächst; wohlan, ihr alten Soldaten, führt das neue Heer und den neuen Feldherrn über den Ebro, führt sie in die Länder, durch die ihr so oft mit tapfern Thaten gezogen seid! Bald will ich bewirken, daß, wie ihr in meinen Gesichtszügen und meiner Körpergestalt die Aehnlichkeit mit Vater und Oheim herausfindet, ihr auch euren Feldherrn Scipio in mir wieder erstanden oder neu geboren meinet."

Mit dieser Rede gewann sich Scipio die Herzen der Krieger, und mit diesen Kriegern gewann er sich darauf auch herrliche Siege. Er eroberte Neu-Karthago, schlug kurze Zeit darauf den bis dahin meist glücklichen Hasdrubal, vermochte es jedoch nicht zu verhindern, daß derselbe mit 60,000 Mann nach Oberitalien zog. Sein Bruder Hannibal bedurfte gerade jetzt des Beistandes mehr als je, und die Vereinigung Beider hätte für Rom sehr gefährlich werden können. Es gelang, dieser drohenden Gefahr sich zu erwehren. In Eilmärschen ward dem im Norden einbrechenden karthagischen Hülfsheere ein römisches Heer unter dem Consul M. Livius Salinator entgegen gesandt, und es kam bei Sena am Metaurus (207 v. Chr.) zur Schlacht. Das karthagische Heer ward vernichtet, Hasdrubal selbst fiel.

Hannibal war von jetzt ab in Italien nur noch auf Vertheidigung angewiesen, aber auch darin zeigte er sich groß und wußte sich noch mehrere Jahre in Bruttium zu halten, bis er zur Vertheidigung Karthago's nach Afrika zurück berufen wurde.

Daß diese Zurückberufung Hannibal's erfolgte, bewirkte das Schwert des tapfern P. Cornelius Scipio, der es von Anfang an darauf abgesehen hatte, den Krieg nach Afrika hinüber zu tragen. Erst nach langem Widerstreben war ihm von dem Senat Zustimmung ertheilt worden. Er setzte nun (204 v. Chr.) auf einer Flotte von 40 Kriegsschiffen nach Afrika über. Vorher hatte er schon die beiden Numidierfürsten Syphax und Masinissa zu Bundesgenossen gegen die Karthager zu gewinnen getrachtet. Beide hatten ihm auch ihren Anschluß zugesagt, aber Syphax fiel wieder von ihm ab und schloß sich den Karthagern an. Er rückte in Gemeinschaft mit einem karthagischen Heer den Römern entgegen, und es kam (203 v. Chr.) bei Utica zur Schlacht. Scipio gewann über das vereinte Feindesheer einen glänzenden Sieg. Syphax, der in römische Gefangenschaft gerieth, ward nach Rom gesandt. Nun erschien eine Gesandtschaft aus Karthago bei dem Sieger und bat um billige Friedensbedingungen. Scipio forderte Schweres:

außer einer ungeheuren Geldsumme Verzichtleistung auf Spanien und die Inseln zwischen Italien und Afrika und Auslieferung der Kriegsschiffe bis auf zwanzig. Die Gesandtschaft äußerte sich zustimmend; bald aber stellte sich heraus, daß man nur verhandelt hatte, um Zeit zu gewinnen. Damals war an Hannibal von dem Senate zu Karthago der gemessene Befehl ergangen, zum Schutz der bedrohten Hauptstadt eilig zurückzukehren. Mit Zähneknirschen vernahm er die Botschaft. „So ist denn," rief er aus, „Hannibal besiegt worden, nicht vom römischen Volke, sondern vom Neide des karthagischen Senates!" — Vierzehn Jahre hatte er in Italien in Waffen gestanden, und nicht ein einziges Mal waren ihm von Afrika aus Verstärkungen gesandt worden. —

Als Hannibal kam, fand er Scipio schon bis zu dem nur fünf Meilen von Karthago entfernten Zama vorgerückt. Hannibal, der die gefährliche Lage des Vaterlandes durchschauete, wünschte eine Unterredung mit Scipio, um, wenn möglich, für Karthago einen ehrenvollen Frieden zu vermitteln. Die beiden großen Männer trafen zusammen. „Eine Zeit lang," erzählt ein Augenzeuge, „standen die gewaltigen Heerführer einander stumm gegenüber, indem sie von gegenseitiger Bewunderung wie betroffen waren." So eindringlich Hannibal darauf auch zu Gunsten eines billigen Friedens redete, Scipio zeigte sich seinen Vorschlägen nicht geneigt, erklärte vielmehr, jetzt sei es zu spät dazu, und es möge der Kampf des nächsten Tages entscheiden, wem das Glück für immer günstig sei. So erfolgte denn (202 v. Chr.) die Schlacht bei Zama, in der Hannibal vollständig geschlagen wurde, 20,000 Mann an Todten, eben so viel an Gefangenen verlor. Er rieth jetzt selbst dem Senat, Frieden um jeden Preis zu schließen.

Scipio hatte seine Forderungen noch verschärft, und Karthago nahm sie an. Die Karthager mußten ihre Flotte bis auf 10 Kriegsschiffe ausliefern, mußten sich verpflichten, 10,000 Talente innerhalb der nächsten 50 Jahre zu zahlen, ebenso, sich ohne Einwilligung Roms in keine Kriegsunternehmungen einzulassen, mußten Verzicht leisten auf Spanien und die bisher streitigen Inseln.

Dem Sieger ward in Rom ein herrlicher Triumph bereitet; aber er blieb bescheidenen Sinnes, wie er es gewesen war, und er nahm die Ehrenbezeugungen mehr um deren willen an, die sie ihm bereiteten, als weil er sich in dem Glanze derselben wohlgefiel. Der Senat ehrte ihn durch den Beinamen Afrikanus; es war dies das erste Beispiel, daß Jemand durch den Namen des von ihm besiegten Volkes ausgezeichnet ward.

Der macedonische und der syrische Krieg.

Der Krieg gegen Karthago, so schwierig er auch gewesen war, hatte Rom zuletzt doch reich gemacht. Von Scipio allein waren 123,000 Pfund Silber in den Staatsschatz gelegt worden! Aber welche Schätze waren außerdem erbeutet worden! Und Rom war in den Besitz herrlicher Länder gelangt! Was Wunder, wenn sich im Hinblick auf solche Erfolge in den Römern entsprechende Grundsätze ausbildeten! Fr. Fiedler zählt als Grundsätze solcher Art auf: niemals Frieden zu schließen, als wenn man gesiegt hat; aus jedem Kriege die Mittel zu weiteren Kriegen zu ziehen; die Besiegten zu schonen und die Trotzigen niederzukämpfen; die Feindeskräfte zu theilen, zu hemmen und zu vernichten (divide et impera); die Völker mit dem schönen Namen der Bundesgenossenschaft zu täuschen, sie dann immer abhängiger zu machen und endlich als Unterworfene zu behandeln. Die Länder wurden Provinzen und somit Eigenthum des römischen Staates, welcher nach Willkür über alle Hilfsquellen derselben an Geld und Menschen gebieterisch verfügte. Am meisten jedoch trug zur schnellen Erlangung der Weltherrschaft der Umstand bei, daß gerade die bedeutendsten Staaten, Aegypten, Macedonien und Syrien, innerlich geschwächt und zerfallen waren und von wortbrüchigen und üppigen Tyrannen beherrscht wurden. Auch Griechenland, das einst dem großen Perserreiche widerstanden hatte, mußte, weil es uneinig und durch Parteien zerrissen war, erliegen.

In der Schlacht bei Zama, in der Scipio seinen großen Gegner Hannibal besiegte, hatten auch 4000 Macedonier auf Seiten der Karthager gefochten. Dies vergaßen die Römer nicht, und sie späheten nach Gelegenheit, Rache dafür an Macedonien zu nehmen. Die Gelegenheit fand sich. Griechenland wurde zerrissen von innern Kriegen, und die Feinde der Athener hatten sich um Beistand an den König Philipp III. von Macedonien gewandt. Dieser verwüstete das athenische Gebiet, was wiederum die Athener bestimmte, die Hilfe Roms für sich in Anspruch zu nehmen. Indem Rom bereitwillig auf das Verlangen Athens einging, ließ es sich zugleich durch die Rücksicht bestimmen, Macedonien in seinem Aufschwunge (damit es ihm nicht über Kurz oder Lang gefährlich würde) zu hemmen. Philipp hatte sich dem Könige von Syrien zu dem Zweck angeschlossen, in Gemeinschaft mit ihm Aegypten, das damals von dem fünfjährigen Knaben Ptolemäus Epiphanias beherrscht wurde, zu erobern und zu theilen, und es war ihm auch bereits gelungen, einen ansehnlichen Theil

des Landes (die ägyptischen Besitzungen in Kleinasien und auf den Cycladen) sich anzueignen. Es wurde nun (200 v. Chr.) ein römisches Heer nach Griechenland gesandt. Der Führer desselben war der Consul T. Quinctius Flamminius, ein ausgezeichneter Feldherr und zugleich ein begeisterter Verehrer griechischen Wesens. Nachdem derselbe auch die Athen feindlichen Griechen auf seine Seite gezogen hatte, errang er (197 v. Chr.) über Philipp bei den in der Nähe von Scotussa gelegenen Hügeln, die Hundsköpfe (Kynoskephalä), einen entschiedenen Sieg. Philipp bat um Frieden, der ihm unter den drückendsten Bedingungen zugestanden wurde. Er mußte 1000 Talente Kriegsentschädigung zahlen, verlor alle auswärtigen Besitzungen, seine Kriegsmacht ward auf 5000 Mann und 5 Kriegsschiffe beschränkt, und er durfte sich ohne Genehmigung Roms in keinen Krieg einlassen. Damit war die Macht Macedoniens, das lange Zeit einen bedeutenden Einfluß auf Griechenland ausgeübt hatte, gebrochen.

Flamminius war der rechte Mann dazu, die Griechen einzuschläfern, weil er, wie bemerkt, Sinn und Verständniß für griechisches Wesen hatte. Auf den isthmischen Spielen (196 v. Chr.) ließ er den Griechen durch einen Herold verkünden, daß ihre Städte nicht nur des macedonischen Einflusses enthoben, sondern von Rom überhaupt für frei und selbstständig erklärt worden seien. Es stimmte dies die Anwesenden zu unermeßlichem Jubel, und nur Wenige durchschaueten die Politik Roms, der die Berechnung zu Grunde lag, Entzweiungen der griechischen Völkerschaften unter sich, auf die bei der Gesunkenheit der Gesinnung zu rechnen war, zu fördern und zu benutzen und auf diese Art festen Fuß in Griechenland zu fassen.

Kaum war Macedonien niedergeworfen, so stand für Rom ein Krieg mit dem Könige Antiochus (dem Großen) in Syrien in Aussicht. Dieser hatte sich mehrerer griechischer Städte bemächtigt, er besetzte sogar den thracischen Chersones, ohne sich an die Drohung der Römer zu kehren, die ihm hatten sagen lassen, daß sie jeden Versuch seinerseits, sich in Europa festzusetzen, als eine Feindseligkeit gegen Rom ansehen würden.

Nicht durch Geld und Mannschaften, wohl aber durch Rath wurde Antiochus in seiner Feindseligkeit gegen Rom von Karthago aus unterstützt und zwar von dem unversöhnlichen Römerfeinde Hannibal, der daselbst um diese Zeit eines der höchsten Staatsämter (das eines Suffeten) bekleidete, und der unablässig daran arbeitete, zwischen Karthago, Syrien, Macedonien und denjenigen griechischen Staaten, die Rom abgeneigt geblieben waren, ein Bündniß gegen Rom zu Stande

zu bringen. Die Römer erhielten Kunde davon, und sie schickten eine Gesandtschaft nach Karthago, die drohend Jenes zur Sprache brachte und Genugthuung begehrte. Hannibal, der fürchten mußte, daß Karthago, welches zur Zeit Rom gegenüber so gut wie ohnmächtig war, ihn den Feinden ausliefern würde, floh zur Nachtzeit und schiffte sich am nächsten Tage ein, um sich zu Antiochus zu begeben. So schied der Mann aus seinem Vaterlande, der sich als Feldherr wie als Staatsmann gleich groß erwiesen hatte. Bald vernahmen die Römer, Hannibal befinde sich an dem Hofe des Königs Antiochus. Um eine Gegenwirkung auszuüben, sandten sie Scipio Africanus zu Antiochus. Die beiden großen Feldherrn hatten hier mehrmals Unterredungen mit einander. Bei einer solchen richtete Scipio an Hannibal die Frage, wen er für den ersten Feldherrn der Welt halte. Hannibal nannte Alexander den Großen. Nach dem zweitbesten gefragt, nannte er Pyrrhus, nach dem dritten sich selbst. Als darauf Scipio lächelnd fragte, was er von sich halten würde, wenn er ihn besiegt hätte, antwortete Hannibal, dann würde er sich über alle Feldherren der Welt stellen. Durch diese Aeußerung fühlte Scipio sich nicht wenig geschmeichelt.

Diese Unterredungen machten den König Antiochus zu seinem Schaden mißtrauisch gegen Hannibal, weshalb er auch dem Rathe desselben, die Römer mit aller Macht in Italien anzugreifen, nicht nachkam. Statt dessen entsprach er der Aufforderung der Aetoler, die den Kampf gegen Rom zu beginnen beschlossen, ihn um Beistand gebeten und ihm versichert hatten, es würden bei seiner Ankunft sich auch die übrigen Griechen gegen Rom erheben. Antiochus rückte nun (192 v. Chr.) an der Spitze eines Heeres in Griechenland ein. Die Römer, die in mehreren griechischen Städten Besatzungen hatten, stellten die in Griechenland verfügbare Macht dem Feinde unter dem Consul Manius Acilius Glabrio entgegen, und dieser brachte dem Könige Antiochus bei den Thermopylen (191 v. Chr.) eine so schwere Niederlage bei, daß derselbe nur mit wenigen Kriegern entkam. Das Hauptverdienst an dem Siege gebührte dem gewesenen Consul M. Porcius Cato, der die Schlacht als Legionsführer mitmachte. Die Zusicherung, daß das ganze Griechenland sich erheben würde, hatte sich nicht bewährt, die Mehrzahl der Griechen stand vielmehr auf Seiten der Römer und mit ihnen Rhodus, der König von Macedonien, und ebenso der König von Pergamum. Diesem Siege zu Lande folgten drei Siege zur See, in denen die syrische Flotte vernichtet wurde, wodurch den Römern der Weg nach Asien sich öffnete.

Einer der Consuln des nächsten Jahres war des großen Scipio Africanus Bruder, Lucius Cornelius Scipio. Ersterer erklärte im Senat, er sei bereit, wenn seinem Bruder die Fortführung des Krieges in Asien übertragen würde, diesen als Legat zu begleiten. So geschah es. Lucius schlug den König Antiochus bei Magnesia (190 v. Chr.) und zwang ihn zur Annahme eines den Römern höchst günstigen Friedens. Antiochus mußte 15,000 Talente Kriegsentschädigung zahlen und fast ganz Kleinasien abtreten, das (mit Ausnahme der dortigen griechischen Städte, die für frei erklärt wurden) die Römer an die Bundesgenossen vertheilten. Es geschah dies von Seiten der Römer, um die Bundesgenossen stark genug zu machen, macedonischen und syrischen Angriffen für die Folge widerstehen zu können, auch wollten sie den Schein der Herrschaft meiden. Die Aetoler, die den Krieg angefangen hatten, und die nun die ihnen auferlegte Kriegssteuer nicht zu zahlen vermochten, kamen unter römische Oberherrschaft. Dem Consul Lucius Cornelius Scipio wurde ein herrlicher Triumph zu Theil und dabei ihm der Beiname Asiaticus gegeben. Diese Ehre verdankte er seinem hochgesinnten Bruder, denn er war nur dem Namen nach Feldherr gewesen, während Scipio Africanus in der That den Oberbefehl geführt und den Sieg errungen hatte. „Mit dem asiatischen Heere hielten die ersten Reize der ausländischen Ueppigkeit in Rom ihren Einzug. Dieses Heer brachte zuerst die Tafelsessel mit ehernen Füßen, die kostbaren Zeugdecken, die Vorhänge und anderes Kunstgewebe, die Rundtische mit einem Fuß und die Trinktischchen in die Stadt. Nun erhöhte man die Freuden des Mahles durch Sängerinnen und Harfenmädchen und durch die während der Tafel belustigenden Kunstspieler; auch das Mahl selbst wurde mit größerer Sorgfalt und größerem Aufwande ausgerichtet: nun erhielt der Koch, bei dem Vorfahren im Preise und im Gebrauche der schlechteste Sclave, einen Werth, und was Knechtsgeschäft gewesen war, galt von jetzt ab als Kunst. Und doch war Alles das, was damals auffiel, im Verhältniß zu der Ueppigkeit, die nachkommen sollte, kaum der Keim."

Eine der Forderungen der Römer an den besiegten Antiochus hatte gelautet: „Auslieferung Hannibal's und der übrigen Friedensstörer!" — Aber der sechsundsiebenzigjährige Karthager, der sich auch noch als Flüchtling furchtbar zu machen wußte, hatte sich rechtzeitig eingeschifft und war zum Krieg gegen den König Prusias von Bithynien gegangen, den er zum Kriege gegen Eumenes von Pergamus zu bestimmen wußte. Des Eumenes, der geschlagen ward, nahm sich Rom an und verlangte unter Androhung des Krieges, Auslieferung Hannibal's.

Der eingeschüchterte Prusias vergaß der Pflichten der Gastfreundschaft und ließ das Haus Hannibal's mit Soldaten umstellen. Da forderte Hannibal von seinem treuesten Sclaven das Gift, das für den schlimmsten Fall in Bereitschaft gehalten worden war, und trank es mit den Worten: „So will ich denn die Römer von ihrer Furcht befreien, weil es ihnen zu lange währt, den Tod eines Greises abzuwarten.“ Das war das Ende eines der größten Helden der alten Welt, dem von seinem Vaterlande der Lohn vorenthalten worden war, den er so reichlich verdient hatte.

Sein großer Gegner Scipio Africanus, der in demselben Jahre starb, wurde ebenfalls durch den bittern Stachel des Undanks vielfach verletzt. Gegen jede wahre Größe erhebt sich die gemeine Gesinnung und ist bemüht, durch Lästerung sie hinabzuziehen in die eigene Niedrigkeit. Scipio Africanus ward fälschlich der Bestechlichkeit und Veruntreuung angeklagt; man benutzte sogar den Umstand, daß er an dem Hofe des Königs Antiochus einige Unterredungen mit Hannibal gehabt hatte, ihn der Untreue gegen Rom zu bezichtigen. Es traf sich, daß es gerade der Jahrestag der Schlacht bei Zama war, an welchem er einem seiner Feinde in der Volksversammlung Rede zu stehen hatte. Er beschränkte seine Vertheidigung auf folgende Worte: „Ich erinnere mich, daß es der heutige Tag ist, an welchem ich Hannibal, unserer Herrschaft größten Feind, in einer großen Schlacht auf afrikanischem Boden besiegt und uns einen unverhofften Frieden und Sieg errungen habe. Wir wollen nicht undankbar gegen die Götter sein: ich denke, wir lassen diesen Windbeutel da stehen und ziehen von hier gerade auf's Kapitol, um dem besten und größten Jupiter unsern Dank darzubringen!“ — Alles folgte ihm, die bessere Stimmung gewann die Oberhand, und der Ausdruck der Verehrung, der ihm an diesem Tage in Rom gezollt ward, überstieg an Lebhaftigkeit den, der sich an dem Tage seines Triumphs kund gegeben hatte. Dennoch kehrte er einer Bevölkerung, die es zugelassen hatte, daß ihm so Kränkendes widerfahren war, den Rücken, begab sich auf sein Landgut in Unteritalien und bestimmte kurz vor seinem Tode, daß sein Leichnam nicht nach Rom gebracht werde.

Der letzte Krieg mit Macedonien.

Philipp III. von Macedonien hatte Bittres zu erleiden gehabt. Zuerst war ihm von Rom ein schimpflicher Friede auferlegt, dann war er gezwungen worden, an der Seite des Feindes, den er auf

den Tod haßte, gegen Syrien zu kämpfen, und als nun der Krieg zu Ende war und Rom die großen Gebiete vertheilte, die Antiochus verloren hatte, ward ihm auch nicht die geringste Gebietserweiterung gegönnt, ja es wurden seine darauf hinzielenden Anträge mit Hohn zurückgewiesen. Die römische Politik im Morgenlande ging für jetzt dahin, die Kleinen größer zu machen und sie dadurch zu befähigen, den Größeren die Wage zu halten, bis eine Macht um die andere reif sei, in das römische Staatsgefüge, das sich jetzt schon den Völkern als Weltmacht angekündigt hatte, aufgenommen zu werden.

Als Philipp nun erkannte, daß es darauf abgesehen sei, ihn zu Grunde zu richten, beschloß er, das Schwert noch einmal zu ziehen, um entweder die alte Macht wieder zu erringen, oder mit Ehren unterzugehen. Mitten in den Vorbereitungen zum Kriege starb er.

Sein Sohn Perseus, der Erbe seines Thrones und seines Römerhasses, setzte möglichst geräuschlos, aber mit Eifer die Rüstungen fort, trat in Verbindung mit denjenigen griechischen Staaten, die wie er Rom feindlich gesinnt waren, und suchte ein Bündniß mit Syrien und Bithynien zu Stande zu bringen. Von diesen Unternehmungen empfingen die Römer Kunde durch den König Eumenes von Pergamus, der selbst nach Rom kam und dem Senat mündlich einen Bericht erstattete. Da Perseus nun auch noch die Forderung Roms, seine Rüstungen einzustellen, stolz abwies, kam es zum Kriege.

Zwei Jahre lang (171 und 170 v. Chr.) war das Glück dem macedonischen Könige im Felde hold gewesen, im dritten Jahre drangen zwar die Römer in Macedonien ein, aber Perseus hatte eine unangreifbare Stellung inne, und die Römer lagen ihm thatlos gegenüber. Um diese Zeit gelang es ihm, ein Bündniß mit dem Könige Genthius von Illyrien zu Stande zu bringen. Roms Art war es, wie wir wissen, in dem Maße die Anstrengungen zu verstärken, in dem die Schwierigkeiten wuchsen. Es sandte jetzt neue Truppen unter Führung seiner besten Feldherren gegen die Feinde. Der König von Illyrien, von L. Annucius angegriffen, sah sich treulos von Perseus im Stich gelassen, und es genügte dem tapfern Römer die Zeit eines Monats, die illyrische Macht niederzuwerfen und sich des Königs Genthius zu bemächtigen. Darauf aber nahete sich auch dem Perseus das Verderben. Die Leitung des in Macedonien lagernden römischen Heeres hatte Lucius Aemilius Paullus übernommen, dessen Vater ruhmvoll bei Cannä gefallen war. Aemilius beendete den Krieg in einem Feldzuge von funfzehn Tagen durch die Schlacht bei Pydna (168 v. Chr.). Der König floh, wurde gefangen genommen und nach Italien gesandt,

wo er in einem Kerker starb. Seine Schätze, 6000 Talente, waren den Römern in die Hände gefallen. Macedonien und Illyrien wurden — entgegen allen Erwartungen — für frei erklärt, ersteres jedoch in vier, letzteres in drei Freistaaten aufgelöst, denen jeglicher Verkehr unter einander verboten und in der Gesammtheit die Zahlung einer Jahressumme von 100 Talenten auferlegt ward.

Furchtbar war die Rache, die Rom gegen die Griechen ausübte, die dem Perserkönige mit den Waffen in der Hand Beistand geleistet hatten. In der Landschaft Epirus, die das römische Heer, ohne Widerstand gefunden zu haben, besetzt hatte, gingen an einem einzigen Tage 70 Städte in Flammen auf, darnach wurden 150,000 Einwohner in die Sclaverei verkauft. Die Kunde davon erregte Entsetzen im übrigen Griechenland. Dies steigerte sich noch mehr, als zehn römische Abgesandte erschienen, denen vom Senat der Auftrag ertheilt war, diejenigen Griechen zu ermitteln, die durch Wort und That sich im letzten Kriege den Römern feindselig erwiesen hatten. Gold lockt überall Verrätherseelen hervor; den Römern gelang es, die hervorragendsten Feinde Roms ausfindig zu machen. Der Auslieferung sich zu widersetzen, war für die Griechen, zumal sie noch unter dem Eindruck des Schreckens lebten, unmöglich, und so wanderten denn gegen tausend der angesehensten Männer nach Rom. Dort sollte, wie gesagt ward, eine Untersuchung über ihre Schuld geführt und gemäß dem Ergebniß erkannt werden.

Niederwerfung Griechenlands.

Von jenen tausend angesehenen Griechen, die man in Italien, ohne sie zu verhören, gefangen hielt, lebten 18 Jahre später (150 v. Chr.) nur noch 300. Da gab endlich Cato's Frage im Senat: „Wie lange werden wir uns noch darüber berathen, ob einige achäische Greise in Italien oder in Griechenland sollen begraben werden?“ den Anlaß, daß die noch Lebenden in die Heimath entlassen wurden. Ihr Erscheinen in Griechenland fachte die noch nicht erloschenen Rachegefühle in ihrem Volke zu hellen Flammen an. Namentlich suchten zwei der Zurückgekehrten, Critolaus und Diäus, den achäischen Bund zur Wiedereröffnung des Kampfes gegen Rom anzureizen. Den Beschlüssen desselben widersetzten sich die Spartaner, die deshalb von dem Bunde angegriffen wurden. Diesen Streit benutzten die Römer, die Auflösung des Bundes zu fordern, weil derselbe Unfrieden in Griechenland hervorrufe. Da ließ der Bund sich von Critolaus und

Diäus hinreißen, an Rom und Sparta den Krieg zu erklären. Den Römern kam dies erwünscht. Der Consul Metellus drang in Phocis ein und griff ein Griechenheer unter Critolaus an, der Schlacht und Leben verlor. Des Metellus Nachfolger, der Consul L. Mummius, vernichtete das zweite, von Diäus geführte Heer der Griechen. Diäus floh, tödtete sein Weib und darauf sich selbst. „So endete der letzte Anführer der freien Hellenen!" — Darauf drang Mummius in Corinth ein. Diese herrliche, von Hunderten der werthvollsten Statuen geschmückte Stadt, ward dem Untergange geweiht. Die unschätzbaren Werke der Kunst wurden theils zerstört, theils nach Rom gesandt, die Stadt, nachdem sie ausgeplündert worden war, niedergebrannt. Die waffenfähigen Mannschaften ließ Mummius tödten, Greise, Weiber und Kinder verkaufte er in die Sclaverei. Auch aus andern griechischen Städten wurden Schätze aller Art geraubt. Die Zahl der zusammengehäuften Kunstwerke war so groß, daß Mummius, da er die Möglichkeit nicht absah, sie insgesammt hinwegzubringen, Versteigerungen anstellen ließ. Wie sehr diesem Manne jeglicher Kunstsinn abging, erhellt daraus, daß er den Besitzern von Schiffen, die Kunstwerke nach Rom zu schiffen übernommen hatten, die Bedingung auferlegte, neue Werke anfertigen zu lassen, falls die ihnen anvertrauten etwa abhanden kämen oder Schaden erlitten! — Unbezahlbare und unersetzliche Schätze gingen damals verloren. Den Städten, die nicht Theil an dem Kriege genommen hatten, wurde eine beschränkte Freiheit zugestanden. Der größte Theil Griechenlands war nunmehr, wenn auch nicht dem Namen, so der Sache nach eine römische Provinz geworden. Macedonien, in dem der Widerstand auch noch einmal aufgeflackert war, hatte inzwischen seine Selbstständigkeit gänzlich verloren, und es war ihm von Rom ein Statthalter vorgesetzt worden, der zugleich Illyrien verwaltete. Diesem ward nun auch die Oberaufsicht über die griechischen Städte anvertraut. Kurze Zeit später ging die Verwaltung Griechenlands an einen Proprätor über, der seinen Wohnsitz in dem wieder auferbauten Corinth nahm.

Der dritte punische Krieg.

Es ist schon bemerkt worden, daß Hannibal auch als Staatsmann Außerordentliches geleistet hatte. Durch die von ihm vollzogenen Umgestaltungen in der Verwaltung war Karthago verhältnißmäßig schnell wieder zu Kräften gekommen. Schon begann sein Handel wieder zu blühen, seine Schulden waren bezahlt. Durch eine Bestim-

mung jedoch hatte römische Arglist es zu bewirken gewußt, daß es für Karthago zur Unmöglichkeit ward, vollständig zur Ruhe zu kommen. In dem ihm aufgezwungenen Friedensvertrage war die Verpflichtung ausgesprochen, Karthago habe den Numidierfürsten Masinissa für seine im Kriege erlittenen Verluste „hinlänglich" zu entschädigen. — Dieses Unbestimmte der Bedingung trug den Streit in seinem Schooße. Zu eigenem großen Unheil ward Karthago durch Parteien zerrüttet. Römischen Einflüssen war es gelungen, dort eine für Rom wirkende Partei zu bilden; auch Masinissa hatte sich durch Gold und Versprechungen in Karthago einen Anhang zu verschaffen gewußt, dem von ihm die Aufgabe gestellt worden war, seine Forderung auf „hinlängliche" Entschädigung, die noch nicht erfolgt sei, zu unterstützen. Die Patrioten dagegen, die von dem glühenden Wunsche erfüllt waren, Karthago wieder zu früherem Glanze zu erheben, fanden in der schwachen Regierung keine Unterstützung. War doch der beste Mann des Landes in die Lage gerathen, fliehen zu müssen, um nicht dem Feinde ausgeliefert zu werden! Schon bald nach dem Kriege hatte sich Masinissa einen karthagischen Landstrich angeeignet, weil dieser, wie er behauptete, früher seinem Reiche zugehört habe, und es war — nach anhängig gemachter Klage zu Rom — daselbst zu seinen Gunsten erkannt worden. Jetzt begehrte er die große fruchtbare Landschaft der funfzig Städte (Tyska von den Karthagern, Emporia von den Römern benannt), ja er bemächtigte sich, auf den Beistand Roms vertrauend, derselben, indem er sie besetzte. Der Karthager Hand, die zum Schwert greifen wollte, war durch jene Bedingung des Friedensschlusses, derzufolge sie ohne Einwilligung Roms nicht Krieg führen durften, gelähmt, und sie mußten, wohl oder übel, um Roms Entscheidung nachsuchen. Aber Rom zögerte, und als endlich der Senat Schiedsrichter sandte, geschah es zu einem ganz andern als zu dem erbetenen Zweck. Die Schiedsrichter, deren einer Cato der Aeltere war, waren beauftragt, Kundschaft über die Zustände des Landes einzuziehen. Cato war über das Aufblühen des Landes wenig erbaut, und es bildete sich in ihm die Ueberzeugung, daß, so lange Karthago als selbstständiger Staat bestehe, Roms Freiheit nicht als gesichert zu betrachten sei. Bis in seine Grundfeste war Rom vor nicht zu langer Zeit durch Karthago erschüttert worden. Wer bürge, sagte er sich, dafür, daß aus Karthago sich nicht ein zweiter Hannibal erhebe, der das Werk, das jener begonnen, wieder aufnehme und es vielleicht zu Ende führe? Ohne einen Spruch gefällt zu haben, kehrten die Richter nach Rom zurück, und von jetzt ab arbeitete Cato unablässig daran, daß der letzte Schlag gegen Karthago geführt, d. h.

daß es vernichtet werde. Jede seiner Reden im Senat pflegte er mit dem Satze zu schließen: „Ceterum censeo, Carthaginem esse delendam!“ d. i. „Uebrigens bin ich der Meinung, daß Karthago zerstört werden muß!“ — Um dem Senat die Gefahr zu verdeutlichen, die in der Nähe des wieder erstarkenden und nach Rache und Genugthuung lechzenden Karthago für Rom liege, brachte er eines Tages karthagische Feigen in den Sitzungssaal, und als die Senatoren die Größe und Frische derselben bewunderten, sagte er: „Bedenket auch, daß sie noch vor drei Tagen in Karthago waren!“ — Die meisten der Senatoren dachten wie er, der Unterschied zwischen ihm und ihnen bestand nur darin, daß die im Senat herrschende Anschauung über die gegen Karthago anzunehmende Haltung sich in ihm am glühendsten aussprach. Bald verstummten die Befürworter milder Maßregeln ganz, und der Senat theilte vollständig Cato's Ansicht über die gegen die gefährliche Nebenbuhlerin Karthago einzuschlagende Maßregel.

Inzwischen war der achtundachtzigjährige, aber noch unermüdliche und rüstige Masinissa auf seiner Bahn, Forderung auf Forderung an Karthago zu stellen, wieder um einen Schritt weiter gegangen. Jetzt verlangte er für die numidisch gesinnten Karthager, die vertrieben worden waren, straffreie Rückkehr. Die Karthager, durch die Lage, in der sie sich befanden, gereizt und erbittert, wiesen die Gesandtschaft, die von den Söhnen des Königs geführt wurde, ab, ja dieselbe entging auf dem Rückwege nur mit Noth einem ihr gelegten Hinterhalte. Nun zog Masinissa das Schwert und begann den Krieg mit der Belagerung von Oroskopa. Die Karthager, aufs Höchste gereizt, griffen hierauf, ohne Rom um Genehmigung zu fragen, zum Schwerte. Es kam zur Schlacht, in der das karthagische Heer vernichtet wurde. Schlimmer aber als der Verlust der Schlacht war es für Karthago, daß es die Friedensbestimmung, nur mit Genehmigung Roms Krieg zu führen, verletzt hatte. Nun hatte Rom vor der Welt einen Scheingrund, sich einzumischen, und es ward ihm dadurch die Ausführung dessen, was von ihm jüngst beschlossen worden war, erleichtert. Der Senat erklärte (149 v. Chr.) den Karthagern den Krieg, ein starkes Heer ward ausgerüstet. Die Karthager ließen durch eine Gesandtschaft Genugthuung anbieten. Da verlangte Rom Auslieferung von 300 Geißeln aus den vornehmsten Familien. Unter Jammer und Wehklagen wurden die Erwählten auf das Schiff geleitet, das sie nach Rom zu führen hatte. Dennoch ging die römische Flotte mit dem 84,000 Mann starken Heere nach Afrika ab. Eine neue Gesandtschaft ward, diesmal an die Führer des Heeres, geschickt. Die Gesandten

versicherten den Römern Treue und Ergebenheit. Kalt erwiederte der Consul L. Marcius Censorius: „Wenn es euch mit dem Frieden Ernst ist, was habt ihr noch Waffen nöthig? Wohlan, übergebt uns alle Geschosse und Wurfmaschinen.“ Es geschah. Die Römer empfingen 200,000 vollständige Waffenrüstungen, 2000 Wurfmaschinen und eine unzählbare Menge anderer Waffen. Nachdem Karthago also wehrlos gemacht worden war, ging von ihm eine neue Gesandtschaft an den römischen Feldherrn Censorius. Dieser blickte die Karthager lange und finster an und sprach darauf: „Was nicht anders sein kann, es muß ausgesprochen werden. Tretet uns Karthago ab und siedelt euch auf einem andern Platze an, der aber 80 Stadien (fünf Stunden) vom Meere entfernt sein muß.“ Diesen Worten folgte ein Ausbruch der Verzweiflung der Angeredeten; ihr Wehklagen rührte selbst die harten Soldaten. Entsprechend war der Eindruck, den die Benachrichtigung von der Forderung auf die Stadt machte. In der Verzweiflung und Wuth erschlug das Volk mehrere der Verkünder des Unheils. Schnell aber raffte sich die patriotische Partei auf und riß Alles zur höchsten Kraftäußerung hin. Die 700,000 Einwohner zählende, stark befestigte Stadt lag auf einer Halbinsel, der Hafen war durch starke Ketten gesperrt, ein Landheer in unangreifbarer Stellung ermöglichte es, daß die Stadt ununterbrochen mit Zufuhr versehen werden konnte. In der Stadt entwickelte sich eine unerhörte kriegerische Thätigkeit. Um Bauholz zu Schiffen zu gewinnen, wurden Häuser zerstört, zur Anfertigung von Waffen Metalle, edle wie unedle, den auf Straßen und Plätzen, sogar in Tempeln rastlos arbeitenden Waffenschmieden überbracht, Frauen gaben ihr langes Haar zur Anfertigung von Bogensehnen.

Zwei Jahre schon hatte die Stadt den Angriffen des starken Römerheeres getrotzt. In Rom war man aufs Höchste unzufrieden über die Kriegsführung. Aller Blicke richteten sich auf den damals 37 Jahre zählenden Sohn des Paullus Aemilius, des Besiegers von Macedonien, Publius Cornelius Scipio — durch Adoption der Familie des Scipio Africanus angehörig — der als Unterfeldherr in Spanien und in Griechenland sich Kriegslorbeeren errungen hatte. „Dieser Scipio gehörte unleugbar zu den ausgezeichnetsten und größten Männern des römischen Volks, denn mit den Tugenden seines Vaters Aemilius Paullus vereinigte er die des älteren Scipio und paarte mit hervorleuchtendem Heldengeiste feine Bildung und Kenntnisse. Sein Leben rechtfertigte das größte Lob, das ein Sterblicher sich erwerben kann, und das ihm zugetheilt wurde: er habe nie etwas gesagt und

gethan, das nicht löblich gewesen wäre." Zum Consul gewählt, begab sich Scipio sogleich nach dem Kriegsschauplatz, übersah mit hellem Blick die Lage und traf Anordnungen, die den Erfolg hatten, daß der Stadt die Zufuhr von Lebensmitteln abgeschnitten ward. Trotzdem aber nun Hungersnoth und Seuchen in Karthago ausbrachen, wiesen die Einwohner jede Aufforderung zur Uebergabe ab, ja sie marterten jeden gefangenen Römer auf der Mauer und im Angesichte des Heeres zu Tode, um eine Versöhnung zur Unmöglichkeit zu machen. Endlich (146 v. Chr.) gelang es Scipio, die Stadt zu erobern. Aber es wurde noch sechs Tage lang in den Straßen gekämpft, Haus für Haus mußte gestürmt werden. Von 700,000 Menschen hatten 650,000 ihren Tod gefunden. Den übrigen 50,000 Einwohnern, von denen ein Theil sich kämpfend in einen Tempel zurückgezogen hatte, schenkte Scipio das Leben. Siebenzehn Tage brannte die Stadt. Was an Gebäuden vom Feuer verschont geblieben war, wurde eingerissen und darnach grauenhafte Verwünschungen über diejenigen ausgesprochen, die etwa Hand zum Wiederaufbau der Stadt anlegen würden. Karthago mit seinem großen Landgebiet war nunmehr eine römische Provinz geworden.

In späteren Zeiten sang der römische Dichter Lucian von den Ruinen der Stadt:

„Da liegt sie in Staub, die besiegte Karthago,
Thürme und Burgen in Trümmern am unglückseligen Strande.
Schutt ist die übermüthige Stadt mit den Schrecken und Nöthen,
Die sie auf Latium einst und laurotische Fluren gehäuft hat.
Kaum ist ein Zeichen von ihr, ein Name geblieben, verschwunden
Ist sie, getilgt von der Erd', unkenntlich bis auf die Ruinen."

Viriathus.

Die Landgebiete, die Karthago in Spanien besessen hatte, waren schon beim Friedensschlusse, der den zweiten punischen Krieg beendete, an Rom gekommen. Seit jener Zeit hatten die Römer neue Eroberungen in Spanien gemacht; doch kostete ihnen, gegenüber dem Freiheitsdrange, der die meisten der spanischen Völkerschaften beseelte die Behauptung des Gewonnenen große Opfer. Der Volksstamm der räuberischen Lusitanier, die im heutigen Portugal wohnten, war bisher frei geblieben; es wurden sogar von den Lusitaniern Einfälle in die von den Römern unterworfenen Gebiete unternommen und bei einer solchen Gelegenheit 6000 Römer erschlagen. Dies hatte zur Folge, daß in Rom die Ausrottung dieses Volksstammes beschlossen und der

Prätor Galba (150 v. Chr.) mit der Ausführung dieses Beschlusses betraut wurde. Zum Schein versöhnte dieser sich mit den Lusitaniern, stellte sich, als habe er sich nun davon überzeugt, daß nur die Unfruchtbarkeit ihres Landes sie veranlaßt habe, jene Einfälle auszuführen, und fügte dann heuchlerisch hinzu, er wolle ihnen, damit das gute Einvernehmen fernerhin nicht mehr gestört werde, bessere Wohnsitze geben. Gegen 7000 Lusitanier ließen sich täuschen und kamen aus ihren Bergen hervor. Sie wurden in drei Abtheilungen hinweggeführt und niedergehauen.

Diese Gräuelthat entflammte die Zurückgebliebenen zu einem furchtbaren Rachekriege. Ihnen schlossen sich andere Völkerschaften an, und aus ihrer Mitte erhob sich in ihrem Landsmanne Viriathus ein ausgezeichneter Feldherr. Der Oertlichkeiten kundig, ermüdete er die Feinde durch Hin- und Herzüge, legte ihnen Hinterhalte, lockte sie durch verstellte Flucht in Pässe und hatte gegen sie, wenn sie bis auf den Tod ermüdet waren, immer frische Kräfte zum Ueberfall bereit. Mehrere Jahre währte auf diese Art der Krieg, Galba hatte nur Niederlage auf Niederlage nach Rom zu berichten. Im Jahre 145 v. Chr. wurde Galba durch Fabius Servilianus abgelöst, dem Rom nicht weniger als neun Legionen zur Verfügung stellte. Auch diese Macht richtete nicht nur nichts gegen Viriathus aus, sondern diesem gelang es, das ganze Heer in einen Gebirgspaß zu locken und daselbst einzuschließen. Nun trat der römische Feldherr in Verhandlung mit Viriathus, der das römische Heer ungekränkt unter der Bedingung ziehen ließ, daß unter Anerkennung des gegenwärtigen Besitzstandes den Lusitaniern Friede gewährt werde. Im Jahre darauf gestattete jedoch der römische Senat dem Statthalter Servilius Cäpio, den Frieden zu brechen. Doch auch ihm gegenüber wußte sich Viriathus zu halten. Da griff Cäpio zu dem Mittel des Meuchelmordes, und so fiel der tapfere Viriathus, der im Felde nicht zu überwinden gewesen war, durch die Dolche bezahlter Mörder. Sein Tod war zugleich der Tod der Freiheit und Selbstständigkeit der Lusitanier, die nun Rom unterthänig wurden.

Numantia.

Auch den Norden Spaniens suchten die Römer unter ihre Botmäßigkeit zu bringen. Am hartnäckigsten vertheidigte sich die Stadt Numantia, die nur 8000 streitbare Männer zählte. Auch diesen gelang es, ein Römerheer von 20,000 Mann unter dem Consul Mancinus

einzuschließen. Es wiederholte sich hier, was bei den Lusitaniern und früher bei den Samnitern geschehen war: auf das Versprechen des Consuls im Namen Roms, fernerhin Frieden zu halten, gaben die Numantiner das Römerheer frei, ebenso aber erkannte auch hier Rom den Frieden nicht an. Der Kampf wurde weiter geführt, ohne daß es jedoch gelang, die Stadt zu bezwingen. Da sandte Rom (133 v. Chr.) den Eroberer von Karthago, Scipio Africanus den Jüngeren, mit einer neuen Streitmacht nach Spanien. Scipio schloß die Stadt durch Gräben und Wälle so fest ein, daß jegliche Zufuhr abgeschnitten war. In Folge dessen erhob sich nach kurzer Zeit inmitten der Numantiner ein neuer Feind: der Hunger. Als die Numantiner ihm nicht mehr zu widerstehen vermochten, tödteten sie die Weiber und Kinder und dann sich selbst, so daß die Römer endlich eine Stadt der Todten in ihre Gewalt bekamen.

Inneres.

In dem Verhältniß, in dem Rom sich vergrößerte, veränderten sich die Sitten und die Denkweise der Römer. Es machte sich dabei nicht nur die Art der Eroberung, sondern auch die Art des Festhaltens des Eroberten geltend. „Als nun alle Meere und Länder offen standen," sagt der römische Geschichtsschreiber Sallust, „begann das Schicksal zu zürnen und Alles zu verwirren. Jenem Volke, das Anstrengung, Gefahr, Sorge und Unglück leicht ertragen, gereichten Sicherheit und Reichthum, die Anderen erwünscht sind, zur Bürde und zum Unglück. In Folge dessen wuchs zuerst die Habsucht, dann der Ehrgeiz; diese waren gleichsam die Quellen aller Uebel."

Halten wir zunächst Umschau über dasjenige, was die römischen Waffen über Italien hinaus sich erstritten hatten. Unter die Botmäßigkeit der Römer waren sämmtliche größeren und kleineren Inseln des mittelländischen und des adriatischen Meeres gekommen, ferner Macedonien mit Thessalien, Illyrien und Epirus, das ehemalige Hellas mit dem Peloponnes und den Inseln unter dem Namen Achaia, ein großer Theil Asiens (die ganze Westküste, das alte Mysien mit Aeolis, Troas, Lydien mit den jonischen und Carien mit den dorischen Städten und ein Theil Phrygiens), Asia genannt, und das ehemalige Gebiet Karthago, das den Namen Provinz Afrika führte. Als Provinzen galten und waren zu Rom hinzugekommen: Sicilien seit 241 zum Theil, seit 210 ganz, Sardinien und Corsika seit 238, Spanien zu einem Theile seit 206, ganz (nur mit Ausschluß

der Nordküste) seit 133, Macedonien, Afrika und Achaia seit 146, Asien seit 133 v. Chr.

Die Provinzen wurden anfangs durch Prätoren, später durch Proprätoren und Proconsuln verwaltet. Ihnen standen Quästoren zur Seite, denen die Verwaltung der Einkünfte anvertraut war. Die königlichen und städtischen Ländereien in den eroberten Gebieten wurden römisches Staatsland. Die Eroberung eines Landes hatte für den römischen Staat die nächste Folge, daß der siegreiche Feldherr der Stadt Rom eine möglichst große Beute zuzuführen bestrebt war, um eines feierlichen Einzuges, eines Triumphes, für würdig erachtet zu werden. Bei dem Sammeln der Beute vergaß er sich selbst nicht, und eben so suchten seine Krieger sich zu bereichern. War nun ein Land dem römischen Staate als Provinz eingefügt, so schloß damit die Thätigkeit des Beutemachens nicht ab, die Verwaltung gestaltete sich als ein dauernder Quell der Einnahme für Rom, aber auch für die Verwalter selbst, und nicht einmal für diese allein, sondern auch für das Heer der Beamten, die sie aus Rom mit sich geführt hatten. Das Schwert zauberte goldenen Segen nach Rom, unmittelbar oder mittelbar, aber dieser goldene Segen verschlechterte fortgesetzt das Gold heimischer Sitten. Die Krieger brachten mit den erbeuteten Schätzen auch die Kenntniß üppiger Lebensweise nach Rom. Wurde Ueppigkeit Bedürfniß, so wurde auch Erlangung größerer Geldmittel fortgesetzt nothwendiger. Manches war feil geworden, was der römische Bürger früher als ein Heiligthum betrachtet hatte, z. B. seine Stimme bei der Wahl. Wer zu einem hohen Staatsamte vom Volke gewählt werden wollte, der mußte sich die Stimmen heimlich durch große Summen erkaufen. Je höher das Amt, je mehr Gelegenheit war geboten, sich zu bereichern. Wie im Kriege das Feldherrnamt, so war im Frieden das Statthalteramt das einträglichste. Die Statthalter pflegten unermeßliche Reichthümer zu erpressen. Gingen sie endlich, beladen mit Schätzen, nach Rom, um das Erworbene zu verprassen und Luxus und Ueppigkeit immer mehr heimisch zu machen in der Vaterstadt, so saßen schon neue goldgierige Statthalter auf ihren Stellen, die das Werk der Vorgänger fortsetzten. Trieb es einer so arg, wie später Varus, von dem gesagt ward, er sei arm in das reiche Syrien gekommen und habe darnach das durch seine Erpressungen verarmte Land reich verlassen, so fiel das doch nur so weit ins Gewicht, daß es einen Gegenstand der Unterhaltung bildete: der Gebrauch, sich in solchem Amte bedeutend zu bereichern, ward allgemein gebilligt. Was half es einzelnen Männern, wie z. B. dem M. Porcius Cato,

dagegen zu eifern! Der Quell des Uebels lag in der römischen Politik, die — wie richtig ist dieselbe in der Sage von der Gründung Roms gezeichnet! — von der Wolfsnatur nicht lassen konnte. Selbst die vorzüglichsten Männer, Männer, an denen die Geschichte uns herrliche Eigenschaften zeigt, verleugnen das Gepräge der römischen Politik nicht. Als ob sie es in der Wiege eingeathmet hätten, stand für sie fest: Rom muß Herrscherin über die übrigen Völker werden, und um dieses Ziel zu erreichen, darf vor keinem Mittel der Gewalt und der List zurückgeschreckt werden! Sahen wir nicht selbst die Scipionen in dem Dienste dieser Anschauung stehen? Regungen der Gerechtigkeit wurden durch den Gedanken beschwichtigt: Wir bringen den besiegten Völkern geordnete Zustände, wir bringen ihnen die Civilisation! — Auf Griechenland paßte Ersteres, auf die übrigen Völker in einem gewissen Sinne Letzteres. Welche Consequenzen aus den Grundsätzen und Handlungen der Römer nach Jahrhunderten sich ergeben würden, vermochten auch die hellsten Köpfe nicht zu übersehen. Die patriotische Gesinnung erquickte sich daran, daß der Staat immer mächtiger und reicher, die Hauptstadt immer glanzvoller würde. Was dahinter lag: wer konnte das wissen?

Zu dem characteristischen Gepräge des Römerthums gehörte als ein besonders hervortretender Zug der Aberglaube. Auch die meisten der sonst vorzüglichsten Köpfe blieben davon nicht ganz frei. Die Feldherren schaueten selbst mit großem Eifer nach den Eingeweiden der Thiere. Auf den Feldzügen wurden heilige Hühner in Käfigen mitgeführt, und man wagte es nicht, eine Schlacht zu beginnen, wenn diese Thiere nicht eifrig fraßen. Als der Consul Cn. Cornelius (176 v. Chr.) den versammelten Senatoren die Mittheilung machte, die Leber des von ihm geopferten Stieres sei beim Kochen zergangen, geriethen die Männer in die größte Bestürzung.

Seitdem Rom kornreiche Länder erobert hatte, hörte der Ackerbau in Italien für den kleinen Mann auf eine lohnende Beschäftigung zu sein. Dadurch verlor Rom zu seinem großen Schaden den Bauernstand und mit ihm die Grundlage, aus der seine Kraft erwachsen war. Es verlohnte sich von da ab der Getreidebau nur noch, wenn er im Großen durch Sklavenhände betrieben wurde. Dies führte zur Anhäufung von Sklaven auf einzelnen Orten, woraus später neuer Schaden erwuchs.

Diese Gestaltung der Ackerbau-Verhältnisse trug auch dazu bei, daß die Scheidewand zwischen Reich und Arm und die Zahl der Armen gegen die der Reichen immer größer ward. Bei den Wahlen

gab es für den Armen etwas zu verdienen, die Preise für das Korn, das der Senat einführen ließ, mußten billig gehalten und außerdem für des Volkes Vergnügen gesorgt werden. Anregung zu dem Letzteren war längst schon von den siegreichen Feldherren gegeben worden, die bei ihren Triumphen der schaulustigen Menge gefangene Feinde, seltene Beutestücke, Elephanten oder andere in Italien nicht heimische Thiere gezeigt hatten. Aber dem Volke sollten auch Schauspiele von Kämpfen vorgeführt werden. Die Lust an derartigen Darstellungen machte erfinderisch, und man sagte sich, Sclaven, die zum Tode verurtheilt seien, könne man ja, statt sie dem Henker zu überantworten, zu Zweien mit einander in Kampf treten lassen, indem man dem Sieger Begnadigung zusage: das würde eine herrliche Augenweide geben! — Man ging weiter. Es wurden Sclaven förmlich zu Kämpfen abgerichtet, und man nannte sie von ihrer Waffe, dem Schwerte (Gladius), Gladiatoren. Es wurden, wie schon bemerkt, wilde, bis dahin nie gesehene Raubthiere nach Rom gebracht. Was lag näher, als zu zeigen, wie solche Thiere in ihrer Heimath einander bekämpften, oder wie sie von Menschen bekämpft würden! Das führte zu Kämpfen zwischen Thieren, dann zwischen Menschen und Thieren, zum Bau des Circus.

Derartige Lustbarkeiten konnten nur dazu dienen, in den Herzen des Volkes den Kampfsinn immer lebhafter zu erregen.

Nach den gewonnenen kriegerischen Erfolgen in Griechenland lagen den Römern auch die Schätze der griechischen Literatur offen; doch fanden diese, namentlich in der erstern Zeit, verhältnißmäßig geringe Würdigung. Der Dichter Ennius, ein Freund des älteren Scipio, führte den griechischen Hexameter in Rom ein. Ein Grieche, aus Tarent, Livius Andronikus, übersetzte die Odyssee, schrieb auch das erste Schauspiel. Als Dichter von Schauspielen aus der ersten Zeit sind noch zu nennen: Cnejus Nävius und Marcus Attius Plautus. Die Schauspiele des Plautus sind geistvolle Dichtwerke, die uns anschaulich das Leben jener Zeit zeichnen. Daß er trotz seiner bedeutenden Werke in drückender Armuth lebte, zeigt, wie wenig Empfänglichkeit damals dem Volke für edlere Genüsse innewohnte. Thierhetzen und Gladiatorenkämpfe waren eben nicht geeignet, den Sinn für edle Dichtungen zu erwecken oder zu fördern.

Von den Gracchen bis zum Tode Sulla's.

Die beiden Gracchen.

Tiberius Gracchus.

Wir kommen zu einem erschütternden Gemälde, das besonders geeignet ist, zu zeigen, wie schwer es ist, Gerechtigkeit auf der Welt heimisch zu machen. Wie (S. 327) dargelegt wurde, hatten sich die Plebejer zur Rechtsgleichheit emporgearbeitet, jedes Staatsamt stand ihnen offen, das Eheverbot zwischen Patriciern und Plebejern war aufgehoben. Seitdem aber hatte sich die Bildung einer neuen Aristokratie, die der Vermögens-Aristokratie, deren Glieder Patricier und Plebejer waren, vollzogen. Die gleichen Interessen waren das Band, das einige hundert Familien zusammengefügt hatte, die jetzt den Staat thatsächlich regierten. Sie theilten Aemter und Würden unter sich aus, und wer diesem neuen Adel, den man mit dem Namen Nobilität zu bezeichnen pflegt, nicht angehörte, gelangte sehr schwer zu einem bedeutenden Staatsamte. Diese Aristokratie befand sich auch in dem Besitz der Gemeinde-Ländereien — entgegen dem klaren Wortlaut des Staatsgrundgesetzes. Denn dieses Gesetz enthielt schon (s. S. 337) seit dem Jahre 366 v. Chr. die Bestimmung, daß Niemand einen größeren Antheil am Gemeindelande als 500 Morgen haben solle.

Die Patricier hatten sich daran nicht gekehrt, sondern sich fortgesetzt bei neuen Eroberungen durch Annahme von Ländereien bereichert, und diejenigen der Plebejer, die im Laufe der Zeit Theilnehmer der Ungerechtigkeit geworden waren, wollten nun auch nichts von dem alten Gesetz wissen. Desto mehr aber drückte die Ungerechtigkeit den größeren Theil des Volkes. Doch so entartet war die Gesellschaft noch nicht, daß es nicht auch unter denen, die sich in dem ungerechten Vortheil befanden, Edle gegeben hätte, die das Wohl Aller im Herzen trugen und für die Begründung desselben thätig waren.

Ein herrliches Brüderpaar war es, das zu Gunsten der Uebervortheilten den Kampf gegen die eigene mächtige Partei anhob, Tiberius und Cajus Gracchus, die Söhne einer edlen Römerin, Cornelia, Tochter des berühmten älteren Scipio Africanus.

Cornelia war eine Frau seltenster Art, wie schon die liebliche Dichtung über ihr Eheverhältniß mit ihrem Gemahl Gracchus erweist.

Er fand — so lautet die Dichtung — auf seinem Lager zwei Schlangen und vernahm von Zeichendeutern, die er befragte, daß entweder er oder seine Gattin sterben müsse, und daß sein Leben an das Leben der männlichen, das seiner Gattin an das Leben der weiblichen Schlange geknüpft sei. Darauf entließ er ohne Bedenken die weibliche Schlange und rettete durch die freiwillige Hingabe des eigenen Lebens das der Gattin. Tiberius Gracchus, der also sich für die Gattin geopfert hatte, war zwei Mal Consul und darnach Censor gewesen. Eine Liebe, wie die Dichtung dem lange vor ihr heimgegangenen Gemahl sie zuschreibt, verdiente aber auch Cornelia im vollsten Maße. Schwerlich mochte eine Frau ihres Zeitalters ihr gleichkommen an Bildung und an Reinheit des Herzens und Wandels. Ihrer Anmuth war Würde beigesellt; ihre Handlungen bekunden eine fast männliche Weisheit. Als ihr Gemahl gestorben war, wandte sie ihre ganze Liebe und Hingabe ihren Kindern zu, denen sie eine ausgezeichnete Erziehung zu Theil werden ließ. Das Maß ihrer Hingabe bezeichnet der Umstand, daß sie eines Königs (Ptolomäus von Aegypten) Hand ausschlug, der die hochgesinnte Frau zur Gattin begehrte. Außer den beiden Söhnen hatte Cornelia noch eine Tochter; sie ward die Gattin des jüngeren Scipio, der Karthago zerstörte.

Frühzeitig suchte Cornelia ihre Söhne mit edler Ruhmbegierde zu erfüllen. Schon ehe der Senat den jüngeren Scipio mit dem Kampfe gegen Karthago betraut hatte, war dessen kriegerischer Ruhm erblüht und der Glanz seines Namens fiel auf seine Schwiegermutter Cornelia zurück, auf der auch schon der Glanz des Namens ihres Vaters ruhete. Den Söhnen sagte sie nun oft: „Man nennt mich Schwiegermutter Scipio's und Tochter Scipio's: wann wird man mich Mutter der Gracchen nennen?" —

Gedenken wir nun zunächst des älteren der beiden Brüder, des Tiberius Gracchus. Hohe geistige Anlage und eine Erziehung, wie sie angedeutet wurde, thaten das Ihrige, um schon dem noch jugendlichen Manne die Werthschätzung verdienter Staatsmänner zuzuwenden.

Einer der vornehmsten römischen Bürger, Appius Claudius, trug ihm die Hand seiner Tochter an, die ihn zum glücklichen Gatten machte und ihm, dem schon Begüterten, noch großen Reichthum zuführte. So hätte er denn, wenn er nicht von edlem Ehrgeiz erfüllt gewesen wäre, ein äußerlich sehr glückliches Leben führen können. Sein Trachten ging aber auf höhere Güter, als auf die, die man mit Wohlleben bezeichnet. Bald nach seiner Vermählung begleitete er seinen Schwager, den jüngern Scipio, nach Afrika und zeichnete sich

in den Kämpfen auf das Rühmlichste aus. Er und ein gewisser Fannius waren bei der Erstürmung Karthago's die Ersten auf der Mauer. Darnach machte er (wie schon oben erwähnt wurde) den Zug gegen die Numantiner mit, und nur mit ihm, den sie für den Redlichsten im Feindesheere hielten, wollten die Numantiner unterhandeln, als sie das römische Heer eingeschlossen hatten. (S. S. 378.) Mit welcher Liebe das römische Volk schon damals an Tiberius Gracchus hing, geht daraus hervor, daß der römische Senat, als er den von den Führern und den Numantinern geschlossenen Vertrag nicht genehmigte und, um sich den Schein des Rechts zu geben, den Feldherrn Mancinus nackt und in Fesseln den Numantinern zusandte, es nicht wagte, ein Gleiches mit Tiberius zu thun, obgleich doch derselbe die Verhandlungen geführt und sich als Quästor ebenfalls für den Vertrag verbürgt hatte.

Die edle Richtung seines Wesens hatte ihn längst mit innigem Mitgefühl gegen die durch Selbstsucht und Härte enterbte Mehrzahl des Volkes erfüllt. Als er nun auf seiner Rückreise aus Spanien durch die gesegneten Ebenen Etruriens kam und hier die Tausende von Sklaven sah, die, beladen mit Ketten, die ungeheuren Güter der Nobilität bearbeiteten, trat ihm der grelle Unterschied zwischen der glücklichen Vergangenheit und der trostlosen Gegenwart vor die Seele. Früher saßen hier auf ihren Schollen Tausende von freien Leuten, die sich eines gewissen Wohlstandes erfreuten, während jetzt ringsum nur Sklavenhorden, bewacht und angetrieben von unbarmherzigen Aufsehern, hausten und unter Flüchen und Verwünschungen für Leute arbeiteten, die in sinnlosester Art das auf solche Art Erworbene in der Hauptstadt verpraßten. Aber wo war der freie und güickliche Bauernstand geblieben? Viele freie Männer hatten ihre kleinen Güter billig hingegeben, weil der Ackerbau, seitdem er durch Sklavenhände betrieben wurde, Gewinn nicht mehr brachte. Dort wieder war die Stütze der Familie im Kriege gefallen, oder langwierige Kriege hielten den Vater oder den Sohn entfernt von der Heimath. Inzwischen verfiel das Gut, die verarmte Familie mußte endlich das Weite suchen, oder sie wurde von den reichen Gutsnachbarn gewaltsam vertrieben. Die Abkömmlinge der freien Bauernschaften füllten jetzt die Städte, zumeist Rom, und es wuchs auf diese Art die Menge, die von den Reichen zum Müßiggange und zur Vergnügungssucht förmlich erzogen wurde. Trostlose Zustände! Wird diese Menge — sagte er sich — nicht eines Tages mit wildem Haß Rechenschaft von den Inhabern der Staatsgüter fordern? Und wird nicht ein also

ausgeübtes Gericht, einer Sturmflut vergleichbar, neben den Schuldigen auch die Unschuldigen treffen, neben Abschaffung bestehender Uebel neue und größere Uebel hervorrufen? Kann der Haß eine Grundlage für geordnete, Allen Segen bringende Zustände schaffen? Nur auf dem Wege der Gesetzgebung ist Hilfe, dauernde Hilfe zu finden; dieser Weg muß aber sofort betreten werden! —

Von solchen Gedanken und Vorsätzen war Tiberius erfüllt, als er in Rom einzog, während Andere der hauptstädtischen Ergötzungen gedachten, die sie nun schadlos halten sollten für die Entbehrungen des Feldlagers. Als das Volkstribunat wieder vergeben ward, bewarb er sich um dasselbe und ward mitgewählt. Seine Absicht war es nun, das im Jahre 366 von Licinius Stola und Sextius zur Annahme gebrachte Ackergesetz aus seiner Vergessenheit wieder hervorzuholen und zu dauernder Geltung zu bringen. Kein Bürger sollte über 500 Morgen Acker besitzen; alle übrigen Ländereien sollten, in Loose zu 30 Morgen vertheilt, an die ärmeren Bürger gegeben werden. Hunderttausende von Leuten, eine Last und eine Gefahr für die großen Städte, wären dadurch wieder freie und glückliche Landbewohner geworden. Milden Sinnes ließ er auch Rücksicht gegen die jetzigen Inhaber großer Güter walten. Für den erwachsenen Sohn sollten noch 250 Morgen in Anspruch genommen werden, nur im Ganzen sollte ein Landgut nicht über 1000 Morgen haben. Er besprach, ehe er den Gesetzentwurf einbrachte, denselben mit erfahrenen Männern, er legte ihn einberufenen Privatversammlungen vor. Aus einer seiner bei solchen Veranlassungen gehaltenen Reden ist uns durch Plutarch ein Bruchstück aufbewahrt worden, das die Bestrebungen und den Standpunkt des hochgesinnten Mannes deutlich kennzeichnet. „Die wilden Thiere, welche in Italien hausen," sagte er, „haben ihre Höhlen und ihre Lagerstätten; die Männer, welche für Italien kämpfen und sterben, haben von ihrem Vaterlande nichts als Luft und Licht. Ohne Wohnsitz und ohne Obdach irren sie umher mit Weib und Kind, und es ist Hohn und Lüge, wenn die Anführer in den Schlachten ihre Soldaten anfeuern, für die Sitze ihrer Götter und die Gräber ihrer Väter zu kämpfen. Denn von der großen Menge der Bürger hat keiner einen väterlichen Altar, keiner einen Grabhügel seiner Vorfahren, sondern sie kämpfen und sterben für Andrer Verschwendung und Reichthum, während sie zwar Herren des Erdkreises genannt werden, aber nicht eine Scholle ihr Eigenthum nennen." —

Es kann nicht verwundern, daß die Forderungen des Tiberius, so gerecht sie scheinen, bei den Besitzenden, deren Hervorragendste

Senatoren waren, auf Widerstand stießen. Sie, die verlieren sollten, sahen natürlich die Sache anders an, als diejenigen, denen sie Gewinn verhieß, und sie späheten geschärften Blickes nach jedem Schimmer des Rechts, der geeignet war, ihrem Widerstande einen günstigen Schein zu geben. Und in der That, es ließ sich auch Einiges für ihre Sache sagen, das, mit Geschicklichkeit gehandhabt, ihrer Selbstsucht zur Deckung dienen konnte. Was sie ungerechter Weise besaßen, war dem Namen nach freilich immer noch Staatsland, der Sache nach aber längst — zum Theil seit hundert Jahren — Privatbesitz, war durch Erbschaft, Kauf, Tausch u. s. w. an die jetzt lebenden Inhaber gekommen. Wie, sagten sich diese, haben wir unsere Ländereien nicht als Eigenthum erhalten? haben wir in dem guten Glauben daran nicht unfruchtbare Strecken cultivirt, (also Geld ins Land gesteckt!) Gebäude für Lebende, Hügel und Denkmäler für unsere Todten darauf errichtet? Und nun will man plötzlich durch ein Gesetz unser Eigenthum zersetzen? — In der That, die Fäden des Rechts und des Unrechts waren so durcheinander gewirrt, daß bei näherem Betracht eine Lösung schwer erscheinen mußte. Das war auch von Tiberius anerkannt worden, und im Hinblick darauf hatte er eben jenen Zusatz gemacht, demzufolge auf ältere Söhne noch 250 Morgen zurückbehalten werden sollten. Und als nun das, was für die jetzigen Besitzer gesagt werden konnte, noch lebhafter betont wurde, erklärte er sich auch noch zu Weiterem bereit. Es sollte — dies war sein Wunsch — der Weg eines billigen Vergleichs eingeschlagen werden. Diesen Weg aber, der zu dem gewünschten Ziele geführt hätte, wiesen die Inhaber der Staatsländereien zurück, und sie beluden sich dadurch mit einer schweren Schuld. Was nun Uebles aus dem Verfolg der Sache erwuchs, muß zumeist auf Rechnung der Selbstsucht und des Starrsinns der Besitzenden gesetzt werden.

Für Tiberius blieb somit kein anderer Weg übrig, als den Gesetzentwurf der Volksversammlung zur Abstimmung vorzulegen. Als er sich dazu anschickte, griff der Senat zu einem auch in anderen Fällen schon angewandten Mittel. Das Veto eines Tribunen stürzte jedes Gesetz. Es kam also darauf an, einen Amtsgenossen des Tiberius zu gewinnen, und dies gelang einzelnen, die Sache betreibenden Senatoren. Der Volkstribun Octavius erklärte sich bereit, dem Senat zu Willen zu sein. Tiberius, der davon vernahm, beschwor seinen Amtsgenossen, sich von den Einwirkungen jener Selbstsüchtigen frei zu machen, und, eingedenk der Pflichten, die ein Tribun dem Volke schulde, das Gesetz und damit die Armen nicht zu gefährden, endlich erbot er sich auch,

für den Schaden, den Octavius etwa durch Annahme des Gesetzes persönlich erleide, einzustehen, d. h. ihm denselben aus seinen Privatmitteln zu ersetzen. Octavius jedoch erklärte, er werde das Gesetz nicht durchlassen.

Die Lage wurde gespannter. Tiberius vernahm, daß man mit dem Plane umgehe, ihn gewaltsam zu beseitigen; er führte deshalb stets einen Dolch bei sich. Als nun über seinen Antrag an dem dazu öffentlich festgesetzten Tage abgestimmt werden sollte, suchten Mitglieder des Senats dies zu verhindern. Sie erregten einen Tumult und stießen dabei die Stimmurnen um. Das Volk, das sich um Tiberius scharte, machte Miene, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben. Da eilten zwei Consularen, Freunde des Tiberius, herzu und forderten ihn auf das Dringendste auf, mäßigend auf seine Anhänger zu wirken, da im Senat soeben die Frage erörtert werde, ob es nicht gerathen sei, den Weg eines gütlichen Vergleichs einzuschlagen. Tiberius beruhigte das Volk. Als nach kurzer Zeit die Nachricht eintraf, daß im Senat die Widerstrebenden die Oberhand behalten hatten, nahm Tiberius die Abstimmung wieder auf. Nunmehr aber betrat auch er einen ungesetzlichen Weg. Zu seiner Entschuldigung ist zu sagen, daß er zu der Meinung gekommen war, ein Anderes zu thun bleibe ihm, den Widersachern gegenüber, nicht mehr übrig, wolle er anders das Ziel der Gerechtigkeit erreichen. Die Person eines Volkstribunen war für unverletzlich erklärt; nur nach Ablauf der Amtszeit durfte ein Volkstribun zur Verantwortung gezogen werden. So lautete das klare Gesetz. Dessenungeachtet forderte Tiberius das Volk auf, darüber abzustimmen, ob Octavius noch würdig sei, ferner das Amt eines Tribunen zu bekleiden. Als die Vorbereitungen zur Abstimmung getroffen waren, beschwor er seinen Amtsgenossen, nachzugeben. Da Octavius alle Vorstellungen kalt abwies, gab Tiberius das Zeichen, und die Abstimmung hob an. Schon hatten sich von den 35 Tribus 17 für die Amtsenthebung desselben erklärt, es fehlte nur noch eine Stimme an der Mehrheit. Tiberius ließ inne halten, trat zu Octavius, umarmte ihn unter Thränen und flehte ihn an, es nicht zum Aeußersten kommen zu lassen. Octavius war gerührt, erschüttert, es schien, als wolle er von seinem Widerstande ablassen; aber scharfe Blicke von Leuten, denen er sein Wort verpfändet hatte, bewirkten, daß er sich zusammenraffte und nach einer Pause heftig rief, Tiberius solle thun, was er wolle! — Die Abstimmung ging nun weiter und fiel gegen ihn aus. Da er seinen Platz nicht verlassen wollte, ließ ihn

Tiberius gewaltsam hinwegführen, wobei Octavius, da die Erbitterung gegen ihn sehr groß war, beinahe um's Leben gekommen wäre.

Darnach wurde des Tiberius Ackergesetz angenommen und eine Commission (unter dem Vorsitz des Tiberius) mit der Ausführung des Gesetzes betraut. Dieser Commission wurden vom Senat die erdenklichsten Schwierigkeiten in den Weg gelegt, um die Ausführung zunächst bis zur abgelaufenen Amtszeit des Tiberius hinzuhalten. Dann — so hoffte man — werde sich weiter Rath finden. — Nach dem Gesetze war ein Volkstribun für das nächste Jahr zu dem gleichen Amte nicht wählbar. Tiberius durchkreuzte nun den Plan der Gegner, indem er sich auch für das nächste Jahr um die Wahl zum Tribunen bewarb. Die Gunst des Volkes suchte er sich durch neue Gesetze zu erhalten. Es war eben der König Attalus von Pergamum gestorben, der Rom zum Erben seines Reiches eingesetzt hatte. Tiberius beantragte nun, das hinterlassene Vermögen des Königs an diejenigen ärmeren Bürger, die Land erhalten sollten, zu dem Zwecke zu vertheilen, ihnen dadurch die Bestreitung der Ausgaben für die ersten Einrichtungen zu ermöglichen; ferner sollten die Städte des geerbten Reiches nicht vom Senat, sondern vom Volke in Verwaltung genommen werden. Diese und ähnliche Gesetze waren dem Volke hoch willkommen, dem Senat dagegen im höchsten Grade widerwärtig, weshalb er auch des Tiberius Wahl zu hintertreiben suchte. Am Tage der Wahl gelang es ihm, durch seine Helfer Unordnung herbeizuführen, so daß Tiberius sich genöthigt sah, für die Wiederaufnahme der Wahl den nächsten Tag festzusetzen.

Von den Absichten seiner Feinde, die auf seine gewaltsame Beseitigung hinzielten, unterrichtet, erschien Tiberius gegen Abend in Trauerkleidern auf dem Forum und empfahl seinen Sohn, den er an der Hand hielt, im Falle seines Todes der Fürsorge des Volkes. Die Menge, voll Besorgniß, wachte in der Nacht vor seinem Hause.

Am nächsten Morgen begab sich Tiberius zur festgesetzten Zeit auf das Capitol, wo er mit freudigem Zuruf empfangen ward. Um dieselbe Zeit hatte sich der Senat zu dem Zweck versammelt, Maßregel gegen die Wiederwahl des Verhaßten zu berathen. Das Nächste, was die Senatoren thaten, war, dem Consul Mucius Scävola Dictatorgewalt zu übertragen. Inzwischen hatte die Wahl auf dem Capitol ihren Anfang genommen, aber alsbald begann auch wieder, von Bestochenen ausgehend, der Lärm. Da drängte sich plötzlich der Senator Fulvius Flaccus, ein Freund des Tiberius, durch die Menge und theilte

ihm mit, daß viele Senatoren unverhohlen die Absicht kundgegeben hätten, ihn zu tödten, und daß auch, um den Widerstand des Volkes zu brechen, große Scharen bewaffneter Sclaven aufgestellt seien. Die Anhänger des Tiberius, die ihm zunächst standen, rüsteten sich auf diese Mittheilung sofort zum Kampfe. Sie gürteten sich die Toga um den Leib, nahmen den Dienern der Tribunen ihre langen Speere, zerbrachen diese und theilten die Stücke unter sich aus. Als Fernstehende zu wissen begehrten, was es gäbe, griff Tiberius, da er sich wegen des Lärmens durch Worte nicht verständlich machen konnte, mit der Hand nach dem Kopfe, um dadurch anzuzeigen, daß sein Leben in Gefahr stehe. Kaum hatten dies einige aus der Ferne zuschauende Gegner bemerkt, so eilten sie zu den Senatoren und sagten, Tiberius Gracchus habe durch ein Zeichen zu erkennen gegeben, daß er die Königskrone begehre. Der heftigste der Feinde des Tiberius war Scipio Nasica, damals Pontifex Maximus, einer der Vermögendsten der Versammlung. Dieser stellte nun an den zum Dictator ernannten Mucius Scävola mit Ungestüm das Verlangen, den Tyrannen zu beseitigen. Ruhigen Tones antwortete der mildgesinnte Mucius: er wolle nicht den Anfang machen, Bürgerblut zu vergießen; er wolle nimmer einen Bürger tödten, der nicht durch ein gesetzmäßiges Verfahren verurtheilt sei. Da springt Nasica von seinem Sitze auf, indem er ruft: „Da der Consul den Staat verräth, so möge mir folgen, wer die Verfassung aufrecht erhalten wissen will!" Ihm stürmt eine Schar von Senatoren nach, denen sich draußen bewaffnete Sclaven anschließen. Sie eilen hinauf zum Capitol, und siehe, der Eindruck, den die Würde des Amtes, das jene bekleiden, hervorruft, ist so mächtig, daß das Volk scheu auf die Seite weicht. Die Senatoren, die noch nicht bewaffnet sind, ergreifen, was sich ihnen darbietet: Füße der Bänke, auf denen das Volk zu sitzen pflegte, und Aehnliches. Als Tiberius sich vom Volke verlassen und die Feinde auf sich einstürmen sieht, wendet er sich zur Flucht. Das Morden hat schon begonnen; er fällt über einen am Boden Liegenden. Indem er sich aufrichtet, erhält er von dem Tribunen P. Saturejus mit dem Fuß einer Bank einen Schlag gegen die Schläfe. Er wankt. Da trifft ihn ein von einem Andern geführter tödtlicher Hieb. Mit ihm werden dreihundert seiner Anhänger ermordet, sämmtliche Leichen nach dem nahen Felsüberhang geschleift und in die Tiber hinabgestürzt (132 v. Chr.).

Das war eine schreckensvolle Stunde in der Geschichte des römischen Volkes, in der ein so edles Leben, wie das des Tiberius Gracchus,

endete. Diese Stunde bildete den Anfang einer Reihe blutiger Zwiste, die fortgesetzt an Umfang zunahmen, bis in dem vergossenen Blute die Freiheit, des Volkes edelstes Gut, unterging.

Cajus Gracchus.

Tiberius war dahin, aber das, was er gewollt, blieb leben im Volke. Und außerdem lebte auch noch sein ihm gleichgesinnter und auch ebenfalls hochbegabter Bruder, Cajus Gracchus, der das Werk, das Tiberius hatte im Tode fallen lassen, mit fester Hand wieder aufnahm.

Des Cajus Thätigkeit für den Staat begann im Felde. Dann wurde er als Quästor nach Sardinien gesandt. Gesagt ward später von ihm, er habe sich als Soldat durch Tapferkeit und Befolgung der Kriegszucht, als Quästor durch Billigkeit, Gerechtigkeit und Arbeitsamkeit, als Mensch durch eine mäßige, einfache Lebensweise ausgezeichnet. Nach Sardinien sei er, während Andre ähnliche Stellungen zu ihrem Vortheil in dem Maße ausgebeutet hätten, daß sie bei ihrer Rückkehr sogar ihre Weinfässer, mit Gold und Silber gefüllt, mit sich geführt hätten, mit vollem Beutel gegangen, mit leerem zurückgekehrt. Wie Cicero erzählt, war zu seiner Zeit die Sage in Rom verbreitet, Cajus Gracchus habe nach seiner Rückkehr anfangs im Sinne gehabt, sich an Staatsgeschäften fernerhin nicht mehr zu betheiligen. Da sei ihm der Geist seines ermordeten Bruders im Traum erschienen und habe ihn also angeredet: „Cajus, was zögerst du? Einerlei Leben, einerlei Tod ist uns Beiden beschieden. Es ist unser Verhängniß: auch du bist bestimmt, als Schlachtopfer für das Volk zu fallen!" — Cajus mag schwere Kämpfe der Seele durchgemacht haben, ehe er die Bahn betrat, auf der sein Bruder so schmachvoll hingemordet worden war. Hatte die Sanftheit des Bruders diesen nicht zu schützen vermocht, wie durfte er hoffen, daß Jenes Feinde, die, von vorn herein auch die seinen waren, ihn, dem leicht Feuerworte auf die Zunge kamen, ungefährdet lassen würden! Er ward, eben weil man wußte, er theile des Tiberius Ansichten, und weil man seine hohe Begabung kannte, von vorn herein von dem Senat mit mißtrauischen Blicken betrachtet.

Endlich betrat Cajus die längere Zeit gemiedene Bahn: ihm ward vom Volke das Amt eines Tribunen, um das er sich beworben hatte, anvertraut. Vielfach gedachte er in seinen Reden des gemordeten Bruders, und so oft dies geschah, war der Ausdruck seines Wesens derartig, daß selbst seine Gegner sich nicht der Thränen zu erwehren

vermochten. Cicero, zu dessen Zeit noch einzelne der von Cajus gehaltenen Reden vorhanden waren, theilt uns aus einer derselben folgendes Bruchstück mit: „Ich Unglücklicher, wo kann ich sein, wo kann ich mich hinbegeben, daß mir nicht das Bild meines armen Bruders entgegen käme? Dort auf dem Capitol? Ach, da fließt mir noch sein Blut entgegen! Im väterlichen Hause? Ach, da ist die jammernde, die untröstliche Mutter!" — Wie es scheint, hatte er anfangs im Sinne, des Bruders Werk aufzunehmen und zugleich ihn zu rächen. Es läßt dies wenigstens eine Stelle aus einem Briefe seiner Mutter Cornelia an ihn vermuthen. Sie lautet: „Es ist schön, sagst du, sich an seinen Feinden zu rächen. Keinem kann es schöner, keinem größer scheinen, als mir selbst; aber nur unter der Bedingung, daß die Republik nicht unter unserer Rache leide. Kann diese Bedingung nicht stattfinden, so mögen unsere Feinde lieber noch in allen Stücken unangefochten bleiben. Lieber mögen sie das, als daß die Republik zu Grunde gehe!" — Welche Erhabenheit der Gesinnung einer Frau jener Zeit, der man einen vortrefflichen Sohn gemordet hatte!

Cajus nahm nun mit Eifer des Bruders Werk auf und erweiterte es noch. Er brachte eine Reihe von Gesetzen zu Stande, die für das Volk sehr vortheilhaft waren. Es genügt, die wichtigsten hervorzuheben. Dem Volke sollte das Getreide aus den Staatsmagazinen stets um ein Sechstel billiger, als der Marktpreis war, abgelassen, dem Krieger Zahlung zur Anschaffung der Bekleidung geleistet, jährlich (und nicht in Italien allein, sondern auch in den auswärtigen Provinzen) ein Theil des Landes an Arme vertheilt und demnach zur Anlegung neuer Kolonien geschritten werden.

Was anfangen, diesen Mann zu stürzen, dem das Volk mit glühender Liebe anhing, von dem ein Hauch genügt hätte, den Sturm der Revolution hervorzurufen? — Wann hätte die Bosheit nicht Mittel und Wege gefunden, an die Besten der Menschen zu kommen! — Augenblicklich vermochten die Feinde es nicht, den edlen Cajus zu schädigen; ihn schützte ein Zauber: die Liebe des Volkes. Dieses Schutzes mußte er beraubt werden, wollte man ihm ankommen. Aber wie? Durch ein Werk schändlichen Betruges sollte es geschehen, zu dessen Ausführung ein College des Cajus Gracchus, der Tribun Livius Drusus, die Hand bot. Dieser mußte den Cajus durch Stellung volksfreundlicher Anträge noch überbieten, mußte, während Jener die Grenzen der Ausführbarkeit inne gehalten hatte, diese Grenzen in seinen Anträgen geradezu überschreiten. In der Methode, Gesetze hinterher nicht zur Ausführung zu bringen, oder sie durch Anhängsel

unwirksam zu machen, war man damals schon erfahren. Wegen der Folgen der maßlosen Anträge des Drusus machte man sich mithin keine Sorgen; vorerst kam Alles darauf an, einen Mann, der es mit seinen Versprechungen ehrlich meinte, in der Volksmeinung zu stürzen.

Das Werk des Truges gelang. Die leichtgläubige Menge wandte sich dem unredlichen Livius Drusus zu, der ihnen ja goldene Berge versprach, und ward sichtlich kälter gegen Cajus. Die geheimen Anstifter der Täuschung, hocherfreut über das Ergebniß, thaten nun einen zweiten Schritt. Cajus habe so warm für Begründung auswärtiger Kolonien gesprochen, gut, so möge er ausgesandt werden, um in der Ferne eine Kolonie zu gründen! Weigere er sich, so könne man dem Volke erläutern, was von seinen Reden zu halten sei; gehe er, so sei man ihn auf eine Weile los! — Demgemäß erging vom Senat eine Aufforderung an Cajus, in Afrika eine Kolonie zu gründen. Er verließ sogleich Rom und schiffte sich ein.

Als Cajus nach sieben Wochen zurückkehrte, fand er die Stimmung des Volkes zu seinen Ungunsten noch weit mehr verändert. Livius Drusus schien dem Volke der rechte Mann zu sein, der gutmeinende nicht nur, sondern der practische, da er ja zugleich den Senat für seine Sache zu gewinnen gewußt hatte und mit diesem gemeinsam an deren Verwirklichung arbeitete! — Die Folge war, daß Cajus bei der nächsten Tribunenwahl nicht die erforderliche Stimmenzahl erhielt. —

Für das nächste Jahr wurde einer der heftigsten Feinde des Cajus, der Senator Opimius, zum Consul erwählt. Man meinte jetzt die Zeit gekommen, die gracchischen Gesetze, für deren Ausführung überhaupt erst wenig gethan worden war, förmlich aufheben und den jetzt amtlosen Cajus, falls von ihm Widerstand versucht würde, beseitigen zu können. Nun gingen Vielen aus dem Volke zu spät die Augen auf. Zur Abstimmung wählte der Senat die Zeit der Ernte, in der die meisten der Armen nicht in Rom waren. Als Cajus vernahm, was beabsichtigt werde, beschloß er, trotz des Undanks, der ihm vom Volke geworden war, für die Sache desselben aufzutreten. Wie er, dachte der Senator Fulvius Flaccus, der sich dem Tiberius als treuer Gesinnungsgenosse und Freund erwiesen hatte. Beide begaben sich an dem Tage der Abstimmung schon früh mit ihrem Anhange auf das Capitol, auf dem sie die Gegner in großer Zahl vorfanden. Indem Cajus in der Halle auf und ab ging, kam, die Geweide eines geschlachteten Opferthieres tragend, einer der Lictoren des Consuls daher und rief: „Macht Platz, ihr schlechten Bürger!“ Die Um=

stehenden, empört über den Schimpf, erschlugen den Frechen, was von Cajus lebhaft gemißbilligt ward. Ein heftiger Platzregen verhinderte die Ausführung der Wahl, und es ward dieselbe für den nächsten Tag festgesetzt. Als Cajus von dem Capitol herabkam, überschritt er den Markt, blieb vor der Bildsäule seines Vaters lange stehen und ging darauf seufzend und mit Thränen im Auge hinweg. Das Volk, den Ernst der Lage erkennend, beschloß, das Haus des Cajus in der Nacht zu bewachen. Am nächsten Morgen, als Cajus ohne Rüstung und nur mit einem kurzen Schwerte bewaffnet, sein Haus verlassen wollte, fiel ihm seine Gemahlin Licinia, das Söhnchen auf dem Arme, zu Füßen und flehete ihn in den rührendsten Ausdrücken an, zu bleiben. „Nicht auf die Rednerbühne", sprach sie, „gehst du mir heut, wie früher, als Tribun und Gesetzgeber, noch zu einem rühmlichen Kriege, daß du mir, auch wenn du fielest, eine ehrenvolle Trauer hinterließest; sondern den Mördern des Tiberius bietest du dich dar, ehrenvoller Weise unbewaffnet, damit du lieber leidest als schadest." Cajus machte sich sanft los und ging. Auch vor dem Hause des Flaccus hatte eine Zahl von Personen in der Nacht gewacht. Am Morgen theilte er Waffen unter sie aus und führte sie nach dem arentinischen Berge. Dahin begab sich auch Cajus.

Der Senat war früh von Opimius zusammengerufen worden, und es wurde diesem die Dictatur übertragen. Auf seine Aufforderung waren die Senatoren in Waffen erschienen, hatten auch bewaffnete Sclaven mitgebracht. Weil es seine feste Absicht war, Cajus an diesem Tage gewaltsam aus dem Wege zu räumen, hatte er Veranstaltungen getroffen, daß die Leiche des erschlagenen Lictoren unter Klagegeschrei über das Forum getragen wurde.

Im Senat erschien jetzt, auf des Cajus Wunsch gesandt, der jüngste Sohn des Flaccus, ein blühender Jüngling von achtzehn Jahren, und bot Namens seines Vaters und des Cajus dem Consul einen Vergleich an. Opimius wollte davon nichts hören; er wies den Jüngling drohend hinweg, beifügend, Flaccus und Cajus sollten sich dem Senat stellen und erwarten, was derselbe über sie beschließen würde. Cajus wollte nun in die Versammlung der Senatoren gehen, um seine Sache zu vertheidigen, die Freunde hielten ihn aber zurück, und es wurde des Flaccus Sohn noch einmal gesandt. Diesen ließ jetzt Opimius gefangen nehmen und führte darauf die bewaffneten Scharen gegen den arentinischen Berg, der gestürmt ward. Flaccus floh mit seinem älteren Sohne in ein Bad, beide wurden ergriffen und getödtet. Cajus hatte sich in den auf dem Arentin befindlichen

Tempel der Diana begeben, wollte sich tödten, doch entwanden ihm Freunde den Dolch und nöthigten ihn zur Flucht. Ehe er sie antrat, soll er vor dem Altare niedergekniet und die Göttin angefleht haben, das römische Volk zur Strafe dafür, daß es sich so gelassen die Fesseln der Knechtschaft anlegen lasse, nie aus der Sclaverei wieder herauskommen zu lassen. Darauf floh er der Brücke zu, auf der einst Horatius Cocles die Stadt so heldenmüthig vertheidigt hatte. Ihm folgte Philocrates, sein treuester Sclave. Als er die Brücke hinter sich hatte, kam er in den Hain, der den Furien geweiht war. Die Verfolger waren dicht hinter ihm. Da ließ Cajus sich von seinem Sclaven durchstechen. Einer der Verfolger, Septumalajus, ein vornehmer Mann, hieb der Leiche des Cajus das Haupt ab. Er brachte dasselbe, mit Blei gefüllt, dem Consul, der versprochen hatte, es mit Gold aufzuwiegen. In Bezug auf das Haupt des Flaccus war dasselbe Versprechen gegeben worden. Während aber für des Cajus Haupt dem reichen Septumalajus Gold zu gleichem Gewichte verabfolgt ward, empfing ein Armer, der des Flaccus Haupt brachte, nichts. Von den Anhängern des Cajus waren gegen 3000 getödtet, sämmtliche Leichen in die Tiber hinabgestürzt worden. Aller Getödteten Vermögen ward eingezogen, die Gemahlin des Cajus sogar ihrer Mitgift beraubt. Opimius nahm später ein klägliches Ende Der Bestechung überwiesen, starb er in Armuth und Verachtung.

Mit bewunderungswürdiger Seelengröße ertrug Cornelia den Verlust der beiden Söhne, die ihr höchstes Glück gewesen waren. Sie brachte ihre übrige Lebenszeit auf ihrem Landsitz am Fuße des misenischen Berges zu. Gelehrte und weise Männer waren oft in ihrem Hause, und gern erzählte sie von ihrem Vater, dem großen Scipio, und von ihrer Söhne Thaten, Leiden und Tod; aber nie verrieth ein Zeichen den Schmerz ihres Herzens. Als das Volk zu sich kam, als ihm deutlich ward, was es an den edlen Brüdern verloren hatte, und als man an den Stätten des Todes Beider Capellen errichtete und ihnen Opfer darbrachte, sagte Cornelia nur: „So haben sie Gräber erhalten, wie sie es verdienten.“

Dem Staate aber waren unheilbare Wunden geschlagen. Das Vertrauen des Volkes zur Gerechtigkeit des Senats war dahin; keine Kunst vermochte es mehr zu verdecken, daß da, wo weise Fürsorge für das Volk herrschen sollte, Habsucht, Eigennutz und List ihre Wohnung genommen hatten. Die Zeit war nahe, in der der Wille glücklicher Kriegshäupter die Stelle des Gesetzes einnahm und das Recht als ein morsch gewordener Stab betrachtet wurde, der Keinen mehr stützte.

Marius und Sulla.

Cajus Marius.

Als der jüngere Scipio vor Numantia lag, und Freunde, die um sein Leben besorgt waren, ihn fragten: „Wer wird dein Ersatzmann sein, wenn das Schicksal dich uns entreißen sollte?“ antwortete er, indem er seine Hand auf des neben ihm stehenden Unterfeldherrn Marius Schulter legte: „Dieser hier!“

Marius, der Sohn eines Tagelöhners, war ohne allen Unterricht hinter dem Pfluge aufgewachsen und brachte, als er im Jünglingsalter ins Heer trat, nichts mit als kriegerischen Sinn, natürlichen Verstand und glühenden Ehrgeiz. Dies machte ihn den Oberen bald bemerkbar, und er wurde, trotz seines rohen und bäuerischen Wesens, das abzulegen er überhaupt sich nie Mühe gab, bald zum Range eines Hauptmanns erhoben. Damit begnügte sich jedoch sein Ehrgeiz noch nicht. Eine höhere Stellung zu gewinnen, erschien aber zu jener Zeit für denjenigen, dem es an hoher Verwandtschaft oder an großem Vermögen fehlte, fast als eine Unmöglichkeit. Dies erkennend, sollte ihm eine reiche Heirath als Vorstufe zu weiterem Aufsteigen dienen, und wirklich, er fand die Gunst einer jungen Römerin aus dem altadligen und reichen Geschlechte der Julier, Julia mit Namen, die Tante Cäsar's, die in ihm einen rohen Edelstein sah, der den Mangel der äußeren Politur durch innern Werth ersetze. Sie reichte dem stattlichen Krieger die Hand und machte ihn zum reichen Manne. Nun gelang es ihm, seine Wahl zum Volkstribunen durchzusetzen, und als solcher kämpfte er mit Rücksichtslosigkeit und Ausdauer für die Rechte des Volks; aber mit dem gleichen Ungestüm trat er demokratischen Forderungen entgegen, wenn diese ihm maßlos und daher nachtheilig für das Gemeinwohl erschienen. Wie in diesem Amte, bewährte er sich auch in dem eines Prätor als ein tüchtiger Mann; die allgemeine Aufmerksamkeit zog er jedoch erst in dem Kriege gegen den König Jugurtha von Numidien auf sich.

Jugurtha.

Masinissa, der König des im nördlichen Afrika gelegenen Numidien, hatte, wie (S. 363) erzählt wurde, den Römern treu zur Seite gegen Karthago gekämpft. Seitdem stand Numidien unter dem Schutze Roms. Des Masinissa Nachfolger war Micapsa. Dieser

nahm einen vaterlos gewordenen Enkel, Namens Jugurtha, an seinen Hof. Jugurtha, der von auffallender körperlicher Schönheit war und ein außerordentlich einschmeichelndes Wesen besaß, dazu auch schon im angehenden Jünglingsalter sich als hervorragend tüchtig im Waffendienst erwies, wußte sich die Liebe des königlichen Oheims in dem Maße zu erwerben, daß dieser ihn adoptirte und ihn in gleiches Erbrecht mit seinen beiden Söhnen Hiempsal und Adherbal setzte. Er sandte ihn mit einer Hilfsschar dem Scipio zu, als dieser die Numantiner in Spanien bekriegte. Dort mochte er auch den Marius, der damals noch in einer untergeordneten Stellung sich befand, kennen lernen; in keinem Falle aber konnte er, wenn jenes der Fall war, ahnen, in welcher Eigenschaft und mit welchem Erfolge dieser ihn einst in Afrika bekämpfen würde. Der junge Jugurtha zeichnete sich hier als Anführer seiner Hilfsschar in bedeutender Weise aus. Zugleich gewann er in vertraulichen Unterhaltungen mit römischen Führern über den zur Zeit in Rom herrschenden Geist Kenntniß, und er kehrte mit dem Entschluß zurück, sich nach dem Tode seines Oheims in den Besitz des ganzen Landes zu setzen. Widerstand in Rom (davon meinte er sich überzeugt halten zu dürfen) lasse sich mit Gold beseitigen. Kaum war der König gestorben, so traf er Anstalten, die beiden Miterben zu ermorden. Mit Hiempsal gelang es ihm; Adherbal entfloh, begab sich nach Rom und flehete den Senat um Schutz und Beistand an. Aber Jugurtha's Gold wirkte bereits. Die Senatoren enthielten sich aller Feindseligkeiten gegen ihn und begnügten sich damit, ihm sagen zu lassen, er solle sich mit Adherbal das Land theilen. Kaum aber hatte die römische Gesandtschaft, von der Adherbal zurückgeleitet worden war, Numidien verlassen, so bemächtigte sich Jugurtha des Adherbal und ließ ihn hinrichten. Die Erbitterung des römischen Volkes über diese Schandthat war so groß, daß der Senat sich gezwungen sah, um nicht als Mitschuldiger zu erscheinen, Jugurtha zur Verantwortung nach Rom zu fordern. Es war ihm freies Geleit verheißen, doch verließ sich der Mörder mehr auf den Schutz des Goldes als des Wortes.

Als er nun in dem zu Rom angesetzten Verhör zu reden begann, erhob sich der von ihm bestochene Tribun Bäbius und gebot ihm kraft seines Amts Stillschweigen. Damit war das Verhör beendet, dem unter diesen Umständen ein Spruch nicht folgen konnte. Nun beging Jugurtha aber, indem er bei Anwendung gleicher Mittel auf gleiche, ihm zusagende Erfolge rechnete, in Rom eine Frevelthat, die, dem aufgeregten Volke gegenüber, der Senat nicht stillschweigend hinnehmen

konnte. In Rom befand sich ein Verwandter von Jugurtha, der letzte Fürst aus Masinissa's Stamme. Jugurtha, der da meinte, daß er thöricht handle, wenn er Rom verlasse, ohne sich einen wesentlichen Vortheil verschafft zu haben, ließ jenen Fürsten ermorden. Darauf erging der Befehl an ihn, augenblicklich Rom zu verlassen, und es ward der Krieg gegen ihn beschlossen. Frech um sich schauend, verließ er die Stadt; vor dem Thore wandte er sich mit spöttischer Miene zurück und sagte: „Weltbeherrschendes Rom, fände sich nur ein Käufer für dich, du gäbest dich selbst hin!“ —

Die ersten Feldzüge gegen den als Kriegsmann tüchtigen Jugurtha fielen nicht zu Gunsten der Römer aus. Es gelang dem Numidierfürsten sogar, das römische Heer einzuschließen und die Heerführer, die außerdem noch schimpflich durch das Joch gehen mußten, zur Annahme eines Rom erniedrigenden Friedens zu nöthigen. Der Senat verwarf den Frieden und übertrug den Oberbefehl an Q. Cäcilius Metellus. Diesem der äußersten Aristokratie-Partei angehörenden, im Uebrigen aber durch und durch tüchtigen Manne ward Marius als Legat beigegeben. Jugurtha erlitt nun eine Reihe schwerer Niederlagen, so daß er sich endlich gezwungen sah, zu seinem Schwiegervater, dem Könige Bocchus von Mauretanien, zu fliehen. Der Beistand, den ihm Bocchus lieh, bewirkte, daß der Krieg sich hinzog. Mehr noch als sonst hatte Marius sich in den Kämpfen ausgezeichnet, so daß er der Abgott der Soldaten geworden war. So geneigt ihm diese waren, so abgeneigt war ihm der Feldherr Metellus, der in ihm den Volksmann haßte. Marius begehrte Urlaub, weil er im Sinne hatte, sich in Rom um das Consulat zu bewerben. Statt einer zustimmenden Antwort bekam er vom Feldherrn boshafte Bemerkungen zu hören; endlich, als nur noch zwölf Tage bis zum Wahltage übrig waren, und Metellus die Wahl eines Andern für gesichert hielt, ertheilte er dem Marius den erbetenen Urlaub. Dieser, hoffend, es werde ihm, trotz der geringen Zeit, gelingen, den nöthigen Anhang zu finden, schiffte sich sogleich ein. Metellus hatte es nun bitter zu empfinden, Marius gereizt zu haben, denn dieser unterzog die sich in letzterer Zeit hinschleppende Kriegsführung desselben vor dem Senat und dem Volke der vernichtendsten Kritik, indem er sich dabei zugleich hoch und theuer vermaß, den Krieg, falls ihm die Macht anvertraut würde, in kürzester Frist ruhmvoll für Rom zu beendigen. Die Macht seiner Persönlichkeit riß Alles hin — er ward zum Consul gewählt. Als Metellus davon Kunde empfing, preßten ihm Schmerz und Zorn Thränen aus; ihm war schon der bloße Gedanke, einen

ungeschliffenen Plebejer an der Spitze des Staates zu sehen, ein Greuel. Nun galt es für Marius, den erregten Erwartungen zu entsprechen. Ehe er Rom verließ, verstärkte er das Heer durch Anwerbungen. Entgegen dem bisher geltenden Gebrauch, die Krieger zumeist aus den mehr oder minder bemittelten Klassen zu wählen, nahm er die Verstärkungen aus den ärmsten Bürgern. Die Aussicht auf Beute und Ländereien, die er ihnen machte, wirkte von vornherein, daß die Neugeworbenen ihm blind anhingen. Von da ab begann die gefährliche Sitte sich einzubürgern, daß das Heer in die öffentliche Angelegenheit mit hinein redete, und es wurde damit der Grund zur Soldatenherrschaft gelegt.

Von Metellus, der den ihm verhaßten Emporkömmling gar nicht mehr hatte sehen mögen, war das Heer einem Unterfeldherrn übergeben worden, der es an Marius übergab. Dieser nahm den Krieg sofort mit einem fast unerhörten Eifer auf, brachte dem Feinde die empfindlichsten Niederlagen bei, entriß ihm eine Stadt nach der andern und trieb den König Bocchus endlich dermaßen in die Enge, daß dieser sich die Frage vorlegen mußte, ob er seinen Schwiegersohn, der den Krieg heraufbeschworen, aufgeben, oder gemeinschaftlich mit ihm untergehen wolle. Er begehrte in Verhandlung mit den Feinden zu treten.

In dem Heere des Marius befand sich ein Mann, der besonders geeignet war, bei Verhandlungen thätig zu sein. Es war dies der Quästor L. Sulla, jetzt Untergebener des Marius, später sein großer Nebenbuhler. Eine größere Verschiedenheit zwischen zwei Männern wie es die zwischen Marius und Sulla war, kann es kaum geben; nur in einem Punkte hielten sie sich, wie sich später herausstellte, beinahe die Wage: sie waren beide außerordentlich tüchtig in der Heerführung. Im Uebrigen repräsentirten sie gleichsam die am meisten im Gegensatz zu einander stehenden Parteien. Marius erwies sich als roh und rücksichtslos, erfüllt von Haß gegen die Aristokratie; Sulla dagegen war ein Mann gewandten, schlauen Wesens, von feinstem Schliff in seinem Benehmen, voll Verachtung gegen die Armen, denen Zaum und Gebiß anzulegen seiner Partei beständiges Sinnen war. Niemand wußte so wie er seine tiefsten Absichten verborgen zu halten, zu lächeln, wo er haßte, den Leutseligen denen gegenüber zu spielen, die er verachtete. Obgleich er sich erst kurze Zeit auf dem Kriegsschauplatze befand, und sich ihm wenig Gelegenheit geboten hatte, sich in der Heerführung hervorzuthun, erfreute er sich dennoch bereits einer bedeutenden Beliebtheit bei den Soldaten.

Diesem Manne ward nun von Marius die Führung der Verhandlungen mit dem Könige Bocchus anvertraut, und seine Gewandtheit, Klugheit und Festigkeit brachten es zu einem Erfolge, auf den römischer Seits wohl Niemand gerechnet hatte. Der König Bocchus war anfangs schwankend; das einschmeichelnde Wesen Sulla's machte ihn jedoch mehr und mehr geneigt, seinen Schwiegersohn zu opfern, um sich in ein gutes Verhältniß zu Rom zu setzen. Als nun, die Gefahr erkennend, die Sulla über sein Haupt heraufbeschwor, Jugurtha einen Ueberfall auf Sulla und seine Begleiter vorbereitete, brachte die Klugheit und der Muth des Letzteren die Sache zu augenblicklicher Entscheidung: Bocchus ließ seinen Schwiegersohn festnehmen, fesseln und den Römern überantworten.

Dies hatte zugleich die Folge, daß Sulla sich das Verdienst zuschrieb, den Krieg beendet zu haben, und sich dessen auch laut rühmte, während Marius darauf verwies, daß Bocchus, wäre er von ihm nicht so in die Enge getrieben worden, sich zur Auslieferung des Jugurtha doch wahrlich nicht verstanden haben würde. Dieser Streit gab den ersten Anlaß zu der Todfeindschaft, die später zwischen Marius und Sulla ausbrach, und um deretwillen Tausende bluten mußten.

Dem Marius ward der Triumph zu Theil. Die Römer staunten, als sie unter den Gefangenen den gefürchteten Jugurtha erblickten. Denn so lange der am Leben wäre, berichtet Plutarch, hätte auch nicht Einer zu hoffen gewagt, der Feinde Herr zu werden: so war in diesem Manne Schlauheit und Herzhaftigkeit gepaart. Und Plutarch setzt hinzu: „Doch im Triumphzuge mit aufgeführt, verlor er, wie es heißt, den Verstand, und als, da er nach dem Triumph in das Gefängniß gebracht war, die Einen ihm gewaltsam das Gewand zerrissen, Andere aus lauter Eile, ihm den goldenen Ohrring zu rauben, auch das Ohrläppchen mit abrissen und entkleidet hin- und hergestoßen und in den untersten Kerker geworfen hatten, sagte er, verstört im Geist, mit höhnischem Lachen: Beim Herkules, wie kalt ist euer Bad! — Doch ihn erreichte, nachdem er sechs Tage lang mit dem Hunger gerungen hatte und bis zur letzten Stunde nicht loslassen konnte von dem Verlangen, zu leben, die Vergeltung für seine Unthaten."

Cimbern und Teutonen.

Größere Ehre noch war dem Marius vorbehalten; diese sollte ihm aus dem Kampfe mit viel gewaltigeren Feinden, als die Numidier und Mauretanier es gewesen waren, erwachsen.

An Roms Pforten klopften zwei germanische Völkerschaften, die aus dem Norden — die Cimbern aus Schleswig-Holstein, die Teutonen von den Küsten der Ostsee her — hernieder gekommen waren. Was man von ihnen in Rom vernahm, erregte die Bevölkerung mit Angst und Grausen. Ein Schriftsteller jener Zeit vergleicht sie mit zwei gewaltigen dunklen Wetterwolken, die verheerende Blitze bergen. Ihr ganzes Leben und Treiben, ward erzählt, durchziehe ein fanatischer Geist, der sie nur zu noch gefährlicheren Feinden mache. „In der Schlacht jubelten sie vor Freude in dem Gedanken, daß ihnen vielleicht ein ruhmvolles Ende beschieden sei; den Tod, durch Krankheit herbeigeführt, hielten sie für schimpflich: ein Muth, der offenbar in dem Glauben an eine zukünftige Vergeltung wurzelte. Unter den Weibern, die mit ihnen zu Felde lagen, befanden sich graue Priesterinnen. Sie tödteten die Gefangenen und weissagten aus dem strömenden Blute. Die Habsucht der Gallier kannten sie nicht. Allen Gewinn der Schlacht weihten sie der Vernichtung und dadurch den Göttern. Welche Schonung für Gut und Leben war von einem solchen Feinde zu erwarten?" —

Ihnen trat zuerst der Consul Carbo entgegen. Er und sein Heer wurden vernichtet. Die Cimbern und Teutonen begehrten Wohnsitze zu haben, indem sie dafür den Römern anboten, sie in ihren Kriegen zu unterstützen. Da Rom ihnen das Gewünschte nicht gewähren wollte oder konnte, überschwemmten und verheerten sie Gallien. In den nächsten Jahren (von 109—105 v. Chr.) versuchten die Römer noch vier Mal das Glück der Waffen gegen die Feinde; jedesmal wurden die Römer geschlagen, in der letzten Schlacht (bei Arausio an der Rhone) bis zur Vernichtung, da kaum zehn Römer übrig geblieben waren, das Unglück der Vaterstadt zu verkünden. Das Schlachtfeld von Arausio war (die Leichen der Knechte und Troßbuben ungezählt) mit den Leichen von 80,000 Römern und Bundesgenossen besäet, der Feind hatte außerdem das ganze Lager gewonnen.

Das war der Gipfel des Entsetzens, von dem Rom betroffen worden war. Kriegsführer, auf deren Tüchtigkeit Rom gerechnet hatte, waren gefallen, oder sie hatten sich nicht bewährt. Alles rief jetzt nach Marius, der sich zur Zeit noch in Afrika befand. Darüber war man jetzt einig: Sei Rettung möglich, so vermöge nur er sie zu bringen. Wäre ein Zweifaches nicht geschehen, so möchte auch ihm es nicht gelungen sein, die Gefahr zu beschwören. Die Cimbern und Teutonen unterließen es, sofort auf Rom vorzugehen. Das war Eins. Das Zweite war, daß sie sich trennten. Beides wußte sich Marius

vortrefflich zu Nutze zu machen. Zunächst hatte er Zeit gewonnen, sich ein neues Heer zu schaffen und dasselbe zum Kampfe mit dem furchtbaren Feinde vorzubereiten.

Es war im Jahre 102 v. Chr., als Marius mit seinem Heere eine feste Stellung an der Rhone nahm. Die Cimbern suchten vergebens sein Lager zu stürmen. Darnach zogen sie an dem Lager vorüber, den Römern höhnend zurufend, ob sie etwas an ihre Weiber und Kinder in Rom zu bestellen hätten. Die Soldaten des Marius wünschten auf den Feind geführt zu werden; Marius hielt sie zurück und ließ die Cimbern ruhig ziehen. Kaum aber waren sie den Blicken entschwunden, da brach er auf und führte seine Macht gegen den nahen zweiten Feind, die Teutonen. Bei Aquä Sextiä (Aix in der Provence) standen die Feinde einander gegenüber. Unvermuthet entspann sich zwischen Kriegern beider Heere, die Wasser aus dem Fluß schöpften, ein Gefecht, das fortgesetzt von beiden Seiten neue Scharen herbeizog. Die Römer drängten den Feind bis an seine Wagenburg zurück. Dort aber kamen die teutonischen Weiber, hieben mit Schwertern und Aexten auf die Fliehenden ein, rissen den Römern mit bloßen Händen ihre Schilder hinweg und ließen sich lieber unbesiegten Muthes bis auf den Tod verwunden und in Stücke hauen, als daß sie die Flucht ergriffen hätten. Bei einbrechender Nacht kehrten die Römer in ihr Lager zurück, jedoch nicht in froher Stimmung, wie sie ein errungener Vortheil sonst hervorzurufen pflegt. Denn sie hatten den Feind erprobt, mit dem ihnen nun der Hauptkampf bevorstand! Kein Schlaf erquickte sie, unter Furcht und Grauen ging die Zeit hin. „Vom Lager der Teutonen her vernahm man ein fürchterliches Klagegeschrei, das nicht dem Winseln jammernder Menschen, sondern dem Geheul und Gebrüll wilder Thiere glich und von den Bergen und Thälern verstärkt wiederhallte. Ein schauerliches Getöse erfüllte die ganze Ebene und setzte selbst den Feldherrn in bange Besorgniß." Am dritten Tage ordnete Marius das Heer, das eine Höhe innehatte, zur Schlacht und sandte 3000 Mann unter Claudius Marcellus in einen waldigen Hinterhalt. Die Teutonen brannten vor Begierde, die erlittene Niederlage zu rächen. Ihr Ungestüm ward der Hauptgrund ihres Verderbens. Statt die Römer in die Ebene kommen zu lassen und dann erst den Kampf zu eröffnen, stürmten sie den Hügel hinan. Da der Boden schlüpfrig war, vermochten sie, worauf Marius auch gerechnet hatte, weder mit Nachdruck einzuhauen, noch in Reihen sich geordnet zu erhalten. Die Römer dagegen, fest aneinander gedrängt, bildeten

gleichsam eherne Mauern. Diese zu durchbrechen, erschöpfte sich vergeblich die Kraft der Stürmenden. Dazu kam noch die ihnen ungewohnte Glut der provençalischen Sonne, die ihre Sehnen nach und nach erschlaffte. Als nun endlich die 3000 Römer unter Geschrei aus dem Hinterhalte gegen sie hervorbrachen und sie in dem Rücken angriffen, lösten sich ihre Reihen gänzlich, und sie zerstreuten sich in wilder Flucht. Nun hielt der Tod seine Ernte unter ihnen, gegen 60,000 fielen, außerdem machten die Römer viele Gefangene, unter ihnen den König Teutobod.

Die Teutonen waren besiegt; jetzt galt es für Marius, auch die Cimbern zu vernichten. Sie waren durch den Brennerpaß nach Oberitalien gezogen und hatten den Consul Lutacius Catulus von dem Po zurückgedrängt. Dort traf sie Marius. Durch eine Gesandtschaft an ihn begehrten sie für sich und ihre Brüder Wohnsitze. Als Marius fragte, wen sie unter den „Brüdern" meinten, und sie die Teutonen nannten, lachten die Römer, und Marius sagte mit Hohn: „Lasset eure Brüder nur aus dem Spiele; die haben ihr Land und werden es haben in alle Ewigkeit; dafür haben wir gesorgt!" — Es kam nun (101 v. Chr.) bei Vercellä zur Schlacht. Ueber die cimbrischen Reiter sagt Plutarch: „Sie hatten Helme auf dem Haupte, wie seltsame Thierköpfe mit fürchterlich gähnendem Rachen geformt; die Federbüsche, die darüber emporragten, ließen ihre Gestalten noch höher erscheinen; eherne Panzer schmückten sie, und hell leuchteten die weißen Schilde." Die vorderen Reihen der Cimbern hatten sich mit Ketten aneinander geschlossen, was ihnen aber zum Unheil gereichte, da sie die Todten mit sich schleppen mußten. Vortheilhaft war den Römern die Ebene, auf der ihre Reiterei sich entfalten konnte, und der Umstand, daß die Cimbern die Sonne im Gesichte hatten. Dies, ihre Tapferkeit und die gute Führung verschaffte den Römern auch hier einen vollständigen Sieg. Der größte Theil der Cimbern fiel, unter ihnen ihr tapfrer König Boiorix, eine große Zahl ward gefangen genommen, wenige entkamen.

Die Kunde von den Siegen erregte namenlosen Jubel in Rom. Marius feierte einen herrlichen Triumph und ward von der Masse des Volkes als dritter Gründer Roms ausgerufen und zum sechsten Male mit dem Consulat betraut. Damit hatte er den höchsten Gipfel seines Glückes erstiegen.

Innere Zustände.

Daß es so schnell mit dem Ansehen des Gefeierten rückwärts gehen würde, als es geschah, ahnte sicherlich Niemand. Der Anlaß ergab sich aus dem Folgenden. Nach der Ermordung der Gracchen war die aristokratische Partei zur Herrschaft gelangt, und sie behauptete dieselbe, bis Marius, der Sohn des volskischen Tagelöhners, zu Ansehen gelangt war. Wie er wuchs, begann die demokratische Partei sich wieder zu fühlen und zu regen. Die Aristokraten haßten ihn, seine Siege erregten in ihnen zugleich Freude und Furcht; aber sie waren erfreut, in Sulla, der einer der Ihren war, einen aufgehenden Stern zu sehen, und sie hofften, vor seinem Glanze werde eines Tages das Gestirn des Plebejers Marius erbleichen. Vorerst bekam die Aristokraten-Partei noch durch das Bekanntwerden der schmachvollen, von Jugurtha ausgegangenen Bestechungen einen harten Stoß. Beides hatte zur Folge, daß innerhalb der Volkspartei Demagogen eine verderbliche Wirksamkeit zu entwickeln begannen. Indem sie vorgaben, die von den Gracchen erstrebte Reform aufnehmen und durchführen zu wollen, gingen sie weit über das Ziel hinaus, das jene edlen und verständigen Männer sich gesteckt hatten. Die bedeutendsten dieser an Maßlosigkeit sich überbietenden Agitatoren waren der Tribun Apulejus Saturninus und der Prätor Glaucia. Sie handelten im Einverständnisse mit Marius, der zu wenig staatsmännischen Blick hatte, um es durchschauen zu können, daß die Forderungen Jener unverträglich mit einem geordneten Staatswesen seien. Saturninus betrieb seine Wiederwahl zum Tribunat. Als ein Anderer aus der Wahl hervorging, ließ er denselben öffentlich ermorden. Darnach bestellte Glaucia die ihm dienstbaren Pöbelbanden, besetzte das Capitol und ließ seinen Gesinnungsgenossen Saturninus zum Tribunen wählen. Nun trat Saturninus mit Gesetzen auf, die ausschließlich des Pöbels Vortheil im Auge hatten. Dem großen Haufen sollte das Korn um einen so billigen Preis abgelassen werden, daß dabei eigentlich von einem Kaufe nicht mehr geredet werden konnte, die Veteranen des Marius sollten Ländereien in Afrika, der Mann 100 Morgen, erhalten, außerdem sollten die Ländereien in andern Provinzen zu unentgeltlicher Vertheilung angekauft werden. Durch ihre Banden setzten die beiden Demagogen die Aufnahme dieser Gesetze durch. Nun bewarb sich Glaucia um das Consulat und ließ, um der Wahl sicher zu sein, seinen Gegencandidaten mit Knütteln erschlagen. Dieser Act unerhörter Ruchlosigkeit regte die ganze Stadt auf und nöthigte den Senat,

einen entscheidenden Entschluß zu fassen. Die Consuln — also auch Marius — wurden beauftragt, gegen die beiden Demagogen und ihren Anhang mit bewaffneter Macht einzuschreiten. Marius sah sich genöthigt, dem Auftrage Folge zu geben. Es kam zu einer förmlichen Straßenschlacht. Saturninus und Glaucia hatten mit einer Schar das Capitol besetzt. Sie mochten bei ihrem Widerstande gehofft haben, Marius, unter dessen Zustimmung sie gehandelt hatten, werde den Kampf gegen sie nicht ernstlich führen oder demselben zur rechten Zeit eine günstige Wendung geben. Darin irrten sie. Sie und alle ihre Anhänger, deren man habhaft werden konnte, wurden getödtet. Damit aber hatte Marius auch seinen ganzen Einfluß auf die öffentliche Meinung zerstört. Haß und Verachtung traf ihn von beiden Seiten, und dies in dem Maße, daß er sich veranlaßt sah, sich vom öffentlichen Leben zurückzuziehen. Er begab sich nach Asien. Schneller noch war sein Ansehen gesunken, als die Aristokraten gehofft hatten. Ob er aber nicht eines Tages wieder erscheinen würde, das war eine andere Frage.

Sulla gegen Marius.

Marius hatte seinem Nebenbuhler Sulla das Feld geräumt; in Sulla war die Aristokratie wieder zur Macht gelangt. Aber die Zeit war nicht fern, in der er sich mit Marius, der noch einmal auf die Bühne zurückkehrte, messen sollte.

Ehe es dahin kam, geschah in Italien etwas, das Sulla's Namen in den Augen seiner Partei und seiner Krieger glänzender noch machte, als er es bereits war. Es brach in Italien ein blutiger Krieg, der sogenannte Bundesgenossenkrieg, aus. Den unterworfenen italienischen Völkerschaften war bisher das römische Bürgerrecht vorenthalten worden. Ein Tribun, M. Liv. Drusus, brachte ein Gesetz durch, nach dem es ihnen gewährt ward. Drusus ward darauf — wie man allgemein annahm, auf Anstiften des Senats — ermordet, sein Gesetz aufgehoben und seine Freunde, die sich für das Gesetz ausgesprochen hatten, in Anklagezustand versetzt.

Da brach der Aufstand jener Völkerschaften (mit Ausnahme der Latiner, der Etrusker und der Umbrier) aus. Zwei Jahre wüthete ein schrecklicher Krieg in Italien, der, nachdem gegen 300,000 Menschen sich gegenseitig hingewürgt hatten, damit endete, daß allen freien Bürgern — von der Meerenge von Sicilien bis an den Po — das römische Bürgerrecht ertheilt wurde. In diesem Kriege (Bundes=

genossenkriege) hatten nun eben Sulla's Feldherrngaben sich in neuer glänzender Weise bewährt, und nicht minder als seine Feldherrntüchtigkeit war es seine Leutseligkeit gewesen, die ihm die Herzen der Krieger gewonnen hatte.

Kaum war das Schwert in die Scheide gesteckt, als ein neues unheilschweres Gewölk — diesmal im Osten des Reiches — am Kriegshimmel erschien. Der König Mithridates VI. von Pontus, einer der bedeutendsten Herrscher Asiens, der binnen kurzer Zeit fast ganz Kleinasien unter seinen Scepter gebracht hatte, erhob sich gegen die im Morgenlande immer noch, am meisten ihm selbst verhaßte Herrschaft Roms. In Verbindung mit dem Könige von Armenien brachte er ein Heer von 300,000 Mann Fußvolk, 40,000 Reitern und außerdem eine Flotte von 400 Schiffen auf. Griechenland, von ihm zum Befreiungskampfe aufgerufen, trat — mit Ausnahme eines kleinen Theils — auf seine Seite. Außerdem rüsteten scythische, sarmatische und thracische Völkerschaften Reitergeschwader für ihn aus. So stand Mithridates, ein zweiter Hannibal, an der Spitze einer furchtbaren Macht, und wie es von Jenem geschehen war, beabsichtigte er, die Römer in Italien selbst anzugreifen. Der erste Zusammenstoß mit einem römischen Heere fand in Paphlagonien statt. Der römische Feldherr Manius Aquilius hatte die von Mithridates vertriebenen Könige von Bithynien und Cappadocien in seinen Schutz genommen und auf eigene Hand Jenem befohlen, die besetzten Länder zu räumen. Manius Aquilius ward von Mithridates geschlagen und gerieth selbst in dessen Gefangenschaft. Ihm ward, weil er sich nach Art der römischen Großen durch Erpressungen ausgezeichnet hatte, und zugleich auch aus Haß gegen Rom und zum Hohn auf die römische Habsucht überhaupt, von Mithridates ein schreckliches Geschick bereitet. Nachdem er, belastet mit Ketten, auf einem Esel im Lande umhergeführt worden war, tödteten ihn seine Henker dadurch, daß sie ihm geschmolzenes Gold in den Hals gossen.

Die Kunde davon in Rom bewirkte, daß der Senat sofort die umfassendsten Rüstungen anordnete. Sulla, kurz zuvor zum Consul gewählt, erhielt den Oberbefehl über das zur Bekämpfung des Mithridates bestimmte Heer. Ehe er aufbrach, kam eine neue Schreckenskunde nach Rom, die mehr als Alles zeigte, wie verhaßt die Römer im Morgenlande waren, wie auch, daß Rom es mit einem Feinde zu thun bekommen habe, der — darin römische Art nachahmend — vor keinem Mittel zurückschreckte, um sein Ziel zu erreichen. Mithridates hatte an die Satrapen und Städtevorsteher Kleinasiens

den geheimen Befehl erlassen, an einem von ihm festgesetzten Tage alle Römer und Italer ohne Unterschied des Alters und Geschlechts zu tödten, die Leichen den Thieren des Feldes preiszugeben, die Habe einzuziehen. Dieser Schreckensbefehl war ausgeführt, gegen 80,000 (nach Andern 150,000) Römer waren ermordet worden, wenige hatten sich durch die Flucht zu retten vermocht.

Krieg gegen einen solchen Feind — das war etwas, was ein Marius sich wünschte! Ein solcher Krieg versprach mehr noch der Erregungen schauervoller Art, als die Kriege gegen die Numidier und gegen die Cimbern und Teutonen sie ihm gebracht hatten. Und nun waren seinem Todfeinde Sulla die in Aussicht stehenden Kriegs- und Triumpheswonnen zugedacht! —

Sulla war schon von Rom abgegangen, um sich einzuschiffen. Das nagte dem schon ergrauenden Marius am Herzen, und eine der nächsten ruhelosen Nächte brachte ihn auf einen Plan, der auf den Sturz Sulla's hinzielte und zu dessen Ausführung der Volkstribun Sulpicius Rufus sich ihm zum Werkzeuge anbot. Dieser nahm 3000 Gladiatoren in seinen Dienst, die er seinen Gegensenat nannte, und ließ in einer Volksversammlung, zu der er die neuen Bürger und Freigelassenen, ihnen ohne Weiteres Stimmrecht einräumend, hinzuzog, beschließen, daß Sulla seiner Heerführerstelle für enthoben erklärt, dagegen Marius zum Oberbefehlshaber ernannt wurde.

Sulla aber war durch die bloße Abstimmung noch nicht beseitigt. Die Tribunen, die Marius zu ihm sandte, um für ihn den Oberbefehl zu übernehmen, wurden von den Soldaten gesteinigt, worauf Sulla an der Spitze seines Heeres gegen Rom zog. Der Senat, von Marius und seiner Partei dazu gezwungen, sandte ihm Abgeordnete entgegen, durch die er ihm verbot, Gewalt anzuwenden. Er wies die Abgeordneten zurück, da der Senat nicht frei sei, schritt zum Angriff auf das von Marius mit geringer Macht vertheidigte Rom, und es gelang ihm nach kurzer Zeit sich zum Herrn der Stadt zu machen (88 v. Chr.). Im Ganzen trat er als Sieger mit Schonung auf, nicht aus Mitgefühl, sondern aus Berechnung. Er brachte in Anschlag, daß der von Mithridates heraufbeschworene Krieg ihn in die Ferne rief. Jeder Tag des Aufschubes war ein Gewinn für Mithridates. So lebhaft nun Sulla wünschte, sich schleunigst einschiffen zu können, eben so sehr mußte es ihm darum zu thun sein, möglichst gesicherte Zustände in Rom zu hinterlassen. Er stärkte das Ansehen des Gesetzes, indem er den Volksbeschluß durchsetzte, daß künftig nur vom Senat genehmigte Gesetze an das Volk gebracht

werden sollten. Außerdem stellte er die den Reichen günstige Stimmordnung in den Centurialcomitien wieder her. Marius und eine Zahl seiner Anhänger, sämmtlich auf der Flucht, wurden geächtet, Sulpicius Rufus fiel den Häschern in die Hände, die ihn tödteten. In der kleinen Stadt Minturnä wurde Marius erkannt, in einen Kerker geworfen und ein wilder cimbrischer Sclave zu ihm gesandt, der ihn tödten sollte. Marius rief ihm mit Donnerstimme zu: „Wer bist du, o Mensch, daß du nicht zitterst, gegen Cajus Marius die Hand zu erheben?" Der Sclave ließ vor Schreck das Schwert fallen, und der Vorgang erschütterte die Vorsteher der Stadt dermaßen, daß sie den Gefangenen frei ließen. Marius schiffte sich ein und landete an Afrikas Küste bei den Trümmern Karthagos. Der Prätor ließ ihn auffordern, sich ungesäumt wieder einzuschiffen. Marius schwieg. Als ihn nach einer Weile der Bote fragte, welche Antwort er dem Prätor bringen solle, erwiederte der siebenzigjährige Flüchtling: „Geh und sage ihm, du habest den geächteten Marius auf den Ruinen Karthagos sitzen sehen!" — Bald jedoch verließ Marius das ungastliche Gestade und verbrachte, auf Rache gegen Sulla sinnend, die nächste Zeit theils auf den Inseln an der Küste, theils auf seinem Schiffe.

Ehe Sulla Rom verließ, fand noch die Consulwahl statt, und es wurden Cn. Octavius, ein Aristokrat, und L. Cinna, ein Führer der Volkspartei und Anhänger des Marius, erwählt. Eine Gewaltthat gegen Cinna zu begehen, hielt Sulla aus den angeführten Gründen nicht für gerathen, er glaubte sich aber dadurch zu sichern, daß er ihm das eidliche Gelöbniß abnahm, die neuen Einrichtungen nicht anzutasten. Darauf eilte er dem vorangesandten Heere nach und schiffte sich mit demselben in Capua ein.

Schreckensherrschaft unter Marius.

Kaum wußte Cinna den auch ihm verhaßten Sulla auf dem Meere, als er sein Gelöbniß brach. Was Sulla dem Senat an Macht zugewandt, beabsichtigte er ihm wieder zu nehmen. Es kam zum Kampf in der Stadt, Cinna mußte fliehen und ward darauf seines Consulats für verlustig erklärt. In Campanien stand ein Beobachtungsheer. Dies gewann Cinna. Marius, benachrichtigt von den Vorgängen, landete in Italien, sammelte Gesindel aller Art und vereinigte sich mit Cinna, worauf beide gegen Rom zogen. Als sie der Stadt alle Zufuhr abgeschnitten hatten, sah sich der Senat ge-

nöthigt, mit Marius und Cinna in Verhandlung zu treten. Der Senat nahm die Absetzung des Cinna zurück, wogegen dieser seinen Feinden Schonung verhieß und in die Stadt zog. Marius aber, umgeben von seiner Leibgarde, die der ärgsten Räuberbande glich und zumeist wohl auch aus Räubern bestand, hielt am Thore und äußerte gegen die Senatoren, die zu seiner feierlichen Begrüßung hinzugekommen waren und ihn einluden, doch auch seinen Einzug zu halten, mit bitterm Hohne, er, der von der Stadt Geächtete, dürfe ja dieselbe nicht betreten, ehe die Acht nicht zurückgenommen sei. Da ward schnell das Volk zusammen berufen, um dem zu Willen zu sein, dessen Angesicht und Blick Unheil kündeten. Marius zog nun aber vor erfolgter Abstimmung ein und überlieferte die Stadt der Willkür seiner Mörderschar. Unter den Aristokraten wurde ein schreckliches Blutbad angerichtet, ihre Besitzungen als dem Staat verfallen erklärt, das Hauseigenthum den Mördern überlassen. Fünf Tage und Nächte lang währte das Morden. Dankte Marius nicht auf einen Gruß, so galt das den Seinen als Zeichen, daß sie den Grüßenden niederhauen sollten. Die Leichen durften nicht beerdigt werden, damit sie den Thieren zum Fraß dienten. Endlich gelang es, Marius zu bewegen, daß er seiner Leibgarde befahl, vom Morde abzulassen. Was aber sollte nun mit dieser Bande angefangen werden, deren sich Marius nur zur Ausführung der Henkerdienste bedient hatte? Cinna ließ sie unter dem Vorgeben, ihr den Sold auszahlen zu wollen, auf einen Platz führen, sie umstellen und darnach niederhauen. An Stelle des getödteten Consul Octavius erwählte Cinna den Marius zu seinem Mit-Consul. Marius hatte den Wonnen des Krieges gegen einen Mithridates entsagen müssen: dafür hatte er sich in Rom Ersatz verschafft. Aber das Maß der von ihm lange gewünschten Aufregung war doch zu groß. Starker Weingenuß, wohl auch Flammen, aus der Tiefe des Gewissens emporbrechend, mochten das Ihre dazu beitragen, daß er schon am siebenzehnten Tage seines Consulats starb.

Erster Krieg gegen Mithridates.

Das Heer, mit dem Sulla sich eingeschifft hatte, um Mithridates zu bekämpfen, betrug nur 30,000 Mann. Dennoch wußte Sulla sich ohne Schwierigkeiten zum Herrn von Griechenland zu machen, bis auf Athen, das er erst nach einer langwierigen Belagerung gewann. Darauf siegte er (86 und 85 v. Chr.) über die vereinten feindlichen Streitkräfte bei Chäronea und bei Orchomenus.

Nun kam ein zweites Heer aus Rom, gesandt von der zur Herrschaft gelangten Gegenpartei. Geführt wurde dasselbe von Valerius Flaccus, den Cinna an Marius Stelle hatte zum Consul erwählen lassen. Nicht wie Sulla erwartet hatte, wandte sich Flaccus zuerst gegen ihn, sondern er setzte sofort von Griechenland nach Kleinasien über, um Mithridates in seinem eigenen Lande anzugreifen. Unterweges wurde er von seinem Legaten Fimbria, mit dem er in Streit gerieth, ermordet. Fimbria übernahm darauf den Oberbefehl, und es gelang ihm, dem Könige Mithridates eine schwere Niederlage beizubringen. Da auch Sulla, der ebenfalls nach Kleinasien übergegangen war, siegreich vordrang, endlich auch die römische Flotte Erfolge errang, wandte sich Mithridates mit Friedensvorschlägen an Sulla. Es kam (84 v. Chr.) zum Frieden von Dardanus. Mithridates mußte 3000 Talente Kriegsentschädigung zahlen, seine Schiffe ausliefern und seine Eroberung abtreten. Der Provinz Asien ward zur Strafe für ihren Abfall und ihre Betheiligung an dem Morde der Römer auferlegt, neben einer hohen Kriegssteuer den Tribut auf fünf Jahr, im Ganzen 20,000 Talente zu zahlen, was eine förmliche Verarmung ganzer Landgebiete zur Folge hatte. Dies Unheil gab römischen Rittern, die aus dem Vorgange mit Aquilius, dem geschmolzenes Gold in den Hals gegossen worden war, eine Warnungslehre nicht gezogen hatten, noch insbesondere Anlaß, sich zu bereichern. Sie liehen einzelnen Gemeinden Geld zu 30, ja bis zu 48 Procent.

Der gemeinsame Feind war besiegt: nun wandten sich die beiden römischen Feldherren Sulla und Fimbria gegen einander, damit auf dem Boden Asiens entschieden werde, welche Partei in Rom herrschen solle. Es kam auch zur Entscheidung, aber ohne Schlacht. Die Soldaten des Fimbria gingen zu Sulla über, worauf Fimbria sich entleibte (84 v. Chr.). Die Kunde davon gelangte eher nach Rom, als Sulla mit seinem Heere. Da erbebten Vieler Herzen in der Ahnung des Gerichts, das Sulla über Rom halten würde.

Schreckensherrschaft unter Sulla.

Sulla, auf sein 40,000 Mann zählendes, siegesstolzes Heer vertrauend, kündigte sein Kommen dem Senat in einem Schreiben an: er werde Rache nehmen an denen, die ihn geächtet, sein Haus verbrannt, sein Weib und seine Kinder vertrieben, seine Freunde getödtet hätten!

Niemand war besorgter als der Consul Cinna. Er beschloß, sich mit einem Heere sofort einzuschiffen, um den gefährlichen Feind, der

noch in Griechenland stand, dort zu bekämpfen. Doch noch auf italienischem Boden empörten sich seine Soldaten gegen ihn und erschlugen ihn. Die Consuln des nächsten Jahres sammelten ein Heer von 189,000 Mann; wer die Rache Sulla's fürchtete, schloß sich dem Heere an. Nun landete Sulla in Italien, und auch er hatte sogleich Zulauf. Bis zum nächsten Jahre hin fanden eine Reihe von Kämpfen statt, die für Sulla zumeist glücklich waren. Endlich zog er (82 v. Chr.) siegreich in Rom ein. In dem Kampfe vor der Stadt hatte er 3000 Feinden unter der Bedingung Gnade zugesagt, daß sie augenblicklich ihre Waffen gegen ihre bisherigen Kameraden kehrten. Es war dies geschehen; nun aber ließ er sie und andre Soldaten, die gefangen genommen waren, zusammen 6000, in dem Circus niederstoßen. Das Geschrei der Unglücklichen drang bis in den Tempel der Belona, in dem gerade Sulla an die auf seinen Befehl erschienenen Senatoren eine Anrede hielt. Als er die Gesichter der Senatoren bleich werden sah, unterbrach er sich in seiner Rede, indem er dazwischen warf, er lasse nur einigen schlechten Gesellen den verdienten Lohn zukommen, übrigens möchten die Senatoren sich um das nicht kümmern, was draußen vorgehe, sondern ihm zuhören. Darauf fuhr er in seiner Rede fort, während jenes Wehgeschrei ununterbrochen währte. Sich in der Hand eines solchen Menschen oder vielmehr eines menschlichen Ungeheuers zu wissen, lähmte jede Faser des Widerstandes: Rom lag ihm zu Füßen.

Nun begann das Strafgericht über die Gegenpartei in der Stadt. Ein öffentlicher Anschlag erschien, auf dem 40 Senatoren und 1600 Ritter als geächtet und dem Tode verfallen bezeichnet waren. Den Mördern waren für jeden Kopf zwei Talente zugesagt. Auf das Verbergen eines Geächteten, auch wenn es Vater, Bruder oder Sohn war, stand der Tod. Die Güter der Verurtheilten wurden eingezogen, ihre Söhne, ja sogar ihre Enkel als unfähig zur Annahme einer Ehrenstelle erklärt. Neue Proscriptionstafeln mit Namen folgten. Dabei äußerte Sulla, er habe diejenigen Namen aufgeführt, deren er sich gerade erinnere, andere würden noch folgen. Das Wehgeschrei aus dem Circus war die Einleitung gewesen zu dem Tage lang währenden und über die ganze Stadt verbreiteten Wehgeschrei, denn die Häscher suchten und würgten auf den Straßen und in Häusern und Tempeln, und von Mördern, die nach dem verheißenen Blutgelde gierig waren, wurde in unbedachtem Eifer auch mancher Bürger getödtet, der nicht mit verzeichnet war. Es geschah solches aber auch vielfach mit Vorbedacht, es wurden sogar Anhänger Sulla's gemordet.

Sulla hatte Helfer bei der Aufführung von Namen, und diese Helfer setzten die Namen ihrer Gläubiger und Privatfeinde auf die Listen. Die Gebeine des Marius ließ Sulla ausgraben und in die Tiber werfen. Wer bei dem Morde eines Menschen einen Laut des Mitgefühls von sich gab oder Mitleid in seinen Mienen verrieth, machte sich verdächtig. Als Platorius, ein völlig schuldloser Mann, einen Menschen qualvoll martern sah, fiel er in Ohnmacht. Er wurde dafür auf der Stelle getödtet. Catulus, der mit Sulla vertraut war, wagte gegen denselben die Aeußerung, er möchte doch noch Einige am Leben lassen, damit noch Menschen übrig seien, über die er herrschen könne. Dies Wort nahm Sulla als einen Scherz auf. Darnach bat ihn Metellus, nunmehr dem Morden Einhalt zu thun, oder bestimmt zu sagen, wer noch sterben solle, damit diejenigen, die er verschonen wolle, von der Todesangst befreit würden. Sulla entgegnete kalt, er habe noch keinen Entschluß gefaßt. Endlich hatte er sich in dem Blute seiner Feinde gesättigt. Das Gleiche, was in Rom geschah, ward auch in allen größeren Städten Italiens ausgeführt. Im Ganzen sollen gegen 150,000 Römer, darunter 15 Consulare, 200 Senatoren und 1600 Ritter, der Rache Sulla's zum Opfer gefallen sein. Dreiundzwanzig Legionen schenkte er eben so viele Städte. Die Bürger wurden von ihrem Eigenthum verjagt, und die Soldaten bildeten neue Bürgergemeinden.

Sulla ging nun daran, die Verfassung zu Gunsten seiner Partei umzugestalten. Damit dies unter dem Scheine des Rechts geschähe, ließ er sich zum Dictator ernennen. Er gab dem Senat seine frühere Macht, drückte dagegen das Tribunat zur Machtlosigkeit herab. Sich selbst sicherte er durch eine Verordnung für alles Geschehene völlige Straflosigkeit zu und stellte sich zugleich die Vollmacht aus, „kraft deren er zum Tode verurtheilen, Vermögen einziehen, Aecker vertheilen, Städte aufbauen und zerstören, Reiche verschenken könnte, wie er wolle." In diesem Vollbesitz der Macht nannte er sich öffentlich Felix, d. i. der Glückliche. Aber schon im dritten Jahre seiner Macht legte er zum Erstaunen Aller sein Amt nieder und zog sich auf sein herrliches Landgut bei Puteoli zurück, um, nachdem er an den Wonnen der Tyrannei sich gesättigt hatte, sinnlichen Lüsten und Schwelgereien in erhöhterem Maße noch zu leben, als es bisher schon geschehen war. In Folge dieser Lebensweise ergriff ihn eine schreckliche Krankheit, die Elephantiasis. Sein ganzer Körper war zuletzt mit Beulen bedeckt, die abwechselnd aufbrachen, und aus denen Millionen von Ungeziefer

hervorkamen. Am lebendigen Leibe vom Ungeziefer verzehrt, endete er zuletzt unter gräßlichen Qualen (78 v. Chr.).

Das Volk sah in diesem Sterben eine Strafe des Himmels. Die Anhänger Sulla's, denen es darum zu thun war, daß die ihnen vortheilhaften Staatseinrichtungen bestehen blieben, suchten sein Ansehen auch noch im Tode aufrecht zu erhalten. Auf einer goldenen Bahre und in königlichem Schmuck wurde der Leichnam nach Rom getragen. In der Stadt schlossen sich alle angesehenen Männer, die Einen aus Berechnung, der ihre Parteistellung zu Grunde lag, die Andern aus Furcht vor den bewaffneten Scharen, die von Anhängern Sulla's geführt wurden, dem Zuge an, der sich nach dem Marsfelde begab, wo der Leichnam mit königlichem Gepränge verbrannt wurde.

Bis zum Ende der Republik.

Sertorius. Pompejus.

Beide Männer standen — schon zu Lebzeiten Sulla's — in Feindschaft zu einander; Sertorius war ein Anhänger des Marius, unter dessen Führung er auch rühmlich gekämpft hatte gegen die Cimbern und Teutonen, Pompejus hielt zu Sulla.

Ehe Sulla sich zum Dictator gemacht hatte, war Sertorius Statthalter in Spanien gewesen. Dorthin war er nach dem Siege Sulla's zurückgekehrt, um der Freiheit wenigstens in Spanien eine Stätte bis auf günstigere Zeiten zu erhalten. Sulla sandte ein starkes Heer gegen ihn, vor dem er sich mit seiner damals noch schwachen Macht nicht zu halten vermochte. Er sah sich genöthigt, das Land zu verlassen. Von den in Spanien gegen den neuen Statthalter sich erhebenden Lusitanern zurückberufen, begann Sertorius mit erneutem Eifer den Kampf und schuf sich zwei tüchtige Heere, eines aus Anhängern des Marius, Marianer genannt, das andere aus Spaniern bestehend. Gegen ihn sandte Sulla jetzt den tüchtigen Metellus Pius, der aber keine Erfolge über Sertorius davontrug, und so oft der „Glückliche" Sulla, Umschau hielt, traf er mit seinen Gedanken wenigstens auf Einen, der, seinem Tyrannenwillen gegenüber, noch aufrecht stand.

Pompejus gegen Sertorius.

Bald nach Sulla's Tode ward dem gegen Sertorius kämpfenden Metellus Pius ein Heer unter Pompejus zur Hülfe gesandt.

Der noch jugendliche Cnaeus Pompejus hatte schon unter Sulla in seinen Kämpfen gegen die Marianer in Sicilien und Afrika sich als trefflicher Krieger bewährt. „Gesund an Leib und Seele," sagt Momsen von ihm, „ein tüchtiger Turner, der noch als Feldherr mit seinen Soldaten um die Wette sprang, lief und hob, ein kräftiger und gewandter Reiter und Fechter, ein kecker Freischarenführer, war der Jüngling in einem Alter, das ihn von jedem Amt und vom Senat ausschloß, Imperator und Triumphator geworden und hatte in der öffentlichen Meinung den ersten Platz nächst Sulla, ja von dem läßlichen, halb anerkennenden, halb ironischen Regenten selbst den Beinamen des Großen sich erworben. Zum Unglück entsprach seine geistige Begabung diesen unerhörten Erfolgen schlechterdings nicht. Seine Rechtschaffenheit war die des reichen Mannes, der mit seinem beträchtlichen ererbten und erworbenen Vermögen verständig Haus hält; er verschmähte es nicht, in der üblichen senatorischen Weise Geld zu machen, aber er war zu kalt und zu reich, um deswegen sich in besondere Gefahren zu begeben. Die unter seinen Zeitgenossen im Schwange gehende Lasterhaftigkeit hat mehr als seine eigene Tugend ihm den Ruhm der Tüchtigkeit und Uneigennützigkeit verschafft. Zur Ehre gereicht es ihm, daß er zuerst von der barbarischen Sitte abging, die gefangenen Feinde nach ihrer Aufführung im Triumph hinrichten zu lassen. Aber das hielt ihn nicht ab, wenn sein Herr und Meister Sulla befahl, sich von der geliebten Frau zu scheiden, weil sie einem geächteten Geschlechte angehörte, und auf desselben Gebieters Wink Männer, die ihm in schwerer Zeit hülfreich beigestanden hatten, mit großer Seelenruhe vor seinen Augen hinrichten zu lassen. Er war nicht grausam, wie man ihm vorwarf, aber, was vielleicht schlimmer ist, kalt und im Guten wie im Bösen ohne Leidenschaft."

Indem die Consuln diesen Mann nach Spanien sandten, hofften sie, daß es ihm im Verein mit Metellus gelingen werde, den Krieg in kürzester Frist zu beenden. Allein auch er richtete gegen den tüchtigen Sertorius nichts aus. Er wurde von diesem geschlagen und nur durch die Annäherung des Metellus gerettet. „Ich würde," äußerte Sertorius hinterher, „den Jüngling (Pompejus) mit einer Tracht Schläge nach Rom zurückgeschickt haben, wenn nicht dieses alte Weib (der bejahrte und bedächtige Metellus) dazu gekommen wäre." Des Sertorius Macht wuchs, und er traf Einrichtungen, die für Rom verhängnißvoll zu werden drohten. Er errichtete einen Senat von 300 Mitgliedern, den er für den eigentlichen römischen Senat erklärte, den jeder wahre Römer anzuerkennen habe, womit andererseits die

Pflicht verbunden sei, gegen die Vereinigung von Männern in Rom, die sich Senat nenne, und die nur aus verächtlichen Creaturen Sulla's bestehe, sich aufzulehnen.

Da es dem Metellus als unmöglich erschien, den gefährlichen Gegner nach üblicher Kriegerweise niederzukämpfen, griff er zu einem unwürdigen Mittel. Er stellte einen Preis auf des Sertorius Kopf: hundert Silbertalente und zwanzigtausend Hufen Landes! Und gerade in der Zeit, in welcher sein Feind ihn als einen Räuber behandelte, zeigte sich des Sertorius Patriotismus in dem glänzendsten Lichte, bekundete er, daß er nichts als seines Vaterlandes Größe erstrebte. Der König Mithridates ließ ihm ein Bündniß anbieten. Sertorius erklärte, nur in dem Falle darauf eingehen zu wollen, daß Rom nicht durch irgend welchen Verlust an Land in Kleinasien geschädigt werde. „Denn," sagte er dem königlichen Gesandten, „Rom muß eher durch meine Siege wachsen, als daß ich durch Roms Schaden groß werde." Für Sertorius stieg inzwischen eine andere Gefahr auf, der er auch erliegen sollte. Einer seiner Feldherren, der ehrgeizige Perperna, strebte danach, ihn zu verdrängen. Zunächst wußte er Mißtrauen in den Herzen der Spanier gegen Sertorius zu erregen; darnach brachte er eine Verschwörung gegen ihn zu Stande. Sertorius, von ihm zu einem Gastmahle geladen, nahm mit Mißmuth wahr, daß man, alle Sitte und damit zugleich alle ihm schuldigen Rücksichten aus den Augen setzend, sich in unsäuberlichen Redensarten erging. Als er den Tischgenossen nun den Rücken kehrte, ließ Perperna seinen Becher fallen — das Zeichen zum Morde. Die Geschworenen warfen sich über den Schutzlosen her und stachen ihn nieder. Für Perperna blieb der gerechte Lohn seiner Unthat nicht lange aus. An des gemordeten Feldherrn Stelle tretend, führte er den Kampf gegen Rom fort, bald aber wurde er von Pompejus dermaßen in die Enge getrieben, daß ihm nichts übrig blieb als Untergang oder Ergebung auf Gnade und Ungnade. Durch einen neuen Verrath suchte er sich Leben und Gunst zu erkaufen. Sertorius war von angesehenen Männern in Rom in Briefen aufgefordert worden, den Krieg nach Italien zu tragen, und Perperna, der sich dieser Briefe nach dem Tode Jenes bemächtigt hatte, lieferte sie an Pompejus aus. Pompejus warf die Briefe ungelesen ins Feuer, um Niemand unglücklich zu machen; dagegen ließ er Perperna und die übrigen Mörder des Sertorius (bis auf einen, der später in Armuth und Verachtung starb) hinrichten. Darauf gelang ihm die Unterwerfung Spaniens in kurzer Zeit.

Spartacus.

Noch während des Krieges in Spanien war in Italien selbst ein furchtbarer Aufstand der Fechter oder Gladiatoren und der Sclaven ausgebrochen, die sich zu ihrem Anführer den Thracier Spartacus erwählt hatten, einen Mann, der früher Soldat, dann Räuber gewesen war und sich durch natürliche Begabung und große Leibesstärke auszeichnete. Die Bande, die im ersten Anfange 78 Mann zählte, wuchs, indem sie sich durch das Land wälzte und aller Orten die Fechterschulen und Sclavengefängnisse öffnete, wie ein schwellender Strom und brachte es in kurzer Zeit bis auf 70,000 Mann. Spartacus machte den damals unthätigen Vesuv, dessen Krater Eintritt gestattete, zu seiner Festung und schlug zwei gegen ihn gesandte consularische Heere. Welche Erschütterungen hätte eine solche Armee über Italien zu bringen vermocht, wäre nicht Uneinigkeit in ihren Reihen ausgebrochen! Eine Schar von 20,000 Mann trennte sich vom Hauptheer und wurde vernichtet. Nachdem Spartacus darauf ein römisches Heer unter Cassius geschlagen hatte, mußte er sich auf die Halbinsel bei Rhegium zurückziehen.

Der Oberbefehl der Kriegsführung gegen die Empörer war inzwischen dem M. Crassus übertragen worden.

Crassus gehörte zu derjenigen Klasse der Aristokraten, die zumeist beflissen waren, sich möglichst zu bereichern. Er war, was man heut einen Speculanten nennt, in vollstem Sinne des Worts. Bei allen bedeutenden Unternehmungen, die Geld einbrachten, fand man ihn betheiligt, und immer wußte er seinen Vortheil zu wahren. Er lieh Geld auf höheren und auf niederen Zins, je nachdem die Umstände es mit sich brachten; er lieh auch Geld ohne Zins, wenn er irgend welchen Einfluß dadurch zu gewinnen die Aussicht hatte. Seine Pächter wußten es, daß sie seinen besonderen Beifall errangen, wenn sie kleine Anlieger gewaltsam vertrieben oder diese durch Trug um das Ihre brachten und dadurch seine Besitzungen vergrößerten. Auf diese Art war er der reichste Mann Roms geworden, der über viele Millionen verfügte, und er lebte der Zuversicht, durch seine Geldmittel nun auch das noch erringen zu können, wonach er sich im Stillen zumeist sehnte: eine Stellung in der obersten Verwaltung des Staates! — Das ahnten die Meisten nicht, vielleicht nicht Einer; man sah in ihm nur den Geldmenschen, dem Ruhm ein leerer Hauch sei. Nach und nach wuchs die Zahl der Senatoren, die ihm verschuldet oder die an Unternehmungen betheiligt waren, deren Oberleitung ihm

oblag. Da war es denn ein Leichtes für ihn, sich zum Prätor wählen zu lassen. Im Grunde des Herzens dachte Crassus ähnlich wie Jugurtha über Rom; auch er meinte, es sei daselbst für Gold Alles feil, und es stellten sich ihm in einsamen Stunden gaukelnde Bilder vor Augen, in denen er sich mit einer Krone auf dem Haupte sah. Doch vorerst waren andere hohe Stufen zu ersteigen, und eine solche Stufe hatte er erreicht, als ihm — zum Erstaunen aller redlichen Männer — vom Senate die Feldherrnwürde zuerkannt und ihm die Kriegsführung gegen Spartacus übertragen wurde.

Das Vorrücken des Crassus gegen ihn war eben für Spartacus der Grund gewesen, sich auf die Halbinsel bei Rhegium zurückzuziehen. Hier traf dieser ein Abkommen mit Seeräubern, die ihn nach Sicilien hinüberführen sollten, woselbst er seine Rüstungen zu vollenden gedachte. Nachdem die Seeräuber eine große Geldsumme empfangen hatten, ließen sie ihn treulos im Stich. Nun bereitete er sich vor, dem Angriff des römischen Heeres zu begegnen; allein Crassus war viel zu sehr Rechenmeister, als daß er Lust gehabt hätte, sich in eine offene Feldschlacht mit einem auch an Zahl immer noch starken Heere von Verbrechern einzulassen, denen die Lage die äußerste Anstrengung aufnöthigte, weil ja die Gefangenschaft ihnen einen martervollen Tod in sichere Aussicht stellte. Statt des Schwertes setzte er vorerst die Maurerkelle und den Spaten in Bewegung und ließ das Feindesheer durch eine hohe und gegen sechs Stunden lange Mauer und einen eben so langen und funfzig Fuß tiefen Graben einschließen. In des Spartacus Heere machte sich inzwischen zum Verderben desselben auf's Neue Zwietracht geltend. Etwa ein Drittel blieb dem Führer treu, und mit demselben entkam Spartacus in einer stürmischen Nacht. Aber nicht einmal diese Schar hielt vollständig zusammen, und als nun Crassus berechnet hatte, daß nach dem Zahlenverhältniß der Streitkräfte ihm unter allen Umständen der Sieg zufallen müsse, nöthigte er den Feind, dem er gefolgt war, zu einer Schlacht. Spartacus stieß sein Schlachtroß, das man ihm vorführte, nieder, indem er sprach: „Siege ich, dann werde ich viele schöne Pferde von dem Feinde erbeuten; falle ich, so brauche ich keins mehr.“ Nun führte er die Seinen gegen das Römerheer; er selbst drang auf Crassus ein, der aber eine gut bezahlte sichere Umgebung hatte. Daher vermochte Spartacus auch nicht, ihn zu erreichen, aber er hieb in seiner Nähe zwei Hauptleute nieder. Des Spartacus Heer kämpfte mit verzweifeltem Muthe; endlich, als die Gefahr eintrat, von der Ueberzahl der Feinde eingeschlossen zu werden, wandte es sich zur Flucht. Spartacus, der es verschmähte zu fliehen,

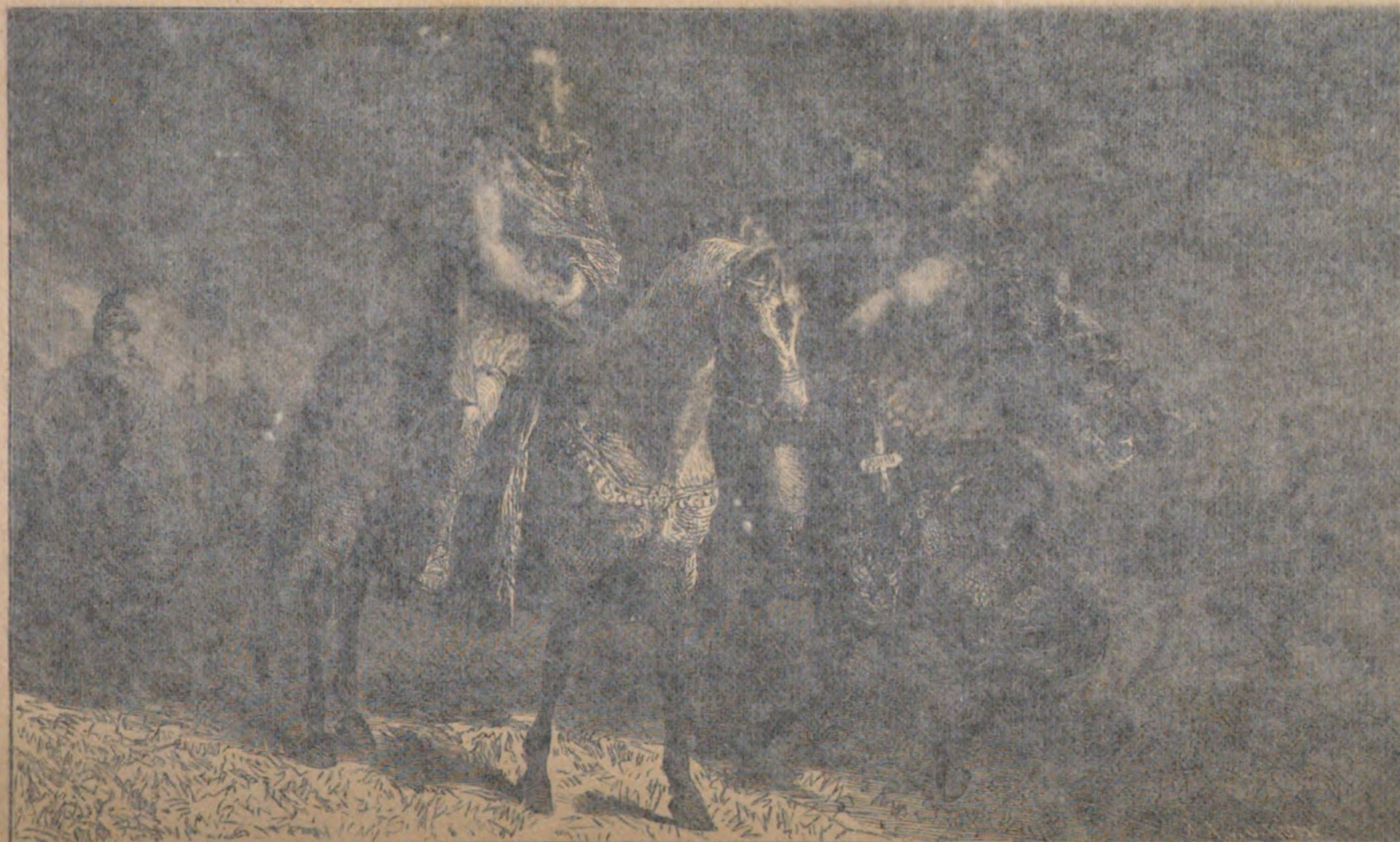


CÄSAR UND ARIOVIST.

[illegible] Beide, Crassus und Pompejus, [illegible] Italien von dem gefährlichen Feinde [illegible] (und zwar mit Erfolg) darauf. [illegible] schrieb er dem Senat, während [illegible] geschlagen habe, sei offen- [illegible] worden (71 v. Chr.).

[illegible]

[illegible] sie waren [illegible] nicht [illegible] zu [illegible] Sulla [illegible] es in [illegible] der nicht die vor- [illegible] die Verfassung in [illegible] sie hatte in ihrer [illegible] Geltung [illegible] verurtheilte er sie [illegible] Daß seine [illegible] nicht die [illegible] würde, [illegible] er denn [illegible] Partei [illegible] Sulla's an und [illegible] Durch [illegible] der [illegible] Gesetzgebung [illegible]



CÄSAR UND ARIOVIST.

und der sich wie ein Löwe wehrte, ward umzingelt und niedergehauen. Mit ihm fielen, wie er die Flucht verschmähend, einige tausend Cimbern und Teutonen, die unter Marius als Knaben in römische Gefangenschaft gerathen und zum Loose der Sclaverei verdammt worden waren. „Reihenweis sanken sie, das Schwert in der Faust, Alle die Todeswunden vorn auf der Brust." Die Gefangenen, 6000 an der Zahl, ließ Crassus kreuzigen, ihre zerstückelten Körper aufs Feld werfen. Gegen 5000 Fechter und Sclaven hatten sich gerettet und zogen nach Norditalien, um über die Alpen zu gehen. Da kam, ihnen zum Unheil, gerade Pompejus aus Spanien zurück. Er vernichtete sie bis auf den letzten Mann. Nun nahmen Beide, Crassus und Pompejus, das Verdienst für sich in Anspruch, Italien von dem gefährlichen Feinde befreit zu haben. Pompejus bestand (und zwar mit Erfolg) darauf, den Lorbeerkranz zu empfangen. Denn, schrieb er dem Senat, während freilich Crassus den Feind in einer Schlacht geschlagen habe, sei offenbar von ihm der Krieg mit der Wurzel ausgerissen worden (71 v. Chr.).

Pompejus und Crassus.

Im Ehrgeize waren beide Feldherren einander gleich, sie waren aber auch beide gleich kalt und berechnend, so daß es ihnen nicht schwer wurde, ihre Feindschaft gegen einander äußerlich verdeckt zu halten, ja sie gewannen es sogar über sich, auf dem Wege nach dem nächsten Ziele, das sie sich gesteckt hatten, einander zu unterstützen.

Das nächste Ziel für Beide war das Consulat, und da dasselbe von zwei Personen zu vertreten war, so war Platz für Beide da.

Aber für Pompejus stellte sich in der jetzt geltenden (von Sulla gegebenen) Verfassung ein Hinderniß entgegen. Niemand, hieß es in derselben, dürfe zum Consulamte gewählt werden, der nicht die vorhergehenden Aemter bekleidet habe. So lange war die Verfassung in des Pompejus Augen vortrefflich gewesen, denn sie hatte in ihrer Gesammtheit die Aristokratie wieder zu vorherrschender Geltung gebracht; nun sie aber ihn persönlich behinderte, verurtheilte er sie, und er sann auf ihre Beseitigung oder doch Umgestaltung. Daß seine Partei, die der Aristokraten, ihm dazu nicht die Hand bieten würde, war ihm nicht zweifelhaft. Daher beschloß er denn, derjenigen Partei sich zu nähern, die der Verfassung Sulla's an und für sich schon feindlich gesinnt war: der Volkspartei. Durch Zwischenpersonen ward das Abkommen getroffen: Sturz der sullanischen Gesetzgebung und Wahl des Pompejus zum Consul! —

Als Crassus sah, wohin Wunsch und Stimmung des Volkes ging, gelüstete es ihn keineswegs, als Vertheidiger der Verfassung und Vormann der aristokratischen Partei aufzutreten, demnach, während er nur eine verhältnißmäßig schwache Partei hinter sich hatte, zwei starke Mächte gegen sich aufzubringen — das Volk und den Feldherrn Pompejus mit seinem Heere; — er fand es vielmehr für gerathen, die kundgegebenen Wünsche zu unterstützen, um von der herrschenden Strömung sich selbst mit in das Consulat tragen zu lassen.

Beide, Pompejus und Crassus, gelangten zu ihrem nächsten Ziel, sie wurden zu Consuln gewählt (70 v. Chr.), die sullanischen Gesetze fielen, den Tribunen ward die frühere Macht wieder zuerkannt. Was Sulla aus Selbstsucht gegründet hatte, stürzte die Selbstsucht zweier seiner vormaligen Anhänger.

Der Seeräuberkrieg.

Der Seeraub, seit alten Zeiten ein Uebel namentlich der östlichen Meere, hatte in letzterer Zeit eine außerordentliche Ausdehnung gewonnen. Der Hauptgrund lag darin, daß gegenwärtig kein Staat, wie seiner Zeit Phönicien, Aegypten, Syrien und in letzterer Zeit Karthago, durch eine Flotte von größerem oder geringerem Umfange die Meere beherrschte. Roms Seemächtigkeit hatte nur kurze Zeit gewährt. Seine starke Flotte war von ihm in jähester Weise geschaffen worden, einzig zu dem Zweck, die karthagische Flotte zu vernichten und Karthago selbst zu zerstören. Nach Erreichung dieses Zweckes hatte Rom das Seewesen vernachlässigt und dasselbe war schnell wieder in die frühere Machtlosigkeit zurückgesunken.

Dies war es gewesen, was dem Gedeihen des Seeräuberwesens hauptsächlich Vorschub geleistet hatte. Anderes wirkte verstärkend auf dies Ergebniß hin. Nicht nur viele Mannschaften der bis vor kurzer Zeit noch starken Flotten Karthago's und Roms, auch Flüchtlinge und Verbannte, namentlich aber Leute, die durch Krieg und schwere Steuer dem Elende verfallen waren, schlossen sich, von der Noth gedrängt, den Seeräubern an. Vom Lande durch Veranlassungen verschiedener Art vertrieben, bot das Meer Tausenden die Mittel, ihr Dasein zu fristen, und es bildete sich ein Seeraubstaat aus, der zuletzt über viele Zehntausende stark war, über mehr als 1000 Schiffe gebot und mehr als 400 feste, von ihm eroberte Städte besaß.

Die zu jener Zeit allgemein herrschende Staatsmoral war: durch Eroberungen sich zu vergrößern, die Besiegten auszubeuten, Macht für

Recht gelten zu lassen. Bisweilen wurden diese Grundsätze verschleiert, indem die Erobernden vorgaben, civilisatorische Zwecke zu verfolgen. Der Seeräuberstaat betrieb sein Unwesen ohne jegliche Verschleierung. Er nahm die Handelsschiffe auf den Meeren, er überfiel Küstenstädte, plünderte sie aus und verkaufte die Einwohner in die Sklaverei. In den Küstenbergen Ciliciens besaßen die Seeräuber starke Burgen. Dorthin wurden vornehme Gefangene geführt und festgehalten, bis hohe Lösegelder für sie eingingen. Die Räuber drangen sogar — bald hier, bald dort — tief in das Land, mordeten, plünderten und verschwanden dann, ehe den Bedrängten Hilfe ward, so schnell, wie sie gekommen waren. Der Seeräuberstaat war gleichsam ein Meeresungeheuer, ein riesenhafter Polyp mit tausend Häuptern und schrecklich gezahnten Mäulern, überall hin Verderben bringend, fast nirgends angreifbar. Was Q. Metellus auf Creta gegen die Seeräuber ausgerichtet hatte, war an und für sich rühmlich, erwies sich aber dem Gesammtübel gegenüber als ungenügend. Die Sache war danach angethan, den römischen Staatsmännern immer ernstlichere Bedenken zu erregen. Das Volk war zu Lande überall zu Tausenden und aber Tausenden vorhanden, von dem man mit Sicherheit annehmen konnte, daß es sich, falls die Gelegenheit sich ihm bot, gern jenen verwegenen Meerbeherrschern zugesellen würde. Wie, sollte man jenen Feind bis zur Unüberwindlichkeit anwachsen lassen? —

Da geschah etwas, das auch den Blödesten über die bereits vorhandene Größe der Gefahr die Augen öffnen mußte. Seitdem (aus Gründen, die S. 380 aufgeführt worden sind) in Italien der Landbau fast gänzlich eingegangen war, bezog Rom sein Getreide aus den afrikanischen Staaten, zumeist aus Aegypten. Die Räuber machten nun Jagd auf die Handelsschiffe und bemächtigten sich derselben. Dies führte zu einer Theurung, demnach zu einer Noth an und für sich, die aber leicht gefährliche innere Erschütterungen hervorrufen konnte. Nun erhob sich der Ruf überall: Kampf gegen die Räuber! Die diesem Rufe zu Grunde liegende Stimmung benutzte der Volkstribun Aulus Gambinius (67 v. Chr.) zur Stellung des Antrages: einen Consular mit Führung des Krieges gegen die Seeräuber zu betrauen, der Art, daß ihm die gesammte Streit- und Geldmacht des Staates auf drei Jahre zur Verfügung gestellt und ihm Macht über alle Meere und auch über die Küsten bis auf zehn Meilen landeinwärts gegeben würde. Pompejus war nicht genannt worden; doch lag es auf der Hand, daß nur er gemeint sein konnte, zumal Aulus Gambinius mit Pompejus nahe befreundet war, auch vermuthet

werden konnte, daß Letzterem der Antrag, ehe er gestellt wurde, vorgelegen habe. Die Aristokraten, von denen Pompejus gehaßt ward, seitdem er sich der Volkspartei zugewandt hatte, sträubten sich vergebens gegen die Annahme dieses Antrages; derselbe ging durch, und Pompejus wurde mit der Ausführung beauftragt. Dadurch gelangte dieser zu einer Gewalt, die fast der eines Alleinherrschers gleich kam. Er stellte eine Streitmacht von 120,000 Mann Fußvolk, 4000 Reitern und 400 Kriegsschiffen auf und vertheilte seine Heereskräfte in so zweckmäßiger Weise, daß, nachdem er gleichzeitig von der Meerenge von Gibraltar bis zur kleinasiatischen Küste zum Angriff übergegangen war, es nur einer Zeit von 40 Tagen bedurfte, sämmtliche Gewässer von den Räubern rein zu fegen, und abermals eines solchen Zeitraums, um sich auch zum Herrn aller Städte und Burgen der Räuber zu machen. An dem gefährlichsten Punkt, der cilicischen Küste in Kleinasien, hatte er selbst gekämpft, während fünfundzwanzig von ihm ernannte Unterfeldherren auf den ihnen zugewiesenen Meergebieten thätig gewesen waren. Gegen 10,000 Räuber waren in den Kämpfen gefallen; ungleich größer war die Zahl derer, die sich ihm auf Gnade und Ungnade ergeben hatten. Zum Ruhme muß es ihm nachgesagt werden, daß er (ganz gegen die römische Art) Gnade für Recht ergehen ließ, und zwar dies nicht nur gegen die Feinde, die sich ihm ergeben hatten, sondern auch gegen Räuber, die mit den Waffen in der Hand in seine Gewalt gefallen waren: alle diese Leute machte er zu Kolonisten in den Ebenen Ciliciens und den verödeten Städten des Peloponnes.

Lucullus. Pompejus gegen Mithridates.

Niemand in Rom hatte auf eine so überraschend schnelle Beendigung des Krieges und auf einen so durchgreifenden Erfolg zu hoffen gewagt. Dies glänzende Ergebniß bestimmte den Volkstribun C. Manlius, mit dem Antrage hervorzutreten, dem Pompejus die Beendigung des Krieges gegen Mithridates, der auf's Neue gegen Rom das Schwert gezogen hatte, mit denselben Vollmachten zu übertragen, die ihm in dem Kriege gegen die Seeräuber ertheilt worden waren.

Auch dieser Antrag ward zum Beschluß erhoben. Ehe wir jedoch Pompejus auf seinem neuen Kriegszuge begleiten, ist es nothwendig, über den Anfang und den Verlauf des von Mithridates erneuten Krieges einen Ueberblick zu gewinnen.

Sulla's Krieg und Friedensschluß ist oben (S. 409) vorgeführt worden. Schon zwei Jahre später erhob Mithridates auf's Neue die Waffen. Er kämpfte mit Glück gegen den Proprätor L. Murena, doch wurde nach zweijährigem Kampfe der erste Friede erneuert. Aber auch mit dem erneueten Frieden war es dem Könige Mithridates nicht Ernst. Der erwünschte Anlaß, das Schwert noch einmal zu ziehen, fand sich. Des Mithridates Schwager, der König Nikomedes III. von Bithynien, starb. Die Römer nahmen das Königreich als Erbschaft in Anspruch, indem sie sich auf ein von dem Verstorbenen hinterlassenes Testament beriefen. Mithridates versagte dem Testamente seine Anerkennung, indem er behauptete, es sei erschlichen, und er rückte in Bithynien ein, um es als sein Erbe zu besetzen. Gegen den römischen Statthalter Aurelius Cotta gewann er einen Sieg und schloß ihn darauf in Cyzikus ein. Aber schon war für den schwerbedrängten Cotta Hülfe nahe: ein römisches Heer, geführt von dem vortrefflichen Lucullus, rückte zum Entsatze herbei. Mithridates gebot über nahe an 150,000 Mann, des Lucullus Streitmacht betrug nur 32,500 Mann. Lucullus griff dennoch den Feind an und bereitete ihm eine entscheidende Niederlage. Mit dem Rest seines Heeres zog sich Mithridates in sein Königreich zurück, wohin ihm Lucullus folgte und ihm Niederlage auf Niederlage beibrachte, bis derselbe sich genöthigt sah, sein Land zu verlassen und Schutz bei seinem Schwiegersohne, dem stolzen Tigranes von Armenien, der sich „König der Könige" nannte, zu suchen. Dieser gewährte ihm zwar einen Zufluchtsort, versagte ihm aber seinen Beistand. Erst als Lucullus die gebieterische Forderung an ihn stellte, ihm den Flüchtling auszuliefern, und er sich dadurch in seinem Stolze gekränkt fühlte, beschloß er, die Waffen für seinen Schwiegervater zu ergreifen.

Des Lucullus Heer war bis auf 15,000 Mann zusammengeschmolzen, und mit diesem kleinen Heere unternahm er den Kampf gegen eine Heermacht von 150,000 schwerbewaffneten Fußgängern, 55,000 Reitern und 20,000 Schützen und Schleuderern. Er hatte den Euphrat überschritten und belagerte die feindliche Hauptstadt Tigranocerta, als er vernahm, daß jene Heermacht gegen ihn heranrücke. Um die Schwierigkeiten seiner Lage zu begreifen, ist noch hervorzuheben, daß seine Krieger voll Mißmuth gegen ihn waren. Einmal erschien es ihnen als etwas Unerhörtes, daß Lucullus ihnen bei schwerer Strafe das Plündern untersagt hatte, für's Andre waren sie der endlosen Dauer der Mühseligkeiten satt, die ihnen der Feldherr zumuthete. Erstaunenswerth war es, daß er, der feingebildete

Aristokrat, der in Rom sich im Kreise der Freunde nur den Freuden der Tafel, wissenschaftlichen Unterhaltungen und Kunstgenüssen gewidmet hatte, auf dem Kriegszuge und im Feldlager an Entbehrungen es jedem Krieger zuvorthat. Nur allein darin lag der Grund, daß der Mißmuth der Soldaten nicht schon in offene Meuterei ausgeartet war. Als nun Tigranes nahe war, ließ Lucullus 5000 Mann vor der Stadt und zog jenem mit nur 10,000 Mann entgegen, und mit diesen 10,000 Mann erfocht er — am 6. October des Jahres 69 v. Chr. — einen glänzenden Sieg über das Feindesheer. Die ganze Reiterei und 100,000 Fußgänger des Feindes sollen gefallen sein. „Es war eine Schlacht, wie keine ähnliche jemals die Sonne gesehen hat.“ — Der König rettete sich fliehend in die Gebirge, die Hauptstadt ergab sich. Die Schätze, die dem Lucullus in die Hände fielen, waren so bedeutend, daß sie die Kosten des ganzen Kriegszuges deckten. Der Ruhm des Siegers erfüllte alsbald weithin das Morgenland, und es fanden sich bei ihm Gesandtschaften aus verschiedenen Ländern ein, die ihm die Huldigungen ihrer Fürsten darbrachten. Von jetzt an aber begann sein Stern zu erbleichen. Er errang zwar noch Erfolge auf dem Schlachtfelde, allein die Stimmung seines Heeres war derartig, daß er sich genöthigt sah, den Rückzug nach Mesopotamien anzutreten. Sein eigener Schwager, Publius Clodius, regte die Soldaten gegen ihn auf, indem er auf Pompejus hinwies, der im Felde seinen Kriegern nie verwehrt habe, sich zu bereichern. Wie im Heere, war auch in Rom gegen ihn gehetzt worden. Er hatte in den kleinasiatischen Provinzen durchgreifende Gesetze gegen den unerhörten Wucher gegeben, der von römischen Geldmenschen betrieben ward. Als von Sulla den kleinasiatischen Gemeinden unerschwingliche Kriegssteuern auferlegt worden waren, hatten (S. 409) römische Ritter den Bedrängten Geld auf hohe Zinsen vorgestreckt, im Ganzen 20,000 Talente, und es war die Schuld durch Zins auf Zins bis auf die ungeheure Summe von 125,000 Talenten angewachsen. Nun hofften jene Wucherer, der siegreiche Feldherr werde mit dem Schwerte in der Hand das Geld für sie eintreiben, zumal sie seiner (der aristokratischen Partei) angehörten. Sie irrten. Wie Lucullus aus aristokratischem Stolze sich jedes außerhalb des Commandos liegenden Verkehrs mit seinen Soldaten enthielt, so bestand auch zwischen ihm und denjenigen Aristokraten, die Geldgeschäfte betrieben, eine unübersteigliche Scheidewand. Er gab sich deshalb nicht nur nicht zum Werkzeuge hin, jene Summen einzuziehen, sondern er versetzte dem ganzen von Römern in Kleinasien betriebenen Wucher=

wesen durch ein Gesetz einen tödtlichen Streich. Nach diesem Gesetz durften nicht über 12 Procent Zinsen genommen werden, die Zinsen, die das Capital überstiegen, waren für aufgehoben erklärt, Zinsen zum Capital zu schlagen, zog den Verlust des Ganzen nach sich. Diese den Forderungen der Menschlichkeit und Gerechtigkeit entsprechenden Anordnungen zogen dem Feldherrn den äußersten Haß eines großen Theils der römischen Aristokratie zu.

So hatten sich die Verhältnisse gestaltet, als Pompejus nach seinem Siege über die Seeräuber nach Rom zurückgekehrt war, und daher erklärt es sich, daß ein so ausgezeichneter Feldherr, wie Lucullus es war, seiner Würde entsetzt und die Fortsetzung des Krieges gegen Mithridates in des Pompejus Hände gelegt worden war.

Pompejus ging (66 v. Chr.) nach Kleinasien und übernahm das Commando, während Lucullus, der die Armee inzwischen an Glabrio gegeben hatte, sich nach Rom begab, um, von allen Staatsgeschäften zurückgezogen, seinen früheren Gewohnheiten zu leben. Er vermochte es, für Luxus und Genüsse mannigfachster Art mehr noch zu verwenden, als es früher schon geschehen war, da er keineswegs den Grundsatz, der Soldat habe sich aller persönlichen Bereicherung zu enthalten, auf sich selbst, den Feldherrn, angewandt hatte. Seine Gärten, Teiche, die seltensten Fische enthaltend, die er mit Meerwasser tränkte, seine Villen, Bäder, Bildsäulen galten bald als Wunderwerke Roms, seine Mahlzeiten erlangten bei den Feinschmeckern die höchste Anerkennung und Bewunderung. Uebrigens zeichnete er sich durch die größte Freigebigkeit und Gastlichkeit aus. Sein Haus war für jeden gebildeten Fremden, der nach Rom kam, eine offene Freistatt, wie er auch stets offene Tafel hielt; seine reichen Büchersammlungen standen Jedem offen.

Daß Lucullus dem Pompejus nicht hold gesinnt war, und daß seine Tischgäste manche schneidende Aeußerungen über jenen von ihm zu hören bekamen, kann nicht verwundern. Pompejus, pflegte er zu sagen, gleiche dem sich auf Leichen stürzenden Geier, er übernehme am liebsten den Oberbefehl, wo die Macht der Feinde bereits gebrochen sei. Habe nicht auch — im spanischen Kriege — Metellus gegen Sertorius und — im Fechter- und Sclavenkriege — Crassus gegen Spartacus bereits das Meiste gethan gehabt, als Pompejus gekommen sei, um hier wie dort die Lorbeeren für sich einzusammeln? Sei es jetzt im Kriege gegen Mithridates anders? —

Pompejus hatte inzwischen seine Thätigkeit in Kleinasien mit einem Acte der Dankbarkeit gegen die römischen Freunde begonnen,

von denen ihm die Fortführung des Krieges übertragen worden war: es waren von ihm die Gesetze, die Lucullus gegen den Wucher erlassen hatte, als aufgehoben erklärt worden. — Darauf schritt er gegen den in der Zwischenzeit wieder zu Kräften gekommenen Mithridates zum Kriege, der nun doch schwieriger wurde, als es kurz zuvor noch den Anschein gehabt hatte. Mithridates, von seinem wankelmüthigen Schwiegersohn Tigranes im Stich gelassen, hatte ein neues Heer von 30,000 Schwerbewaffneten und 2000 Reitern gesammelt. Er wurde von Pompejus am Euphrat angegriffen und vollständig geschlagen, worauf er, in Begleitung weniger Reiter, nach Colchis entkam. Vielleicht hoffte er, das ihm befreundete Volk der Scythen zum Kampf gegen die Römer zu gewinnen. Pompejus zog nun nach Armenien, um Tigranes für seine früher gegen Rom geübten Feindseligkeiten zu züchtigen. Als der Armenierkönig vernahm, daß der siegreiche Pompejus sich nahe, schlug sein Stolz in Kleinmuth um. Er erschien als Bittender in dem Zelte vor dem Römerfeldherrn, sank vor ihm auf die Kniee und legte ihm seinen Turban mit dem königlichen Diadem zu Füßen. Pompejus ließ sich herab, dem Bittenden das Diadem wieder zu überreichen, und er verkündete ihm, daß, da er sich der Großmuth der Römer unterworfen habe, er das Königreich Armenien als Lehen Roms behalten solle. Die von Tigranes eroberten Gebiete jedoch nahm Pompejus für Rom in Anspruch, auch mußte Tigranes 6000 Talente Kriegssteuer zahlen. Diese Erfolge genügten dem Pompejus jedoch noch nicht. Er unterwarf (64 v. Chr.) Syrien und kehrte darauf nach Pontus zurück, das er zur römischen Provinz machte. Die Angelegenheiten Asiens mit der Machtfülle eines allgewaltigen Alleinherrschers ordnend, setzte er Könige ab und ein und legte den Ländern nach Willkür Steuern auf. Er war es auch, der die Juden in die Unterthänigkeit Roms brachte. In Jerusalem war zwischen den beiden Brüdern Aristobulus und Hyrcanus, Nachkommen des Judas Makkabäus, Streit um die Königsherrschaft ausgebrochen, und Pompejus erhielt von Jerusalem aus die Einladung, Schiedsrichter zu sein. Sofort beschloß er, den Streit zum Vortheile Roms zu nutzen. An der Spitze seines Heeres erschien er vor Jerusalem, erklärte sich zu Gunsten des Hyrcanus, der von seinem Bruder verdrängt worden war, bemächtigte sich des Aristobulus, nahm nach mehrmonatlicher Belagerung erst die Stadt und dann die mit größter Hartnäckigkeit vertheidigte Tempelburg ein, wobei gegen 12,000 Juden das Leben verloren, und machte darauf das Land zinspflichtig. Nun begab er sich nach Arabien, um auch dies Land Rom unterthänig zu

machen. Als Pompejus eines Tages vor den Lagerzelten sein Roß tummelte, sprengten Boten aus Pontus mit einem Schreiben herbei. Aus dem Umstande, daß die Lanzenspitzen Jener mit Lorbeer umwunden waren, schlossen die Soldaten, daß es sich um eine gute Nachricht handle; sie umringten den Feldherrn und vernahmen alsbald von ihm, daß Mithridates, der unversöhnliche Römerfeind, todt sei. Es war diesem gelungen, ein neues Heer von 30,000 Mann zusammen zu bringen. Als seine Krieger aber vernahmen, er beabsichtige, in Oberitalien einzufallen, gaben sie ihm ihre entschiedene Abneigung gegen ein so abenteuerliches Unternehmen zu erkennen. In gleichem Sinne erklärte sich sein eigner Sohn Pharnaces. Als Mithridates sich von seinem Heer verlassen sah, nahm er Gift, und da dies nicht schnell genug wirkte, ließ er sich von einem Sclaven durchbohren. — Dies war die Nachricht, die jenes Schreiben enthalten hatte. Pompejus machte sich nun sogleich auf den Weg nach Pontus. Um sich die Gunst der Römer zu erhalten, sandte ihm Pharnaces den einbalsamirten Leichnam seines Vaters. Die Krieger drängten sich herzu, den todten Helden zu sehen, der vierzig Jahre lang mit immer neu auflebendem Muthe für sein Recht gekämpft hatte. Pompejus ließ darauf den Leichnam mit königlichen Ehren in der Familiengruft der pontischen Herrscher beisetzen. Der Sohn empfing das Königreich Bosporus.

In Rom stritt man in vertrauten Kreisen darüber, was Pompejus nach den ungeheuren Erfolgen, die er errungen hatte, bei seiner Zurückkunft unternehmen werde. Die Meisten meinten, er, der ehrgeizige Mann, der im Morgenlande einige Jahre lang als Alleinherrscher gewaltet hatte, werde es nun und nimmermehr über sich gewinnen, wieder in eine untergeordnete Stellung einzutreten, es sei vielmehr zu vermuthen, daß er mit dem Plane komme, nunmehr Alleinherrscher des ganzen römischen Reiches zu werden und sich die Krone auf sein Haupt zu setzen. Um so größer war das Erstaunen in Rom, als man vernahm, Pompejus habe sein Heer nach der Landung in Italien sofort entlassen. Später behaupteten seine Widersacher, er habe sich mit der Hoffnung getragen, man werde ihm bei seinem Erscheinen in der Hauptstadt, in Rücksicht darauf, daß er den römischen Staat so groß und so reich gemacht habe, die Krone entgegenbringen. Letzteres geschah jedoch nicht, dagegen ward sein dritter Triumph (61 v. Chr.) in großartigster Weise ausgeführt. Ein dem Zuge vorangetragene Tafel enthielt ein Verzeichniß der besiegten Staaten und Völker: Pontus, Armenien, Cappadocien, Paphlagonien, Medien,

Colchis, Iberer, Albaner, Syrien, Mesopotamien, Phönicien, Palästina, Arabien, die Seeräuber. Er habe, hieß es weiter, 1000 Burgen und 900 Städte eingenommen, 800 Piratenschiffe aufgebracht, 39 Städte neu gegründet und die Einkünfte des Staats um 36 Millionen Sestertien vermehrt. Die von ihm gemachte Beute war so groß, daß er, obgleich seine Soldaten eine ungeheure Summe als Geschenk empfangen hatten, im Stande war, 20,000 Talente in den Staatsschatz niederzulegen. Unter den Gefangenen, die im Zuge mit aufgeführt wurden, befanden sich die Anführer der Seeräuber, der Sohn des Tigranes mit Weib und Kindern, des Tigranes Gemahlin, die Schwester, fünf Kinder und mehrere Gemahlinnen des Mithridates, endlich auch Aristobulus, König der Juden.

Und dieser Mann, der so Ungeheures vollführt, der verfügt hatte über Länder und Könige, dem Fürsten ihre Diademe zu Füßen gelegt hatten, machte keine Miene, in Rom mehr Geltung gewinnen zu wollen, als er sie früher gehabt hatte! — Barg er dennoch Wünsche und Hoffnungen in seinem Herzen, die mit dem Wesen, das man äußerlich an ihm bemerkte, in Widerspruch standen? Die ihn genauer kannten, hielten sich von dem Letzteren überzeugt.

Catilina.

Ehe wir des Pompejus Geschichte weiter verfolgen, haben wir zweier hervorragender Männer zu gedenken und zunächst die Schilderung eines Vorganges nachzuholen, der in die Zeit fällt, in der Pompejus sich im Morgenlande befand, eines Vorganges, der Rom auf eine gefährliche Weise erschütterte, ja dasselbe an den Rand des Verderbens brachte.

L. Sergius Catilina, aus patricischer Familie stammend, war es, der jene Gefahr über Rom heraufbeschwor. Körperlich riesenstark, geistig in hervorragendster Weise beanlagt, hätte dieser Mann eine Zierde seines Volkes werden können, wenn sein Gemüth Hohem und Edlem zugewandt gewesen wäre. Das Gegentheil davon war der Fall. Sein erstes öffentliches Auftreten fällt in die Zeit Sulla's. Als Sulla seine Schreckensherrschaft antrat, fand er in Rom eine Zahl williger Helfer, die, indem sie sich bei den von Jenem angeordneten Mordthaten als ausführende Werkzeuge mit Eifer betheiligten, damit hauptsächlich ihren persönlichen Vortheil verfolgten. Unter diesen Bösen war Catilina der Böseste. Auf ihm ruhete seit Kurzem die Blutschuld des Brudermordes. Als nun Sulla Gleich=

gesinnte herzuzog, um durch sie neue Listen Geächteter anfertigen zu lassen, wußte Catilina den Namen seines gar nicht mehr lebenden Bruders auf eine der Listen zu bringen. Es war ihm darum zu thun, später behaupten zu können, nicht er habe den Bruder getödtet, derselbe sei vielmehr auf Sulla's Befehl getödtet worden. Darauf stellte er sich an die Spitze einer Bande gallischer Krieger und richtete unter den römischen Rittern ein entsetzliches Blutbad an. Unter den Opfern befand sich auch sein Schwager Cäcilius, nach dessen Vermögen er längst schon getrachtet hatte. Das war für ihn ein Kriegszug im Innern, auf dem er für sich, der durch ein üppiges Leben sein Gut verbracht hatte, Beute einzog, so viel er es vermochte. Aber auch dieses Raubgut war in den folgenden Jahren verpraßt worden, und Catilina spähete nach Gelegenheit, in den Besitz neuer Mittel — gleichviel, auf welchem Wege — zu gelangen. Eine Wiederholung der Sulla'schen Schreckenswirthschaft wäre ihm das Erwünschteste gewesen. Aber der Blutmensch Sulla war todt, die Männer, die jetzt an der Spitze des Staats standen, waren in Catilina's Augen zu beschränkt und feige, um die Gesellschaft auf's Neue in sullanischer Weise zu retten. Dies führte ihn auf den verwegenen Plan, sich auf die Stelle emporzuschwingen, die es ihm gestattete, selbstständig ein solches Werk auszuführen. Um Consul werden zu können, mußte er ein dem Consulamte vorher gehendes Amt bekleidet haben. Diese Bestimmung war zwar bei der Wahl des Pompejus unbeachtet geblieben, sie bestand aber in der Volksmeinung noch. Wirklich wußte der von allen Bessern verabscheuete, mindestens mit Mißtrauen angesehene Mann es durchzusetzen, daß man ihm die Provinz Afrika in Verwaltung gab. Daß er das Amt zu seinem Vortheil ausbeuten würde, war Keinem zweifelhaft, der den herrschenden Gebrauch kannte. Aber er betrieb den Raub in so schamloser Weise, daß er sich am Ende des Jahres mit einer Klage wegen grausamster Bedrückungen und Erpressungen bedroht sah. Damit war für ihn die Bewerbung um das Consulat vor der Hand nicht ausführbar, im Fall einer Verurtheilung war ihm der Weg zum Consulat für immer versperrt. Da beschloß er, der Anklage durch einen Gewaltstreich zuvorzukommen. Es war dabei auf den Mord der Consuln und einer Zahl der angesehensten Senatoren abgesehen. Einem Catilina konnte es in Rom nicht an Gleichgesinnten fehlen, die ihn gern als ihren Führer anerkannten. Jene Unthat sollte während eines feierlichen Opfers zur Ausführung gelangen. Man schöpfte Verdacht, die Feierlichkeit wurde vertagt. Als sie stattfand, hatte

Catilina nicht die genügenden Anordnungen getroffen. Inzwischen war die Zeit herangerückt, in der die Anklage wegen Erpressungen gegen ihn zur Verhandlung gelangte, und nur mit Noth entging er einer Verurtheilung.

Hiernach beschloß er, sich für das folgende Jahr (63 v. Chr.) um das Consulat zu bewerben. Schon längere Zeit vor dem Tage der Wahl berief er seine Anhänger zu einer geheimen Zusammenkunft. Er sagte ihnen dasselbe zu, was Sulla seinen Anhängern zugestanden hatte: Vernichtung der Schuldbücher, Aechtung der Begüterten, Raub und Plünderung, auch sollten ihnen die hohen Würden und Aemter des Staates zufallen. Es waren außer ihm noch sechs Bewerber um das Consulamt vorhanden. Catilina machte seinen Anhängern die Mittheilung, daß er sich mit einem derselben, M. Antonius, verständigt und ihn für seine Anschläge gewonnen habe, und knüpfte daran die Aufforderung, mit aller Macht dafür einzutreten, daß er und Antonius gewählt würden.

Unter den übrigen Candidaten war der bedeutendste M. Tullius Cicero, der unvergleichliche Redner, der, wenn auch nicht von Schwächen frei, doch in sittlicher Beziehung hoch aus dem Schlamme der Zeit emporragte. Er hatte die wenigste Hoffnung, gewählt zu werden, da die Aristokratie ihn als einen Emporkömmling (homo novus) ansah, ihm auch wegen seiner demokratischen Gesinnungen willen nicht hold war. Catilina hielt seine Sache schon für gewonnen, als einer der Verschworenen, der wegen seines lasterhaften Lebens aus dem Senat verstoßene Q. Curius, schwach genug war, seiner Geliebten von den Dingen, die da kommen sollten, Mittheilung zu machen, worauf durch deren Geschwätzigkeit die Sache weiter ruchbar ward. Der Feind war da: eine Gesellschaft von Verschworenen gefährlicher Art. Aber es lag von diesem Feinde noch nichts Faßbares vor, und so sah der Senat sich vorläufig auf Anwendung von Vorsichtsmaßregeln beschränkt. Jetzt begannen viele reiche Aristokraten, indem sie sich der Schlächtereien unter Sulla erinnerten, über die Wahl Cicero's anders als bisher zu denken. Sie vereinigten ihre Stimmen und ihren Einfluß auf diesen beredten Vertheidiger der Volksfreiheit, und es gelang ihnen, seine Wahl zum Consul des Jahres 63 durchzusetzen. Neben ihm wurde M. Antonius, dessen Nebenmann Catilina hatte werden wollen, gewählt.

Als es darauf durch Cicero's Einfluß gelungen war, Antonius dem Catilina gänzlich zu entfremden, beschloß Letzterer, nunmehr zum offenen Kampfe zu schreiten. Um ihn scharten sich „verdorbene, ver-

armte Schwelger, junge Herren von Adel, dazu Gladiatoren, Banditen, schlechtes Gesindel aller Art, wovon Rom damals Ueberfluß hatte." Fäsula in Etrurien wurde der Hauptwaffenplatz der Verschworenen; daselbst warb Manlius, der frühere Centurio des Sulla, ein Heer. Der Plan ging dahin, Rom bei Annäherung dieses Räuberheeres an zwölf Punkten in Brand zu stecken, die einflußreichsten Personen zu ermorden und Catilina als neuen Herrscher einzusetzen. Der Wachsamkeit Cicero's gelang es, Beweise für die Schuld Catilina's und seiner Anhänger herbei zu schaffen. Eine Zahl der Verschworenen wurde gefangen gesetzt, während Catilina zur Nachtzeit aus Rom entkam. Er begab sich zu seinem Heere. Ueber die Gefangenen sprach der Senat die Todesstrafe aus, die auch sofort vollzogen ward. Gegen Catilina rückte Antonius mit einem Heere aus. Bei Pistoria kam es (62 v. Chr.) zum Kampf, in dem Catilina's Scharen nach verzweifelter Gegenwehr vernichtet wurden, er selbst den Tod fand. Antonius, der den Kopf des Verräthers nach Rom sandte, erhielt für seinen Sieg den Ehrennamen Imperator.

Julius Cäsar.

Um diese Zeit begann ein Mann in die Verhältnisse Roms einzugreifen, dessen Einfluß auf die Geschichte des Volkes den der gleichzeitigen und vorhergehenden Staatsmänner weit überragte — Cajus Julius Cäsar.

Wir werfen einen kurzen Blick auf seine frühere Zeit. Das Geschick führt ihn, den Neffen des Marius, früh in die Verwaltung des Staates ein. Als Marius sich zum Herrn Roms gemacht hatte, ernannte er seinen jungen, damals erst dreizehn Jahr alten Neffen zum Flamen Dialis (Priester des Jupiter). In seinem siebenzehnten Jahre nahm Julius Cäsar sich eine Tochter Cinna's zur Gemahlin. Er befolgte aber nicht den Befehl des zur Macht gelangten Sulla, sie, die Tochter eines der Hauptfeinde desselben, zu verstoßen, und unterschied sich darin gänzlich von Pompejus, der sich von seiner Gemahlin, die ebenfalls einem dem Sulla verhaßten und von ihm geächteten Geschlechte angehörte, auf den Wink des Machthabers sofort getrennt hatte. Cäsar's Aechtung erfolgte, mit Noth entging er den Schergen, die ihn tödten wollten, die Mitgift seiner Gemahlin wurde eingezogen. Freunden von ihm gelang es nach einiger Zeit nur mit der größten Mühe, Sulla zur Aufhebung der Aechtung zu bewegen. Dabei soll Sulla geäußert haben: „Nehmet ihn denn hin, dessen Rettung ihr so

sehnlich wünscht. Wisset aber, daß er einst der Partei, für die ihr mit mir gekämpft habt, Verderben bereiten wird; denn in Cäsar stecken viele Marius!" —

Da es ihm verhaßt war, in Sulla's Nähe zu leben, begab sich Cäsar nach Asien, that dort seine ersten Kriegsdienste und ward für seine bei der Erstürmung von Mitylene bewiesene Tapferkeit mit einer Bürgerkrone belohnt. Erst nach dem Tode Sulla's kehrte er nach Rom zurück. Cäsar war von schlankem und stattlichem Wuchs, sein Haupt von dunklen Locken umwallt, aus den schwarzen Augen strahlten Geist und Feuer, schön und scharf geschnitten war das Profil seines Gesichts. Bald sollte sich beginnen zu enthüllen, was unter dieser edelgestalteten Hülle wohnte. Er befand sich nur erst kurze Zeit wieder in Rom, als er mehrere Aristokraten wegen Erpressungen vor Gericht zog. Daß sie freigesprochen wurden, konnte nicht Verwunderung nehmen, da der Gerichtshof von ihren senatorischen Freunden zusammengesetzt worden war. Dennoch glichen seine Reden siegreichen Schlachten, durch die er nicht nur den Angeklagten, sondern der gesammten aristokratischen Partei in der Volksmeinung schwere Niederlagen bereitet hatte. Das Volk sah in ihm einen der glänzendsten Verfechter seiner Sache erstehen, feierte ihn als den echten Nachfolger der Gracchen, und Mancher erinnerte sich des von dem scharfblickenden Sulla gethanen Ausspruchs: „In Cäsar stecken viele Marius!" Diesem glich er in der Gesinnung, war ihm aber an Geist unendlich überlegen. Um seine Studien zu vollenden, schiffte er sich nach Rhodus ein. Unterwegs nahmen ihn Seeräuber gefangen und kündigten ihm an, daß er zwanzig Talente Lösegeld zu zahlen habe. „Zwanzig Talente!" sagte er lachend. „Ihr wißt nicht, wen ihr gefangen habt! Funfzig Talente sollt ihr haben!" — Er las ihnen seine Gedichte und Reden vor, schalt sie, da sie theilnahmlos zuhörten, Barbaren und drohete, sie zu kreuzigen. In Folge der von ihm getroffenen Anordnungen ward das Lösegeld herbeigebracht und er darauf freigelassen. In dem Hafen von Milet rüstete er in größter Eile ein Schiff aus, überfiel die Räuber, nahm ihnen die Beute ab (und damit auch das von ihm eben empfangene Lösegeld), ließ sie erdrosseln und darnach, weil er es einmal, wie er äußerte, gesagt habe, kreuzigen.

Von einem Manne, der sich der Welt also ankündigte, war Großes — im Guten oder im Bösen — zu erwarten, falls nicht der Tod frühzeitig sein Dasein verlöschte. Große Pläne und Absichten in sich bergend, war er jetzt damit beschäftigt, sich der vorzüglichsten geistigen Schätze zu bemächtigen, die von den Heroen der Menschheit für die

Strebenden hinterlassen worden waren, und die der weise Malon auf Rhodus, zu dessen Füßen er saß, vor ihm ausbreitete. Die stillen Studien wurden plötzlich durch kriegerischen Lärm unterbrochen. Es hatte sich damals Mithridates zum letzten Kampfe erhoben. Eine Feindesschar näherte sich der Stadt, Verwirrung und Schrecken bemächtigten sich der unvorbereiteten Bevölkerung. Da empfand Julius Cäsar, wie einst der junge Achill, als derselbe, indem er von draußen her Kriegsgetön vernahm, plötzlich Waffen erblickte. Es war dem weisen Meister ein wonniger Anblick, den jungen Weisheitsfreund plötzlich sich in einen Kriegsmann verwandeln zu sehen, der auch alsbald, nachdem er Freiwillige um sich geschart hatte, den Feind in die Flucht schlug. Darauf that er den Helm vom lockigen Haupte, entgürtete sich des Schwertes, saß wieder zu des Meisters Füßen und lauschte seinem Wort. Nach Rom zurückgekehrt, ward er zum Quästor ernannt. In demselben Jahre starb seine Gemahlin, die ihm eine einzige Tochter, Julia, hinterließ. Nachdem er in Spanien sein Quästoramt ohne Tadel verwaltet hatte, erhielt er in Rom das Amt eines curilischen Aedilen, das er benutzte, um sich beim Volke durch nie gesehene Pracht der Spiele beliebt zu machen. Wie sehr er um diese Zeit bereits im Ansehen gestiegen war, geht daraus hervor, daß er zum Oberpriesteramt (Pontifex Maximus) erwählt ward.

Seitdem Pompejus sich der Volkspartei genähert hatte, unterstützte Cäsar alle zu dessen Gunsten gestellten Anträge. Ueber seine Stellung zu der von Catilina veranlaßten Verschwörung ist Sicheres nicht ermittelt worden. Der Umstand, daß auch er (als Folge seiner Freigebigkeit und seiner lockeren Lebensweise) sehr verschuldet war, und daß er im Senat gegen die Hinrichtung der Mitverschworenen Catilina's sprach, hat zu der Vermuthung geführt, daß er selbst ihnen nahe gestanden habe. Cicero suchte (ob aus Ueberzeugung oder aus Politik, bleibe dahingestellt) hinterher allen Verdacht gegen Cäsar zu entkräften. Als Letzterer, nachdem er das Amt eines Prätors verwaltet hatte, sich anschickte, nach Spanien zu gehen, erhoben seine Gläubiger Einsprache; sie gaben sich erst zufrieden, als der reiche Crassus Bürgschaft für Cäsar's Schulden, die um diese Zeit nicht weniger als 830 Talente (1,142,000 Thlr.) betrugen, geleistet hatte. Auf der Reise that Cäsar in einem winzigen Alpenstädtchen, in dem von seinen Begleitern mit Spott des kleinen Gemeinwesens gedacht ward, die ihn characterisirende Aeußerung: „O Freunde, ich möchte lieber hier der Erste, als in Rom der Zweite sein.“ — Kaum in Spanien angekommen, griff er zum Schwert und unterwarf einige

bis dahin noch unbezwungen gebliebenen Stämme. Darnach betrieb er auf dem Gebiete der Verwaltung Friedenswerke, und auch diese trugen den Stempel der Größe an sich.

Nun meinte er die Zeit gekommen, in der er sich um das Consulat bewerben dürfe, und er ward auch, trotz der gegen ihn gerichteten Anstrengungen der Aristokraten (60 v. Chr.), zum Consul gewählt. Es gelang den Aristokraten nur, ihm in Bibulus einen der Ihrigen als Consul zur Seite zu setzen.

Das erste Triumvirat.

Nunmehr gab es drei Männer in Rom, von denen ein jeder nach Alleinherrschaft strebte, Pompejus, Crassus und Julius Cäsar. Pompejus besaß nicht die Kühnheit, gewaltsam zu dem zu greifen, was sein Herz begehrte, er wiegte sich überdies immer noch in der Hoffnung, das Volk, der unsicheren Zustände endlich müde, werde ihn eines Tages bitten, die Zügel der Herrschaft zu ergreifen. Wie er auf die Nachwirkung seines Ruhmes und auf den Eintritt ihm günstiger Gestaltung der Volkszustände hoffte, so hielt Crassus an dem Glauben an die Macht des Geldes fest und rechnete auf das endliche Durchschlagen seiner auf kluge Verwendung der Geldmittel gerichteten Pläne.

Cäsar stand seinen Nebenbuhlern zur Zeit in zwei Stücken nach. Was er auf dem Kriegstheater bisher vollführt, war, an und für sich betrachtet, bedeutend, war ohne Zweifel geeignet, in den Augen der Kenner ihn von vorn herein als den ersten Kriegsmann seiner Zeit erscheinen zu lassen; aber in dem Urtheil der Menge, die einzig und allein die Erfolge wägt, erbleichte doch sein Kriegsruhm vor dem des Pompejus, „des Besiegers dreier Welttheile.“ Gegen Crassus wiederum war Cäsar — die Geldmittel in Betracht gezogen — ein armer Mann. Voraus dagegen hatte er vor jenen Beiden sein großes Genie und die Liebe des Volkes, die er sich durch seine glänzenden Reden und durch sein leutseliges Wesen erworben hatte. Gewann er zu dem, was er schon besaß, des Pompejus Kriegsruhm und des Crassus Schätze — wie hätte ihm da die Herrschaft entgehen können? Jenes Beides sich anzueignen, betrachtete er als seine nächste Aufgabe. Aber auf welche Art? Wie anders als durch Kriegführung? Ein oberes Verwaltungsamt in einer Provinz brachte nur Geld, ein Kriegscommando verhieß Geld und Kriegsruhm. Käme er mit Beiden zurück, dann — daran zweifelte er nicht — sei das Spiel für ihn so gut wie gewonnen. —

Aber von Rom längere Zeit entfernt sein und den Nebenbuhlern das Feld allein lassen, hatte immerhin auch seine bedenkliche Seite. Darum rieth die Vorsicht, mit Jenen ein Bündniß einzugehen, das sie alle Drei auf eine Linie stellte und die Situation in ihrer gegenwärtigen Gestaltung festhielt. In diesem Wunsche begegnete sich Cäsar zunächst mit Pompejus, der freilich durch andere Gründe dahin gekommen war. Dieser sagte sich, es müsse seinem Endzweck unbedingt förderlich sein, Cäsar, der zur Zeit das anerkannte Haupt der demokratischen Partei sei, durch ein solches Bündniß in Schranken zu halten, innerhalb deren er ihm nur zu nutzen, nicht zu schaden vermöge. Auch er hielt es für zweckmäßig, Crassus — diesen seines Reichthums wegen — hinzuzuziehen. Gern nahm Crassus diesen Antrag entgegen; sahe er darin doch aufs Neue seine Ansicht über die Macht des Geldes bestätigt. Das war — wie ihm die Sache erschien — wieder ein Schritt vorwärts auf seiner Bahn. Wem von ihnen Dreien zuletzt der Sieg zufallen werde, war für ihn keinem Zweifel unterworfen.

So war es unter den drei Männern zum Abschluß des „zu gegenseitiger Unterstützung" geschlossenen und anfangs geheim gehaltenen Bündnisses gekommen, das mit dem Namen „das erste Triumvirat" (Dreimännerbund) bezeichnet wird.

Dieses Bündniß war geschlossen worden, ehe Cäsar sein Consulamt angetreten hatte. Kaum in sein Amt eingeführt, ließ er es sich — gemäß dem geheimen Abkommen — angelegen sein, einen Antrag zur Annahme zu bringen, den Pompejus gleich nach seiner Rückkehr aus Asien gestellt hatte, der aber vom Senat zurückgewiesen worden war. Der Antrag ging dahin, die von Pompejus in Asien getroffenen Einrichtungen nicht im Einzelnen zu prüfen, sondern sie im Großen und Ganzen zu bestätigen und außerdem die Veteranen des Heeres, die jene Siege in Asien erfochten hatten, durch Landanweisungen zu belohnen. Aber auch jetzt stieß der Antrag im Senat auf den entschiedensten Widerstand. Pompejus und Crassus sprachen mit einem Eifer dafür, der aufmerksame Beobachter auf den Gedanken führte, es müsse eine Verständigung zwischen ihnen und Cäsar stattgefunden haben. Als der Antrag auch diesmal bei der Abstimmung fiel, empfanden die Senatoren ein nicht geringes Behagen in dem Gedanken, über Cäsar einen Sieg errungen zu haben. Sie sollten jedoch bald genug erfahren, daß sie es in Cäsar mit einem Manne zu thun hatten, der das nicht so leichten Kaufes wieder los ließ, was er einmal angefaßt hatte. Wie erstaunten sie, als sie vernahmen, er beabsichtige dem Volke den Antrag vorzulegen. Es war ihm gleichgültig, daß

dies dem Herkommen nicht entsprach, gegen das Gesetz verstieß es nicht. Da die Senatoren nun um so erbitterter gegen den Antrag kämpften, erregte Cäsar das Volk in dem Maße, als es ihm für den Zweck nöthig erschien. Er sagte in offener Versammlung, man solle sich vorsehen, da die Gegner Gewalt anzuwenden beabsichtigten, worauf Pompejus äußerte, dann werde er mit dem Schwerte auftreten und auch den Schild mitbringen. Diese Haltung Cäsar's, seiner Freunde und des von ihm beeinflußten Volkes nahm vielen Gegnern den Muth. Sie setzen ihren Willen mit Gewalt durch, sagten sie; was hilft uns der Widerstand? Der jüngere Cato beschloß dennoch, gegen den Antrag zu sprechen, der Consul Bibulus ward von seinen Freunden zum Widerstande aufgestachelt. Als sie und ihr Anhang auf dem Marktplatze erschienen, fanden sie ihn von den Veteranen des Pompejus besetzt. Cato und Bibulus wurden gemißhandelt und mit Gewalt hinweggeführt, worauf der Antrag zum Gesetz erhoben ward.

Eine der geheimen Zusagen hatte damit Cäsar dem Pompejus erfüllt. Verabredet war ferner, daß an Cäsar nach Ablauf des Amtsjahres die Verwaltung von Oberitalien (Gallia cisalpina genannt) und Illyrien und zwar mit denselben Machtbefugnissen, die dem Pompejus in dem Seeräuberkriege und in dem asiatischen Kriege eingeräumt worden waren, auf fünf Jahr übergeben werden solle. Dieses Abkommen hatte dem Pompejus nicht minder zugesagt, als das erste, da er zu verblendet war, die Berechnungen Cäsar's zu durchschauen. Auch Crassus war mit diesem Abkommen, demzufolge Cäsar auf Jahre Rom fern sein sollte, vollkommen einverstanden, und eifriger noch als den ersten Antrag unterstützten er und Pompejus diesen zweiten, den Cäsar (in der Absicht, das Ansehen des Senats herabzusetzen) mit Uebergehung desselben sogleich an das Volk brachte, von dem er auch sofort zum Gesetz erhoben ward. Das war noch etwas Unerhörteres, als jene Appellation von dem Senat an das Volk, da bisher nur von dem Senat die Provinzen in Verwaltung gegeben worden waren. Um nun bei der nicht mehr zu ändernden Angelegenheit für sich wenigstens einen günstigen Schein zu retten, fügte der Senat aus freien Stücken noch das transalpinische (jenseitige) Gallien und zu den drei genehmigten Legionen noch eine vierte Legion hinzu, was ihm freilich nichts als das Hohnlachen der Volksmänner eintrug.

Ehe Cäsar nach Gallien ging, gab er seine Tochter, die schöne und liebenswürdige Julia, dem Pompejus zur Gemahlin. Damit legte er seinem politischen Nebenbuhler eine nicht drückende, aber in Bezug auf dessen ehrgeizige Pläne ihn unfrei machende Fessel an.

Noch eine Angelegenheit von Wichtigkeit kam in dieser Zeit zur Ausführung. Cicero und der jüngere Cato waren die bedeutendsten Vertheidiger der bestehenden Gesetze und galten für die Wortführer des Senats. Die drei Verbündeten hielten dafür, daß es nöthig sei, jene beiden Männer aus Rom zu entfernen. Den eigentlichen Zweck, dem Senat seine Hauptstützen zu nehmen, verhüllend, hatte man für einen jeden einen ehrenvollen Auftrag ausfindig zu machen gewußt. Cicero sollte als Legat mit Cäsar nach Gallien gehen, Cato bekam den Auftrag, Cypern zu erobern. Letzterer erklärte sich sogleich bereit und schiffte sich ein, Cicero dagegen lehnte das Amt eines Legaten ab. Da traf ihn Schlimmeres. Er ward dem Volkstribunen Clodius überantwortet, der ihn haßte, weil er einmal in einer Klagesache gegen ihn ausgesagt hatte. Von Clodius war es nicht vergessen worden, daß Cicero sich bei dem Verfahren gegen die eingezogenen und zum Tode verurtheilten Mitverschworenen Catilina's einen Formfehler hatte zu Schulden kommen lassen, indem Jenen durch die auf Cicero's Betrieb sofort ausgeführte Bestrafung die Möglichkeit, von dem Rechte der Provocation an das Volk Gebrauch zu machen, abgeschnitten worden war. Der Wachsamkeit Cicero's war die Rettung Roms zu verdanken gewesen, Jedermann hatte — in Anbetracht der Gefahr — gebilligt, was geschehen war, man hatte ihn Retter des Vaterlandes genannt; aber immerhin lag eine Gesetzesverletzung vor, die, wenn Jemand sie als Klage einbrachte, Verbannung nach sich ziehen mußte. Diese Angelegenheit nahm Clodius jetzt auf, und das Ergebniß war, daß über Cicero in der That die Verbannung ausgesprochen wurde. Cicero, ein zärtlicher Gatte und Vater, erging sich wegen der Trennung von den Seinen in rührenden Klagen, wodurch er sich das Mißfallen vieler Zeitgenossen zuzog, da es römische Art war, unabwendbare Uebel, selbst Verbannung und Tod, mit männlichem Ernste zu tragen.

Nachdem Cäsar auf diese Art, gemäß den Plänen, die sich auf die Zukunft bezogen, in der Heimath das Nöthige eingeleitet hatte, begab er sich nach Gallien.

Cäsar's Kämpfe in Gallien.

Nun folgte für Cäsar eine Zeit, in der er seinen Ruhm als Feldherr und Staatsmann begründete. Von dem jenseitigen Gallien gehörte bis jetzt erst der südliche Theil zu Rom, der übrige Theil sollte erst noch erobert werden. Gallien, von vielen Völkerschaften

bewohnt, die nur durch ein lockeres Band von Eidgenossenschaften zusammengehalten wurden, war bereits über seine Blüthezeit hinaus. Dem Wohlleben ergeben, dem Ackerbau nicht hold, ging das Volk frühzeitig seinem Verfalle entgegen. Im ersten Angriff waren die Gallier ungestüm und fast unwiderstehlich; sie wurden aber, wenn jener fehl schlug, fast immer verzagt. Noch sei bemerkt, daß das Land große und reiche Städte besaß.

Ehe ein Zusammenstoß mit den Galliern erfolgte, hatte Cäsar mit andern Völkerschaften zu kämpfen. Die Helvetier waren aus der westlichen Schweiz in der Absicht aufgebrochen, sich in Gallien niederzulassen. Die Möglichkeit einer Behinderung gar nicht in Betracht ziehend, hatten sie bei ihrem Abzuge ihre Häuser niedergebrannt. Cäsar, der um keinen Preis den kriegerischen Helvetiern gestatten wollte, sich in Gallien festzusetzen, zog ihnen entgegen. Es kam (58 v. Chr.) zu einer blutigen und für Cäsar siegreichen Schlacht, in der zwei Dritttheile der Helvetier fielen. Die Uebrigen kehrten in die Heimath zurück, in der sie sich auf den Brandstätten neue Wohnungen errichteten.

Für die Helvetier war, als sie zur Auswanderung geschritten waren, wahrscheinlich das Beispiel suevischer Völkerschaften maßgebend gewesen, die sich in Gallien niedergelassen hatten, die also Cäsar daselbst vorfand, und mit denen er auch alsbald in Kampf gerieth.

Folgende Umstände hatten das Einwandern der Sueven hervorgerufen. Nicht lange nach der Besiegung der Cimbern und Teutonen war zwischen den beiden bedeutendsten Stämmen der Gallier, den Aeduern und den Sequanern, ein Streit um die Vorherrschaft in Gallien ausgebrochen. Es kam zum Kriege, in dem die Sequaner sich um Beistand an die jenseits des Oberrheins und der Donau wohnenden germanischen Völker wandten. Dem Rufe ward von dem suevischen Fürsten Ariovist (Ehrenfest) entsprochen. Er kam mit seiner Kriegsschar nach Gallien, schlug die Aeduer und zwang sie, ihm den dritten Theil ihres Landes abzutreten. Die Sequaner, die nicht gemeint hatten, daß Ariovist sich in Gallien festsetzen werde, forderten ihn zur Rückkehr auf. Die Abweisung dieser Forderung führte zum Kampf, in dem die Sequaner, wie früher die Aeduer, von Ariovist geschlagen und darauf ebenfalls zum Abtreten des dritten Theiles ihres Landes genöthigt wurden. Seitdem waren neue suevische Scharen in's Land gekommen, und man schätzte die Macht Ariovist's auf mehr als 100,000 streitbare Männer.

Als nun Cäsar die Helvetier auf's Haupt geschlagen hatte, meinten

die Gallier, er sei der rechte Mann, sie von dem Joche der Sueven, von denen sie gänzliche Unterdrückung fürchteten, zu erlösen. Sie riefen seinen Beistand an, den er bereitwillig zusagte. Cäsar forderte nun zunächst von Ariovist, daß von seiner Seite den ferneren Zuzügen von Germanen Einhalt gethan werde, und daß Ariovist sich zu einer Unterredung bei ihm einfinde, worauf der Suevenfürst, im Vollgefühle ebenbürtiger Macht und ebenbürtigen Rechts, ihm sagen ließ, ihm sei nach demselben Kriegsrecht das nördliche Gallien unterthan geworden, wie den Römern das südliche, und wie die Römer die Allobrogen, so besteure er die Aeduer. Was die Zusammenkunft betreffe, so werde er, wenn er Cäsar's bedürfe, ihm nachgehen; begehre hingegen Cäsar etwas von ihm, so müsse er kommen. — Das war eine den Römern seit langer Zeit ungewohnte Sprache. Einem solchen Feinde gegenüber, wollte man anders ihm nicht aus dem Wege gehen, empfahl sich nicht Zögern, sondern schnell erfolgender Angriff, schon damit er nicht Zeit gewinne, Verstärkungen an sich zu ziehen. Als eben so nothwendig mußte es erscheinen, schleunigst der Sequaner Hauptstadt Vesontio (das heutige Besançon) zu besetzen, damit dieser wichtige Platz nicht in Ariovist's Gewalt falle. Aber der Soldaten Cäsar's hatte sich bleiche Furcht bemächtigt im Hinblick darauf, daß sie sich mit germanischen Kernscharen messen sollten, die, wie ihnen gesagt worden war, seit vierzehn Jahren nicht unter ein Dach gekommen waren, und es drohte Flucht und Meuterei in den Legionen auszubrechen. Nur einem Cäsar, den die Soldaten in dem Kriege gegen die Helvetier in den vorderen Reihen und immer da, wo die Gefahr am größten war, hatten kämpfen sehen, gelang es, jenes drohende Unheil abzuwenden. Er hielt an seine Krieger eine feurige Anrede und sagte zum Schluß, er wisse es, daß, wenn Untreue im Heere ausbrechen sollte, die zehnte Legion ihrem Feldherrn folgen werde. Nun wollten auch die übrigen Legionen in der Treue und dem Muthe nicht zurückstehen. Cäsar führte hierauf das Heer in großer Schnelligkeit vorwärts, besetzte Vesontio, und Ariovist vernahm plötzlich, daß der Feind ihm nahe sei. Dadurch überrascht, wünschte er nun selbst eine Unterredung mit Cäsar, und die Feldherren besprachen sich auf einem Hügel im Angesicht beider Heere, ohne daß jedoch eine Einigung erreicht ward. Darauf begannen die Feindseligkeiten mit kleinen Gefechten, die zum Vortheile der Sueven ausfielen. Eine Hauptschlacht wünschte Ariovist in der Zeit des abnehmenden Mondes zu vermeiden, da ihm die heiligen Wahrsagefrauen (Alrunen) verkündet hatten, daß seine Waffen in dieser Zeit von Unheil bedroht seien. Dies vernahm

Cäsar, und er beschloß, den Feind sofort zum Entscheidungskampfe herauszufordern. Als er sein Heer gegen das Lager der Sueven führte, kamen diese in geschlossenen Reihen hervor, und es hob eine furchtbare Schlacht an (58 v. Chr.). Die römische Kriegskunst, namentlich aber das Feldherrngenie Cäsar's entschied zu Gunsten der Römer. Der Rest des Suevenheeres floh, verfolgt von den Römern, dem nahen Rheine zu. Viele der Fliehenden fanden ihren Tod in dem Flusse, Ariovist rettete sich in einem Kahne. Zum ersten Male sahen römische Soldaten den Rhein, der auf lange Zeit die Grenze zwischen Rom und Germanien bilden sollte.

Das war ein glänzender Anfang der Siegeslaufbahn Cäsar's auf gallischem Boden. Er legte seine Legionen in Winterquartiere bei den Sequanern und begab sich nach der in dem italienischen Gallien gelegenen Stadt Lucca, die er sich zum Hauptquartier gewählt hatte, weil sie nicht weit von Rom entfernt war. Seine Mit-Machthaber machten ihm hier zu dem Zweck einen Besuch, neue Verabredungen mit ihm zu treffen. Das Wesentliche, worüber die Triumvirn sich einigten, war dies: Pompejus und Crassus sollten für das Jahr 55 Consuln werden, Pompejus sollte darauf Spanien, Crassus Syrien zur Verwaltung erhalten, dem Cäsar dagegen das Proconsulat in Gallien um fünf Jahr verlängert werden. Welch einen für Cäsar günstigen Eindruck die Kunde von den Siegen desselben über die Helvetier und die Sueven in Rom gemacht hatte, geht daraus hervor, daß auch gegen 200 Senatoren ihm in Lucca ihre Aufwartung machten.

Das Schwert des Siegers über Ariovist bewährte sich auch in den folgenden Jahren. Im zweiten Kriegsjahr (57 v. Chr.) besiegte Cäsar den kriegstüchtigsten Stamm der Gallier, die Belgen, im dritten Jahre (56 v. Chr.) ward er Herr der Küstenvölker.

Damit war die Eroberung Galliens vollendet. Aber es wurden noch neue Kämpfe erforderlich, um das Gewonnene festzuhalten. Zwei deutsche Völkerschaften, die Tenchterer und Usipeter, drangen, wie früher die Helvetier, in Gallien ein, um sich daselbst Wohnsitze zu suchen. Als sie vernahmen, Cäsar ziehe ihnen entgegen, wünschten sie zu unterhandeln. Uebermuth einzelner jugendlicher Germanen rief ein unbedeutendes Gefecht hervor. Eine Gesandtschaft der Germanen begab sich in das römische Lager, um das Geschehene zu entschuldigen und Friedensanträge zu stellen. Cäsar, der da meinte, Barbaren gegenüber brauche er das Völkerrecht nicht zu achten, hielt die Gesandten fest, überfiel das Lager der Deutschen und richtete unter den

zur Schlacht nicht Vorbereiteten ein entsetzliches Blutbad an, dem Wenige entkamen. Als diese That in Rom bekannt wurde, stellte Cato den Antrag, Cäsar, weil er durch eine so treulose Handlung die Republik entehrt habe, in Ketten zu legen und den Germanen auszuliefern. Der Antrag gelangte nicht zur Annahme.

Es war mehr eine Drohung von Cäsar, als auf einen ernstlichen Angriff von ihm abgesehen, daß er über den Rhein ging und auf dem jenseitigen Ufer desselben zwanzig Tage verweilte. Derselbe Beweggrund bestimmte ihn zwei Mal (55 und 54 v. Chr.) nach Britanniens Küsten zu überschiffen. Die Gallier waren von Britannien aus unterstützt worden.

Noch einen Versuch machten die Gallier, das ihnen verhaßte Joch abzuschütteln. Eine Verschwörung hatte sich über das ganze Land verbreitet, der Aufstand brach zur Winterzeit aus, während sich Cäsar bereits nach Lucca zurückgezogen hatte, und die Legionen entfernt von einander in Winterquartieren lagen. Es wurden von den Galliern fünfzehn römische Cohorten überfallen und vollständig vernichtet. Cäsar, kaum von dem Geschehenen benachrichtigt, wagte sich, von wenigen Reitern begleitet, in das Land und erreichte glücklich seine Legionen. Der Kampf wurde blutiger, als es alle bis dahin in Gallien geführten Kämpfe gewesen waren. Die Gallier waren der Zahl nach bedeutend in der Uebermacht, auch hatten sie in dem Arvernerfürsten Vercingetorix einen vortrefflichen Anführer gefunden. Dennoch neigte sich endlich der Vortheil auf Cäsar's Seite. Der letzte Act des blutigen Drama's war der Kampf gegen die unter Vercingetorix auf das Hartnäckigste vertheidigte Stadt Alesia. Als Hungersnoth in der Stadt ausbrach, erklärte der edle Vercingetorix den Seinen, er wolle ihr Leben dadurch zu retten suchen, daß er sich freiwillig dem Feinde als Sühnopfer darbiete. Darauf begab er sich in das Lager der Römer und legte seine Waffen zu Füßen Cäsar's nieder. Er wurde für den Triumph aufgehoben, um nach demselben hingerichtet zu werden.

Gallien war jetzt eine römische Provinz, und nun begann Cäsar eine neue großartige Thätigkeit auf dem Gebiete friedlicher Verwaltung zu entwickeln, die dem Lande zum größten Vortheil gereichte. Römische Ansiedler kamen herzu, römische Sitte, Weise und Sprache wurden heimisch in Gallien, Römer und Gallier verschmolzen nach und nach zu einem Volke.

Ueber die Bedeutung der gallischen Kriege Cäsar's sagt Momsen: „Wie man erst Jahrhunderte nach Alexander erkannte, daß er nicht

blos ein ephemeres Königreich im Osten errichtet, sondern den Hellenismus nach Asien getragen habe, so vergingen auch Jahrhunderte, bis man begriff, daß Cäsar nicht blos den Römern eine neue Provinz erobert, sondern die Romanisirung der westlichen Landschaften begründet habe. Auch von jenen militärisch leichtsinnigen und ergebnißlosen Zügen nach Deutschland und England haben erst die späten Nachfahren den Sinn erkannt. Ein ungeheurer Völkerkreis, von dessen Dasein und Zuständen bis dahin kaum der Schiffer und der Kaufmann einige Wahrheit und viel Dichtung berichtet hatten, ward durch sie der römisch-griechischen Welt aufgeschlossen. Zu dem engen Kreis der Mittelmeer-Staaten traten die mittel- und nordeuropäischen Völker, die Anwohner der Ost- und der Nordsee hinzu, zu der alten Welt eine neue, die fortan durch jene mit bestimmt ward und sie mit bestimmte."

Krieg zwischen Cäsar und Pompejus.

Um die wesentlichen Ursachen klar übersehen zu können, die zum Kriege zwischen Cäsar und Pompejus führten, ist es nothwendig, nachzuholen, wie sich während der gallischen Kämpfe Cäsar's die Verhältnisse in Rom gestaltet hatten.

Nach dem Abkommen der Triumvirn sollten Pompejus und Crassus die Hauptstadt beherrschen. Allein sie gewannen wenig Einfluß auf das Volk und dieser ihr geringer Einfluß nahm weiterhin noch in dem Maße ab, in dem sich zwischen ihnen die alte Feindschaft wegen des von jedem in Anspruch genommenen Verdienstes, das sich auf die Niederwerfung des Fechter- und Sclavenaufstandes (S. 417) bezog, von Neuem zu regen begann. Demagogen, die dem Pöbel unerfüllbare Versprechungen machten, um dasselbe Gut, das sie Anderen mißgönnten, die Macht, an sich zu reißen, beherrschten die Menge. Der Schlimmsten Einer, eine echte Catilina-Natur, war der Tribun Clodius, derselbe, der sich dazu hergegeben hatte, den Antrag auf Cicero's Verbannung zu stellen. Er hielt sich eine große Bande Bewaffneter, die er auftreten ließ, wenn er einen Antrag durchzubringen beabsichtigte, und vor deren Gewaltthaten auch sonst Niemand sicher war. Dies bestimmte die Senatoren, die es ehrlich mit der Republik meinten und dieselbe weder den Triumvirn, noch den wüsten Demagogen überantworten wollten, Cicero's Zurückberufung zu beantragen.

Pompejus unterstützte diesen Antrag, weil er ihn irrthümlich nicht als zugleich gegen sich, sondern als allein gegen Clodius ge-

richtet wähnte, von dem auch er sich immer unverschämter behandelt sah. Der Antrag fand Annahme, Cicero's Rückberufung erfolgte, er ward in Rom ehrenvoll empfangen und für die Verluste, die er gehabt, entschädigt. Dem Clodius gelang es jedoch mit Hilfe seiner Bande, die das Haus Cicero's zerstört hatten, den Wiederaufbau desselben vorläufig zu verhindern. Der Senator Milo, von der Ansicht ausgehend, daß einem Manne, wie Clodius, nur mit gleichen Mitteln erfolgreich zu begegnen sei, machte sich ebenfalls zum Haupt einer bewaffneten Schar, und so stand der Bürgerkrieg in der Hauptstadt in Aussicht. Die Schilderung einer Gerichtsscene aus der Feder Cicero's zeigt am deutlichsten, welcher Art die Zustände waren, die damals in Rom herrschten. Cicero führt uns mitten in die Scene hinein: „Pompejus redete oder wollte wenigstens reden. Denn so wie er aufstand, erhob die Bande des Clodius ein Geschrei, und so ging es ihm während der ganzen Rede, daß er nicht nur durch Schreien, sondern auch durch Schimpfen und Schmähen gehindert wurde. So wie er ausgeredet hatte — denn darin zeigte er sich muthig, er ließ sich nicht einschüchtern, sondern führte seine Rede zu Ende, bisweilen unter Stillschweigen, wenn er es durch sein Ansehen dahin brachte — wie er also schloß, stand Clodius auf. Da erhob sich ein solches Geschrei von den Unserigen — denn es war beschlossen, ihm Gleiches mit Gleichem zu vergelten —, daß ihm Besinnung und Rede ausging. Dies dauerte, nachdem Pompejus etwa um die sechste Stunde aufgehört hatte, bis zur neunten Stunde, indem alle möglichen Schmähungen und auch die unanständigsten Spottverse gegen Clodius und Clodia vorgebracht wurden. Da fragte dieser, blaß vor Wuth, während noch das Geschrei fortdauerte, die Seinen: „Wer ist es, der das Volk verhungern läßt?" Die Bande antwortete: „Pompejus." „Wer will nach Alexandrien gehen?" „Pompejus." „Wen wollt ihr hinschicken?" „Crassus." Dieser war gerade zugegen und gegen Milo feindlich. Etwa um die neunte Stunde begannen, wie auf ein gegebenes Zeichen, die Clodianer die Unserigen anzuspeien. Allgemeiner Aufruhr. Jene drängen, um uns vom Platze zu vertreiben. Da geschah ein Angriff der Unserigen — Flucht der Bande. Clodius wird von der Rednerbühne geworfen, und auch ich floh nun, damit mir nicht im Getümmel ein Unfall zustieße."

Solcherlei Zustände hatten mit dazu beigetragen, daß die Triumvirn zu der oben (S. 438) vorgeführten Verabredung in Lucca zusammen gekommen waren, bei welcher Gelegenheit es auch Cäsar gelungen war, Pompejus und Crassus mit einander zu versöhnen.

Als letztere Beide darauf nach Rom zurückkamen, war es sogleich zu merken, daß sie durch die befestigte Verbindung mit Cäsar in ihrem Ansehen gewonnen hatten. Sie setzten es nun auch durch, daß sie für das Jahr 55 zu Consuln gewählt, wie auch (nachdem ihre Wahl erfolgt war), daß ihre Wünsche in Bezug auf die Verlängerung des Proconsulats Cäsar's auf weitere fünf Jahre erfüllt und ihnen für den gleichen Zeitraum die Provinzen Spanien und Syrien verliehen wurden.

Es war demnach das geschehen, worüber die Triumvirn sich zu Lucca verständigt hatten, und das Bündniß der Drei schien fester als je zu sein. Da folgten kurz hinter einander zwei Ereignisse, die den Dingen eine neue entscheidende Wendung gaben.

Im Jahre 54 starb des Pompejus Gemahlin, Cäsar's Tochter, die liebenswerthe und von ihrem Gatten auch wirklich geliebte Julia, und mit ihrem Heimgange löste der Tod ein Band, das Pompejus an Cäsar gefesselt hatte.

Das war Eins. Die Vorführung des zweiten Ereignisses haben wir durch einige Worte einzuleiten. Wie oben erzählt wurde, war dem Pompejus Spanien, dem Crassus Syrien auf fünf Jahre verliehen worden. Pompejus hielt es seinem Vortheile für entsprechend, in Rom zu bleiben und Spanien durch einen Legaten verwalten zu lassen; Crassus dagegen schickte sich am Ende seines Consulats nicht nur sogleich an, nach Syrien zu gehen, sondern er traf auch Vorbereitungen, das Nachbarvolk der Syrier, die mit Rom verbündeten Parther, obgleich von ihnen die Bundestreue in keiner Weise verletzt worden war, mit Krieg zu überziehen. Der Senat widerrieth ihm ein so frevelhaftes Beginnen, der Tribun Atejus kündigte ihm, falls er bei seinem Vornehmen beharre, die Rache der unterirdischen Götter an. Geldgier und Ruhmsucht wirkten stärker auf Crassus, als Rath und Warnung. Beladen mit Schätzen und umstrahlt von Ruhm hoffte er zurückzukehren, um dann sein Werk, seine Erhebung über Alle, woran er so lange schon gearbeitet hatte, zu vollenden. Kaum nach Syrien angekommen, überschritt er den Euphrat, plünderte wehrlose Städte Mesopotamiens, plünderte den Tempel zu Jerusalem, den selbst Pompejus geschont hatte, ließ dabei aber seine Soldaten Noth leiden, kümmerte sich überhaupt wenig um sie, da die Geldangelegenheiten ihn zu sehr beschäftigten, und machte sich auf diese Art zugleich dem ganzen Heere verhaßt und verächtlich. Die Parther, überrascht, da sie ein feindliches Begegnen mit den Römern nicht für möglich gehalten hatten, vermochten im Jahre 54 nur geringen Widerstand

zu leisten, so daß Crassus bei Beendigung des Feldzuges für dieses Jahr mit den Ergebnissen desselben auf's Höchste zufrieden war. Im nächsten Jahre eröffnete er den Krieg in der Hoffnung, größere Ausbeute noch zu gewinnen, und es waren von ihm entsprechende Vorbereitungen getroffen worden. Aber er fand nun auch die Parther besser gerüstet, und, nachdem ihn ein mit Jenen heimlich verbündeter arabischer Fürst verrätherischer Weise in öde, wasserlose Sandsteppen geführt hatte, überfielen ihn die Parther, und das Römerheer ward fast gänzlich vernichtet. Fliehend erreichte Crassus mit den Trümmern seiner Macht die kleine mesopotamische Stadt Carrä, in der er sich, so gut es ging, befestigte. Von seinen Soldaten darauf gezwungen, persönlich mit den zur Belagerung der Stadt sich anschickenden Feinden in Verhandlung zu treten, wurde er von den letzteren erschlagen. Um ihn noch im Tode wegen seiner Geldgier zu brandmarken, gossen die Parther geschmolzenes Gold in den Mund seines abgeschlagenen Hauptes.

Das war das zweite der Ereignisse, die, wie oben bemerkt, eine neue Wendung der Dinge hervorriefen. Als die Kunde von dem blutigen Ende des Crassus nach Rom kam, fühlte sich Pompejus sofort in seiner Stellung bedeutend gefördert. Einer der Nebenbuhler war dahin; somit galt es für ihn jetzt nur noch, sich nicht von Cäsar überflügeln zu lassen. In letzterer Zeit war es in Rom wieder zu argen Ausschreitungen bewaffneter Pöbelrotten gekommen, was in ruhigen Leuten die Meinung erzeugt hatte, es sei — nach Lage der Sache — doch vielleicht der Uebel kleinstes, eine Person mit besonderer Vollmacht auszustatten, da es sich ja als unmöglich herausstelle, auf eine andere Art dem wachsenden Unwesen zu steuern. Meinungen solcher Art bilden jederzeit für die Gelüste Herrschsüchtiger eine gedeihliche Atmosphäre. Diese zu verstärken, wurden nun sogar die Unordnungen von Pompejus, der in neuester Zeit immer mehr in der Senatspartei seine Stütze suchte, gefördert. Seine Anhänger verhinderten auf seinen Betrieb sieben Monate hindurch die Ausübung der Consulatswahl, um endlich die Ernennung eines Dictators vorzuschlagen, und nur der feurigen Beredsamkeit eines Cato gelang es, diesen wohl vorbereiteten Antrag, der die Erhebung des Pompejus zum Zweck hatte, niederzukämpfen. Da geschah es, daß es zu einem Straßenkampfe zwischen der Bande des Clodius und der des Milo kam, bei welcher Gelegenheit Clodius erschlagen ward. Pompejus, sogleich darauf Bedacht nehmend, aus jenem blutigen Vorfalle für sich Nutzen zu ziehen, ließ durch seine Anhänger einen

neuen Versuch machen, ihn mit besonderer Machtfülle auszurüsten. Da man mit dem Antrage auf Dictatur nicht durchgedrungen war, wählte man einen andern Namen für dieselbe Sache. Der neue Antrag ging dahin, Pompejus als alleinigen Consul zu erwählen, und diese Wahl erfolgte wirklich.

Damit hatte Pompejus einen bedeutenden Vortheil Cäsar gegenüber gewonnen, und Mancher, der scharfblickend genug gewesen war, in dem Verhalten Beider ein Ringen mit einander um die höchste Gewalt zu erkennen, hielt jetzt dafür, daß Cäsar für immer in die zweite Linie zurückgedrängt sei.

Als Pompejus sieben Monate lang allein das Consulat verwaltet hatte, nahm er sich einen der Führer der aristokratischen Partei, Metellus Scipio, mit dessen Tochter er sich kurz zuvor vermählt hatte, zum Mitconsul. Beides — sowohl Vermählung als auch die freiwillige Theilung der Gewalt — geschah, um sich der aristokratischen Partei in noch höherem Maße zu versichern; sie sollte ihm, wie früher die Volkspartei, Dienste für seine Zwecke thun.

Die Stellung, die Pompejus gewonnen hatte, war darum so vortheilhaft für ihn, weil er nun bei jeder feindlichen Bewegung von Seiten Cäsar's sich den Schein geben konnte, als handle er als treuer Hüter und Schützer der Verfassung. Diese sollte gelten, aber freilich nur gegen Cäsar; war dieser beseitigt, dann sollte auch sie ihm nachfolgen.

Eines bedrückte ihn jetzt zumeist. Eine der geheimen Verabredungen zu Lucca hatte gelautet, Cäsar solle sich — entgegen dem Gebrauch und Gesetz — abwesend zum Consulat bewerben dürfen; später im Senat beantragt, war von diesem die Genehmigung dazu ertheilt worden. Gerade für Pompejus wäre es nun eine Ehrensache gewesen, für Aufrechthaltung dieses Beschlusses, falls ein Anderer ihn angetastet hätte, einzutreten. Aber Herrschsucht verzehrt jedes edlere Gefühl; Pompejus wünschte, daß, wenn Cäsar, wie nicht zu bezweifeln war, sich um das Consulat bewerben würde, er dies in Rom thue, nachdem er seiner mächtigen Stellung in Gallien entkleidet sei und nur die Geltung eines Privatmannes habe. Darum brachte er ein Gesetz durch, dahin lautend, daß Niemand sich abwesend um irgend ein Amt bewerben dürfe. Dieses Gesetz war allgemein gehalten, doch lag es für Jeden, der die Verhältnisse kannte, auf der Hand, daß seine Spitze gegen Cäsar gekehrt war. Empört über ein solches Verfahren, stellte ein Tribun beim Volke den Antrag, die zu Gunsten Cäsar's früher gemachte Ausnahme gelten zu lassen, wobei er darauf

verwies, daß gerade Pompejus seiner Zeit dafür mit Eifer gesprochen habe. Pompejus griff in seiner Verlegenheit zu der Ausrede, er habe bei Stellung seines Antrages — aus Vergeßlichkeit nicht jener Ausnahme Erwähnung gethan. Die Ausnahme ward aufrecht erhalten.

Cäsar, obwohl fern, wußte dennoch ebenfalls seine Sache in Rom zu fördern. Da er sich — nach Art der Statthalter — außerordentlich bereichert hatte, so war er in der Lage, bedeutende Summen zu Bestechungen verwenden zu können. Von Seiten des Pompejus geschah ein Gleiches, und so spielten in dem Kampfe der beiden Machthaber mit einander vorläufig gallisches und asiatisches Gold ihre Rolle. Im Jahre 51 war von dem Consul Claudius Marcellus ein Antrag auf Cäsar's Zurückberufung — vor der früher genehmigten Zeit — gestellt worden. Dieser Antrag, hinter dem Pompejus stand, enthielt einen neuen Angriff auf Cäsar. Als der Antrag zur Berathung gelangte, erschraken die Senatoren selbst vor seiner Tragweite, sie wurden unentschlossen und vertagten die Abstimmung bis zum 1. März des nächsten Jahres. Bis dahin hatte Cäsar durch seine Freunde reichlich Gold gespendet. So erhielt z. B. der Consul Paullus 1500 Talente (über 2 Millionen Thaler), der Volkstribun Curio eine noch größere Summe, Cicero nahm wenigstens ein bedeutendes Darlehn an. Am Tage der Abstimmung erschienen die Senatoren mit dem festen Entschlusse in dem Sitzungssaale, den Antrag, durch den es auf eine Entwaffnung Cäsar's abgesehen war, anzunehmen. Wie sahen sie aber verlegen darein, als der schlaue Centurio dem Antrage die Erweiterung gab, daß seine Schärfe, falls für ihn gestimmt ward, auch den Pompejus traf! In der neuen Fassung ging der Antrag dahin: Beide Feldherren, Cäsar und Pompejus, seien aufzufordern, ihre Statthalterschaften niederzulegen (jener über Gallien, dieser über Spanien) und ihre Heere zu entlassen. — Die Folge war, daß es wieder nicht zur Abstimmung kam. Um doch aber nicht gänzlich ergebnißlos auseinander zu gehen, beschlossen die Senatoren, ein jeder der beiden Feldherren solle — zur Verwendung im parthischen Kriege — eine Legion abgeben. Aus diesem letzteren Beschluß gewann Pompejus einen Vortheil. Er hatte einige Jahre früher an Cäsar eine Legion geliehen. Da er diese Legion für den parthischen Krieg bestimmte, gestaltete sich die Lage so, daß Cäsar's Heer um zwei Legionen vermindert ward, während des Pompejus Heeresstärke unverändert blieb. Dagegen suchte Cäsar seinen Vortheil darin, auf gesetzlichem Boden zu bleiben, und den Gegner dahin zu drängen, daß er ungesetzlich handele. Letzteres geschah auch alsbald. Die

beiden für den parthischen Krieg bestimmten Legionen — seine Legion hatte Cäsar reich beschenkt entlassen — sandte Pompejus nicht nach Asien, er behielt sie vielmehr in Italien. Als man nun im Senat den vertagten Antrag wieder aufnahm, verfehlte Curio nicht, das Verhalten der beiden Feldherren einander gegenüber zu stellen, und er gewann damit so viel, daß die Mehrheit der Senatoren, die es früher nur auf eine Entwaffnung Cäsar's abgesehen hatte, den erweiterten Antrag annahm, demnach von beiden Feldherren Gleiches verlangte, nämlich Niederlegung der Statthalterschaft und Entlassung der Heere!

Nun meinte wohl Mancher, man werde die beiden Feldherren, nachdem sie sich der Forderung des Senats gefügt und somit ihres Ranges und ihrer Macht sich begeben hätten, in Rom als Privatleute sehen, wo ihr Ringen mit einander auf's Neue anheben werde. Aber weder die Verhältnisse, noch die Charaktere Jener ließen es dahin kommen. Cäsar erklärte, dem Beschluß des Senats Folge geben zu wollen, falls Pompejus sich zu Gleichem verstehe. Damit trat für Pompejus die Nöthigung ein, Heerschau über die Gesammtkräfte hüben und drüben zu halten. In Betracht kamen: Rang, Heeresmacht, Reichthum, Muth, Geist. Wurde der Senatsbeschluß ausgeführt, so traten Beide in den Stand der Privatleute zurück, und es kamen dann nur noch in Vergleich: Reichthum, Muth und Geist. Daß er seinem Gegner in Bezug auf Reichthum und Muth nicht nachstehe, durfte sich Pompejus ohne Weiteres sagen; aber so sehr ihn auch sein Stolz in vieler Hinsicht verblendete — das erkannte er: an Geist sei ihm Cäsar überlegen! — Darin lag der Grund, daß er es von sich wies, dem Privatmann Cäsar als Privatmann Pompejus gegenüber zu treten, sonach der Macht und dem Range, den Gütern, die allein ihm Hoffnung auf Sieg gaben, zu entsagen.

Nun benutzte der Consul Marcellus ein falsches Gerücht, um dem schwankenden Zustande auf einen Schlag ein Ende zu machen. Es hieß, Cäsar ziehe mit vier Legionen gegen Rom heran. Auf dies Gerücht hin begab sich Marcellus mit den für das nächste Jahr erwählten Consuln zu Pompejus, und es überreichten ihm die Männer ein Schwert mit der Aufforderung, die Republik gegen Cäsar zu vertheidigen. Obgleich Jene gar kein Recht zur Ausführung eines solchen Actes hatten, nahm Pompejus das Schwert an und erklärte sich bereit, der an ihn gestellten Aufforderung nachzukommen.

Als dies geschehen war, eilte Curio zu Cäsar, der bei Ravenna stand, und beschwor ihn, nunmehr wirklich auszuführen, was das falsche

Gerücht ihm zugeschrieben hatte, und damit dem gesetzlosen Treiben des Pompejus ein Ende zu machen. Cäsar hielt es für gerathen, sich noch einmal im Lichte der Gesetzlichkeit und Versöhnlichkeit seinen auf dem Boden der Ungesetzlichkeit stehenden Feinden gegenüber zu zeigen. Er übersandte durch Curio dem Senat ein nach Inhalt und Form friedliches Schreiben, in welchem er wiederholte, daß er bereit sei, sein Heer zu entlassen, wenn Pompejus das Gleiche thue; nur begehre er, daß das ihm zwei Mal zugestandene Recht, sich abwesend um das Consulat bewerben zu dürfen, aufrecht erhalten bleibe. Darauf kam es im Senat zu der ihm feindseligen Beschlußnahme: er habe das Heer bis zu einem bestimmten Tage zu entlassen; im Falle der Nichtausführung dieser Aufforderung sei er als ein Feind der Republik zu betrachten! — Als die Volkstribunen Marcus Antonius und Cassius sich mit Heftigkeit gegen einen solchen Beschluß erklärten, ward ihnen von den Consuln bedeutet, daß sie sich zu ihrer eigenen Sicherheit aus der Versammlung entfernen möchten. Verwünschungen ausstoßend, sprang Antonius von seinem Sitz auf und ging mit heftiger Geberde aus dem Saal, Cassius folgte ihm. Beide verließen in der Nacht darauf in Sklavenkleidern Rom und begaben sich zu Cäsar, von ihm für ihre Personen und für die gefährdete Verfassung Schutz begehrend. Er führte sie in den angelegten Kleidern sofort seinen Soldaten vor, damit diese erkennen möchten, daß zur Zeit in Rom die Volkstribunen, indem sie Verfassung und Gesetz vertheidigten, nicht einmal ihres Lebens sicher seien. „Euch," sagte er bei dieser Gelegenheit den Soldaten, „erklärt man nach allen euren Großthaten für Feinde, und Männer wie diese, weil sie sich ein freies Wort erlaubt haben, vertreibt man auf so schimpfliche Weise!" — Die Zurufe des Heeres zeigten, daß er seine Absicht, die Erbitterung desselben gegen die Consuln und den Senat möglichst zu steigern, erreicht hatte.

Nunmehr beschloß Cäsar, das Schwert gegen seinen Nebenbuhler zu ziehen. Hatte er doch den großen Vortheil erreicht, als Schützer und Rächer der Landesgesetze gegen Jenen auftreten zu können. Er sandte seine Truppen voran bis zum Rubicon, einem Küstenflüßchen, welches die Grenze der Provinz bildete und von keinem Feldherrn ohne die Erlaubniß des Senats überschritten werden durfte, wollte er nicht für einen Feind des Vaterlandes erklärt werden. Dahin folgte er den Legionen zur Nachtzeit und erreichte sie gegen Morgen. Eine Zeit lang stand er in Gedanken versunken am Ufer. Dann sich an seine Begleiter wendend, sagte er: „Auch jetzt noch könnten wir zurücktreten; haben wir dieses Brückchen erst überschritten, so muß Alles

mit den Waffen entschieden werden!" — Da erschien ihm ein günstiges Vorzeichen; und mit den Worten: „Gehen wir, wohin uns die Zeichen der Götter und die Ungerechtigkeit der Feinde rufen! Der Würfel ist gefallen!" schritt er, wie ein Begeisterter, den Seinen voran über die Brücke. Ihm folgten die Legionen.

Der Würfel war gefallen! Kühnheit und Schnelligkeit allein konnten Cäsar, der nur über eine verhältnißmäßig geringe Streitmacht gebot, zum Siege verhelfen, und er ließ es daran nicht fehlen. Fast mit der Kunde von seinem Flußübergange zugleich erschien er vor den nächsten Städten, und die Ueberraschung der Bürger war so groß, daß sie zumeist Widerstand nicht wagten, sondern ihm die Thore öffneten.

Wie ein Donnerschlag aber wirkte die Kunde von Cäsar's Annäherung auf den Senat und das Volk von Rom. Wehklagen erfüllte alsbald die Stadt, da man zu fürchten begann, es würden die Schreckenstage des Marius und des Sulla wiederkehren. Die Bestürzung des Senats war um so größer, als es sich jetzt zeigte, daß Pompejus, der früher prahlerisch geäußert, er werde, falls es nöthig sein sollte, Legionen aus der Erde stampfen, mit der ihm zu Gebote stehenden Streitkraft nicht meinte Rom halten zu können. Er hatte theils des Krieges entwöhnte, theils junge, eben erst ausgehobene Truppen, die obendrein über das Land zerstreut lagen. Man vernahm sogar bald, daß kleinere und größere Heerhaufen zu Cäsar übergegangen waren, und daß einzelne Städte ihn als Schützer des Staatsgesetzes begrüßt hatten. Da beschloß Pompejus, dem vom Senat die Mittel des Staats zur Verfügung gestellt worden waren, sein Hauptquartier zu Capua aufzuschlagen und sich, um seiner Stellung größere Würde zu verleihen, dort mit dem Senat zu umgeben. Die Senatoren wurden von ihm aufgefordert, ihm nach Capua zu folgen, die etwa Widerstrebenden bedroht, von ihm als Feinde angesehen und behandelt zu werden. Der Aufbruch geschah in solcher Hast, daß Pompejus wohl den Schlüssel zur Schatzkammer, nicht aber den Schatz selbst — 7 Millionen Thaler — entnahm. In Capua erreichte ihn ein Hilferuf des Domitius, der mit 20,000 jungen Soldaten in Corfinium von Cäsar's Legionen eingeschlossen worden war. Pompejus befand sich aber nicht nur nicht in der Lage, einen Versuch zum Entsatze der bedrängten Stadt zu machen, er war sogar bereits in der Vorbereitung begriffen, sich von Capua nach Brundusium zurückzuziehen, um dort seine Einschiffung nach Griechenland zu bewerkstelligen. Dort, wo er der große Feldherr geworden war, hoffte er in kurzer Zeit

eine Heer- und Flottenmacht aufbringen zu können, die genügend sein würde, dem Feinde die Spitze bieten zu können. Er sandte nun Boten an Domitius, die ihn auffordern sollten, Alles daran zu setzen, um ihm schleunigst nach dem Hafen von Brundusium zu folgen. Ehe jedoch die Boten Corfinium erreichten, ward Domitius von seinen eigenen Soldaten gefangen genommen und an Cäsar abgeliefert. Cäsar, obgleich sich Domitius gegen ihn hatte zum Statthalter von Gallien wählen lassen, ließ ihn und eben so auch mehrere zugleich mit demselben in seine Gewalt gerathenen Senatoren ungekränkt von sich, ja er gestattete sogar dem Ersteren, seine Kriegskasse mit zu nehmen. Da Cäsar auch an anderen Orten mit gleicher Großherzigkeit verfuhr, gewann er sich mehr und mehr die begeisterte Zustimmung des Volkes, während Pompejus in gleichem Maße in der Volksmeinung verlor. Cäsar setzte den größten Eifer daran, Pompejus auf dem Wege nach der Hafenstadt zu erreichen, um ohne Zeitverlust die Entscheidung dem Schwerte anzuvertrauen. Es gelang ihm jedoch nicht, den Feind auf italienischem Boden zu einer Entscheidungsschlacht zu nöthigen, denn eben als er Brundusium erreichte, schiffte sich Pompejus mit der letzten Hälfte seines Heeres ein. Ohne irgendwo ernstlichen Widerstand zu finden, besetzte nun Cäsar die wichtigsten Städte, belegte zu Rom den Staatsschatz mit Beschlag und ordnete den Bau von zwei Flotten an. Ein Zeitraum von sechzig Tagen hatte genügt, ihn zum Herrn von Italien zu machen.

Cäsar hatte Vieles gewonnen, aber noch nicht Alles. Die Provinzen im Morgenlande boten seinem Feinde Pompejus sehr bedeutende Mittel dar, auch waren die meisten Senatoren mit ihm gegangen, so daß Pompejus um so mehr in der Lage war, den Schein für sich erwecken zu können, als vertrete er, wenn auch auswärts, den römischen Staat. Die Senatoren hielten nach allen Förmlichkeiten ihre Sitzungen, und Pompejus verfehlte nicht, bei Allem, was er that, sich darauf zu berufen, daß er unter Zustimmung des Senats handle.

Doch nicht im Osten allein, auch im Westen und Süden hatte Cäsar noch Feinde zu überwinden. Spanien (und das dieser Provinz hinzugerechnete Karthago) war ja von Pompejus fünf Jahre verwaltet worden, und es stand dort eine Heermacht, mit Feldherren an der Spitze, die seine Creaturen waren.

Bei dieser Lage hätte ein müßiges Verweilen Cäsar's in Rom seinen sicheren Untergang nach sich gezogen. Die Feinde im Osten, Westen und Süden, jetzt schon stark zu Lande und mehr noch stark

zur See, würden sich weiter noch gekräftigt und nach gepflogener Verständigung ihn muthmaßlich gleichzeitig von drei Seiten angegriffen haben. Dahin durfte er es nicht kommen lassen. Am liebsten wäre er sofort zum Angriffe auf Pompejus, das Haupt jener Macht, geschritten; allein dazu bedurfte er einer Flotte, und der Bau derselben, so sehr er auch beschleunigt ward, nahm immerhin einige Zeit hinweg.

Doch auch in dieser ihm durch den Zwang der Umstände auferlegten Friedenszeit wuchsen ihm Vortheile zu. Wer gefürchtet hatte, mit ihm würden die Schreckenstage eines Marius, eines Sulla in Rom einziehen, sah sich zu seiner Freude enttäuscht. Wie er auf dem Zuge Milde gegen Feinde geübt, geschah es auch, als er in Rom seinen Sitz aufgeschlagen hatte. Ein derartiges Verfahren eines Siegers war den Römern etwas Unerhörtes und gewann ihm von Tag zu Tag neue Anhänger. Und diese Milde des Feldherrn war nichts Gemachtes, sie war vielmehr der Ausfluß seines Characters. Es schließt dies nicht aus, daß er, den dadurch hervorgebrachten Eindruck in Betracht ziehend, weiterhin aus Berechnung nur um so mehr die Güte walten ließ. Es mußte ihm daran gelegen sein, angesehene Aristokraten, namentlich Senatoren, die aus Furcht vor ihm Rom verlassen hatten, zur Rückkehr zu bestimmen. Er erreichte diesen Zweck, und wenn auch die Mehrzahl der Senatoren bei Pompejus blieb, so fanden sich doch schon in nächster Zeit ihrer so viele in Rom ein, daß auch Cäsar als von einem Senat umgeben sich darstellen konnte.

Aber auch ein kriegerisches Unternehmen fällt noch in die Zeit des Flottenbaues. In Spanien befanden sich unter ausgezeichneten Führern die besten Truppen des Pompejus, während der Oberfeldherr selbst sich im Morgenlande erst ein Heer zu schaffen hatte. Diese feindliche Kernmacht in Spanien mußte niedergekämpft sein, ehe Cäsar seinen Zug gen Osten antreten konnte. Im andern Falle wäre in seinem Rücken eine Macht geblieben, die sich, während er im Osten gekämpft hätte, ohne alle Frage Italiens bemächtigt haben würde.

So führte er denn sein Hauptheer nach Spanien und fand daselbst die Pompejaner in einer festen Stellung am Flüßchen Sicoris. Nach einigen erfolglosen kleineren Gefechten brachte die Ueberschwemmung des Sicoris Cäsar's Heer, für das Zufuhr an Lebensmitteln nicht herbeigeschafft werden konnte, in die Gefahr, dem Hunger zu erliegen. Schon sandten die Pompejaner Boten an Pompejus, ihm den nunmehr unvermeidlichen Untergang Cäsar's ankündigend. Dieser umsichtige Feldherr hatte aber bereits durch zweckmäßige Anlage von Brücken Rath zu schaffen gewußt, und es gelang ihm unmittelbar darauf,

den eben noch frohlockenden Feind in eine Stellung zu drängen, die ihn zwang, wollte er der gänzlichen Vernichtung entgehen, sich zu ergeben. Auch hier ließ Cäsar Milde und Großmuth walten. Er schenkte den Feldherren wie allen übrigen Kriegsleuten die Freiheit, er erlaubte ihnen sogar, ihre Beute mitzunehmen. Viele der freigelassenen Soldaten traten sofort in sein Heer.

Also verstärkt an Ruhm und Kriegsmacht kehrte er (zur Herbstzeit 49) nach Rom zurück und das Volk stimmte freudig dem Antrage des Stadtpräfecten Lepidus bei, den Sieger zum Dictator zu ernennen. Der Antrag war von Lepidus auf die Weisung Cäsar's gestellt worden, der dabei nur den Zweck im Auge hatte, die Magistratswahlen ordnungsmäßig zu veranlassen. Als die Wahlen erfolgt waren, legte er — schon am elften Tage nach der Ernennung — die dictatorische Gewalt nieder und ließ sich und Servilius Isauricus für das folgende Jahr zu Consuln wählen. Darin lag kein Aufgeben seines letzten Zieles, er erachtete nur die Zeit noch nicht für gekommen, dieses sein letztes Ziel kundbar werden zu lassen. Mußte er doch für jetzt noch den Schein zu unterhalten suchen, als kämpfe er für Gesetz und Verfassung, als sei die Aufrechthaltung der Republik der einzige Zweck seines Kampfes! —

Daß Pompejus sich denselben Schein zu geben suchte, ist schon gesagt worden. Die klarsten Köpfe durchschaueten den Schein hier wie dort. War die größere Zahl der Senatoren, ja waren auch die hervorragendsten derselben — z. B. Cicero und Cato — immer noch bei Pompejus, so bedeutete das keineswegs, daß Letzterer von ihnen für weniger ehrgeizig als Cäsar gehalten ward, vielmehr, daß man jenen für weniger gefährlich als diesen hielt. Man schmeichelte sich mit der Hoffnung, es werde gelingen, Pompejus, nachdem man mit seiner Hilfe Cäsar besiegt habe, in den Schranken des Gesetzes festhalten zu können. Darin lag der Hauptgrund, daß die Männer, welche die Erhaltung der Republik ehrlich wünschten, sich an Pompejus angeschlossen hatten, von dessen Kriegstüchtigkeit — das Einzige, worin sie ihn für groß hielten — sie allein Nutzen für die Sache des Gesetzes zu erzielen hofften. Sie wollten Kopf und Hand, er sollte das Schwert sein.

Das Ringen der beiden Feldherren stand unmittelbar bevor. Pompejus hatte es zu einer bedeutenden Macht gebracht, namentlich war seine Flotte außerordentlich stark, denn allein schon an großen Schiffen zählte sie 500. Dieser Flotte war die Aufgabe gestellt, das adriatische Meer zu überwachen, damit Cäsar sich nicht nach Griechen-

land überschiffe, und es hatte auch nicht den Anschein, als würde ihm dies auszuführen möglich sein. Dennoch gelang es ihm, den Befehlshaber der pompejanischen Flotte, Bibulus, zu täuschen. Aber er vermochte auf seiner kleinen Flotte nur sein halbes Heer hinüber zu führen, die andere Hälfte sollte unter Führung des Marcus Antonius nachfolgen. Inzwischen suchte er sich des festen Dyrrhachiums zu bemächtigen. Seine Angriffe mißlangen, Pompejus kam in Eilmärschen herzu, und nun hatte Cäsar es mit diesem zu thun. Die Heere lagen einander eine Zeit lang unthätig gegenüber. Endlich gelang es auch dem Antonius, die Ueberfahrt zu bewerkstelligen, und Cäsar hatte nun seine ganze Heeresmacht zusammen, die freilich immer noch der Zahl nach bei weitem schwächer war als die des Feindes, der am Meere in einer außerordentlich festen Stellung stand. Cäsar schritt zu einer förmlichen Belagerung des feindlichen Heeres und umzog dasselbe mit einer Kette von Verschanzungen. Aber sein Heer begann Mangel zu leiden, die Soldaten bereiteten sich aus zerriebener Rinde und Milch Brotteig. Dennoch stritten sie tapfer, und der Vortheil war in den kleinen Gefechten, zu denen es kam, zunächst immer auf ihrer Seite. Schließlich aber gelang es den Feinden, die Schanzen zu durchbrechen und den Cäsarianern einen empfindlichen Verlust beizubringen. Nur der Langsamkeit seines Gegners hatte es Cäsar zu danken, daß ihm nichts Uebleres widerfuhr. „Heut hätten die Feinde gesiegt," sagte er am Abende, „wenn Pompejus zu siegen verstände." Da die mühsam angelegten Werke zerstört waren, und der Mangel den höchsten Grad erreicht hatte, war es für Cäsar unmöglich, sich in seiner Stellung zu behaupten. Das nächstgelegene Land, das seinen ausgehungerten Soldaten reiche Nahrung bot, war Thessalien; dorthin führte er sein Heer. Aber war nicht zu befürchten, daß Pompejus, frei geworden, zumal da ihm eine mächtige Flotte zu Gebote stand, sogleich nach Italien überschiffen und Rom besetzen würde? Den Berechnungen Cäsar's lag die Annahme zu Grunde, daß dies nicht zu befürchten sei; er hielt sich vielmehr davon überzeugt, Pompejus werde sich von der Ansicht leiten lassen, daß, wolle er in Rom mit durchgreifendem Erfolge auftreten, es unerläßlich sei, zuvor seinen Widersacher Cäsar gänzlich vernichtet zu haben. Zugleich lag es im Interesse Cäsar's, den Feind zur Aufgabe seiner fast unangreifbaren Stellung zu veranlassen. Cäsar's Berechnungen erwiesen sich als richtige. Seinen Abzug sahen die Pompejaner als Flucht an, und nun entstand eine wahre Hast in ihnen, dem Feinde den letzten vernichtenden Schlag beizubringen. Nach Rom gingen aus des Pompejus Umgebung Briefe

über Briefe, die den unvermeidlichen Untergang des Feindes, der für die allernächste Zeit zu erwarten sei, ankündigten; es wurden Aufträge ertheilt, die sich auf bevorstehende Wahlen bezogen, ja unter den Senatoren entbrannten bereits Streitigkeiten um Ehrenstellen, die zur Zeit noch gar nicht einmal erledigt waren.

Pompejus war dem Heere des Feindes gefolgt, und als er ihm nahe gekommen, dennoch von Tag zu Tag zögerte, zum Angriff überzugehen, begann seine ungeduldige Umgebung ihn mit Vorwürfen und Vorhaltungen aller Art zu bedrängen. Endlich stieg er von den Höhen, die er besetzt gehalten hatte, hernieder, um den Entscheid der Waffen herbeizuführen. An Fußvolk war er dem Gegner um mehr als das Doppelte, an Reiterei sogar um das Siebenfache überlegen. Dennoch waren Cäsar und die Seinen gutes Muthes. Endlich sei der ersehnte Tag da, sagte Cäsar, an dem sie gegen Männer, nicht gegen Mangel zu kämpfen hätten. So ward die Schlacht bei Pharsalus (48 v. Chr.) geschlagen. Die Tapferkeit der Soldaten Cäsar's und sein Feldherrentalent errangen den glänzendsten Sieg. Als der Feind zu weichen begann, ließ Cäsar durch Herolde ausrufen, man solle die Bürger schonen und sich auf die Hilfstruppen werfen. Pompejus war, als er die Niederlage seiner Reiterei mit angesehen hatte, in sein Zelt geeilt und saß dort eine Zeit lang sprachlos. Dann floh er in dumpfer Betäubung. Das reiche Lager fiel dem Sieger in die Hände. Des Pompejus Papiere verbrannte Cäsar, ohne sie gelesen zu haben — er wollte nicht ohne Noth Namen von Männern kennen lernen, die zum Feinde übergegangen waren. Auch Pompejus hatte in Spanien Schriftstücke, die ihm unter ähnlichen Umständen zur Hand gekommen waren, verbrannt; er war aber dazu ausschließlich durch kalte Berechnung bestimmt worden, während bei Cäsar Edelsinn den größern Antheil an dieser That hatte. Den Gefangenen gab Cäsar die Freiheit, ließ ihnen sogar ihr Eigenthum zurückstellen. Gefallen waren gegen 30,000 Pompejaner. Schmerzlich beklagte es Cäsar, daß so viel römisches Blut habe fließen müssen. „So weit war es gekommen," äußerte er, „daß ich, Cajus Cäsar, nachdem ich die herrlichsten Siege (in Gallien) erfochten, verurtheilt worden wäre, wenn ich mein Heer entlassen hätte." —

Pompejus, der zur Nachtzeit nach dem Thale Tempe geeilt war, bestieg ein Boot, mit dem er in die offene See ging, und fuhr dann auf einem zufällig vorübersegelnden Handelsschiff nach Mitylene, um seine Gemahlin Cornelia und seinen jüngeren Sohn Sextus aufzunehmen. Freunde riethen ihm, Aegypten als nächsten Zufluchtsort zu

wählen. Sie erinnerten ihn daran, daß er zur Zeit seines Consulats von 55 den Vater des jetzigen Königs, der vertrieben worden war, durch den Proconsul von Syrien habe zurückführen lassen, daher der Sohn ihm nicht den Schutz versagen werde. Es bildete sich ein kleines Geschwader, und die Fahrt nach Aegypten ward unternommen. Um diese Zeit lag der junge (dreizehn Jahre zählende) König Ptolomäus von Aegypten in Krieg mit seiner Schwester Cleopatra, die, von dem Vater als Mitregentin bestimmt, von Ptolomäus vertrieben worden war, und das Heer desselben stand in der Gegend von Pelusium. Pompejus kam in die Nähe des Lagerplatzes, sandte einige Leute auf einem Boote an's Ufer und ließ den König um Schutz und Gastfreundschaft bitten. Des Königs Lehrer Theodotus, um seine Meinung befragt, rieth, den Flüchtling zu tödten. „Denn," sagte er, „nehmen wir ihn als Gastfreund auf, so haben wir an ihm einen Herrn, Cäsar aber ist dann unser Feind. Weisen wir ihn ab, so nimmt er den Haß gegen uns mit sich, und wir gewinnen dennoch nicht Cäsar's Freundschaft, da wir ihn entkommen ließen." — Bald darauf sah Pompejus vom Schiffe, wie das Heer sich am Ufer aufstellte, als gelte es, ihm einen Ehrenempfang zu bereiten. Dagegen erregte es seine Verwunderung, daß nicht die königliche Barke kam, ihn zu holen, sondern ein gewöhnliches Boot. Voll trüber Ahnungen schied er von seiner Gemahlin Cornelia und seinem Sohne Sextus, ihnen des Sophokles Worte zurufend:

„Jedweder, der zum Herrscher sich begibt,
Wird dessen Sklav', geht er auch frei dahin!"

Die Männer, die ihn fuhren, waren ernst und schweigsam, was seine Besorgniß erhöhte. Er wollte ein Gespräch anknüpfen und richtete an einen der Männer eine Frage. Es erfolgte darauf nur ein stummes Nicken mit dem Kopfe. Cornelia hatte dem Boote mit banger Besorgniß nachgeschaut, und da es jetzt dem Ufer nahe war, begann sie Hoffnung zu schöpfen. Als Pompejus sich nun erhob, um das Landungsbrett zu besteigen, ward ihm von hinten ein Schwert durch den Leib gestoßen. Seufzend zog er die Toga über sein Gesicht, während noch mehrere Schwerter ihn durchbohrten. Cornelia sah den Gemahl niedersinken. Das Wehgeschrei, das sich auf ihrem Schiffe erhob, drang bis an's Land. Pompejus war achtundfunfzig Jahre alt, als Mörderhände seinem Leben ein Ende machten.

Cäsar's Siege im Orient.

Zwei Tage nach der Schlacht bei Pharsalus schiffte sich Cäsar mit einer nur 4000 Mann zählenden Streitmacht ein, um Pompejus zu verfolgen. Unterweges vernahm er, auf welche Art sein Feind umgekommen war. Viele meinten, er werde nun sogleich umkehren, seine Heermacht sammeln und mit derselben ausziehen, um die Reste der Pompejaner, die sich nach Spanien und Afrika geflüchtet hatten, anzugreifen. Es geschah dies nicht. Da er nahe bei Alexandria war, beschloß er, dort zu landen und zuvörderst einige Angelegenheiten daselbst zu ordnen. Von der Regierungszeit des vorigen Königs her schuldete Aegypten noch an Rom vier Millionen Thaler. Diese Schuld beabsichtigte Cäsar einzuziehen, außerdem beschloß er, den Thronstreit zwischen dem jungen Ptolomäus und seiner Schwester zur Erledigung zu bringen. Es war ein kühnes Wagestück von ihm, als er mit seiner geringen Streitmacht in den Hafen von Alexandria zu Lande ging und die königliche Burg besetzte. Die Stadt zählte 300,000 Einwohner, deren Selbstgefühl zur Zeit hochgesteigert war, und da überdies die heimische Regierung über eine ansehnliche Streitmacht verfügte, so hatte es Cäsar nur dem Ruhme seiner Thaten zu verdanken, daß ihm nicht sogleich Widerstand entgegen gesetzt wurde, ja daß der König sich auf seine Aufforderung bei ihm einfand, um dem ungerufenen Fremdlinge, der sich zum Schiedsrichter aufgeworfen hatte, seine Sache vorzutragen. Das Erste, was Ptolomäus vernahm, war, daß er sich durch die Ermordung des Pompejus den Dank Cäsar's nicht erworben hatte. Als Theodotus Kopf und Siegelring des Gemordeten an Cäsar überbrachte, wandte dieser sich voll Unwillen ab. Den Siegelring nahm er darnach an und brach bei der Betrachtung desselben in Thränen aus.

Noch ahnte der Sieger nicht, daß ihm hier im Palast eine ihn entwürdigende Fessel von zarten Händen angelegt werden sollte. Des Königs Schwester Cleopatra beschloß, ihre Sache in eigener Person bei Cäsar zu befürworten, und dabei ihre Reize und Künste gegen den Sieger ins Feld zu führen. Aber wie zu ihm gelangen, da ihre Feinde den Palast umlagerten? Weibliche List und Verschlagenheit fand Rath. Ein kostbarer aufgerollter Teppich ward von Sklaven in den Palast getragen — keiner der Wächter ahnte, was er berge. In dem Gemache Cäsar's abgelagert, entstieg dem Teppich die reizende Zauberin, ein Anblick für den dreiundfunfzigjährigen Feldherrn, der ihn auf's Höchste überraschte und seine Sinne in dem Maße gefangen

nahm, daß er der Bittenden ohne Weiteres zusagte, ihre Rechte als Mitregentin zur Anerkennung bringen und Ptolomäus vorläufig als Geißel festhalten zu wollen.

Da brach der Groll der Bevölkerung zu hellen Flammen aus, Alles griff zu den Waffen. Das ägyptische Heer unter Führung des Achillas ward herbeigezogen, und Cäsar, der seine Soldaten schnell um sich geschart und sich in der königlichen Burg und dem angrenzenden Theater verschanzt hatte, ward von der Landseite und von der Seeseite her eingeschlossen. Um unter allen Umständen mit dem Meere in Verbindung zu bleiben, da ihm allein von dort aus der Beistand, nach dem er ausgesandt hatte, kommen konnte, ließ er die im Hafen liegende ägyptische Flotte, da er sie auf andere Art nicht unschädlich zu machen wußte, verbrennen, wobei zu seinem Leidwesen die berühmte Bibliothek der Ptolomäer in Flammen aufging. Die Verbindung mit dem offenen Meere war gewonnen, aber Cäsar gerieth dennoch, der Menge und den Hilfsmitteln der Feinde gegenüber, in schwere Bedrängniß. Der junge König Ptolomäus, der von Cäsar freigelassen worden war, dämpfte nicht, wie er versprochen hatte, den Aufstand, sondern regte ihn mehr noch an. Ankommende Handelsschiffe wurden von den Aegyptern in Kriegsschiffe verwandelt, neue Schiffe gebaut, die heftigsten Kämpfe um den Besitz der mit dem Festlande durch einen Damm zusammenhängenden Insel Pharus geführt. Einmal sprang Cäsar von einem sinkenden Schiffe in's Meer und schwamm, wichtige Schriften mit einer Hand emporhaltend, nach einem andern Schiffe, das ihn aufnahm. Es kam zu einer Schlacht, in der Cäsar siegte; auf der Flucht ertrank der König im Nil. Die Einwohner von Alexandria waren von Entsetzen erfüllt, da sie fürchteten, Cäsar werde ein blutiges Strafgericht über sie verhängen und die Stadt selbst dem Verderben weihen. Sie sollten es erfahren, daß Haß und Rachegefühle seinem Gemüthe fremd waren. Er gab die Herrschaft des Landes unter der Oberhoheit Roms an Cleopatra und ihren jüngeren Bruder Ptolomäus und ermahnte die Einwohner, um die Wunden zu heilen, die sie sich selbst geschlagen, sich mit allem Fleiße den Künsten des Friedens zu widmen.

Nachdem Cäsar im Ganzen neun Monate in Aegypten verweilt hatte, brach er nach Kleinasien auf, das in vollen Kriegsflammen stand. Des Mithridates Sohn Pharnaces hatte das Schwert gezogen, um sich des väterlichen Erbes zu bemächtigen, und er führte den Krieg gegen die römischen Besatzungen mit dem größten Nachdruck, wobei er nicht unterließ, gräßliche Rache an allen Römern auszuüben, die in

seine Hände fielen. Mit einer einzigen Legion griff Cäsar das starke feindliche Heer an und vernichtete es (47 v. Chr. bei Zella). Nach dem nur fünf Tage währenden Feldzuge schrieb er an einen Freund in Rom die berühmten Worte: Veni, vidi, vici! (ich kam, sah, siegte!) Er minderte in Kleinasien den Steuerdruck, das alte Uebel, das schon so oft zu Empörungen getrieben hatte, unterließ jedoch dabei nicht, für sich „Straf- und Ehrengelder" zu erheben, und kehrte darauf mit wohlgefüllter Truhe nach Italien zurück.

Cäsar's letzte Kriege gegen die Pompejaner.

Die Nachrichten von den Siegen Cäsar's hatten in Rom entsprechende Eindrücke hervorgerufen. Schon gleich nach der Schlacht bei Pharsalus waren die Bildsäulen des Sulla und des Pompejus vom Volke umgestürzt worden. Auch der Senat blieb in Bezug auf Cäsar mit Zeichen der Anerkennung nicht zurück, wie wohl er im Grunde nur ausführte, was Cäsar durch seine Freunde ihm vorschreiben ließ. Er verlieh — entgegen der bisherigen Ordnung — dem Sieger das Consulat auf fünf Jahr, die tribunicische Gewalt für immer und die Dictatur auf ein volles Jahr.

Bekleidet mit solcher Machtfülle war Cäsar auf dem italienischen Boden angelangt. Auf dem Wege von Tarent nach Brundusium kam ihm Cicero entgegen. Obwohl derselbe längere Zeit auf Seite der Feinde Cäsar's gestanden hatte, benahm dieser sich doch sehr freundlich gegen ihn und suchte ihn zu bestimmen, ihm nach Rom zu folgen, um sich wieder den Staatsgeschäften zu widmen. Dazu ließ Cicero sich jedoch nicht bewegen; er zog sich auf seine Landgüter zurück, um, wie er sagte, fern von den politischen Kämpfen ganz der Wissenschaft zu leben.

Cäsar begab sich nach Rom. Nachdem er daselbst mancherlei innere Angelegenheiten geordnet hatte, rüstete er sich zum Kampfe gegen die Reste der Pompejaner.

Diese hatten sich Afrika zum Rüstplatz ersehen, und es war dort Alles, was dem Cäsar feindlich gesinnt war, zusammen geströmt — eine starke Macht, die stärkste, mit der es Cäsar überhaupt während seiner ganzen Feldherrnlaufbahn aufzunehmen hatte. Den Feinden war der König Juba von Numidien als Verbündeter beigetreten. Die Pompejaner boten dem edlen Cato den Oberbefehl an; da derselbe sich jedoch nicht bedeutende Feldherrngaben zutraute, verzichtete er zu Gunsten des Metellus Scipio auf dieses hohe Amt und begnügte

sich mit dem Befehl über Utica. Bei der Heerschau, die Metellus Scipio hielt, fand es sich, daß das Heer 50,000 Mann Fußvolk, 20,000 afrikanische Reiter, 120 Elephanten und bedeutende Heerhaufen von Bogenschützen und Schleuderern zählte. Zahlreicher noch war das Heer des Numidierkönigs Juba. Endlich geboten die Pompejaner auch über eine bedeutende Flotte, welcher unter der Führung der tapfern Söhne des Pompejus, Cnejus und Sextus, die Bewachung der Küste anvertraut war.

Wie beim Beginn des Krieges gegen Pompejus fehlte es auch diesmal Cäsar an Schiffen, um mehr als das halbe Heer auf einmal überführen zu können. Von Sicilien aus ging er mit 6 Legionen und 2000 Reitern zur See. Aber auch nicht einmal mit dieser geringen Macht war es ihm vergönnt in Afrika aufzutreten. Ein Sturm zerstreute die kleine Flotte. Cäsar landete mit 3000 Mann Fußvolk und 150 Reitern. Starke Feindesschaaren nöthigten ihn, sich nach dem am Meere gelegenen Ruspina zurückzuziehen. Dort erst fanden sich nach und nach die verschlagenen Schiffe ein. Es waren böse Wochen und Monate, in denen Cäsar sich, kämpfend mit Feinden und Mangel, zu halten hatte, bis die Flotte ihm die zweite Hälfte des Heeres nachführte. Während er bis dahin in der Vertheidigung verharrt hatte, ging er jetzt zum Angriff über. Es erfolgte (46 v. Chr.) die Schlacht bei Thapsus, die dem afrikanischen Kriege zu Gunsten Cäsar's mit einem Schlage ein Ende machte. Auf Seiten des Feindes fielen 50,000 Mann. Metellus Scipio, der in die Gewalt der Cäsarianer gerieth, tödtete sich selbst, der König Juba ließ sich von einem Sklaven erstechen. Des Pompejus Söhne entkamen nach Spanien.

Nun rückte Cäsar vor Utica, das unter Cato's Befehl gestellt worden war. Cato wollte die Stadt vertheidigen; da er aber die Muthlosigkeit seiner Umgebung bemerkte und auch die Nutzlosigkeit eines Kampfes erkannte, gab er seinen Plan auf. Er sorgte für das Entkommen seiner Freunde, rieth seinem Sohne, sein Geschick in die Hand Cäsar's zu legen, schloß sich darauf in sein Zimmer ein und durchbohrte sich mit einem Schwerte. Cato war ein durch und durch redlicher Mann, der den Untergang der Freiheit nicht überleben mochte. Daß Cäsar ihm würde ein Leid zugefügt haben, wenn er sein Geschick ihm anvertraut hätte, fürchtete er nicht; aber er wollte am wenigsten sein Leben der Gnade eines Mannes zu verdanken haben, der — so vorzügliche Eigenschaften er ihm auch anerkannte — das in seinen Augen unverzeihliche Verbrechen beging, das Grundgesetz

des Staates zu stürzen und seinen Willen an die Stelle desselben zu setzen. Als Cäsar vernahm, daß Cato sich den Tod gegeben hatte, rief er schmerzlich: „O Cato, ich mißgönne dir diesen Tod; denn du hast mir auch deine Erhaltung nicht gegönnt!" —

Cäsar kehrte nun nach Rom zurück und feierte einen viertägigen Triumph über Gallien, Aegypten, Pontus und Afrika. Der Siege über römische Heere wurde bei dem Schaugepränge in keinem Stücke gedacht. In den öffentlichen Schatz legte der Triumphator gegen 72 Millionen Thaler und 2822 goldene Kränze. Jeder Soldat erhielt als Geschenk von ihm 5000 attische Drachmen oder gegen 1330 Thaler, die Unter- und Oberführer erhielten das Doppelte und Vierfache. Aber auch die Bürger sollten sich der gemachten Beute erfreuen. Cäsar schenkte jedem Bürger 10 Maß Korn und 10 Maß Oel, für die Aermeren bezahlte er die Hausmiethe auf ein Jahr. Die Bürger wurden an 22,000 Tischen herrlich gespeist. Außerdem veranstaltete Cäsar Schauspiele der verschiedensten Art: dramatische Aufführungen in mehreren Sprachen, Gladiatorenkämpfe, Thierhetzen, athletische Spiele, Wettrennen; sogar ein Seegefecht ward auf einem künstlich hergestellten großen Wasserbecken aufgeführt.

Von welcher Großartigkeit die Spiele waren, mögen zwei Beispiele erweisen. Das Blutspiel, mit dem die Reihe der Thierhetzen schloß, bestand darin, daß 500 Mann zu Fuß, 300 zu Pferde und 20 Elephanten gegen eben so viele Menschen und Thiere einen wirklichen Kampf zu bestehen hatten. Die Mannschaften waren theils Kriegsgefangene, theils Uebelthäter. Die nach tapferem Fechten mit dem Leben davon kamen, hatten auf Begnadigung zu hoffen. — Das oben bezeichnete Wasserbecken war so groß, daß zwei Flotten, eine aus römischen, die andere aus ägyptischen Schiffen bestehend und eine jede besetzt mit 400 Matrosen und 1000 Seesoldaten (es waren dazu ebenfalls Kriegsgefangene und Uebelthäter gewählt worden, und es handelte sich auch bei dieser Darstellung nicht um einen Scheinkampf, sondern um einen wirklichen Kampf), Platz hatten, ihre Bewegungen gegen einander auszuführen. — Die Spiele kosteten unermeßliche Summen. Da sehe man, ward im Volke gesagt, was Einer für das Volk zu thun vermöge und auch thue, sobald er uneingeschränkt in seinem Willen sei! —

Nach Abschluß der Festlichkeiten führte Cäsar eine Reihe nützlicher Gesetze ein. Keinem Statthalter sollte (wie es bei ihm und Pompejus geschehen war) die Verwaltung der Provinz auf eine Reihe

von Jahren gegeben werden. Die Ordnung der Pachtverhältnisse führte ihn auf die Verbesserung des Kalenders. (Der auf seinen Betrieb von dem griechischen Astronomen Sosigenes ausgearbeitete und im Jahre 46 v. Chr. eingeführte Kalender behielt in dem größten Theile von Europa Geltung bis 1582 n. Chr., um welche Zeit Papst Gregor XIII. eine neue Verbesserung vornehmen ließ. Die Russen rechnen heut noch nach dem julianischen Kalender.) Die oben bezeichneten Gesetze fanden bei der Mehrzahl des Volkes großen Beifall; dagegen erregte der Besuch der üppigen Cleopatra in Rom allgemein Mißfallen. Es war für Cäsar heilsam, daß ernste Nachrichten aus Spanien ihn verhinderten, längere Zeit der Gastgeber der Ausländerin zu sein, die gegen die Bürger einen beleidigenden Stolz zur Schau trug. Nach Spanien hatten sich, wie oben berichtet wurde, die Söhne des Pompejus mit den Resten ihrer Macht geflüchtet, und es war ihnen gelungen, die von dem Statthalter Cassius Longinus durch ungerechtfertigte Härte aufgereizten römischen Legionen zu sich hinüber zu ziehen. Außerdem hatten sich viele Spanier ihnen in der Hoffnung angeschlossen, durch ihre Hilfe wieder zur Selbstständigkeit zu gelangen. Zur Herbstzeit des Jahres 46 v. Chr. begab sich Cäsar an der Spitze einer Heeresmacht nach Spanien, aber erst im folgenden Jahre (45 v. Chr.) erfolgte die entscheidende Schlacht bei Munda, die für Cäsar gefahrvollste des ganzen Krieges. Die Feinde, vortrefflich geführt von den Söhnen des Pompejus, bedrängten das cäsarische Heer auf das Aeußerste. Einmal vermochte Cäsar die Flucht der Seinen nur dadurch zu verhindern, daß er vom Rosse sprang, Schild und Schwert ergriff und in die Reihe der Legionssoldaten trat, indem er rief: „Das wird das Ziel meines Lebens und eurer Kriegsdienste sein!“ Ein Pfeil- und Speerregen richtete sich auf ihn; sein Schild hing voller Geschosse, er blieb unverletzt im Gewühl. Also kämpfend, behielt er doch den Ueberblick über das Ganze, dazu Besonnenheit genug, jeden sich darbietenden Vortheil zu nützen. Es geschah, daß von einigen feindlichen Cohorten eine rückgängige Bewegung einzig zu dem Zweck ausgeführt wurde, von der Seite an das Heer Cäsar's zu kommen. Er durchschauete die Absicht, rief aber dennoch: „Sie fliehen!“ In nächster Nähe rief man es ihm nach, dann ging der Ruf in verstärktem Maße die Schlachtlinie hinunter, auch die Feinde vernahmen ihn, und was geglaubt ward, das ward, hier durch erneuerte Anstrengung, dort durch Sinken des Muths gefördert, in schnellster Zeit zur Wirklichkeit. Dreißigtausend Feinde wurden ge-

tödtet, auf der Flucht fiel auch Cnejus Pompejus, sein Bruder Sextus entkam und führte von da ab im nördlichen Spanien, unbeachtet von Cäsar, ein Freibeuterleben.

Cäsar's Alleinherrschaft und Tod.

Nachdem Cäsar nun alle seine Feinde besiegt hatte, überschüttete ihn der Senat förmlich mit Ehren. Man nannte ihn „Vater des Vaterlandes", der Monat Quintilis, in dem er geboren war, erhielt den Namen Julius, in dem Tempel des Quirinus errichtete man ihm eine Bildsäule mit der Inschrift: „dem Halbgott", man ließ Münzen mit seinem Bildniß prägen, zu der tribucinischen Unverletzlichkeit ward ihm die Dictatur und der Imperator-Titel für die Lebenszeit zuerkannt, ja es ward ihm in Bezug auf den letzteren Titel sogar die Befugniß zugesprochen, ihn auch auf seinen Sohn oder Adoptivsohn vererben zu dürfen.

Der Senat hatte so reichlich gegeben, einzig, um den Schein zu retten, als habe er überhaupt noch Macht, zu geben; im Grunde hatte Cäsar bereits so viel an Macht, so viel er deren begehrte, und er streckte schon, innerlich die Ohnmacht des Senats belächelnd, die Hand nach dem aus, was er seiner Macht noch zuzuthun gedachte. Die alte republikanische Verfassung war todt, nur der Schein derselben lebte noch.

Wer trug die Schuld, daß es also war? Cäsar? Er allein? Sehen wir der Sache ruhig ins Angesicht. Hätten von der Zeit an, in der Cäsar seine Feldherrnlaufbahn begann, nur Männer oder doch der Mehrzahl nach Männer von der Gesinnung des Cato im Senat gesessen, und wäre die Gesinnung dieser Männer ein treuer Abdruck der herrschenden Volksgesinnung gewesen, nie wäre in Cäsar's Seele das Gelüst nach Alleinherrschaft erwacht. Aber er fand, als er zum politischen Bewußtsein erwachte, die Parteien und einzelne Männer begriffen im Zerstören des Staatsgrundgesetzes. Heilighaltung des Gesetzes war längst als ein leerer Wahn betrachtet worden: dieser Sünde hatte sich das ganze Volk schuldig gemacht. Wo war, fragen wir ferner, die Verfassung in den Schreckenstagen eines Marius, eines Sulla? Was wäre aus derselben geworden, wenn ein Catilina Macht über Rom gewonnen hätte? Wonach strebten Crassus, Pompejus? Das alte Banner des Gesetzes war befleckt und zerfetzt, und die es gelegentlich erhoben, meinten es auch nicht treu, wollten nur zu eigenem Vortheil mit seiner Entfaltung täuschen, um, nachdem es

als Waffe gegen Andere benutzt worden sei, den alten Flecken neue hinzuzufügen.

In solcher Zeit trat Cäsar auf, ein Mann mit außerordentlichen Gaben, sich denen zugesellend, die dem Ziele unumschränkter Herrschaft nachjagten. Cato wollte das alte Gesetz wieder hergestellt sehen, oder untergehen; Cäsar, von dem Glauben erfüllt (in dem er sich von seinem Ehrgeiz auch gern bestärken ließ), daß Cato's Streben ein vergebliches sei, wollte das alte Gesetzesbanner der Vernichtung weihen und — dazu fühlte er eine schöpferische Vollkraft in sich — ein neues aufpflanzen. Es war ein erschütternder Act in der Geschichte eines großen Volkes, an ein Gesetz, das unter so vielen Mühen und Ringen durch Jahrhunderte zu Stande gekommen, das mit heiligen Eiden von den Vätern geweiht war, die letzte Hand der Zerstörung zu legen. Als es geschah, leuchtete in Einzelnen, in Wenigen die alte Glut echt republikanischer Gesinnung noch einmal auf, und als Sühne für die Sünde Vieler (und zugleich der eigenen) fiel ein edles Opfer — Cäsar.

Gehen wir hiernach an eine Ueberschau der letzten kurzen, aber inhaltreichen Lebenszeit Cäsar's. Zu den ihm schon verliehenen Auszeichnungen empfing er vom Senat neue. Es wurde ihm die oberste priesterliche Würde auf Lebenszeit ertheilt, der Staatsschatz ihm zu freier Verfügung gestellt, es wurde ihm ferner die Befugniß zugesprochen, Krieg zu erklären und Frieden zu schließen. Ein Senatsbeschluß, der mehr als Alles zeigte, in welchem Maße die Senatoren von feigem Knechtssinn erfüllt waren, lautete: Alles, was Cäsar thue, soll als rechtskräftig angesehen werden; die Magistrate sollen bei ihrem Amtsantritt schwören, sich keiner Bestimmung des Imperators zu widersetzen. — Man begnügte sich demnach nicht, Geschehenes gut zu heißen, es ward auch Kommendes sanctionirt, demnach des Imperators Willen zum absolut gültigen Gesetz erhoben. Nimmt man noch hinzu, daß ihm auch die Befugnisse des obersten Richters und des Censors zuertheilt waren, daß er schon bei den nächsten Wahlen, die des Scheines wegen noch stattfanden, zu erkennen gab, welche Personen ihm genehm seien, und er es auch durchzusetzen wußte, daß seinen Wünschen gemäß gewählt würde, so muß anerkannt werden, daß er in Wirklichkeit bereits fast mehr als königliche Gewalt besaß. Er war, was er noch nicht hieß: König. Diesen Namen hatte er noch nicht angenommen, weil derselbe verhaßt war im Volke. Die dem Volke wohlthuendsten Erinnerungen knüpften sich ja gerade an den Sturz des Königthums. Aber dem Imperator war so Vieles möglich ge=

worden; wie sollte es ihm nicht auch noch möglich werden, das Volk daran zu gewöhnen, daß es von einem Könige regiert werde? Seine nächsten Freunde leiteten es ein, daß der Senat beschloß: Cäsar solle überall, wo er sich dem Volke zeige, bei dem Rechtsprechen, im Theater und bei den Spielen, angethan mit königlicher Toga, auf vergoldetem Sessel thronen. Er hatte es auch bereits gnädig aufgenommen, als ihm vom Senat die Befugniß eingeräumt worden war (die Befürworter sagten, weil ihm das Haar ausgefallen sei), bei seinem öffentlichen Erscheinen stets einen Lorbeerkranz zu tragen. So ward das ruhmgekrönte lebendige Königsbild vor dem Volke zur Schau gestellt. —

Das Aeußere allein hätte es jedoch nicht gethan, auch nicht die Erinnerung an die kriegerischen Großthaten Cäsar's, an seine Triumphe und an seine Schenkungen. Dauernde Anerkennung und Dankbarkeit gehörten nicht zu den Gütern, die in Rom gepflegt wurden. Es war die Größe seines Wirkens auch im Frieden, die des Volkes Stimmung für ihn günstig erhielt. Nach allen Seiten hin entwickelte er eine heilsame reformatorische Thätigkeit. Er, der Kriegsmann, mehrte die nützliche ackerbautreibende Bevölkerung dadurch, daß er Veteranen Ländereien anwies, jedoch nicht in der Art Sulla's, der friedliche Bürger aus ihrem Besitz vertrieb und seinen Soldaten die geraubten Güter schenkte. Cäsar vertheilte vielmehr brachliegende Ländereien, ließ es auch nicht an den erforderlichen Mitteln und Anweisungen fehlen, den neuen Eigenthümern die Verwerthung der Geschenke zu ermöglichen. Er gründete auswärtige Kolonien und sandte gegen 80,000 Arme aus, die in den Kolonien in günstige Verhältnisse kamen, wodurch ihnen und der Stadt Rom gedient war. Gedankenlosigkeit in der Verwaltung hatte es dahin kommen lassen, daß nicht weniger als 320,000 Personen als Arme Unterstützungen aus der Staatskasse bezogen. Nach sorgsamer Untersuchung blieben 150,000 wirklich Bedürftige übrig, die Cäsar hinlänglich versorgen ließ. Die geistige Bildung beförderte er dadurch, daß er den in Rom befindlichen Lehrern der freien Künste und auch den Aerzten das Bürgerrecht verlieh. Er verbesserte das Verbannungsgesetz, das er sehr mangelhaft vorfand. Wer nach einem begangenen Verbrechen freiwillig in die Verbannung ging, bewirkte dadurch, daß ein Richterspruch über ihn gar nicht gefällt ward. Das kam einzig und allein den Reichen zu Gute. Sie konnten gelegentlich den Vortheil dieses Gesetzes für sich in Anspruch nehmen und darnach auch zu gelegener Zeit zurückkehren, während der Arme die Wucht des Gesetzes zu tragen hatte. Cäsar bestimmte,

daß der sich selbst Verbannende an dem halben Vermögen bestraft werde; handelte es sich um einen Mord, so verlor er sein ganzes Vermögen.

Und mit welchen Plänen trug sich dieser schöpferische Geist! Er wollte — um nur Einiges zu erwähnen — prachtvolle Bauwerke ausführen, Bibliotheken gründen, die bürgerlichen Gesetze sammeln und sie in wenigen Büchern Allen zugänglich machen, die Städte Korinth und Karthago neu aufbauen, durch die Landenge von Korinth einen Kanal ziehen, die pontinischen Sümpfe durch Anlage von Abzugskanälen in fruchtbares Land verwandeln, vom adriatischen Meere aus quer über den Appenin eine Handelsstraße anlegen.

Indem das Eine gethan und das Andere in Vorbereitung genommen ward, und vor Cäsar eine Welt des Schaffens und Wirkens sich ausbreitete, fanden Berathungen von ansehnlichen Männern statt, die den Zweck hatten, ihn, weil er unbestreitbar damit umgehe, die republikanische Verfassung zu vernichten, gewaltsam aus dem Wege zu räumen. Es war neuerdings Eines und das Andere geschehen, was Zweifel an der Absicht Cäsar's, das Königthum in aller Form für sich in Anspruch zu nehmen, gar nicht mehr aufkommen ließ. An einem Tage fand man seine Bildsäule mit einem Diadem geschmückt. Die Tribunen Epidius Marullus und Casetius Flavius nahmen das Diadem ab und ließen einige Personen, die beim Anblick der gekrönten Bildsäule den Cäsar König genannt hatten, ins Gefängniß führen. Cäsar sprach die Absetzung und Verbannung der Tribunen aus, „weil sie ihm vorgegriffen hätten." — Dieser Vorfall erregte das größte Aufsehen; Niemand glaubte daran, daß Cäsar den wahren Grund seines Zorns angegeben habe. Bei dem Feste der Lupercalien ward ein zweiter Versuch gemacht, zu erforschen, ob das Volk sich mit dem Königstitel für Cäsar befreundet habe. Der Imperator saß im Purpurgewande auf seinem goldenen Sessel und schauete der rauschenden Festlichkeit zu. Da nahete sich ihm, ein königliches Diadem in den Händen haltend, M. Antonius, Cäsar's College im Consulat. Das Volk seufzte bei dem Anblick. Das Seufzen verstärkte sich, als Antonius, das Diadem nach Cäsar's Haupte führend, mit lauter Stimme sprach: „Dies giebt dir das römische Volk durch mich!" Cäsar machte eine abwehrende Bewegung mit der Hand — da erscholl Beifallsjubel. Antonius wiederholt noch einmal und eifriger das verabredete Spiel, Cäsar weist noch entschiedener die Krone ab, und auch noch lauter erschallt nun der Jubel des Volkes.

Das war verständlich. Aber was nun thun? Gewalt anwenden? Es gab noch ein anderes Mittel. An den Parthern war noch Rache

zu nehmen wegen der Niederlage, die sie einem Römerheere unter Crassus bereitet hatten. Das war ein Lieblingswunsch des römischen Volkes, und Cäsar traf Veranstaltungen, den Kriegszug zu unternehmen. Nun verbreiteten Cäsar's Freunde: es sei wegen des Krieges in den sibyllinischen Büchern nachgeforscht worden, und es habe sich aus ihnen ergeben, daß nur ein — König die Parther zu besiegen vermöge. Und hinzugefügt ward: Cäsar, der in Rom Dictator und Imperator sei, könne ja auswärtigen Völkern gegenüber den Königstitel führen. — Das schien den Freunden Cäsar's der Weg zu sein, auf dem sich das erstrebte Ziel erreichen lassen werde. Denn wer wird ihm, sagten sie sich, wenn er siegreich nach Rom zurückkehrt, nachdem er längere Zeit auswärts den Königstitel geführt hat, denselben dann abzusprechen wagen? —

Diese Vorgänge dienten dazu, den Plan der Männer, die auf Cäsar's Sturz hinarbeiteten, schnell zur Reife und zur Ausführung zu bringen. An der Spitze der Verschworenen stand C. Cassius. Dieser ehrgeizige Mann hatte, nachdem er gegen ihn gefochten, Verzeihung von Cäsar empfangen, ja er war von Letzterem sogar befördert worden, freilich nicht in dem Maße, daß seine Wünsche befriedigt gewesen wären. Namentlich war von ihm beansprucht worden, zu dem wichtigen Amte der städtischen Prätur erwählt zu werden; dies Amt aber hatte Cäsar seinem Lieblinge M. Brutus verliehen. Und dieser von Cäsar geliebte und von ihm bevorzugte M. Brutus stand nun auch auf Seiten der Verschwörer! — Bei Brutus wirkten jedoch persönliche Motive gar nicht mit; er war ein durchaus redlicher Mann, dem des Staates Wohl und Heil Alles galt, der sein persönliches Wohl und Weh nicht auf Urtheile, die er sich über öffentliche Zustände bildete, einwirken ließ. Ihn, den Schwiegersohn des edlen Cato und diesem an Gesinnung verwandt, in ihren Plan zu ziehen, war von Anfang an die Absicht der Verschworenen gewesen. M. Brutus stammte, wie es hieß, von jenem Junius Brutus, der sich durch die Vertreibung des Tyrannen Tarquinius um das Vaterland verdient gemacht hatte. Allgemein war es bekannt, daß der an Geist und Herz reich begabte Brutus schon von seiner Jugendzeit an der Liebling Cäsar's gewesen war; daß Cäsar bei Beginn der Schlacht von Pharsalus, in der Brutus auf der feindlichen Seite focht, seinen Soldaten empfohlen hatte, ihn zu schonen; daß gleich nach der Schlacht von Cäsar angelegentliche Erkundigungen eingezogen worden waren, ob Brutus noch lebe; daß er ihm auf ein Schreiben verziehen, ihn zu sich gerufen und mit Ehren und Würden über-

häuft hatte, ja daß von Cäsar in jüngster Zeit die Absicht kund gegeben worden war, Brutus als Statthalter in die reiche Provinz Macedonien zu senden. Um Brutus zu gewinnen, hatten die Verschworenen listiger Weise in ihm den Glauben zu erwecken gewußt, das Volk erwarte von ihm, daß er, in die Bahn seines großen Vorgängers einlenkend, Rom von dem Joch der Tyrannei erlösen werde. An die Bildsäule jenes Junius Brutus schrieb man die Worte: „O, daß du noch lebtest!" — Man legte Zettel in den Senatssessel des M. Brutus, auf denen die Worte standen: „Brutus, du schläfst!" — „Du bist nicht Brutus!" — Nach solchen Vorbereitungen hatte man ihm den Plan enthüllt, und es war gelungen, ihn für denselben zu gewinnen.

Cäsar hatte auf die Iden (den 15.) des März (44 v. Chr.) eine Senatssitzung angesetzt, trotzdem ihm kurz zuvor von dem Augur Spurinna warnend zugerufen worden war: „Hüte dich vor den Iden des März!" Die Verschworenen beschlossen, in dieser Sitzung ihr blutiges Werk auszuführen. Oeffentlich sollte Cäsar fallen, da man meinte, der Zustimmung des Volkes gewiß sein zu dürfen. Am Morgen des verhängnißvollen Tages beschwor Calpurnia, die Gemahlin Cäsar's, diesen, heut nicht in den Senat zu gehen. Sie habe, versicherte sie unter Thränen, im Traum den Gemahl blutend in ihren Armen gehalten. Er lächelte und scherzte. Als aber darauf die Opfer ungünstig ausfielen, zögerte er und war schon Willens, die Senatssitzung absagen zu lassen. Da erschien bei ihm einer der Verschworenen, Decimus Brutus Albinus, und sagte ihm, es liege dem Senat ein Antrag vor, nach dem Cäsar außerhalb Italiens den Königstitel führen solle; wenn er nun heut nicht erscheine, so würde das den Senat beleidigen. Da gab Cäsar das Versprechen, daß er kommen werde. Auf dem Wege nach dem Senat begegnete ihm der Augur Spurinna, und er rief diesem spottend zu: „Die Iden des März sind da!" — „Sie sind da," erwiderte Spurinna, „aber sie sind noch nicht vorüber!" — Bei dem Erscheinen Cäsar's im Senatssaal erhoben sich die Senatoren, die Verschworenen traten herzu, als wollten sie ihm ihre Ehrfurcht beweisen. Tillius Cimber bat ihn um Gnade für seinen verbannten Bruder, worauf Cäsar eine abweichende Bewegung machte und nach seinem Sitze ging. Der Sitz befand sich an der Festsäule des Pompejus, die Cäsar wieder hatte aufrichten lassen. Tillius Cimber war ihm nachgegangen und erneuerte mit solchem Ungestüm seine Bitte, daß Cäsar ihn hart abwies. Nun zog — das war das verabredete Zeichen — Cimber ihm den Purpurmantel von den Schultern herab. „Das ist Gewalt!" rief Cäsar. Fast gleich-

zeitig stieß Casca, der hinter Cäsar stand, diesem den Dolch in das Genick. Cäsar packte die Hand des Mörders, die den Dolch hielt, rufend dabei: „Verfluchter Casca, was machst du!" Dieser rief: „Bruder, komm mir zu Hülfe!" Da blitzten Dolche von allen Seiten gegen Cäsar. Sein Angesicht erbleicht, stumm blickt er umher, während er sich, getroffen von den wüthend geführten Stößen, hierhin und dorthin wendet. Nun trifft sein Blick den Liebling seines Herzens, Brutus, der ebenfalls den Dolch auf ihn zückt. Dieser Anblick bricht ihm das Herz. „Auch du, mein Sohn Brutus!" Nach diesem Wehlaut aus tiefster Seele verhüllt er sein Haupt mit der Toga und sinkt, aus dreiundzwanzig Wunden blutend, todt nieder an der Bildsäule des Pompejus.

Antonius und Octavianus.

„Die Freiheit ist gerettet!" riefen die Mörder Cäsar's, indem sie ihre blutigen Dolche emporschwangen. Nur die Wände hallten es wieder, Menschen nicht; die übrigen Senatoren, mehrere Hunderte an der Zahl, waren, entsetzt ob der blutigen That, die geschehen, entflohen. Die Mörder riefen es durch die Straßen — auch im Volke fand ihr Ruf keinen Wiederhall, der Glauben und Zuversicht bekundet hätte. Die Zahl derer war gering, sowohl unter den Senatoren, als im Volke, die jener Ruf mit der Hoffnung erfüllte, das Gesetz, eine Zeit lang unter Joch und Banden gehalten, werde nun wieder alleinige Geltung gewinnen. Wie das beste Schwert nichts hilft, wenn es an der Heldenhand fehlt, die es zu führen versteht, eben so wenig vermag die beste Verfassung einem Volke Segen zu schaffen, wenn es ihm an dem redlichen Sinn mangelt, mittelst derselben das Gemeinwohl zu fördern. Dieser Sinn war in dem Volke fast gänzlich erloschen. Die Eroberungen und das mit denselben zusammenhängende Beutemachen waren für die Römer die Schule gewesen, in der Selbstsucht und Genußsucht die unerhörteste Förderung empfangen hatten. Die es noch nicht wußten, sollten es bald erfahren, daß jener Ruf: „Die Freiheit ist gerettet!" nichts Anderes bedeutete, als: Die Arena ist wieder geöffnet zum Kampf um denselben Platz, auf dem Einer niedergestreckt ward, dem an Herrschergelüst die meisten seiner Mörder nicht nachstanden, der aber an Genie alle überragte! —

Als Cäsar niedergesunken war, hatte Brutus laut nach Cicero gerufen. Cicero sollte der That das erläuternde, die Menge über-

zeugende, die neue Ordnung der Dinge einleitende Wort hinzufügen. Aber auch ihn hatte der jähe Schreck hinweggescheucht, und die Männer, die zur Befreiungsthat sich verbunden hatten, erwiesen sich in dem Werke, dessen erster Theil doch eben erst vollbracht war, rathlos. Mit Recht konnte Cicero hinterher sagen: „Die That ward mit dem Muthe von Männern vollbracht, aber der Plan war das Werk von Knaben.“ — Indem sie wähnten, daß das Staatsschiff von der Hand frei geworden, die es geführt, nun von selbst in die richtige Bahn treiben werde, raffte sich aus der Zahl ihrer Gegner zuerst der Consul Antonius nach kurz dauernder Betäubung zu kluger That auf. Er wußte die von dem Unglück niedergebeugte Wittwe Cäsar's, Calpurnia, — indem er ihr sagte, die Briefschaften ihres Gemahls seien in ihrer Hand nicht gesichert — zu vermögen, daß sie ihm dieselben einhändigte; außerdem bemächtigte er sich eines Schatzes von 37 Millionen Thalern, welcher von Cäsar zur Führung des parthischen Krieges bestimmt und in einem Tempel niedergelegt worden war. Mit diesem Antonius, der Cäsar an Herrschsucht glich, aber nicht eine der guten Eigenschaften desselben besaß, hatte der Senat alsbald zu rechnen. Die Nothwendigkeit, sich seiner sowohl als des ihm gleich gearteten Lepidus, dessen Truppen Stadt und Land besetzt hielten, sofort nach dem Morde Cäsar's zu versichern, würde den Verschworenen einleuchtend gewesen sein, wären sie mehr mit den gegenwärtigen Zuständen als mit der Vergangenheit vertraut gewesen. Cicero, ohne dessen Zuziehung sie gehandelt hatten, richtete, hinweisend auf Antonius und auf Lepidus, die Frage an sie, ob sie, nachdem der Stamm gefällt, der Meinung seien, daß sie Wurzeln, Gezweige und Schosse ungestraft bestehen lassen dürften? — Vergebens! Sie ließen sich in Unterhandlungen mit jenen Männern ein, und Antonius wußte dabei seinen Vortheil so trefflich zu wahren, daß er schon in der ersten Senatssitzung, die wenige Tage nach dem Morde stattfand, das Uebergewicht erlangte. Er brachte die Frage zur Berathung, ob die Verordnungen Cäsar's Gesetzeskraft haben sollten, indem er schlauer Weise zu erwägen gab, daß mit der Beantwortung dieser Frage zugleich entschieden werde, ob die von Cäsar ausgegangenen Ehrenerhebungen anzuerkennen seien. Wollten nun die Senatoren ihre Aemter und Würden überhaupt nicht in Frage gestellt wissen, so mußten sie die gesammten Verordnungen Cäsar's als zu Rechte bestehend anerkennen. Es ward nicht nur demgemäß beschlossen, sondern Antonius wußte es sogar durchzusetzen, daß auch der Beschluß noch hinzugefügt ward: auch die in Cäsar's Papieren etwa sich findenden Verordnungen sollten

Geltung haben! — Dies gab hinterher seiner Willkür einen weiten Spielraum, da er sich ja der Papiere des Gemordeten bemächtigt hatte, und er nun bei Allem, was er that, sagen konnte, es handle sich um Verordnungen Cäsar's! — In jener entscheidenden Sitzung ward auf Anrathen Cicero's eine Amnestie bewilligt, derzufolge Niemand von denen, die sich am Morde betheiligt hatten, bestraft werden solle. Antonius hatte auch für diesen Beschluß gesprochen, doch im Herzen barg er das Gegentheil von dem versöhnlichen Sinn, den er in seinen Worten zur Schau trug. Dies zeigte sich schon bei Cäsar's Leichenfeier, die er kurz darauf veranstaltete. Vor der Rednerbühne auf dem Forum stand die mit einem Purpurmantel bedeckte Leiche. Antonius, als nächster Verwandter Cäsar's (seine Mutter war Cäsar's Schwester), hielt die Leichenrede. Seine wohldurchdachte Absicht ging dahin, das Volk erst zu Mitleid mit Cäsar, dann zu Haß gegen dessen Mörder zu erregen. Er erinnerte an die großen Verdienste des Todten und an seine Liebe zum Volke, die noch über das Grab hinausgehe. Letzteres bewies er, indem er Cäsar's Vermächtniß eröffnete. Einem jeden niedern Bürger hatte Cäsar etwa funfzehn Thaler vermacht, seine Gärten an der Tiber sollten Allen geöffnet sein. Und was sei sein Lohn? Zur Bahre tretend, hob Antonius den Purpurmantel auf und zeigte dem Volke den mit Wunden bedeckten Körper. Wehklagen und Weinen hatte man schon während der Rede vernommen, jetzt wurden Verwünschungen und Wuthgeschrei laut. Die Leiche wurde, begleitet von der Menge, nach dem Marsfelde getragen und dort verbrannt. Darauf riß das Volk Feuerbrände aus dem Scheiterhaufen, um die Häuser der Mörder anzuzünden. Mit Hülfe ihrer Sklaven wandten die Bedrohten die Gefahr ab; aber sie erkannten auch, daß sie in Rom nicht mehr sicher seien, und die Häupter derselben, M. Brutus und Cassius, verließen mit Genehmigung des Senats die Stadt und begaben sich in die Provinzen, deren Verwaltung ihnen noch von Cäsar verliehen worden war, M. Brutus nach Macedonien, Cassius nach Syrien.

Antonius verfolgte auch weiterhin sein Ziel mit der größten Schlauheit. Der Senat war durch das Geschehene eingeschüchtert. Neue Beunruhigungen traten hinzu. Helvetius Cinna, ein angesehener Mann, den das Volk irrthümlich für einen Feind Cäsar's hielt, ward von einem Haufen Wüthender überfallen und erschlagen; Amatius, ein verwegener Bandenführer, der sich für einen Verwandten Cäsar's ausgab, kündigte den Verschworenen die Blutrache an. Um sich nun das Vertrauen des Senats zu gewinnen, und auch, um jenen Banden-

führer nicht zur Macht gelangen zu lassen, ließ Antonius denselben gefangen nehmen und ohne Weiteres hinrichten. Nun konnte er den Senatoren sagen: „Dies that ich, um euch zu schützen; da mir nun aber selbst von den Anhängern des Amatius Gefahr droht, so genehmigt, daß ich mir eine Leibwache halte!" — Von der ihm ertheilten Genehmigung machte er einen Gebrauch, wie Niemand es geahnt hatte, denn er sammelte nicht weniger als 6000 Bewaffnete um sich. Sein Haus verwandelte er in eine förmliche Burg, und nun schaltete er über Ehren, Aemter und Schätze der Republik in der willkürlichsten Weise.

Schon sich im Vollbesitze der Herrschaft fühlend, erschien ihm plötzlich in dem neunzehnjährigen Cajus Octavianus ein Nebenbuhler in der Macht. Octavianus, ein Schwestersohn Cäsar's, war von diesem adoptirt und zum Haupterben mit drei Viertheilen seines Vermögens eingesetzt worden. Nachdem der Jüngling an Cäsar's Seite den Krieg in Spanien mitgemacht hatte, war er nach Apollonia gegangen, um seine Studien zu vollenden. Als ihn dort die Kunde von dem Tode seines Oheims traf, machte er sich sogleich auf den Weg nach Rom, um seine Rechte daselbst geltend zu machen. Antonius, der auch über die Hinterlassenschaft Cäsar's bereits nach Gutdünken schaltete, meinte, mit dem „Knaben" Octavianus werde er leichtes Spiel haben; aber er sollte bald eines Andern belehrt werden. Octavianus benahm sich von Anfang an mit einer für sein Alter bewunderungswerthen Sicherheit; auch stand er seinem Nebenbuhler, wie es sich bald zeigte, weder an Schlauheit noch an Thatkraft nach. Davon legte er schon Zeugniß bei seiner Landung in Brundusium ab. Aus dem Umstande, daß ihm daselbst von der aus Veteranen Cäsar's bestehenden Besatzung ein begeisterter Empfang zu Theil wurde, nahm der Kluge sogleich Veranlassung, den Namen seines großen Oheims dem seinen einzuflechten: er nannte sich von da ab Cajus Julius Cäsar Octavianus. „Durch den großen Namen wurde der Knabe plötzlich zum Mann, es lag ein Zauber in ihm, welcher zugleich anzog und zurückschreckte, mit Vertrauen und Furcht erfüllte." Schon in Brundusium scharten sich Personen aus den verschiedensten Ständen um ihn, auf dem Wege mehrte sich sein Anhang, so daß sein Einzug in Rom Aufsehen erregte. Als ihm dort Freunde seines Hauses, hinweisend auf den mächtig gewordenen und gewaltthätigen Antonius, riethen, seiner Erbschaft zu entsagen, um sein Leben nicht auf's Spiel zu setzen, entgegnete er: „Nicht nur Gefahren zu übernehmen geziemt mir, sondern sogar eher zu sterben, als des Alles wagenden Cäsar unwürdig zu erscheinen, der mich so sehr vor Allen vorgezogen hat."

Kühn forderte er von Antonius sein Erbe. Antonius, auf solche Art in seinem Glauben, er habe bereits unbestritten den Platz Cäsar's inne, gestört, nahm eine kalte, abweisende Haltung gegen Octavianus an. Des Einen Forderung und des Andern Weigerung machten sie zu Todfeinden gegen einander, was sie jedoch für die nächste Zeit zumeist zu verdecken strebten. Antonius gedachte es erst zum offenen Bruche kommen zu lassen, nachdem er die Statthalterschaft über Oberitalien werde angetreten haben. Diese Provinz hatte er sich vom Senate zusprechen lassen; aber der zeitige Inhaber derselben, Decius Brutus, verweigerte die Niederlegung seines Amtes. Nun zog Antonius mit der Streitmacht, die er in Rom gesammelt hatte, gegen Jenen, der sich in Mutina festsetzte. Die Belagerung zog sich in die Länge, und in dieser Zeit gelang es Cicero, den Senat dahin zu bringen, daß Antonius von demselben für einen Feind des Vaterlandes erklärt, seine Bekämpfung beschlossen und an die Spitze des gegen ihn ausziehenden Heeres neben den beiden Consuln der jetzt zwanzigjährige Octavianus gestellt ward. Anfangs war das Waffenglück auf Seiten des Antonius, bald aber endete der Krieg damit, daß Antonius nach einer blutigen Niederlage mit den Trümmern seines Heeres nach Gallien flüchten mußte. Da die beiden Consuln in den Kämpfen gefallen waren, stand Octavianus jetzt als alleiniger Befehlshaber an der Spitze des Heeres, das die Sache des Senats und somit der Republik siegreich verfochten hatte.

Aber der Senat ließ ihm nicht lange diese Stelle. Die Senatoren waren mißtrauisch gegen den Schwestersohn Cäsar's und meinten es jetzt schon zu erkennen, daß derselbe ein gut Theil des Machtgelüstes Jenes in sich berge. Ward doch sogar behauptet, er habe den Tod der beiden Consuln veranlaßt, um zum alleinigen Oberbefehl über das Heer zu gelangen. Im Senat hatte sich daher die Meinung gebildet: man bediene sich des Octavianus gegen den nach Gallien geflüchteten Antonius, aber man lasse ihn nicht wachsen! — Daher ließ ihm zwar der Senat eine einflußreiche Stellung im Heere, der Oberbefehl aber ward an Decius Brutus gegeben.

Empört über eine solche Zurücksetzung, deren Grund er durchschauete, arbeitete Octavianus von dem Augenblicke an daran, die unter seinem Befehl stehenden Truppen gegen den Senat aufzuwiegeln. Seine Absicht gelang ihm vollkommen. Er wußte es auch zu bewerkstelligen, daß unter den Soldaten die Meinung die herrschende ward: Anerkennung unserer Verdienste und Belohnung haben wir nur zu erwarten, wenn Octavianus Consul wird! — Als er nun bei seiner

Bewerbung um das Consulamt von den Senatoren zurückgewiesen ward, erreichte die Erbitterung der Truppen gegen den Senat einen so hohen Grad, daß er hoffen durfte, sich ihrer als williges Werkzeug zur Erreichung seiner Pläne bedienen zu dürfen. Er führte seine Truppen nach Rom, und die durch sein Auftreten eingeschüchterten Senatoren ließen sich nun willig herbei, ihn zum Consul zu wählen. Auf seinen Wunsch ward Q. Pedius, ein Verwandter von ihm, zum Mitconsul gewählt.

Den Plan der Senatoren, ihn zu benutzen, ihn aber nicht aufkommen zu lassen, hatte Octavianus somit wie Spinnweben zerrissen. Anfangs war es seine Absicht gewesen, zunächst mit dem Senat Hand in Hand zu gehen; seitdem er aber dem Mißtrauen desselben begegnet war, hatte er sich eine andre Bahn vorgezeichnet. Kaum zum Consul ernannt, leitete er eine Untersuchung gegen die Mörder Cäsar's ein. Da sie vor dem Gerichtshof nicht erschienen, wurde die Acht über sie ausgesprochen.

Antonius hatte inzwischen neue Streitkräfte in Gallien gesammelt Zum großen Vortheile gereichte es ihm, daß Lepidus von seinen Truppen gezwungen worden war, sich ihm anzuschließen. So war die gegenwärtige Lage des Octavianus schwierig genug, da nicht nur in Gallien ein starker Feind stand, sondern auch die Leiter der Verschwörung gegen Cäsar, M. Brutus und Cassius, im Osten des Reiches über bedeutende Streitkräfte verfügten.

Octavianus nahm nun in Rom die Miene an, als beabsichtige er zunächst Antonius und Lepidus zu bekriegen, und er brach auch an der Spitze seines Heeres gegen sie auf. Aber geheime Sendlinge waren schon vorangeeilt, die von ihm den Auftrag hatten, über ein Bündniß zwischen ihm und jenen Männern zu verhandeln. Das Beispiel seines Oheims stand ihm dabei vor Augen, von dem es seiner Zeit auch als seinem Vortheil dienlich angesehen worden war, die süße Frucht der Herrschaft, die für ihn damals noch nicht reif war, mit zwei Männern — Pompejus und Crassus — zu theilen. Octavianus hatte demnach im Sinne, ein neues Triumvirat zu Stande zu bringen, was ihm in der That auch gelang.

Wie ein Donnerschlag wirkte auf den Senat zu Rom die Kunde: Nicht zu einer Schlacht ist es zwischen den beiden Heeren gekommen, sondern die Führer Octavianus, Antonius und Lepidus sind zu einem Bündniß mit einander zusammengetreten, und sie haben die gesammte Staatsgewalt unter sich vertheilt! — Dieses im Jahre 43 v. Chr. geschlossene Bündniß wird das zweite Triumvirat genannt. Bald

vernahm man Näheres über den Inhalt desselben. Die Einigung in Betreff der Länderverteilung war dahin erfolgt, daß Lepidus Spanien und den Südwesten von Gallien, Antonius das übrige Gallien und Oberitalien, Octavianus Afrika, Sicilien und Sardinien erhielt. Ueber die östliche Hälfte des Reiches sollte erst später entschieden werden, da diese sich zur Zeit noch in der Gewalt des M. Brutus und des Cassius befand, und gegen diese waren Octavianus und Antonius mit Führung des Krieges betraut worden.

Diese Beschlüsse hatten die Triumvirn sogleich im Heere bekannt gemacht, aber es war von ihnen noch ein geheimes Abkommen getroffen worden, ein Abkommen gräuelvollster Art, das sich auf die gänzliche Ausrottung der republikanischen Partei bezog. Auch für solche blutigen Thaten bot die Vergangenheit Beispiele. Rom hatte ja die Tage des Marius und des Sulla erlebt. Was aber jetzt festgestellt ward, ging noch über das hinaus, was in jenen Schreckenstagen geschehen war. Ebenso wie um die Beseitigung von Männern, die der Verfassung Treue erwiesen hatten, war es den Gewalthabern darum zu thun, Geldmittel zu gewinnen, so daß viele Namen einzig und allein um deswillen auf die Proscriptionslisten gesetzt wurden, weil ihre Träger reich waren. Bei der Feststellung der Namen opferten gegenseitig die Triumvirn ihre nächsten Verwandten und Freunde: Antonius seinen Oheim, Lepidus seinen Bruder, Octavianus seinen Gönner Cicero. — Des Cicero Aufzeichnung hatte Antonius mit Gier begehrt, weil jener ihn in einigen seiner berühmtesten Reden als das Scheusal geschildert hatte, das er auch wirklich war. Als die Machthaber in Rom eingezogen und von dem geängstigten Senat zu Triumvirn mit consularischer Gewalt erklärt worden waren, ließen sie die Thore schließen und darnach die Verzeichnisse der dem Tode Geweihten öffentlich ausstellen. Zugleich wurde bekannt gemacht, daß für den Kopf jedes Geächteten eine Summe Geldes gezahlt, im Fall der Ausführende Sklave sei, ihm die Freiheit gegeben würde. Alsbald begann ein gräßliches Morden, und es erfüllten Scenen des Entsetzens die Stadt und darnach auch das Land. Dreihundert Senatoren, zweitausend Ritter und viele Tausende von Bürgern wurden ermordet. Wenigen der Geächteten gelang es, sich dem Verderben durch die Flucht zu entziehen. Cicero war nach seinem in der Nähe des heutigen Gaeta liegenden Landgute entkommen. Da aber seine Sklaven ihn auch hier noch nicht für gesichert hielten, führten sie ihn halb mit Gewalt hinweg. Inzwischen hatten Mörder, die auf ihn fahndeten, bereits seine Spur entdeckt; in einer Sänfte sitzend, sah Cicero sie

herzueilen. Sie wurden geführt von dem Tribunen Popilius Länas, dem einst bei einer schweren Anklage Cicero das Leben gerettet hatte. Der Undankbare, der nach dem Blutgelde gierte, befahl seinen Gesellen, das beschlossene Werk zu vollführen. Inzwischen hatte der vierundsechzigjährige Greis seinen Sklaven geboten, die Sänfte niederzustellen; er blickte seine Mörder starr an, so daß sie einige Augenblicke zögerten. Dann lehnte er sich aus der Sänfte hinaus und bot freiwillig seinen Nacken dem Todesstreiche dar. Als Länas das Haupt dem Blutmenschen Antonius überbrachte, gerieth dieser in einen fast wahnsinnigen Freudentaumel. Er machte dem Mörder ein Geldgeschenk, das nach dem heutigen Werth gegen 40,000 Thaler betrug; des Antonius Gemahlin Fulvia durchstach die Zunge des Todten mit Nadeln. Dann wurde das Haupt auf der Rednerbühne aufgestellt, dazu auch des Getödteten rechte Hand.

Inzwischen war das zur Bekämpfung des M. Brutus und Cassius bestimmte Heer ausgerüstet worden, und es wurde dasselbe nun unter Führung der beiden Triumvirn Octavianus und Antonius nach Griechenland übergeschifft. In der thrazisch-macedonischen Ebene von Philippi trafen die feindlichen Heere, ein jedes etwa 100,000 Mann stark, aufeinander, und hier kam es zu zwei Schlachten, die das nächste Geschick des römischen Staates entschieden. In der ersten Schlacht ward Cassius von Antonius zurückgedrängt, wogegen Brutus gegen Octavianus Vortheile gewann. Darauf sandte Brutus seine Reiterei dem Cassius zu Hülfe. Dieser, der kurzsichtig war, sah die Dahersprengenden für Feinde an, gab Alles für verloren und endete, um nicht in die Gewalt der Feinde zu fallen, sein Leben durch Selbstmord. Das republikanische Heer hatte achttausend Mann, das Heer der Triumvirn doppelt so viel verloren, eine Entscheidung war nicht herbeigeführt worden. Zu einer solchen kam es erst zwanzig Tage später. Brutus, der des Cassius Streitmacht mit der seinen vereinigt hatte, wurde vollständig geschlagen (Schlacht bei Philippi, 42 v. Chr.). Mit den Resten des Heeres wollte er den Kampf noch einmal aufnehmen. Als aber die Soldaten dazu nicht geneigt waren, gab er sich selbst den Tod. „So fiel der letzte Republikaner, der dieses Namens noch werth war“; mit der Freiheit des römischen Volkes aber war es von dem Tage von Philippi an für immer vorbei.

Nun konnten die Triumvirn sich als Herren des römischen Reiches betrachten, denn die Kämpfe, die sie noch gegen die Reste der republikanischen Partei zu führen hatten, waren verhältnißmäßig unbedeutender Art. Lepidus trat gleich von Anfang an in den Hintergrund und ließ

sich später leicht beseitigen; dagegen hatte das römische Volk noch viel Blutsteuer darzubringen, ehe es zur Entscheidung kam, welchem von den beiden Triumvirn Antonius und Octavianus die Alleinherrschaft zufallen sollte. Für jetzt hielten Beide äußerlich noch zusammen und handelten nach gemeinsamen Verabredungen. Antonius hätte den Lepidus am liebsten jetzt schon gänzlich bei Seite geschoben, ihm somit seinen Beutetheil an dem Westen des Reichs abgesprochen; auf den Wunsch des Octavianus ward Jenem die Provinz Afrika überwiesen, wogegen Beide die dem Lepidus abgesprochenen Länder für sich in Anspruch nahmen, Antonius Gallien, Octavianus Spanien und Numidien.

Nach der Niederwerfung der feindlichen Hauptmacht galt es jetzt nur noch, die Reste der republikanischen Partei zu vertilgen. Dies auszuführen, begab sich Octavianus nach Italien zurück, Antonius dagegen schiffte sich nach Kleinasien ein. Letzterer bereicherte sich hier durch Steuererhebungen auf die schamloseste Art und gab sich ebenso schamlos den üppigsten Genüssen hin. Umgeben von verkleideten Bacchanten, Satyren und Waldgöttern, hielt er, den Bacchus darstellend, seinen Einzug in Ephesus und ließ sich von den Einwohnern göttliche Ehre erweisen. Die Ausschreitungen gegen Sitte und Zucht, die er und seine liederlichen Genossen sich zu Schulden kommen ließen, waren ein Hohn auf alle göttlichen und menschlichen Gesetze. Endlich fiel dem Triumvir ein, daß mit den Parthern noch abzurechnen sei, und dazu schickte er sich jetzt an. Inzwischen hatte er die Königin Cleopatra vor sich laden und ihr einen Küstenort Ciliciens als Begegnungsort bezeichnen lassen. Cleopatra hatte die Rache der Sieger zu fürchten. Auf die Macht des Schwertes sich Antonius gegenüber zu stützen, vermochte sie nicht; doch fand sie Künste und Mittel, den siegesstolzen Antonius, der eben noch gemeint hatte, den strengen Richter über sie spielen zu wollen, zu ihrem Sklaven zu erniedrigen. Während ihre Umgebung mit Bangen der Zusammenkunft entgegensah, sagte sie lachend: „O, ich kenne meinen Feind besser, als ihr; erscheine ich als Venus vor ihm, so wird Bacchus entwaffnet sein!" — „Mit großen Schätzen und Geschenken begab sich nun Cleopatra, damals in der Blüthe ihrer Schönheit, geschmückt mit der feinsten Bildung, durch ihren Witz und ihre melodische Stimme bezaubernd, zu Schiffe nach Cilicien. Auf einem Fahrzeuge, dessen Hintertheil mit Goldblech beschlagen, die Segel von Purpur und die Ruder mit Silber bedeckt waren, fuhr sie unter dem Klange von Flöten, Schalmeien und Harfen den Fluß Cydnus hinauf. Sie selbst

saß unter einem aus Gold gewirkten Zelte, wie Venus geschmückt; Knaben, angethan wie Liebesgötter, standen ihr zur Seite und fächelten ihr Kühlung zu; schöne Frauen und Mädchen, wie Meergöttinnen und Grazien gekleidet, saßen theils an den Rudern, theils standen sie an den Schiffsseilen. Angezündetes Räucherwerk erfüllte Alles mit dem lieblichsten Geruche." So war der Heerzug der ägyptischen Circe. Und wer konnte sich wundern, daß Siegesgewißheit sie erfüllte? War ein Cäsar in ihre Netze gefallen, wie hätte sie nicht meinen sollen, deß sicher zu sein, daß auch Antonius ihren verführerischen Reizen erliegen würde? So geschah es: aus dem Sieger ward ein Besiegter, und nicht nur, daß er der Königin verzieh, daß sie seinen Feinden Beistand geleistet hatte, sie führte ihn im Triumphe mit sich nach Aegypten, wo er, des Krieges gegen die Parther vergessend, als ihr Sklave und damit als der Sklav niederer Lüste längere Zeit verweilte. Der Taumel aber, der ihn ergriffen, ward die Vorstufe seines Verderbens.

Anders handelte der kalt berechnende Octavianus, der, wie oben bemerkt, nach Italien gegangen war, um daselbst die Verhältnisse auf neuer Grundlage zu ordnen. Zunächst waren die Soldaten zu befriedigen, durch deren Arm die Triumvirn gesiegt hatten. Ihnen war ein Theil der Güter derjenigen Republikaner als Eigenthum verheißen worden, die Verbannung oder Tod getroffen hatte. Wie wilde Meuten stürzten sich die Scharen der rohen Krieger auf die bezeichneten Gebiete, griffen aber weiter, als ihnen erlaubt war, und als darauf die Personen, die gewaltsam aus ihren Besitzthümern vertrieben worden waren, Octavianus um Beistand anfleheten, fanden sie bei ihm taube Ohren. Ihnen Gerechtigkeit in vorliegender Sache zu gewähren, hätte geheißen, es mit den Kriegsleuten verderben; zu Letzterem aber wollte er sich in keinem Falle verstehen. Die Zahl der Unzufriedenen mehrte sich inzwischen, und es war der Ausbruch neuer Unruhen zu befürchten. Daß letztere Befürchtungen sehr bald zur Wahrheit wurden, bewirkte eine Frau, die böse Fulvia, des Antonius Gattin, deren Wuthausbruch gegen den todten Cicero oben geschildert wurde. Von den Furien der Eifersucht gepeinigt, benutzte sie die Unzufriedenheit des Volkes, einen Aufruhr zu erregen. Sie verfolgte dabei lediglich den Zweck, ihren Gemahl aus der Nähe der von ihr tödtlich gehaßten Cleopatra hinweg und nach Italien zu locken. Dem ungetreuen Gemahl sollte zugleich als Strafe die Kunde von dem in Italien entbrannten Bürgerkrieg in die Ohren gellen. So spielten damals — Männer wie Frauen — mit dem Wohl und Wehe ihrer Mit=

menschen! — Es gelang der Furie, den Bruder ihres Gemahls, Lucius Antonius, zur Betheiligung an dem Plane zu bewegen, sich mit ihr an die Spitze der Unzufriedenen zu stellen, und gegen Octavianus — angeblich zu Gunsten der gestürzten Verfassung — den Kampf zu erheben. Der Krieg, der im Jahre 41 v. Chr. ausbrach, wurde im Jahre 40 zu Gunsten des Octavianus beendet. Von Letzterem in Perusia eingeschlossen, sah sich Lucius Antonius zuletzt genöthigt, sich zu ergeben. Die gefangenen Bürger von Perusia, unter ihnen gegen 400 Senatoren, Ritter und Rathsherren, baten den Sieger um Gnade. Octavianus antwortete ihnen: „Ihr müßt sterben!" und mit kalter Grausamkeit ließ er sie sämmtlich hinrichten. Lucius Antonius hatte freien Abzug erhalten, Fulvia starb auf der vor der Belagerung von Perusia unternommenen Flucht.

Antonius war inzwischen schon durch eine andre üble Kunde aus seinem Taumel aufgeschreckt worden. Einer der aus der Schlacht bei Philippi entkommenen republikanischen Feldherren, Labienus, hatte die Parther zum Kriege gegen ihn und Octavianus aufgereizt, und es war derselbe bereits an der Spitze eines Partherheeres in Syrien eingedrungen. Ihm sich mit Heeresmacht entgegen zu werfen, brach Antonius sogleich nach Syrien auf. In Phönicien traf ihn nun jene ihm von seiner Gattin zugedachte Kunde, und er ward zugleich dringend aufgefordert, nach Italien zu kommen. Ohne Verzug schiffte er sich ein, und es stand ein neuer Bürgerkrieg in Aussicht. Der allgemein verbreiteten Besorgniß gab damals Horatius durch eine Ode Ausdruck, in der es heißt:

„Reißt von Neuem, o Schiff, dich in das Meer die Flut?
Was beginnst du? Mit Macht halte den Hafen fest!
  Siehst du nicht, wie die Seite
  Bloß von sicheren Rudern ist?

Wie die Raa'n und der Mast wild von des Africus
Wuth erseufzen? Der Kiel ohne die Taue kann
  Kaum aushalten das wilde
  Droh'n der tobenden Meeresflut."

Freunden gelang es jedoch, die beiden Triumvirn zu versöhnen, und diese verständigten sich über eine neue Theilung des Reiches. Italien sollte Beiden gemeinsam gehören, von dem übrigen Reiche der Westen dem Octavianus, der Osten dem Antonius; den Lepidus erachteten sie als mit der Provinz Afrika für abgefunden. Das neue Bündniß ward durch eine neue Heirath befestigt. Octavianus, der mit einer

Stieftochter des Antonius vermählt war, gab seine Schwester Octavia dem Antonius zur Gemahlin.

Inzwischen hatte sich Sextus Pompejus der Inseln Sardinien und Corsika bemächtigt und that den Triumvirn dadurch, daß er die Getreidezufuhr nach Rom abschnitt, großen Schaden. Letztere sahen sich für den Augenblick genöthigt, mit ihm in Unterhandlung zu treten und ihm Zugeständnisse zu machen. Drei Jahre später ward er von ihnen besiegt; er floh, gerieth in die Gewalt seiner Feinde und ward auf Befehl des Antonius getödtet. Während der letzteren Zeit war es auch einem Feldherrn des Antonius gelungen, die Parther über die Grenze zu treiben.

Die Provinz Afrika hatte Octavianus, obgleich gerade auf seinen Wunsch sie an Lepidus gegeben worden war, von vorn herein als seinem Reichstheile angehörig angesehen. Nunmehr, nachdem Lepidus das Seinige zur gänzlichen Niederwerfung des Sextus Pompejus gethan hatte, hielt Octavianus die Zeit für gekommen, jene Provinz für sich einzuziehen, demnach sich des Lepidus zu entledigen. Es gelang ihm, durch geheime Verhandlungen dessen Heerführer für sich zu gewinnen, und als Lepidus im entscheidenden Augenblicke Miene machte, sein Recht mit den Waffen in der Hand zu vertheidigen, gingen seine Truppen zu Octavianus über. Lepidus entsagte hierauf aller weltlicher Macht, und Octavianus verlieh ihm das oberste priesterliche Amt (Pontifex Maximus), dem er bis zum Tode vorstand.

Aus der Dreiherrschaft war somit eine Zweiherrschaft geworden. Daß diese über Kurz oder Lang der Einherrschaft Platz machen würde, war Keinem zweifelhaft, der die Sinnesweise der beiden Gewalthaber kannte. Und wer hätte sie nicht kennen sollen? Sprachen doch laut ihre Thaten sie aus. Die Parther hatten wieder zu den Waffen gegriffen, weshalb Antonius nach Syrien ging. Dem an Geist und Leib Zerrütteten gelang es nicht, Vortheile zu erstreiten. Statt aber nach altrömischer Art in dem Mißerfolge einen Sporn zu verstärkten Anstrengungen zu finden, verließ er den Kriegsschauplatz und begab sich nach Aegypten, um sich wiederum als Sklav der üppigen Cleopatra zu überliefern. Es war Letzteres um so verabscheuungswürdiger, als er sich, wie bemerkt, kurz vorher mit der edlen Octavia, der Schwester Octavianus', vermählt hatte, die von ihrem Bruder Jenem als ein Opfer kalter Berechnung überantwortet worden war. Während nun in Kleinasien die durch den Partherkrieg hervorgerufenen Uebel einen immer größeren Umfang annahmen, schwelgte Antonius am Hofe der Königin in alter Weise. In Rom entstand darüber eine allgemeine

Mißstimmung, denn wie arge Dinge in der damaligen römischen Gesellschaft auch geübt wurden, das Treiben des Antonius, über das man Genaueres in Rom vernahm, überbot doch alles Gewohnte. Als nun aber gar bekannt war, er stelle das Wohl des römischen Staates so weit zurück, daß er an die Kinder der liederlichen Königin Provinzen verschenke, ja als er sogar dem Senat anmuthete, jene Schenkungen zu bestätigen und überdies auch noch den Sohn der Cleopatra's und Cäsar's, Cäsarion, als rechtmäßigen Sohn und Erben Cäsar's anzuerkennen, und es somit zu Tage trat, daß Cleopatra — denn sie war ja die Urheberin jener Forderungen — auf nichts Geringeres sinne, als das Römerreich unter ihre Herrschaft zu bringen, da brach der allgemeine Unwille aus, und der Senat erklärte an Cleopatra den Krieg. Die Kriegserklärung nannte nur die Königin, meinte aber in gleichem Maße Antonius. Dieser faßte die Sache auch in diesem Sinne auf, war aber dessenungeachtet lässig genug mit der Vorbereitung zum Kriege, während Octavianus desto eifriger alle Mittel zusammenraffte, um nunmehr der Zweiherrschaft mit einem Schlage ein Ende zu machen. Bei Actium in Griechenland kam es (31 v. Chr.) zur Entscheidungsschlacht. Es wurde zur See gefochten. Noch stand die Schlacht, da floh plötzlich Cleopatra auf ihrem prächtigen Schiffe, und es folgten ihr sechzig ägyptische Kriegsschiffe. Statt den Kampf fortzuführen, folgte Antonius der fliehenden Königin und gab seine Sache für verloren. Als Kriegsmann handelte er damit um so unrühmlicher, da ihm noch ein sehr starkes Landheer zu Gebote stand. So fiel denn dem Octavianus der Sieg zu, und das feindliche Landheer, nachdem es sieben Tage vergebens auf Antonius gewartet hatte, ging zu Octavianus über.

Ohne Zögern brach hierauf Octavianus nach Aegypten auf, um seinen Sieg zu vollenden. Antonius vermochte ihm nur schwachen Widerstand entgegen zu stellen, und Niemand konnte daran zweifeln, daß seine Tage gezählt seien. Cleopatra hielt es nun an der Zeit, sich des Sinkenden zu entledigen. Sie ließ ihm, von dem sie wußte, daß er der Verzweiflung nahe sei, in grellster Form die Nachricht zugehen, sie habe sich getödtet. Dies wirkte — ganz wie sie vorausgesetzt hatte — so niederschmetternd und sinnverwirrend auf Antonius, daß er sich mit seinem Schwerte durchstieß. Noch athmend, vernahm er, die Nachricht sei falsch. Da ließ der Bethörte sich zu Cleopatra tragen, um wenigstens der Wohlthat noch theilhaftig zu werden, in ihrer Nähe seinen Geist auszuhauchen (30 v. Chr.). Cleopatra, die einen Antonius, einen Cäsar in ihre Netze verstrickt

hatte, nahm nun alle ihre Künste zusammen, um dem Octavianus das gleiche Loos zu bereiten. Dieser hatte jedoch Kaltblütigkeit genug, um sich von dem Geschick Jener warnen zu lassen. Er zog mit dem festen Willen in Alexandria ein, der Königin mit Kälte, mit Nichtachtung zu begegnen, und er handelte auch demgemäß. Das war für eine Cleopatra der härteste Schlag, der sie treffen konnte. Da nun auch noch die Furcht über sie kam, von dem Verhaßten als Gefangene behandelt, vielleicht gar in Rom im Triumphzuge mit aufgeführt zu werden, gab sie sich selbst den Tod, wie Einige sagen, durch Gift, das sie trank, nach Anderen dadurch, daß sie sich eine giftige Schlange an die Brust setzte.

Rom als Kaiserreich.

Octavianus Augustus.

Octavianus war als Rächer der dem römischen Staate durch die beabsichtigte Hingabe von Provinzen zugefügten Schmach ausgezogen. So konnte es nicht fehlen, daß sein Sieg bei Actium und der Fall des Antonius und der Cleopatra in Rom als hochwillkommene Ereignisse begrüßt wurden. War man nun doch obendrein von der Besorgniß erlöst, es werde das Ringen der beiden Männer Antonius und Octavianus um die ausschließliche Obergewalt dem Staate noch schwere Erschütterungen bereiten. Noch günstiger gestalteten sich die Verhältnisse, indem Octavianus, der von Aegypten zunächst nach Kleinasien gezogen war, Thronstreitigkeiten, die bei den Parthern ausgebrochen waren, so klüglich zu benutzen verstand, daß er einen parthischen Prinzen als Geißel in seine Gewalt bekam, wodurch räuberischen Einfällen jenes verwegenen und unruhigen Volkes in römisches Gebiet auf längere Zeit ein Ziel gesetzt war. Nachdem er nun auch noch die Verhältnisse Syriens, die von Antonius gänzlich vernachlässigt worden waren, geordnet hatte, kehrte er (30 v. Chr.) nach Rom zurück, feierte einen dreifachen Triumph und schloß darauf — als äußeres Zeichen dafür, daß der Staat Friede habe, — den Janustempel. Da dieser Tempel während eines Zeitraums von siebenhundert Jahren nur zwei Mal auf ganz kurze Zeit geschlossen worden war, so läßt sich ermessen, welch einen erhebenden Eindruck jener Vorgang auf die Bevölkerung, die des Krieges müde war, machen mußte. Eben so sehr aber war das Volk Roms in seiner Mehrheit auch des Ringens nach Geltung der alten republikanischen Verfassung

müde. Um sie zu retten, war Cäsar erdolcht, war bei Philippi gekämpft worden: Eines wie das Andere hatte sich als ungenügend erwiesen. Weshalb? Die Heilighaltung des Gesetzes war in der Gesinnung der Mehrheit der Bevölkerung abhanden gekommen. Deshalb war auch weniger um die Geltung des Staatsgrundgesetzes, als — es kam dies der Bevölkerung nach und nach zum Bewußtsein — um die Geltung einzelner Personen gekämpft, und es waren überdies diejenigen Männer, die noch am meisten an der alten Verfassung gehangen hatten, im Laufe des letzten Jahrzehnts theils durch das Kriegsschwert, theils durch Proscription beseitigt worden.

Der ruhige Beobachter konnte sich bei dem prächtigen Einzuge Octavianus' sagen: Alle die Kämpfe der letzteren Zeit hätte Rom sich ersparen können, wenn von ihm, das nun nicht anstehen würde, den neuen Cäsar als Alleinherrscher anzuerkennen, der alte Cäsar gekrönt worden wäre! — In der That, hätte Octavianus das Schauspiel, das Julius Cäsar dem Volke bot, indem dieser sich öffentlich ein Diadem darreichen ließ, jetzt wiederholen lassen: es wäre diese symbolische Anfrage nicht, wie es damals geschah, mit Wehruf und Seufzen, sondern mit zustimmendem Jubelruf beantwortet worden. Daran war nicht zu zweifeln. Aber wie Octavianus, an besonnener Ueberlegung dem Odysseus gleichend, sich von der ägyptischen Sirene nicht hatte berücken lassen, so entsagte er der Aufführung eines Schauspiels, durch das der ganzen Bevölkerung in grellster Weise zur Erkenntniß gebracht worden wäre, daß nun die Republik, unter der Rom groß und mächtig geworden, an deren Bestand sich die theuersten Erinnerungen des Volkes knüpften, eingesargt, auf der Grabstätte aber der Thron eines Alleinherrschers aufgerichtet sei. Die Reste republikanischen Sinnes waren im Verglimmen begriffen, der Kluge hütete sich, die Asche noch einmal aufzublasen und daraus einen auflodernden Racheſtrahl hervorzulocken. Ward doch ohnedies ein Mordanfall auf ihn ausgeübt, der ihn bestimmte, von da ab einen Panzer unter der Toga zu tragen.

Als Octavianus in Rom einzog, ehrte ihn der Senat durch Verleihung des Imperatorentitels in der gewichtigen Bedeutung, in der Cäsar ihn geführt hatte. Damit war er ständiger Herr der römischen Kriegsmacht. Er begnügte sich vorerst mit der Sache selbst und vermied es, damit zu prunken. Nie sah man ihn mit den Zeichen der Feldherrnwürde einhergehen, er trug die Toga der Senatoren, und der Purpurstreifen an derselben war schmaler, als der Gebrauch es mit sich brachte; nie erschien er in Begleitung seiner Lictoren in den

Straßen der Stadt. In Bezug auf seine Gestalt wird uns erzählt, daß dieselbe von gefälligem Ebenmaß, eher klein als groß gewesen sei. Seine Erscheinung, heißt es, war eine um so wohlthuendere, als stets, mochte er reden oder schweigen, ein heiterer Friede auf seinem Angesichte ruhete. Einem, der ihn nicht kannte, hätte er als ein Bild des Friedens gelten können. Die Schärfe seines Verstandes leuchtete aus seinen großen hellblauen Augen; Jeder, auf den sie sich richteten, senkte unwillkürlich seine Blicke. Wie, war dies derselbe Mann, der in Gemeinschaft mit Antonius und Lepidus einst die Proscriptionslisten angefertigt hatte, auf denen selbst ein Cicero und andre hervorragende Staatsmänner, ja sogar nahe Verwandte der Triumvirn als auszutilgen aus den Reihen der Lebenden verzeichnet waren? War es ein Trugspiel der Natur, die einem vor keiner Blutthat zurückschreckenden Menschen ein Angesicht mit dem Ausdruck des vollkommensten Seelenfriedens gab? Oder haben wir dies Angesicht in seinem gewohnten Ausdruck als die Maske eines vollendeten Schauspielers zu betrachten? So krank sei das Staatsleben unmittelbar nach dem Falle des großen Cäsar gewesen, sagten des Octavianus Lobredner, daß selbst ein solcher Friedensmann sich habe entschließen müssen, wollte er anders das Vaterland erretten, die Hand zu einer blutigen Operation auszustrecken. Für das, was an Blutgier und Goldgier mitgespielt, machte man den todten Antonius zum ausschließlichen Träger, während auch der dritte der damaligen Triumvirn, Lepidus, der zur Zeit das höchste priesterliche Amt, das des Pontifex Maximus, bekleidete, wie Octavianus freigesprochen wurde von aller Schuld. Aber von Octavianus war ja auch noch ganz kürzlich eine unerhörte Blutthat ausgeübt worden. Hatte er nicht wenige Tage vor seinem Abzuge aus Aegypten zwei unschuldige Knaben, den Sohn Cäsar's und der Cleopatra, Cäsarion, und den Sohn des Antonius und der Fulvia, Antyllus, erbarmungslos hinwürgen lassen? Ja wohl, hieß es, auch das Opfer habe er sich noch auferlegt, habe er mit widerstrebendem Herzen gebracht, um dem Vaterlande endlich Frieden und Ruhe zu schaffen und auf lange zu sichern. Diese Ansicht ward die herrschende, und sie rief in dem Senat den Entschluß hervor, dem Manne des Friedens als ein besonderes Zeichen der Verehrung den Beinamen Augustus (der Erhabene, Verehrungswürdige, Unverletzliche) zu verleihen. Dieser Beiname ward späterhin der gebräuchliche Name für Octavianus. Da er, wie der Leser sich erinnert, bei seiner ersten Landung in Brundusium seinem Namen Cajus Octavianus den Namen Julius Cäsar einflocht, nannte er sich auch Cäsar, und aus dieser

Benennung, die ebenfalls von seinen Nachfolgern angenommen ward, entstand später das deutsche Wort Kaiser.

Die Verleihung jenes Titels an Octavianus fand in dem vierten Jahre seiner Rückkehr nach Rom statt. Inzwischen war er von Jahr zu Jahr zum Consul erwählt worden. Konnte man — dies war der Ausdruck der öffentlichen Meinung, wie der Kluge sie für sich zu bereiten gewußt hatte, — die Leitung des Staates besseren Händen anvertraut wünschen? Welche Achtung bezeigte er den Gesetzen! Und wie stellte er seine Person in allen Stücken in den Hintergrund! Es war seit Alters üblich, daß die Senatoren sich beim Kommen und Gehen des Consuls erhoben: Octavianus hatte sich diese Auszeichnung verbeten. Auch jetzt, nachdem er den Beinamen Augustus erhalten hatte, wies er einen neuen Versuch, ihn in jener Weise zu ehren, zurück, ebenso auch die Anrede „Herr", ja er verbot letztere sogar durch ein Edict. Sein Streben richtete sich auf Wichtigeres, als auf Annahme leerer Huldigungen, die höchstens Mißgünstige gegen ihn aufregen konnten: der Mann mit dem Friedensangesichte barg in sich etwas von der Natur des Vampyrs, denn auch er wußte sein Opfer einzuschläfern und es darnach allmählich seiner Kraft zu berauben. Ein Staatsamt nach dem andern ging an ihn über, und immer war er der Gnädige und Dienstwillige, der die Bürde auf sich nahm. So bürdete er sich auch die Last auf, die proconsularische Gewalt über alle wichtigeren Provinzen des Reiches, in denen Unruhen zu befürchten waren, auszuüben, während er die wenigen übrigen Provinzen der Verwaltung des Senats überließ. Jene „Bürde" gewährte ihm aber auch die Möglichkeit, sich — worauf es ihm aber hauptsächlich ankam — eine stehende Armee zu halten. Es ward dieselbe von ihm fortgesetzt vergrößert, und sie belief sich zuletzt — Land- und Seemacht zusammengerechnet — auf nicht weniger als 450,000 Mann. Das Tribunat war zu dem Zweck errichtet, durch erwählte Vertreter die Rechte des Volkes der Aristokratie gegenüber wahrzunehmen. Augustus ließ sich auch die tribunicische Gewalt übertragen. Soldaten und Geld sichern die Macht! hatte Cäsar gesagt. Augustus wußte diesen Ausspruch wohl zu würdigen. Die Verwaltung der Staatskasse war Sache des Senats. Da aber Augustus das Proconsulat über den größten Theil des Reiches übernommen hatte, und das stehende Heer die meisten Ausgaben verursachte, kam nach und nach die Staatskasse in seine Hand. Als ihm darauf die censorische Gewalt, durch die er zugleich als „Vorstand des Senats" (Princeps Senatus, daher das Wort „Prinz") galt, übertragen, und er auch nach dem erfolgten Tode des

Lepidus zum Pontifex Maximus erwählt worden war, hatte er sein Ziel, die gesammte Staatsgewalt in sich zu vereinigen, erreicht, und was dem Volke von der alten Verfassung geblieben war, war die Form ohne den Inhalt. Er ließ die meisten der alten republikanischen Aemter bestehen, dies jedoch einzig aus dem Grunde, die Menge zu täuschen und zugleich der Eitelkeit solcher Personen Genüge zu thun, die mit Titeln und äußeren Abzeichen von Würden abzufinden sind.

Als Augustus nun wirklich Alleinherrscher war, ohne daß ein Name dies ausdrückte, sprach er die entschiedene Absicht aus, nach Ablauf von zehn Jahren die ihm anvertrauten Aemter niederzulegen, und nur auf die eindringliche Bitte des Senats behielt er sie. Das gleiche Schauspiel setzte er alle fünf und zehn Jahre in Scene. Dies Verfahren muß als eines der unwürdigsten Heuchelspiele bezeichnet werden, die je ein Staatsmann trieb. Der römische Staat krankte schon vor der Zeit des Augustus an schweren Uebeln: jetzt wurde er auch noch durch Lug und Trug bis in das Mark hinein vergiftet. Immer aufs Neue — 44 Jahre lang, von 30 v. Chr. bis 14 n. Chr. währte dieser Trug — nahm der ohnmächtige Senat die Miene an, als verleihe er dem weisen, selbstsuchtslosen Augustus auf einen neuen Zeitraum die Allgewalt. Was möchte wohl geschehen sein, wenn dieser elende Senat ein einziges Mal Miene gemacht hätte, eine andere Rolle spielen zu wollen, als die war, die zu spielen Augustus ihm auferlegt hatte? —

Wie von langer Hand her Alles dies von Augustus vorbereitet war, erhellt unter Anderm aus der Anlage seines Hauses auf dem Palatium, dem wichtigsten der sieben Hügel Roms.*) Dieser auf einer Seite von der Tiber bespülte palatinische Hügel war geheiligt durch Geschichte und Sage. An seinem Fuße hatte einst der Hirt Faustulus die von den Wogen der Tiber an das Land getriebene Mulde mit dem Zwillingspaar Romulus und Remus gefunden, in der auf dem Hügel gelegenen Hütte des Hirten hatten jene Marssöhne ihre erste Jugend verlebt, auf ihm war von Romulus das alte Rom erbaut worden, es ward sogar der von der Tiber bespülte Fuß des Berges als der Landungsort des Aeneas und seiner Gefährten, die mit ihm sich aus Troja gerettet hatten, bezeichnet.

Konnte es für Augustus einen Ort geben, der geeigneter gewesen

*) Weil auf dem Palatium gelegen, ward das Haus später Palast genannt, und es ward dieser Name von da ab überhaupt gebräuchlich zur Bezeichnung prächtiger Häuser.

wäre, seinen Herrschersitz aufzuführen? Der Aufbau seines Palastes erfolgte bereits mehrere Jahre vor der Besiegung des Antonius. Das Prachtgebäude ward prächtig und geräumig hergestellt, in seinem Umfange wie in seiner Ausschmückung in vollstem Gegensatze stehend zu dem schlichten Wesen, das Augustus in allem Uebrigen zur Schau trug. Wozu die Hallen? wozu die mächtigen Säle? Sie blieben durch Jahre hin unbenutzt. Augustus begnügte sich mit einem Flügel des Palastes. Später trat es zu Tage, daß auch in diesem Punkte von ihm Alles wohl überlegt und wohl geordnet worden war. Es eigneten sich die Hallen und Säle für ihn vortrefflich dazu, die Senatoren bei sich zu empfangen und die Sitzungen des Senats bei sich abzuhalten, und nicht minder ließen sich andere Räume mit leichter Mühe derartig ausstatten, daß Augustus als Pontifex Maximus daselbst mit der gesammten unter ihm stehenden Priesterschaft Roms bestimmte Feierlichkeiten veranstalten konnte.

So hatte der Kluge seinen Palast zum Stadthause und Heiligthum erhoben, er selbst war Repräsentant des gesammten Staatslebens geworden. „In meinem sechsten und siebenten Consulat," berichtet er später selbst, „als ich den Bürgerkrieg erstickt hatte, habe ich, durch den Willen der Nation zum Herrscher berufen, die Staatsgewalt aus meiner Hand in die Verfügung des Senats und des römischen Volkes gestellt. Für dieses mein Verdienst bin ich durch Senatsbeschluß zum Augustus ernannt, die Thürpfosten meines Hauses sind mit Lorbeerzweigen geschmückt und die Bürgerkrone ist über meiner Thür angeheftet worden." Wir haben eine Schilderung des Palastes von dem Dichter Ovid. Der Beschauende steigt von dem Forum den palatinischen Hügel hinauf. Darin heißt es:

„Still nun seh ich mich um, da erblick' ich erhab'ne Portale,
Schön mit Waffen geziert; wahrlich, so wohnt nur ein Gott!
Wohnet auch hier denn Zeus, wo über der Thür im Giebel
Pranget aus Eichengezweig üppig gewunden der Kranz?
Antwort gab mir der Freund: Hier wohnet der oberste Priester.
Nun, so bewohnet der Gott, rief ich, gewiß dieses Haus.
Aber nun sage zuletzt, was heißt auf den Thüren der Lorbeer,
Welcher mit dichtem Geäst deckt das augustische Thor?
Lies auf dem Giebel die Schrift hoch oben über dem Kranze:
„Ihm, dem Erretter des Staats, schmücket das Thor der Senat."

Das Volk sollte allmählich in neue Staatsverhältnisse hinüber gewöhnt, das republikanische Bewußtsein, so weit es noch vorhanden war, ohne daß man Willen und Absicht merkte, fortgesetzt auf die schmerzloseste Art geschwächt und endlich gänzlich ausgetilgt werden.

Eines der Hauptmittel, deren sich Augustus zur Erreichung dieses Zweckes bediente, haben wir in der Bedeutung, die er seinem Palast zu geben wußte, kennen gelernt. Als ein nicht minder wirksames Mittel zu gleichem Zweck ist die Umgestaltung des Forum zu betrachten. Es befand sich bisher auf demselben und zwar vor dem Stadthause eine einzige Rednerbühne. Von dieser Stelle aus war die Republik so vielfach gefeiert, die Despotie gebrandmarkt worden; von hier aus waren noch jüngst von Cicero Blitze auf den nach der Alleinherrschaft trachtenden Antonius geschleudert worden, und hier hatte Antonius darnach Kopf und Hand seines großen Feindes aufstecken lassen. Dieser Stelle suchte Augustus ihre Bedeutung dadurch zu rauben, daß er auf der entgegengesetzten Seite des Marktes eine zweite Rednerbühne errichten und hinter derselben einen Tempel zu Ehren Julius Cäsar's aufbauen ließ. Von dieser neuen Rednerbühne herab und in dem Tempel ward von nun ab der Kultus der Vergötterung Cäsar's betrieben, ein Kultus, der im Grunde nichts Anderes als eine Lobpreisung der Alleinherrschaft und eine Verdammung der republikanischen Staatsform bedeutete. Auch an dieser Sache hatte das Herz des Augustus keinerlei Antheil. Er hätte, wenn es ihm als seinem Vortheil förderlich erschienen wäre, einen Cäsar mit eben so kaltem Blute geopfert, wie von ihm sein Förderer und Wohlthäter, der große Cicero, geopfert worden war; jetzt machte er den todten Cäsar zum Gotte, einzig um deswillen, weil er, Octavianus, der Erbe seines Namens und seiner Stellung im Staate war. Die Vergötterung bezog sich also im Grunde genommen auf die Erbschaft und auf den Erben, auf ihn.

Um seine Pläne durchzuführen, bedurfte Augustus des Friedens. Er entsagte daher von vorn herein allen Eroberungskriegen und beschränkte sich, so weit es nöthig war, darauf, das Schwert zur Vertheidigung zu ziehen. Dem scheinen die unter ihm stattgehabten Kämpfe gegen germanische Völkerschaften zu widersprechen, die schließlich (unter Quintilius Varus) so unheilvoll für die römischen Waffen endeten. Allein der ursprüngliche Anlaß zu diesen Kämpfen fällt in die Zeit vor der Herrschaft des Augustus.*)

Das große stehende Heer diente demnach dem Herrscher hauptsächlich dazu, seine Macht im Innern zu befestigen und unter dem Schutz der Ruhe wohlthätige Einrichtungen mancherlei Art ins Leben zu rufen. Er bereiste vielfach die Provinzen des großen Reiches,

*) Das Nähere über diese Kämpfe ist dem zweiten Theile vorbehalten.

und hinter ihm hob dann die Friedensthätigkeit nach den verschiedensten Richtungen hin an. Hauptgegenstände derselben waren: Herstellung von Kanälen, Heerstraßen, Einrichtung des Postverkehrs, Einrichtungen zur Unterstützung Nothleidender, Sorge für Sicherheit und für Handhabung von Recht und Gerechtigkeit für Alle. Er trachtete in dem Maße danach, den Schein des Guten für sich zu erwecken, daß in der That auch viel Gutes von ihm ausging. Ueberall segnete man den Friedensfürsten und nannte ihn mit Begeisterung Vater des Vaterlandes. Vielen, die nur äußerlich sein Wirken betrachteten, erschien er als der beste und auch als der glücklichste Herrscher, der je einem Reiche vorgestanden hatte.

Und welch ein Reich war dies! „Von dem Weltmeer bis an den Euphrat, von der Donau und Nordsee bis zu den Wasserfällen des Nil waren alle Länder und Völker dem römischen Volke und seinem Kaiser unterthänig; wohl hat es größere Reiche gegeben und gibt es deren noch, aber eine schönere und reichere Herrschaft hat die Zeit nicht gesehen. Ein Gesetz, ein Recht, gleiche Grundsätze der Verwaltung herrschten von einem Ende zum andern, dasselbe Heerwesen, dieselbe Besteuerung, dasselbe Verhältniß von Stadt und Land waren in allen Theilen des Reiches, inmitten desselben aber lag die gebietende Hauptstadt, die Stadt ohne Gleichen. Zu Augustus Zeit barg Rom eine Bevölkerung von mehr als zwei Millionen Menschen, die Stadt strahlte von Gold und Marmor, sie leuchtete von Denkmalen menschlicher Kunst und Erfindungsgabe, wie sie die Welt zuvor nicht gekannt hatte, und wie sie noch heut in ihrem Verfall als unerreichte Muster angestaunt werden. Alle Kraft und alle Fülle des weiten Gebiets sammelte sich hier, die unermeßlichen, mannigfaltigen Schätze des Weltalls strömten zusammen, und doch diente Alles, was das Reich und die Stadt in sich hegte, zuletzt wieder nur dem Willen des einen Mannes, der scheinbar ein Bürger unter Bürgern vom palatinischen Hügel aus Rom und mit Rom fast die ganze damals bekannte Welt beherrschte." Das römische Reich hatte einen Flächenraum von nicht weniger als einhunderttausend Geviertmeilen mit 120 Millionen Einwohnern! — In der obigen, der Kulturgeschichte von Fr. Hermann entnommenen Schilderung ist mit der Bezeichnung, die „Stadt habe von Gold und Marmor gestrahlt", der Zeit um etwas vorausgegriffen. Es ist gebräuchlich geworden, Einzelnes von der Blüthe des römischen Lebens, das erst nach Augustus zu seiner höchsten Entwickelung gelangte, in seine Zeit zu verlegen, die man in ihrer Gesammtheit das goldene Zeitalter der römischen Geschichte

genannt hat. Mäßigen wir jedoch auch den bewundernden Ausdruck der zeitgenössischen Lobredner um etwas, und nehmen wir auch den Ausspruch des Augustus selbst: „Ich fand eine Stadt von Ziegeln und hinterlasse euch eine Stadt von Marmor" nicht wörtlich, so bleibt doch so viel wahr, daß von ihm aus die ausgedehnteste Anwendung des Marmors im öffentlichen und im Privatbau datirt. Barken über Barken führten von da ab mächtige Blöcke des Marmors herzu, den weißen aus Attika, den meergrünen aus Thessalien, den blutrothen aus dem Peloponnes, den gelben aus Afrika; ebenso trafen zahlreiche Ladungen von Elfenbein ein, das man neben dem Golde namentlich zu den Kasseten der Decken verwandte, und es wurde in dem Maße gebaut, daß Rom am Ende der Regierungszeit Augustus denen, die es vor der so entscheidenden Schlacht von Actium gesehen hatten, als eine ganz neue, die höchste Bewunderung herausfordernde Stadt, als eine Stadt der Götter erscheinen mußte. Hatte doch Augustus allein zweiundachtzig Tempel erneuert und zwar durch reichlichste Anwendung köstlichen Marmors! — Daß nicht von einer absoluten Umwandlung der Stadt in ihrem ganzen Umfange die Rede sein kann, sondern daß es auch noch viele elende Häuser in winkligen Gassen gab, würde sich auch dann von selbst verstehen, wenn nicht die Geschichtswerke der späteren Zeit von dem großen Brande unter Nero berichteten.

Die Stadt mit der gewaltigen Mauer, auf der sich nicht weniger als siebenhundert Thürme und Brustwehren befanden, verdankte somit dem neuen Herrscher ihren großartigen Aufschwung; dagegen wirkte Augustus — es möge dies von vorn herein betont werden — auf allen Gebieten der staatlichen Thätigkeit nicht eigentlich schöpferisch, er ließ es vielmehr sein Bestreben sein, auf dem von Cäsar angelegten Fundamente weiter zu bauen. Augustus verhält sich zu Cäsar wie das Talent zum Genie. Für die Impulse, die Cäsar gegeben, erwies er sich nach allen Richtungen hin empfänglich, und nur die Methode der Durchführungen entstammt ausschließlich seinem eigenthümlichen, mit Schlauheit und Verstellungskunst aufs Reichlichste ausgestatteten Wesen. Blieb der große Todte sein Lehrer, so fehlte es ihm auch nicht an Scharfblick, unter den Lebenden Männer von staatsmännischem Geschick herauszufinden, deren Rathes sich zu bedienen ersprießlich war. Unter ihnen sind hervorzuheben: M. Vipsanius Agrippa, C. Cilnius Mäcenas und M. Valerius Messala. Es waren dies Männer von ausgezeichneter Bildung, die sich große Verdienste um das Gute erwarben, welches zu jener Zeit auf den Gebieten der Kunst,

der Wissenschaft und der gesammten Staatsverwaltung zu Tage trat. Agrippa zeichnete sich zugleich in hohem Grade als Feldherr aus. Doch sorgte Augustus dafür, daß gesagt ward, „er, Augustus, habe stets seiner eigenen Einsicht gefolgt, und der Rath der Klügsten habe sich stets nur auf die Vollziehung seiner Beschlüsse bezogen.“ — Das Rühmenswerthe an den Freunden des Augustus schließt nicht aus, daß sie den schlechten Sitten der Zeit huldigten. Gab doch ihr Herr und Meister selbst ihnen keineswegs ein gutes Beispiel. Er wünschte freilich, daß im Volke die Sitten sich bessern möchten. So erließ er u. A. strenge Gesetze, die den Zweck hatten, in dem Eheverhältniß edle Sitte und Treue wieder zur Geltung zu bringen. Er selbst jedoch lebte diesen Gesetzen nicht gemäß, nur daß er, entsprechend seiner sonstigen heuchlerischen Art, die Sünden, die Andre gewissermaßen zur Schau trugen, im Geheimen betrieb. Schon um deswillen konnte es daher dem großen, aber kaltherzigen Staatskünstler nicht gelingen, in seinem eigenen Hause ein geordnetes, sittliches Wesen zu begründen. Großen Verdruß machten ihm namentlich seine dritte Gemahlin, die ränkevolle und herrschsüchtige Livia, und seine einzige leibliche Tochter Julia. Letztere gab sich sittenlosem Treiben hin. Die Beziehungen zu seiner Gemahlin Livia wurden so unholder Art, daß er es für nothwendig fand, Wichtiges, was er ihr zu sagen beabsichtigte, vorher aufzuzeichnen. Die Absicht, von der er sich leiten ließ, den innern Verfall seines Familienlebens vor der Welt versteckt zu halten, brachte ihn in Nachtheil, indem er sich eben scheuete, durchgreifende Mittel gegen Gemahlin und Tochter zur Anwendung zu bringen. Ein Hauptanlaß zu dem ehelichen Zwiespalt lag in der Verschiedenheit der Wünsche in Bezug auf die Nachfolge in der Herrschaft. Augustus hatte keinen Sohn, und während er nun einem der tüchtigsten Verwandten die Nachfolge zuzuwenden beabsichtigte, stand bei seiner Gemahlin der Entschluß fest, ihren Stiefsohn aus erster Ehe, Tiberius, zur Herrschaft zu bringen. Augustus beschloß, einen Sohn seiner Schwestertochter, die von ihm dem berühmten Feldherrn Agrippa zur Gemahlin gegeben worden war, zu adoptiren. Da starb dieser plötzlich, und man raunte sich zu: „Das hat das Gift Livia's gethan!“ — Im Laufe der Jahre starben noch drei Personen (erst der Feldherr Agrippa und darnach dessen beide Stiefsöhne, die rechten Söhne der Schwestertochter Augustus'), auf die Augustus der Folge nach in gleicher Absicht sein Augenmerk gerichtet hatte. Endlich brachte es Livia dahin, daß Augustus ihren Stiefsohn Tiberius adoptirte. In seinem sechsundsiebenzigsten Lebensjahre erkrankte Augustus plötz-

lich auf einer Reise, auf der ihn Livia begleitete. Livia soll ihm, um seine Genesung zu verhindern, vergiftete Feigen gegeben haben. Er hatte kurz zuvor heimlich den leiblichen Sohn des von ihm früher in zweiter Stelle zum Nachfolger ersehenen Agrippa besucht, und es wurde nun gesagt, Livia, der dies verrathen worden, habe daraufhin befürchtet, es könne die wegen der Nachfolge zu Gunsten des Tiberius getroffene Entscheidung möglicher Weise noch einmal in Frage gestellt werden. Eine Aeußerung auf seinem Sterbebette characterisirt diesen herzlosen Menschen, der erst grausam und beutesüchtig, dann mild und fürsorglich, stets aber berechnend, falsch, heuchlerisch war. „Habe ich in dem Schauspiele des Lebens meine Rolle gut durchgeführt?“ fragte er. Die sein Lager umstehenden Freunde bejaheten die Frage. „Nun, so klatscht Beifall,“ sagte der Sterbende, „das Stück ist aus!“ – (14 n. Chr.)

Literatur und Kunst.

Die Regierungszeit des Augustus ist namentlich in Bezug auf Kunst und Wissenschaft das goldene Zeitalter genannt worden. Lassen wir diese pomphafte Bezeichnung für den Zeitraum gelten, in dem Bemerkenswerthes auf den genannten Gebieten in einer gewissen Folge in auf- und absteigender Linie hervortrat, so haben wir den Anfang desselben lange vor Augustus (etwa 90 v. Chr.), den Höhepunkt bei Cicero, das Ende etwa in die Mitte der Regierungszeit des Augustus zu setzen. Als auch Griechenland als Provinz dem römischen Staate eingefügt worden war, wurde Rom sich dessen bewußt, daß seine Größe sich der Welt bisher nur in zwiefacher Hinsicht kundbar gemacht hatte, in der Kriegskunst und in der Gesetzgebung. Griechenland war politisch bezwungen, seine geistigen Erzeugnisse aber imponirten den Römern, und sofort begann die Arbeit der Letzteren, sich auch diese zu eigen zu machen. So ward Griechenland der Lehrer Roms, nie aber wurden Kunst und Wissen dem Schüler Herzenssachen, wie sie es den Griechen gewesen waren. Man pflegte in Rom Kunst und Wissen nicht um ihrer selbst, sondern um des Glanzes willen, den sie von sich strahlten, und die Anregungen, die der griechische Geist dem römischen Geiste gab, vermochten sein eigenthümliches Leben nur in einem — im Vergleiche zu dem, was Griechenland hervorgebracht hatte — geringen Grade zu wecken. In Scharen kamen Griechen nach Rom, um Unterricht in der Grammatik, Philo-

sophie, Astronomie, Geometrie u. s w. zu ertheilen, und sie fanden auch Schüler. In ihrer Mehrheit aber suchten die reichen Römer sich in anderer Weise mit der Forderung der öffentlichen Meinung, die auf Aneignung der geistigen Blüthe des Griechenthums hinzielte, abzufinden: sie kauften sich gelehrte Griechen, und so hatten sie Wissen und Kunst, wenn nicht in ihren Köpfen, so doch in ihren Häusern. Bald ward es für den vornehmen Mann Modesache, unter seinem Schwarm von Dienern wenigstens einen Griechen zu haben, der in Kunst und Wissen bewandert war. Dem entsprach es, daß auch die Griechen, die öffentlich Unterricht ertheilten, lange in rechtloser Stellung belassen wurden, und erst einem Julius Cäsar war es vorbehalten, zu erkennen, daß wahre Achtung, den Wissenschaften gezollt, sich nicht mit Verachtung gegen deren Träger verträgt, weshalb er auch allen Lehrern der freien Künste, wie auch den Aerzten das Bürgerrecht verlieh. (S. S. 463.) Mancher vornehme junge Römer begnügte sich nicht mit den in der Hauptstadt erlangten Kenntnissen, sondern begab sich auf eine Zeit lang auf eine der berühmten griechischen Schulen. Der Leser erinnert sich, daß Cäsar zur Vollendung seiner Ausbildung nach Rhodus, Octavian, einen gleichen Zweck verfolgend, nach Apollonia ging. Wie die Schulen dieser Orte standen auch die Schulen von Athen, Mytilene und Alexandria in hohem Ansehen.

Nach dem Allen kann es nicht Verwunderung erregen, daß im Großen und Ganzen in Rom eine volksthümliche Literatur sich nicht entwickelte, und daß auch die hervorragendsten literarischen Werke fast insgesammt Nachbildungen der griechischen Literatur waren. Der Herrschaft des Augustus kam es zu statten, daß das Wirken einiger literarisch begabten Römer in seine Zeit hineinragte, und er sowohl als seine nächsten (oben genannten) Freunde waren einsichtig genug, dieses Wirken zu fördern.

Als der erste der von dem augusteischen Hause begünstigten Dichter ist zu nennen P. Virgilius Maro (70 bis 19 v. Chr.) aus Andes bei Mantua. Sein Hauptwerk ist die Aeneide, ein Heldengedicht in zwölf Büchern, das die Sage von dem sich aus Troja rettenden, auf dem Meere viele Abenteuer bestehenden und endlich in Italien landenden Aeneas mit der von Augustus begründeten Alleinherrschaft zum Zweck der Verherrlichung der letzteren in geschickter Weise in Verbindung setzt. Einzelne treffliche Schilderungen enthaltend, ist die Aeneide eine knechtische Nachbildung der Iliade. Keinem derjenigen Leser, die in die Schönheit der griechischen Dichterwelt eingeweiht sind, wird es entgehen, daß jenes römische Epos

nach Plan, Ausführung und Ausschmückung seinem größeren Theile nach eine Zusammensetzung von Beutestücken ist, die von Virgil — in echt römischer Weise — den Werken Homer's, Hesiod's, Theokrit's und anderer griechischer Dichter (namentlich der Iliade Homer's) entnommen worden sind. Der Dichter, dessen Auge sich ihren Mängeln nicht verschloß, war kurz vor seinem Tode nahe daran, sie der Vernichtung preiszugeben. Ein zweites und dabei in seiner Art vollendetes poetisches Werk von ihm ist sein Lehrgedicht vom Landbau.

Neben Virgil ist zu nennen Q. Horatius Flaccus (65—8 v. Chr.), geboren zu Venusia in Apulien. Sein Vater verwandte alle seine Mittel für die Ausbildung des große Gaben verrathenden Knaben. Im zwanzigsten Lebensjahre begab sich der junge Horaz nach Athen, um dort seine Studien zu vollenden. Um diese Zeit fiel Julius Cäsar unter den Dolchen der Verschwörer. Als darauf Brutus und Cassius nach Griechenland kamen und ein Heer zum Schutz der bedrohten Verfassung ausrüsteten, trat auch Horaz in die Reihen der republikanischen Kämpfer und ward unter Brutus Oberster einer Legion. Nach der für Brutus unglücklichen Schlacht bei Philippi floh Horaz nach Rom, ward ein Schützling des Mäcenas und Virgil's, durch die er bald darnach die Gunst des Augustus erlangte. Der reiche Mäcenas schenkte ihm, um ihn aller Lebenssorgen zu entheben, das Landgut Sabinum. In seinen Oden und Epoden bot er seinen Zeitgenossen Schätze der Lebensweisheit, die er griechischen Dichtungen entlehnte, in römischem Gewande dar, wogegen er in seinen Satiren (Sermonen) und poetischen Briefen sein eigenstes inneres Leben zum Ausdruck brachte. „Er suchte in seinen Gedichten wahre Lebensweisheit und wahres Lebensglück zu lehren oder wenigstens das, was ihm bei der Betrachtung seiner Zeitgenossen als solches erscheinen mußte. Er hält die Mitte zwischen der entsagenden Rauhheit der Stoiker und der Genußsucht der Epikuräer. Seine Sprache zeichnet sich durch eine unübertreffliche Feinheit und Eleganz aus, der Grundton aller seiner Darstellungen ist der reinste Geschmack.“ —

Der dritte der gefeiertsten Dichter dieses Zeitraumes ist P. Ovidius Naso (43 v. Chr. bis 17 n. Chr.), geboren zu Sulmo im Pelignerlande. Er ist ein Mann von großen dichterischen Gaben, dessen Metamorphosen oder Götterverwandlungen außerordentliche Schönheit darbieten. Außer diesem seinem Hauptwerke besitzen wir noch von ihm Festkalender, Heroiden, erotische Gedichte und Klagelieder. Augustus sandte den Dichter, der längere Zeit Gast am kaiserlichen Hofe gewesen, nachdem es zu Tage gekommen war, daß er mit

des Kaisers sittenloser Tochter Julia verbotenen Umgang gehabt hatte, in die Verbannung nach Tomi.

Dem bezeichneten Zeitraume gehören noch an der didactische Dichter T. Lucretius, der Satyriker M. Terentius Varro, die Lyriker Q. Valerius Catullus und Albius Tibullus und der Elegiker Sextus Aurelius Propertius.

Daß das Drama ohne die rechte Zugkraft bei einem Volke bleiben mußte, das mehr und mehr an blutigen Fechterspielen und Thierhetzen zu laben sich gewöhnt hatte, kann nicht Wunder nehmen. Vor Augustus aber herrschte wenigstens auf der Bühne noch Redefreiheit, und selbst ein Julius Cäsar bekam noch von den „Brettern, die die Welt bedeuten," schneidende Wahrheiten zu hören. In der Zeit des Augustus ging auch diese Freiheit zu Grunde, und es kamen die Pantomimen, stumme, mit Ballets und Musik verbundene Pracht-Darstellungen auf, die durch Scenen der Ueppigkeit, die sie vorführten, dem lüsternen Sinne der Zeit Genüge thaten und, leidenschaftlichen, ja rasenden Beifall findend, die Entsittlichung vollenden halfen.

Die Beredsamkeit war ein Gebiet, auf dem die Römer, so lange die Republik bestand, Großes leisteten. Der Leser hat von der Zeit des älteren Cato an bis zur Zeit des Julius Cäsar und des Cicero neben diesen Männern eine Zahl bedeutender Redner kennen gelernt. Unter ihnen waren Cäsar und Cicero die hervorragendsten, alle aber überstrahlte Cicero. Zu den vorzüglichsten Reden desselben gehören die gegen Catilina und die unter dem Namen Philippica gegen Antonius gehaltenen vierzehn Reden. Seine sämmtlichen Reden, 59 an der Zahl, sind uns erhalten geblieben. In Bezug auf Reinheit, Eleganz und Kraft der Sprache können sie als Muster für alle Zeiten gelten. Fast eben so bedeutend sind seine philosophischen Abhandlungen und seine Briefe. Wohlthuend spricht aus den letzteren Stücken der Glaube des Weisen an einen einigen Gott, an die persönliche Unsterblichkeit und an ein Wiedersehen in jener Welt an.

Der bedeutendste der Geschichtsschreiber dieser Zeit ist Julius Cäsar, der in seinen Büchern über den gallischen Krieg und über den Bürgerkrieg seiner Zeitgenossen mit prunkloser Einfachheit, aber frischer Lebendigkeit geschriebene höchst anziehende Schilderungen seiner Kämpfe in Gallien und gegen Pompejus bietet und sich durch dieselben „den Ruhm erworben hat, zuerst mit Kunst und Geist geschichtliche Stoffe behandelt zu haben." Er ist deshalb auch als der Vorläufer einer Zahl ihm mittelbar folgender Geschichtsschreiber zu betrachten, unter denen zu nennen sind: C. Sallustius Crispus (86—35 v. Chr.), der

uns zwei Meisterwerke, den „Catilinarischen Krieg" und den „Jugurthinischen Krieg" hinterlassen hat, T. Livius (59 v. Chr. bis 17 n. Chr.), dessen berühmte „Geschichte Roms" leider nur zu einem Theile erhalten ist, und Cornelius Nepos, dessen „Beispiele aus der Sittengeschichte und Lebensbeschreibungen" ihn uns als einen, wenn auch an Geist nicht hervorragenden, aber wahrheitsliebenden Mann zeigen. Als ausgezeichnete griechische Schriftsteller dieser Zeit sind noch anzuführen die Geschichtsschreiber: Dionysius aus Halicarnassus, Nicolaus aus Damascus, der Geograph Strabo aus Amasia und Dionysius Periegetes (der Reisende) aus Charax. Erwähnt sei auch noch Phädrus, der 90 Fabeln (zu einem Theile sind sie Uebertragungen äsopischer Stücke) herausgab. In ihrer Gesammtheit die Literatur der republikanischen Zeit und die der nachfolgenden kaiserlichen Zeit in Betracht ziehend, sagt F. D. Gerlach: „Die Geisteswerke der Römer kurz vor der gegenwärtigen Zeit erscheinen nur als die letzten Strebungen des republikanischen Geistes, welcher vom Staate und Volke, dem sie angehören, losgerissen, sich in das freie Reich der Gedanken und der Wissenschaft geflüchtet, um hier ein Denkmal früherer Herrlichkeit zu gründen. Eine Geistesrichtung also, welche aus der Vergangenheit hervorgegangen, gegenüber den schleichenden Künsten der Despotie, rasch der Vollendung zustrebt, konnte unter den Einflüssen der neuern Zeit nicht weiter die bisherige Bahn verfolgen, sondern mußte gelähmt, gehemmt, erdrückt, in ganz verschiedener Weise sich entwickeln, um unter den neuen Verhältnissen noch anerkannt zu werden. Daher ist der Uebergang zur Alleinherrschaft allerdings entscheidend, zunächst weniger durch die neue Form des Staats, als durch die geistige Erschlaffung, welche der Despotie den Weg gebahnt. Es bildet sich ein entschiedener Gegensatz zwischen der neuern Literatur, welche der Herrscher Gunst gefördert und öfters noch mit ihrem Haß verfolgt, und den Geisteswerken des alten Roms, welche die vollendete Blüthe der Republik gesehen und mit deren Fall geendet. Diese Thatsache von Tacitus im innersten Bewußtsein seiner Seele anerkannt, sollte nun den Markstein bilden, um die Gedankenwelt des römischen Volkes in ihren Gegensätzen zu begreifen." Ueber Tacitus, den hervorragendsten der Schriftsteller aus der Nachblüthe der römischen Literatur, wird weiterhin noch Einiges zu sagen sein.

Baukunst, Sculptur und Malerei.

Auch auf diesen Gebieten ward das besiegte Griechenland der Lehrer Roms. Durch die Anwendung der Wölbung brachen die

Römer jedoch der Baukunst neue Bahnen, und im Brückenbau wie im Bau großartiger Wasserleitungen, Kloaken und Heerstraßen sind sie unübertroffen geblieben. Die Wasserleitungen, Werke, die theils unter dem Boden, theils über dem Boden angelegt waren, führten den Bewohnern Roms frisches Quellwasser meilenweit herbei. Die Ausführung dieser Werke war höchst kostspielig, da Felsen durchbrochen und Thäler durch mächtige Bogenanlagen überbaut werden mußten. Die Kloaken, bestimmt dazu, morastiges Wasser und Unrath in die Tiber zu leiten, verzweigten sich unter der Stadt; einzelne der Bogen, welche die Straßen und Häuser über ihnen stützten, waren von solcher Höhe und Breite, daß sie Wagen, die mit Heu beladen waren, Platz boten. Unter den Heerstraßen zeichnete sich die via Appia (die „Königin der Straßen", gebaut von Appius Claudius, 312 v. Chr.) durch ihre Länge und Festigkeit aus. Sie führte ursprünglich von Rom nach Capua, wurde aber später bis Brundusium verlängert. Strecken dieser aus eng aneinander gefügten Quadersteinen gebauten Straße haben sich bis heut erhalten. Die Badehäuser (Thermen), die den Raum eines ganzen Stadttheils einnahmen, waren äußerst geschmackvoll eingerichtet. Sie waren verbunden mit Theatern, Speisesälen, herrlichen Gärten, Bibliotheken für Redner, Säulengängen mit Luxusläden u. s. w., kurz sie boten den Besuchenden die bunteste Abwechselung. Es gab der üppigen Müßiggänger Roms nicht wenige, die die meiste Zeit ihres Lebens in den Thermen zubrachten. Der Tempel, den Agrippa, der berühmte Feldherr und Vertraute des Augustus, allen Göttern weihete (Pantheon), ein großartiger Kuppelbau von nicht weniger als 132 Fuß Weite und gleicher Höhe, der nur von oben durch eine kreisförmige Oeffnung Licht empfängt, ist noch heut eine der schönsten Zierden Roms. Der Schmuck der Bauwerke durch Arbeiten der Sculptur und Malerei gehört vollständig dem griechischen Einflusse an, und es waren auch meist eingewanderte griechische Künstler, deren Meißel und Pinsel die marmornen Bildwerke und die Malereien der Tempel und Paläste schufen.

Religion und Philosophie.

Auch auf dem religiösen Gebiete hatte sich der Einfluß des Griechenthums geltend gemacht, auch auf diesem Gebiet war das politisch besiegte Griechenland zum Siege über die Römer gelangt. Es konnte dies um so leichter geschehen, als ja Latiner und Griechen Zweige eines Urstammes waren, es demnach für das gegenseitige

Verständniß in Dingen der religiösen Anschauung nicht an Anknüpfungspunkten fehlte. Im Laufe der Jahrhunderte war das religiöse Wesen der beiden Völkerschaften zu einem Theile in Gegensatz zu einander getreten. Was die Latiner in grauer Urzeit in ihre neue Heimath mitgenommen hatten, war weniger zu weiterer Entwickelung gelangt, als das religiöse Wesen der Griechen. Während diese sich einen heitern Götterhimmel geschaffen hatten, waren die Römer den unbekannten Mächten gegenüber, die der religiöse Sinn ahnt, in düsterer Scheu verblieben. Ihr religiöses Gefühl war das unheimliche Gefühl der Furcht, ihre vornehmste Sorge die, den Götterzorn durch genaueste Befolgung der von den Priestern vorgeschriebenen Gebräuche von sich abzuwenden, dagegen und zwar ebenfalls einzig und allein durch äußere Dienstleistungen nach Anweisung der Priester den Beistand der Götter sich zuzuwenden. Daß der wahre Gottesdienst in das Innere des Menschen zu verlegen ist, daß sein Herz nach Gesinnung und Willen ein heiliger Tempel werden, und daß von diesem aus die Regelung und Erneuung seines äußern Lebens erfolgen muß, war ihnen nicht bekannt. So bildete sich denn ein vielgestalteter äußerlicher Dienst von Gebeten, Opfern, Aufzügen, Beschwörungen. Auch das Suchen nach Wahrheit ward nicht in das Innere verlegt, sondern man nahm an, es würden dem Menschen durch äußere Zeichen Enthüllungen zu Theil. Darum die sorgsame Beachtung des Vogelflugs und der Eingeweide der Opferthiere. Wie sehr auch an Geist hervorragende Männer der mittleren, ja selbst auch noch der späteren Zeit der Republik Gewicht auf solche Dinge legten, ist oben (S. 380) dargelegt worden. In ähnlicher Weise, wie es bei den Griechen geschehen war, erweiterte sich auch bei den Römern im Laufe der Zeit die Zahl der Gottheiten; bei jenen hatte eine schöpferische Phantasie die Götterwelt vollendet, bei diesen vollführte der Verstand dies Werk. So entstanden Gottheiten zweiten und dritten Ranges. Die römische Priesterschaft ließ es sich angelegen sein, für jeden ihr wichtig erscheinenden Vorgang oder auch für bestimmte Gegenstände eine Gottheit zu ersinnen, der die Leitung oder Ueberwachung derselben anvertraut ward. So war z. B. Cuninia Schutzgöttin der Wiege, Rumina förderte die Ernährung des Säuglings, Carna beschützte das Kind zur Nachtzeit vor blutsaugenden Hexen, Educa und Pontina gewöhnten sie an Speise und Trank, Ossipago und Statanus sorgten für das Festwerden der Knochen, Adeona und Abeona förderten das Gehen, Farinus, Locutius und Fabulinus das Sprechen (der letzteren Gottheit wurde auch geopfert, wenn das Kind

das erste Wort sprach), die Iterduce geleitete den Knaben in die Schule, die Domiduca in das Haus zurück, Sternua förderte die Entwicklung seines Leibes, Catius die seines Verstandes, Numera war die unsichtbare Helferin beim Rechnen, Camena förderte das Singen. Neben Janus, dem Beschützer alles Aus- und Einganges, hatte man den Joculus, welcher die Hausthüren, den Limentinus, welcher die Schwellen, die Cardia, welche die Thürangeln unter ihrer Obhut hatten. Damit soll nur eine Andeutung gegeben werden, in welcher Art die römische Theologie thätig war, die neben den genannten noch eine Unzahl kleiner Gottheiten aufstellte und in Aufstellung von Kultushandlungen sich ebenfalls unerschöpflich und erfinderisch erwies.

Schon in der Zeit, in der Griechenland dem römischen Staate noch nicht eingefügt war, nahmen die Römer Götter und Kultushandlungen von den Griechen an. So wurde zu Anfange des 6. Jahrhunderts v. Chr. Apollo (und mit ihm die griechische Sibylle) in Rom eingeführt, im Anfange des 5. Jahrhunderts folgten ihm Demeter, Persephone und Dionysos (unter den Namen Ceres, Proserpina und Bacchus), ein Jahrhundert darauf fand Heracles (Hercules) Aufnahme, und wieder ein Jahrhundert später wurde die erycinische Venus (eine Vereinigung der griechischen Aphrodite und der punischen Astarte) in Rom eingeführt.

Die Aufnahme der fremden Gottheiten führte zu vielen Unklarheiten in Bezug auf die Abgrenzung der ihnen zugewiesenen Thätigkeiten, und es wurde dies Gebiet von den römischen Theologen mit dem größten Eifer bearbeitet und die absolutesten Thorheiten reichlich mit Stützen geistreicher Auslegungen versehen. Man kam endlich (wie Cicero berichtet) dahin, die Götter in Dii majores und minores einzutheilen. Zu den Ersteren gehörten außer den zwölf himmlischen, den Götterrath bildenden Gottheiten Jupiter, Juno, Minerva, Neptun, Mars, Vulkan, Mercur, Apollo, Vesta, Ceres, Venus, Diana auch noch Janus, Saturnus, Tellus, Orcus, Liber, Sol, Luna und Genius. — Jupiter hat die Bedeutung des griechischen Zeus, er ist Herr des Aethers, Beherrscher der menschlichen Geschicke im weitesten Umfange. Als Schutz- und Hilfsgott in der Schlacht führt er die Beinamen imperator, victor, stator, praedator, opitulator, triumphator. Mit ihm theilt seine Gemahlin Juno (entsprechend der griechischen Hera) seine Macht; sie ist zugleich Schützerin des weiblichen Geschlechts, auch hat sie den Lauf der Sterne zu überwachen. Minerva (Athene) war in älterer Zeit Göttin der Betriebsamkeit, des häuslichen Fleißes, später gilt sie als Gottheit des erfinderischen Verstandes. Neptun

(Poseidon) galt als Gott des Meeres. Mars (Ares) war ursprünglich ein Gott der Wälder und Weiden, der Befruchtung, daher ihm auch der erste Monat des altrömischen Jahres, der Marsmonat oder März, gewidmet war. Aber der Begriff des Lebens, das er ausdrückte, erweiterte und vertiefte sich mit der Zeit. Wie die griechischen Stämme ihr gemeinsames sittliches Ideal in Apollo zusammenfäßten, so geschah ein Gleiches von den italischen Völkern in Bezug auf Mars. Ihm wurden mehr und mehr Züge männlicher Kraft übertragen, so daß er, dem früher ebenfalls der Schutz des häuslichen Lebens, die Führung der Auswanderer in neue Wohnsitze anvertraut war, vorherrschend als Lenker und Führer in der Schlacht verehrt ward. Vesta (Hestia) war die Göttin des Heerdfeuers, in der die Idee der höchsten sittlichen Reinheit verehrt ward. Auch ein Tempel war ihrem Dienst geweiht, in dem die Priesterinnen der Göttin, Vestalinnen, das heilige Feuer zu unterhalten hatten. Vulkan entspricht dem Hephästos, Mercur dem Hermes, Ceres der Demeter der Griechen. Diana wurde später erst mit der griechischen Artemis zu einer Gottheit verschmolzen. Zu Ehren Saturn's, des Begründers des Ackerbaues in dem goldenen Zeitalter, feierten die Römer alljährlich ein mit dem 29. December beginnendes mehrtägiges Fest, die Saturnalien, an denen Bekannte sich gegenseitig durch Geschenke erfreuten, die Herren ihre Sklaven bedienten, kurz ein förmlicher Kultus des Wohlwollens im weitesten Sinne getrieben ward. Zu den Gottheiten minores, die von griechischem Einflusse frei blieben, gehören u. A. die Schutzgötter der Familie, Penaten genannt, Vertumnus, der Schützer der Blüthen, seine Gattin Pomona, die Schützerin der Früchte, Flora, die Blumenkönigin, die beiden Waldgötter Silvanus und Faunus, die als wahrsagende Göttin verehrte Tochter des Faunus, Fauna, der Grenzgott Terminus, die auf dem Schauplatze des Krieges herrschende Bellona und die Zwillingsbrüder Castor und Pollux. Außerdem fanden Verehrung die Genien, die Schutzgeister der Menschen, ferner die Seelen der Verstorbenen, Manen genannt, und endlich die Laren, gute Geister, von denen Häuser, Straßen, Plätze und Wege Schutz empfingen.

Je weiter das römische Schwert im Morgenlande vorgedrungen war, um so unaufhaltsamer hatten die phantastischen Religionsanschauungen bezwungener asiatischer Völkerschaften ihren Weg nach Rom gefunden; doch waren sie anfangs ohne besondern Einfluß auf das religiöse Wesen der Römer geblieben, weil sie eben von Völkerschaften stammten, die den Römern als Barbaren galten. Anders gestalteten sich die religiösen Verhältnisse von der Zeit an, in der

griechische Literatur und Kunst ihren Einzug in Rom zu halten begannen. Konnte es anders sein? Die Dichterwerke, die man übertrug, standen ja auf einem andern Glaubensboden, die herrlichen Werke des Meißels und Pinsels, die man raubte, waren aus einer andern Anschauungswelt hervorgegangen, und indem Eines und das Andre sich vermöge des Zaubers, der der Kunst eigen ist, Bewunderung errang, konnte es nicht ausbleiben, daß gleichsam ihr Duft die Glaubenssphäre, die sie vorfanden, allgemach veränderte. Die römischen Theologen gelangten erst zum Bewußtsein über das Uebel und über die Quelle des Uebels, als dasselbe bereits einen bedeutenden Grad erreicht hatte.

Aber sie mußten Schlimmeres noch erleben. Die Geisterwelt der Griechen hatte nicht blos herrliche Blüthen der Poesie, sie hatte auch Früchte der Weisheit hervorgebracht. Auch diese, die Werke der griechischen Philosophen, wanderten nach Rom. Als nun gar noch Vorsteher philosophischer Schulen aus Griechenland nach Rom kamen und daselbst öffentliche Vorträge hielten, die alsbald außerordentlichen Zulauf gewannen, ward die Priesterschaft in dem höchsten Maße um den Bestand der altrömischen Glaubenswelt besorgt, und es gelang ihr, den Senat zum Erlaß eines Gesetzes zu bewegen, demzufolge griechischen Philosophen und Rhetoren der Aufenthalt in Rom untersagt ward. Aber damit war nur Hilfe auf einige Zeit gewonnen. Die Hauptwurzel des Uebels, vor dem man sich zu sichern strebte, steckte in den Werken der griechischen Philosophen, und die Lehren eines Socrates, eines Plato, eines Aristoteles drangen um so unaufhaltsamer in Rom ein, als die griechische Sprache mehr und mehr Umgangssprache in den Kreisen der Gebildeten wurde. Die Sache nahm ihren gewohnten Verlauf. In den Köpfen der Gebildeten wurden zunächst die von der Priesterschaft befürchteten Verheerungen angerichtet, und von da aus ging der Unglaube nach und nach weiter in das Volk hinein. Endlich begann man in Rom selbst die Philosophie zu pflegen, obgleich die Römer auch auf diesem Gebiete nur aufnehmend und nicht selbstschöpferisch waren. Begnügte sich doch später sogar ein Cicero damit, die Werke der griechischen Philosophen forschend zu durchgehen und die bemerkenswerthesten Ergebnisse seinen Landsleuten faßlich vorzutragen.

In der ersteren Zeit fanden namentlich zwei philosophische Systeme in den höheren Ständen vielen Anhang, das epikureische und das stoische.

Das erstere System stammt von dem Griechen Epikur. Nach

seiner Lehre ist der Genuß das zumeist Erstrebenswerthe, und es verdienen Tugenden nur insofern Würdigung, als sie sich geeignet erweisen zum Genusse zu verhelfen. Höher als der leibliche Genuß steht der geistige, weil er von längerer Dauer sein kann. Des Genusses höchste Stufe ist: ungetrübte Ruhe der Seele, die als solche sich unerreichbar von Schmerz und Angst erweist und eben so von dem Wahne sich frei erhält, die seligen Götter kümmerten sich um der Menschen Geschick, indem doch deren Seligkeit gerade darin bestehe, ihre Blicke von dem in Unvollkommenheit wandelnden Menschengeschlecht abgelenkt zu haben. Diese an und für sich trostlose Lehre hatte immerhin noch eine ideale Seite, der gemäß auch der Stifter ein edles Leben führte. Allein sie artete mehr und mehr aus, und es blieb als Bodensatz nur übrig: das Kultiviren sinnlichen Genusses. In dieser Gestalt wucherte sie unter den Römern in schreckenerregender Weise fort.

Das stoische System stammte von dem Griechen Zeno. Da er in der Stoa Poikile zu Athen seine Lehre vorgetragen hatte, nannte man seine Schüler Stoiker und seine Philosophie die stoische. Nach derselben ist die Gottheit die Alles durchdringende Vernunft, das Erkennen dieser Vernunft und das ihr gemäße Leben muß Ziel des Strebens sein, denn vollkommene Erreichung des Zieles gewährt vollkommene Glückseligkeit. In diesem Zustande haben Begierden und Leidenschaften, Lust und Schmerz ihren bestimmenden Einfluß auf den Menschen verloren; der Stoiker giebt mit Gleichmuth selbst das Leben hin, sobald das Haften der Seele an dem Körper erstere an ihrer freien Regung behindert. Obgleich in ihrem tiefsten Gehalte ebenfalls trostlos, war die Lehre der Stoiker doch von sittlicherem Gehalte als die der Epikuräer, daher sie auch nur unter edelgesinnten Römern Verbreitung fand, auch die Zahl ihrer Anhänger stets unbedeutend blieb. Zu ihren vornehmsten Anhängern gehörte unter Anderen Cato der Jüngere, der sich nach dem Siege Cäsar's, und M. Brutus, der sich nach dem Siege Octavianus' den Tod gab. Die große Masse suchte man in den alten Kultusformen festzuhalten, die aber, zumal die höheren Stände sich von ihnen abgewandt hatten, ihre versittlichende Kraft gänzlich verloren hatten. Der religiöse Dienst, nicht durch den Glauben an das Göttliche, sondern durch staatliche Erwägungen und durch sophistische Auslegungen gehalten und gestützt, sank gänzlich zum Nützlichkeitsdienst herab, die Zahl der gläubigen Anhänger ward immer geringer, heimlich wucherten religiöse Anschauungen, die aus Aegypten und andern Ländern des Morgenlandes nach Rom gekommen waren, die Zahl der Zweifler an Allem, was

Religion oder Philosophie dem Menschen als sittliche Wahrheit bietet, nahm zu, immer mehr breitete sich erkältendes Dunkel über das Gemüth des Volkes aus.

Sittenleben.

Kriege früherer und späterer Zeit.

Suchen wir nunmehr, einschlagende Andeutungen, die bei Vorführung hervorragender Personen gegeben wurden, mit in Betracht ziehend, ein Gesammtbild des römischen Sittenlebens zu gewinnen. Umgeben von kriegerischen Völkerschaften waren die Römer der ältesten Zeit gezwungen, selbst zum Angriffskriege zu schreiten, wollten sie anders drohenden Angriffen, deren Ziel ihre Unterdrückung war, nicht unterliegen. Das später oft gemißbrauchte Wort „Du mußt Hammer oder Amboß sein!" hatte für sie volle Berechtigung, Angriffskriege waren ihnen Schutzkriege. Wir dürfen ihre kriegerische Thätigkeit um so eher als eine von der Nothwendigkeit geforderte anerkennen, als wir sehen, daß sie nebenher der friedlichsten Beschäftigung ergeben waren: sie betrieben mit Eifer den Ackerbau. Von dem weisen Numa Pompilius wurden, wie der Leser sich erinnert, für den fleißigen Ackerbauer Lohn, für den trägen Strafe ausgesetzt. Es geschah, daß das Volk seine Feldherren vom Pfluge holte, daß die Feldherren — es sei nur erinnert an Cincinatus, Dentatus, Fabricius — nach ruhmreichen und langdauernden Kämpfen zum Pfluge zurückkehrten. Diesen beiden Hauptrichtungen entsprachen ihre Sitten. Es herrschte im Volke ein ernstes, männliches Wesen, Weichlichkeit und Ausschweifungen waren unbekannt. Der Vater war Herr und König des Hauses. Unterordnung, zum Zweck des Gedeihens des Hauses, wurde in strengster Weise gefordert; das Recht des Vaters über die Kinder ging so weit, daß er sie in die Sklaverei verkaufen, daß er sie am Leben strafen konnte. Die Stellung des Jünglings im Hause sollte eine Vorschule für den Mann — dem Staate gegenüber — werden. Wie der Jüngling mit eiserner Strenge dem Hause zu dienen angehalten ward, so sollte er als Mann dem Staate dienen. Der Jüngling wurde zur Treue, Wahrhaftigkeit, Mäßigkeit, Ehrerbietung, Hingabe erzogen. Dies und Vorhaltung edler Beispiele aus der Vergangenheit sollte seinem Charakter Einfachheit, Würde, Festigkeit, Opfermuth einprägen. Und dieser Zweck ward erreicht. Unter den Strohdächern und hinter den Lehmwänden wohnte ein ehrbares, wehrhaftes Geschlecht; den

Männern, die befähigt waren, in jedem Augenblicke den Pflug mit dem Schwerte zu vertauschen, erschien es als selbstverständlich, nach erreichtem Kriegszweck wieder zur Beschäftigung des Bauern und des Hirten zurückzukehren.

Wohl mit ungläubigem Kopfschütteln wäre es von den Römern dieser Zeit aufgenommen worden, wenn ihnen Jemand prophetisch verkündet hätte, daß einst der Staat sich ein stehendes Heer halten, daß auf dem palatinischen Hügel sich an Stelle der Lehmhütten und Ziegelhäuser eine Stadt von Palästen erheben, daß man die wohleingerichteten Aecker einst der Verwüstung preisgeben würde. Den Enkeln sollten viele Güter zu Theil werden, die man damals nicht kannte: Genüsse und Vergnügungen hundertfältiger Art, Schätze des Auslandes, Kriegsruhm — aber alles dies mit Hingabe unschätzbarer Güter, solcher Güter, die Leib und Seele gesund und das Herz frei erhalten von verwüstenden Empfindungen.

Es wiederholte sich, was wir im Verlauf unserer Darstellung schon einige Male sich vollziehen sahen: äußerer Gewinn ging Hand in Hand mit innerer Schädigung, erwies sich abwechselnd als Ursache und als Wirkung der letzteren. Als die Griechen Herrschaft in Kleinasien gewonnen hatten, da trugen sie frohen Sinnes erbeutetes Gold heim; aber dessen Gebrauch ward in der Heimath zum Gift, denn sie lernten in der Ferne auch schlechte Sitten kennen, und diese wurden ebenfalls in die Heimath übergeführt. In dem Pesthauche der sich schnell einbürgernden schlechten Sitten verdarb schon die nächste Generation. So erging es zuerst den Athenern, dann verfielen die über Athen siegreichen Spartaner demselben Geschick, und darauf erfolgte der grauenvolle Bruderkrieg (der peloponnesische Krieg), der von bezahlten Söldnerschaaren, für welche Vaterlandsliebe ein leerer Schall war, geführt ward, ein Krieg, der Griechenland, das einst die Weltmacht Persien gestürzt hatte, allgemach so weit schwächte, daß es eine Beute des kleinen, aber jugendkräftigen Macedonien ward.

Der Welt sollte noch einmal und zwar in dem großartigsten Maßstabe das Schauspiel werden, daß äußere Erfolge, errungen durch Hingabe innerer Güter, nur Scheinglück schaffen, nur jenes trügerische, für eine Zeit berauschende Glück, das sicheres Verderben in seinem Schoße trägt.

Die Politik der Staaten in grauester Vorzeit nach dem sittlichen Gesetz, das die heut erreichte Civilisationsstufe aufstellt, messen zu wollen, wäre ein thörichtes Verfahren. Wir haben demgemäß auch den Kriegen der Römer in der ersten Zeit eine natürliche Berechtigung

zugestanden. Allein allmählich traten Erscheinungen zu Tage, die es verriethen, daß in dem Römercharakter eine Ader der Wolfsnatur vorhanden war: die Römer begannen den Krieg um des Krieges willen zu lieben. Von da ab war es nicht Sicherung ihres Bestandes allein, sondern es war — und zwar im steigenden Maße — die Sucht nach Kriegsruhm, die Ländergier, die Gier nach Beute, die sie trieb, das Schwert aus der Scheide zu ziehen. Ein bedeutungsvoller Wendepunkt in ihrer Geschichte war damit eingetreten. Das Uebel wuchs riesengroß empor. Bedauernswerth ist der Zustand bei dem einzelnen Menschen wie bei einem Volke, in dem das Gewonnene nicht so sehr erfreut als nach neuer Beute reizt. Zuletzt ward es bei den Römern eine Art politischen Glaubensdogmas „Uns gehört die Erde!" ein Dogma, dem selbst ein Virgil in dem Worte Ausdruck gab:

„Du sollst, Römer, beherrschen des Erdreichs Völker mit Obmacht
— — — — — — und niederschmettern die Trotzer."

Wer wollte sich da noch mühen, dem Boden im Schweiße seines Angesichts Früchte abzuringen? Der eiserne Fuß des Krieges zerstampfte überdies die Aecker, auch war das Schwert Werkzeug des Erwerbes, der Krieg selbst Erwerb geworden. Aus den Pflugscharen wurden Schwerter geschmiedet, statt den heimischen Boden mit dem Eisen zu durchfurchen, ward das Eisen in das Blut fremder Völker getaucht, und statt der friedlichen Ernten auf den heimischen Gefilden wurden ferne Städte und Landstriche geplündert. Der Verfall des Ackerbaubetriebes ging mit dem Aufblühen der Kriegskunst Hand in Hand, und es muß den Römern der traurige Ruhm gelassen werden, daß sie es in der letzteren Kunst zu hoher Meisterschaft brachten.

Heerwesen.

Das römische Heer wurde seit der Zeit der punischen Kriege in Legionen abgetheilt, die anfangs 4200 Mann (3000 Schwerbewaffnete, 900 Leichtbewaffnete und 300 Reiter) stark waren, deren Zahl aber unter Marius und Julius Cäsar bis auf 5—6000 stieg. Die Schwerbewaffneten trugen Eisenhelm, Panzer, Beinharnisch, Schild, Schwert und Wurfspieß, die Leichtbewaffneten Bogen, Schleuder, Schwert und Schild, das Streitroß der Reiter war ohne Sattel. Auf dem Marsche hatte der Soldat außer seinen Waffen noch Proviant, eine Säge, einen Korb, einige Stricke, eine Kette, eine Handmühle, ein Beil und mindestens drei Schanzpfähle zu tragen; bei Eilmärschen wurde jedoch

das Gepäck auf Wagen und auf Lastthieren, wie es mit den Zelten immer geschah, nachgeführt. Ein römisches Heer pflegte nicht eine Nacht, ohne daß es sich vorher ein verschanztes Lager eingerichtet hätte, im Freien zuzubringen. Die Feldmesser eilten, sobald ihnen vom Feldherrn der Ort bezeichnet worden war, den er sich zur Lagerung für das Heer ersehen hatte, voraus. Erreichte das Heer den Ort, so fand es das Viereck des Walles und des Grabens, die sich kreuzenden Hauptstraßen und die vier Thore bezeichnet, und die Arbeit begann. Die Zelte der Soldaten, jedes auf zehn Mann berechnet, waren mit Leder überzogen; das Zelt des Feldherrn bekam seine Stelle in der Mitte des Lagers. Außer mit Wall und Graben wurde das Lager auch mit Schanzpfählen eingefaßt und jede der vier Ecken mit Wurfmaschinen besetzt. War kein Feind in der Nähe, so galt die Arbeit der Lagereinrichtung als Uebung; war aber der Feind nahe, so wurde in dem Maße, in dem er zu fürchten war, die Befestigung verstärkt. „Dem Sieger," sagt Aemilius Paulus, „ist sein Lager Ruhepunkt, dem Besiegten Rettungsort. Dieser Wohnort des Kriegers ist seine zweite Vaterstadt; der Lagerwall vertritt die Stelle der Stadtmauer; sein Zelt ist Jedem Haus und Hausaltar." Es gab Sommer- und Winterlager; an den Reichsgrenzen, am Rhein, an der Donau u. s. w. wurden stehende Lager errichtet, aus einigen dieser stehenden Lager entstanden Städte, aus Castra Vestera Xanten, aus Regina Regensburg u. s. w. In früherer Zeit sah man nur auf Festigkeit der Lager, weiterhin drängte sich auch der Luxus in die Lager hinein, so daß sie Städten glichen, die Glanz und Genuß aller Art boten. In der Belagerungskunst waren die Römer wohlerfahren. Sie hatten Wurfmaschinen verschiedener Art im Gebrauch. Vermittelst der größten derselben, der Ballisten und Catapulten, vermochte man Steine von ungeheurer Schwere wie auch Pfähle in Pfeilform zu schleudern, durch die Menschen und Pferde zerschmettert und die feindlichen Werke in Trümmer gelegt wurden. Vielfach wurden auch auf die Maschinen und die Häuser der Belagerten Pfeile geschossen, die mit Werg umwunden waren, das man mit geschmolzenem Pech oder Schwefel getränkt hatte. Diese Pfeile wurden vor dem Abschießen angezündet. Auch kleinere Wurfmaschinen, Scorpione, Armbrüste wurden gebraucht. Zur Zerstörung des äußeren Mauerwerks einer belagerten Stadt bediente man sich des Widders oder Sturmbocks. Ein hohes, mit einem festen Dache versehenes Holzwerk trug an starken Ketten einen wagerecht hängenden langen Balken, der, um seine Festigkeit zu erhöhen, mit eisernen Bändern und mit einem eisernen Kopfe in

Gestalt eines Widderkopfes versehen war. War das Werk der Mauer nahe gebracht, so wurde der schwebende Balken, der nicht selten bis zwanzig Centner schwer war, und an dessen Hinterseite Seile befestigt waren, von hundert und mehr Kriegern nach dem Tacte abwechselnd rückwärts gezogen und freigelassen. Je nach der Stärke des Zuges nach rückwärts stieß darauf der Balken gegen die Mauer, die er in ihren Grundvesten erbeben machte, und gelang es den Belagerten nicht in kurzer Zeit, das Belagerungswerk durch Herabschleudern von gewichtigen Steinen und Balken zu zerstören und die unter demselben arbeitenden Kriegsmannschaften zu tödten, so durchbrach der Widder die Stelle, auf die er gerichtet war. Auch bewegliche Thürme von mehreren Stockwerken und von einer Höhe bis zu funfzig Fuß, ebenfalls mit Rädern versehen und mit Wurfmaschinen besetzt und dabei so geräumig, daß eine große Zahl von Kriegern in ihnen Platz hatten, wurden gegen die Mauer vorgeschoben. Die Belagerten wandten durch Anwendung ihrer Wurfmaschinen alle erdenkliche Mühe an, einen solchen Thurm nicht nahe kommen zu lassen. Gelang es dennoch, so wurde von dem Thurme eine Fallbrücke nach der Mauer übergeworfen, und es strömten dann, wenn die Angreifer auch auf der Mauer Platz gewannen, die Krieger von außen durch die mit Treppen verbundenen Stockwerke des Thurmes und über die schmale Brücke den Vordringenden nach. Ferner kam der Ziehkorb, eine Maschine, deren wesentlichste Theile ein großer Korb und ein Schnellbalken waren, in Anwendung. Verwegene Krieger nahmen Platz in dem Korbe und wurden bis zum oberen Rande der Mauer emporgeschnellt. Sturmleitern wurden ebenfalls gebraucht. Endlich näherten sich auch bisweilen größere Massen von Kriegern unter dem sogenannten Schilddach den feindlichen Werken. Die Schilde wurden an den Seiten schräg, in der Mitte nach oben und zum Theil sich deckend gehalten, und die hundert und mehr zur Ausführung gewählten Krieger bildeten gleichsam einen einzigen mit einem undurchdringlichen Schuppenpanzer versehenen Körper. Durch Einübung brachte man es dahin, daß Reiter auf das Schilddach sprengen und darüber hinwegreiten konnten.

Wie bei den Griechen in der besseren Zeit war auch bei den Römern in der älteren Zeit der Kampf für das Vaterland Recht und Pflicht des freien Mannes, und wie in der Familie, der Gemeinde und sonst im Staatsleben herrschte auch im Felde ein auf das Wohl des Ganzen abzielendes strenges Gesetz. Der Leser erinnert sich, mit welcher unerbittlichen Strenge Manlius Torquatus seinen tapfern Sohn strafte, als er sich gegen das Kriegsgesetz vergangen hatte.

(S. 340.) Die Proletarier, die Sklaven, die Freigelassenen, die Handwerker waren vom Heerdienste frei. Wie einst der freie Grieche, bewaffnete auch der freie Römer sich selbst, wie jener sorgte er für seinen Unterhalt im Felde. Von der Zeit des Marius an trat eine gänzliche Veränderung im Kriegswesen ein. Marius, selbst aus der Tiefe des Volkes hervorgegangen, schuf sich ein Heer aus der niedrigsten Volksklasse und gab Sold. Von da ab war nicht mehr Vaterlandsliebe der Antrieb zum Eintritt in das Heer, Sold und Beute vielmehr waren der Anreiz zur Ausübung des Kriegsdienstes. Der Soldat folgte dem, der am meisten zahlte oder doch am meisten verhieß. Wie es von Seiten der Feldherren geschah, begann nun auch das Heer den Krieg als Erwerb zu betrachten. Der Soldat wollte im Feindeslande nicht nur wohlleben, er wollte auch Theil haben an der Beute, die in die Heimath geschleppt wurde. Anfangs hatte der Staat die Beute empfangen, dann war von den Feldherren ein Opfertheil in Anspruch genommen worden, jetzt ward ein Gleiches von dem Heere verlangt, ja Feldherren und Heer betrachteten sich bald darauf sogar als Hauptempfänger. Schätze über Schätze wurden in die Heimath geführt. Viele, Hohe wie Niedere, die arm in den Krieg gezogen waren, entsagten, reich zurückgekehrt, dem Waffendienste und begannen ein Schwelgerleben, und der Hinblick darauf reizte wieder Andere, auf demselben Wege zu Reichthum, dessen Verwerthung ja fortgesetzt üppigere Blüthen in Rom trieb, zu gelangen. Der Landbau ward vollends zu Grunde gerichtet, als den Kriegern von ehrgeizigen Feldherren, die um jeden Preis die Herrschaft an sich zu reißen strebten (wie es z. B. von Octavianus geschah), auch noch neben der Beute, mit der sie heimkehrten, Städte und Landschaften als Lohn überwiesen wurden. War doch das Leben des Kriegers in damaliger Zeit am wenigsten angethan, in ihm den Sinn zu erhalten, der an dem Landbau sein Genügen findet! Dies trug mit dazu bei, daß der Landbau, früher die Hauptbeschäftigung des freien Römers, Sklavenhänden anvertraut ward, was zur Folge hatte, daß er für ein verächtliches Geschäft galt. Die Tausende aber, die von den Kriegern unbarmherzig aus ihrem Eigenthum verjagt wurden, griffen zum größeren Theile entweder zum Räuberhandwerk, oder sie mehrten die Masse des Pöbels in den großen Städten, der einer der Hauptplagen jener Zeit wurde.

War es Staatspolitik Roms geworden, andere Völker zu berauben und die Hauptstadt mit geraubten Kunstschätzen zu schmücken, so kann es nicht Wunder nehmen, wenn von einzelnen Personen, so-

bald die Umstände es erlaubten, ein jener Politik entsprechendes Verfahren zu eigenem Vortheil geübt ward. Tugend wurde immer weniger als der Maßstab der Geltung des Einzelnen anerkannt; äußerer Glanz allein sicherte Ansehen. So entstand ein rastloses Jagen, durch äußere Dinge, die Reichthum verriethen, durch Luxus der Villen und Parks, durch zahlreiche Dienerschaften, namentlich aber durch verschwenderische Mahlzeiten es einander zuvor zu thun.

Luxus der Villen und Gärten. Dienerschaft. Mahlzeiten.

Die Vornehmen bauten sich Villen von außerordentlichem Umfange und statteten sie mit königlicher Pracht aus; zu einer solchen Villa gehörte ein Park, der so viel Ackerland verschlang, daß Hunderte von fleißigen Landleuten auf ihm ihren Lebensunterhalt hätten erwerben können; in den Parks wurden Teiche für seltene Fische angelegt. Es geschah, daß Vornehme, deren Villen nicht zu weit vom Meere lagen, mit außerordentlichen Kosten Kanäle bauen ließen, um die in den Parks angelegten Teiche mit Seewasser zu speisen. Seltene Fische wurden mit außerordentlich hohen Preisen bezahlt, die Seebarbe z. B. mit tausend Sestertien auf das Pfund. Die Muräne, eine Art Meeraal, ward von Schwelgern in den Teichen mit großer Sorgfalt gepflegt und gezähmt. Der reiche Crassus hatte einer seiner Muränen ein goldenes Geschmeide umgelegt; als dem Redner Hortensius eine seiner Lieblingsmuränen starb, vergoß er Thränen. Die Sucht zu glänzen, bewirkte, daß beim Bau der Villen und deren Ausstattung bald die Gesetze der Kunst überschritten wurden. Ueberall traf das Auge auf Ueberladung. Es ward weniger auf künstlerische Form der Bildsäulen als auf die Zahl derselben und auf das Material, aus dem sie gearbeitet waren, gesehen. Zur Vornehmheit gehörte es, ein in Gold und Silber gekleidetes Sklavenheer, das zu den verschiedenartigsten Bedienungen abgerichtet war, zu haben; ließ der Hausherr sich in seiner offenen und mit verschwenderischer Pracht ausgestatteten Sänfte durch die Stadt tragen, so begleiteten ihn — vor, neben und hinter ihm gehend — einige hundert Sklaven. Ein solcher Zug hemmte nicht selten den Verkehr einer Straße auf eine Zeitlang. Es gab römische Große, die sich Tausende von Sklaven nur zur Bedienung des Hauses hielten. Ein Klageruf, den einige Zeit später Seneca erhob, paßte auch schon auf die augusteische Zeit: „Bei uns,“

sagte er, „ist es unglücklicher Weise dahin gekommen, daß Niemand anständig leben kann, ohne eine Menge von goldenen und silbernen Geräthschaften zu besitzen, so wie Gefäße von solchen Stoffen, welche ihre Kostbarkeit blos der Grille einiger weniger Leute verdanken, und so viele Sklaven, daß für ihre Zahl sogar die Räumlichkeiten der größten Paläste zu enge sind."

Die Kochkunst hatte sich zu einer förmlichen Wissenschaft erhoben. Der Koch war eine wichtige Person der Dienerschaft. Ihm lag es zugleich ob, die Leckerbissen aus aller Welt Enden herbeizuschaffen: „Pfauen aus Samos, Hühner aus Phrygien, Kraniche aus Melos, Böcklein aus Ambracia, Thunfische aus Chalcedon, Muränen aus Tartessos, Hechte aus Pessinus, Austern aus Tarent, Muscheln aus Chios, andere Seefische aus Rhodus und aus Cilicien, Nüsse aus Thasos, Datteln aus Aegypten, Eicheln (eine Art Kastanien) aus Spanien." Nachtigallzungen mit Austern und Knoblauch wurde bei den reichsten Verschwendern oft auf die Tafel gebracht. In der Regel saßen Gastgeber und Gäste nicht, sondern sie lagen auf köstlichen Ruhebetten und Polstern; nicht selten trugen sie dabei Kränze von Rosen auf den Häuptern. Cäsar und Cicero luden sich selbst einmal bei Lucullus zur Tafel, um zu verhindern, daß er besondere Vorbereitungen treffe. Cicero berechnete die Kosten für die Mahlzeit auf 10,000 Thaler, und doch entschuldigte Lucullus hinterher die Geringfügigkeit der Mahlzeit, darauf verweisend, daß es an der nöthigen Vorbereitung gefehlt habe. Der von Speisen Ueberladene ging hinaus; eine Pfauenfeder, mit der er sich den Kehlkopf kitzelte, bewirkte, daß er sich des eingenommenen Speisevorraths entledigte, worauf er zurückkehrte und sich an dem Mahle weiter betheiligte, bis auf's Neue ihm die Pfauenfeder Erleichterung verschaffen mußte. — Dies Verfahren ward nicht ausnahmsweise geübt, sondern war allgemein im Gebrauch, und selbst ein Julius Cäsar wandte es an. Cicero hielt sich dagegen so viel als möglich von üppigen Tafelgenüssen fern, wie er überhaupt alle Arten von Schwelgereien verabscheute. Ihm galt als schönste Würze des Mahles ein belebendes Gespräch mit edelgesinnten Ebenbürtigen. In einer seiner Schriften vergleicht er den Ausgang einer Gastgeberei seiner Zeit mit dem Ausgange einer Schlacht: Einige, tödtlich Verwundeten gleichend, werden hinweggetragen, Andere bleiben bewußtlos auf dem Schlachtfelde liegen. Statt durch belehrende Gespräche suchte man sich bei Tafel durch Vorstellungen, die von Schauspielern, Tänzern, Gauklern, Seiltänzern oder Possenreißern gegeben wurden, zu unterhalten. Jeder neue Gang

wurde von einer neuen Schaar von Dienern aufgetragen und zwar stets in Begleitung von Musik. Der Diener, der beim Auftragen hustete oder nieste, bekam die Peitsche. Wir wollen den Leser mitten in ein Gastmahl führen, von dem uns Eucolpius, einer der Gäste, eine lebhafte Schilderung hinterlassen hat. Der Gastgeber Trimalchio, ein Mensch ungebildeten Geistes, der zu ungeheuerem Vermögen gekommen war, ließ sich erst in den Speisesaal tragen, als der erste Theil des Mahles schon in vollem Gange war. Sein geschornes Haupt war zu einem Theile mit einem scharlachnen Tuche umwickelt, vom Halse hing ihm eine mit Purpurstreifen, Fransen und Trobdeln geschmückte Serviette herab, seine Arme und Finger waren mit goldenen Spangen und Ringen, an denen köstliche Edelsteine funkelten, überladen. „Jetzt wurde," erzählt Eucolpius, „eine sehr reichliche Vorkost aufgetragen, denn Alle lagen schon auf den Plätzen. Auf dem Speisebrett stand ein Esel von corinthischem Erz mit zwei Säcken, worin er auf der einen Seite weiße, auf der andern schwarze Oliven hatte. Ferner trug der Esel zwei Schüsseln mit ausgeschälten Haselnüssen, die mit Honig und Mohn übergossen waren. Auf den Rändern der Schüsseln stand ihr Silbergewicht und der Name des Gastgebers. Außerdem befanden sich siedende Würste auf einem silbernen Roste und unter dem Roste syrische Pflaumen mit Granatapfelkernen. Zu gleicher Zeit wurde ein Speisebrett mit einem Korbe hereingebracht, worin ein hölzerne Henne mit ausgebreiteten Flügeln saß, als ob sie brütete. Unter Musik traten Sklaven herzu, fingen an das Nest der Henne zu durchsuchen und brachten Pfaueneier hervor, die sie den Gästen reichten. Der Gastgeber Trimalchio sagte nun: „Freunde, ich habe der Henne Pfaueneier unterlegen lassen, und ich fürchte wahrhaftig, sie sind schon bebrütet, doch wollen wir versuchen, ob sie sich noch ausschlürfen lassen." Wir bekamen Löffel, deren einer nicht weniger als ein halbes Pfund wog, und durchstießen die Eier, die äußerlich das Aussehen hatten, als beständen sie aus Mehlteig. Nach Oeffnung des Eies hatte ich in der That Lust, dasselbe wegzuwerfen, denn es wurde mir ein Anblick, wie der ist, den ein bebrütetes Ei bietet; als ich aber Einen der Gäste sagen hörte: dahinter muß etwas stecken! lüftete ich die Schale weiter und fand eine mit gepfeffertem Eierdotter umgebene gebratene Schnepfe. Auf ein von der Musik gegebenes Zeichen wurden die Vorkostaufsätze von einem singenden Chor weggeräumt. In dem Getümmel fiel ein silberner Teller zur Erde. Als ihn ein Sklave aufhob, empfing er von Trimalchio die Weisung, ihn wieder hinzuwerfen. Ein Kammersklave kam mit einem Besen und kehrte den

silbernen Teller mit anderem Kehricht aus. Nun erschienen zwei äthiopische Sklaven mit langen Haaren; sie trugen kleine Schläuche, ähnlich denjenigen, aus denen der Boden des Amphitheaters besprengt wird. Aus diesen Schläuchen ward uns Wein zum Waschen auf die Hände gesprengt, Wasser reichte uns Niemand. Dann wurden gläserne, sorgfältig vergypste Flaschen herzugebracht, an deren Hälsen Etiquetten hingen mit der Inschrift: Opinianischer hundertjähriger Falerner. Darauf erschien eine Tracht von Speisen, deren Größe unserer Erwartung gar nicht entsprach, deren Neuheit jedoch unsere Augen auf sich zog. Auf einem runden Speisebrette waren nämlich die zwölf Zeichen des Thierkreises ringsum vertheilt und über jegliches hatte der Anrichter eine Speise von entsprechendem Stoff gesetzt: über den Widder Widdererbsen, über den Stier ein Stück Rindfleisch, über den Krebs einen Kreis von Krebsen u. s. w. In der Mitte lag auf einem Streifchen Rasen eine Honigwabe; ein ägyptischer Sklave trug in einem silbernen Backofen Brot herum. Ohne uns besonders gereizt dazu zu fühlen, schickten wir uns doch an, zuzulangen. Aber siehe, vier Sklaven, nach der Musik tanzend, eilten herbei und hoben den obern Theil des Aufsatzes ab, worauf wir darunter auf einem zweiten Speisebrette Geflügel, Sau-Euter (eine besonders beliebte Speise) und einen Hasen erblickten, der in der Mitte mit Flügeln geschmückt war, so daß er wie ein Pegasus aussah. Wir bemerkten auch auf den Ecken des Speisebrettes vier Marsyasse, aus deren Bäuchen gepfefferte Caviarsauce sich über die Fische ergoß, die in einem künstlich angebrachten Teiche schwammen. Darauf traten Diener ein und legten Teppiche ringsum auf den Boden. Auf den Teppichen waren Bilder der Jagd eingestickt. Wir wußten noch nicht, was wir davon denken sollten, als außerhalb des Speisesaals sich ein gewaltiges Geschrei erhob, und siehe da, es kamen spartanische Hunde herein und fingen an um den Tisch herum zu laufen. Es ward nun ein Speisebrett herein getragen, auf dem ein Wildschwein von der ersten Größe lag; an seinen mächtigen Hauern hingen zwei aus Palmzweigen geflochtene Körbchen, von denen der eine mit Datteln, der andre mit thebanischen Nüssen gefüllt war. Kleine Ferkel aus Kuchenteig, die rings herum lagen, als hingen sie an den Zitzen, gaben zu erkennen, daß es eine Saumutter sei, und zwar waren jene zum Einstecken und Mitnehmen bestimmt. Ein Diener mit gewaltigen Jägerbinden schnitt die Seite des Schweines auf, und aus dieser Wunde flogen Drosseln heraus. Vogelfänger mit Leimruthen fingen sie sogleich. Da kam ein Speisebrett mit einem ungeheuren gebratenen Schwein auf den Tisch. Der

Koch nahm das Messer und machte mit furchtsamer Hand einige Schnitte in den Bauch des Schweines. Dieser erweiterte sich sehr bald durch die von innen andrängende Wucht, und heraus stürzten Würste und Carbonaden .... Plötzlich fing die Decke an zu krachen und der ganze Speisesaal erzitterte. Bestürzt sprang ich auf, und siehe, das Getäfel der Decke schiebt sich auseinander, und es senkt sich ein ungeheurer Reifen von einem Weinfasse herab, an welchem rings herum goldene Kränze und alabasterne Salbenfläschchen hängen. Während man uns diese Dinge zum Mitnehmen einstecken heißt, blicken wir auf den Tisch, und da stand schon wieder ein Aufsatz mit Kuchen, in der Mitte ein vom Bäcker gebackener Priapus, der in seinem sehr umfangreichen Schooße Weintrauben und Obst von verschiedenen Arten hatte. Begierig strecken wir die Hände danach aus, und sogleich stellt ein neuer Scherz die allgemeine Fröhlichkeit wieder her. Denn die Kuchen wie sämmtliches Obst und die Weintrauben ließen bei ihrer geringsten Berührung Saffran fließen, der sich bis dicht an uns verbreitete .... Hierauf folgten einige Leckerbissen, die mich noch in der Erinnerung entzücken. Statt Drosseln wurden gemästete Hennen herumgegeben, Jedem eine und Gänseeier." Wir brechen hier ab und geben nur noch den Schluß des Berichtes: „Knaben mit langen Haaren brachten Salbe in einem großen silbernen Becken und salbten die Füße der Daliegenden, nachdem sie zuvor die Schenkel mit Kränzen umwunden hatten. Dann wurde von derselben Salbe auch etwas in das Weingefäß und die Lampen gegossen." Dieser Bericht eines Gastes zeigt mehr als alles Andere, bis zu welcher Höhe die Schwelgerei gestiegen und wie man sich mühete, allen nur erdenklichen Luxus bei Schmausereien aufzubieten. Neue und immer neue Ueberraschungen für die Tafelgäste zu ersinnen, das war für die meisten vornehmen Römer jetzt der wichtigste Stoff des Nachdenkens, Berathungen darüber nahmen den Haupttheil ihrer Zeit hin. Was konnte solchen Männern das Gemeinwohl gelten? Zur Zeit des Julius Cäsar hatte des Lucullus bedauernde Bemerkung über die Geringfügigkeit einer nicht genugsam vorbereiteten Mahlzeit, obgleich ihm dieselbe doch auf die Summe von 10,000 Thalern zu stehen gekommen war, noch Verwunderung erregt; die Kaiserzeit stellte durch viel größeren Aufwand bei Tafel diesen Vorgang noch weit in Schatten. Zwei Beispiele werden genügen, dies zu erweisen. Marcus Apicius, der unter Augustus lebte, und der in der vornehmen römischen Welt eine außerordentliche Berühmtheit erlangt hatte, weil er sich auf die Kochkunst besser als alle Anderen verstand, tödtete sich, als sein Ver=

mögen bis auf eine halbe Million Thaler gesunken war. Er meinte damit nicht die Mittel zu haben, sein Schwelgerleben fortsetzen zu können. Caligula, der dritte der Kaiser, gab einmal ein Gastmahl, das nicht weniger als 350,000 Thaler kostete. Mit Sünden gewonnen, mit Sünden zerronnen — das war das Schicksal der in Rom aufgehäuften Schätze.

Die alte Form des Staates war zu Grunde gegangen, weil der Inhalt sich in seinem innersten Wesen mehr und mehr verändert hatte, und die Form des despotischen Kaiserthums war nur ein äußeres Zeichen der weit fortgeschrittenen Verkommenheit. War somit im Wesen der Sache nichts verändert, so brachte dennoch das Kaiserthum das Volksleben noch mehr herunter und zwar um deswillen, weil es mit allem Bedacht bemüht war, sich durch Pflege der verderblichen Richtungen, welche in den die Volksmeinung beherrschenden Kreisen zur Geltung gekommen waren, noch ganz besonders hervorzuthun. So wurde der Hof die Hochschule der Verschwendung und Ueppigkeit für ein Volk, das in dem Einen und dem Andern selbst schon, wie man hätte meinen sollen, seine Meisterschaft bewiesen hatte. Das war die Regel. Die wenigen Kaiser späterer Zeit, die sich durch Adel des Geistes und Herzens auszeichneten (und auf die wir noch besonders kommen werden), vermochten es wohl, sich persönlich zu wahren, dagegen waren sie nicht im Stande, den breiten Strom der herrschenden Sitten in seinem Laufe zu hemmen. Unter den Großen förderte die Sucht, es dem Hofe nachzuahmen und auch der Wetteifer der einzelnen Glieder unter einander das Unheil.

Gladiatorenkämpfe. Thierhetzen. Naumachien. Scenische Darstellungen.

So trieb man es in Palästen und Villen. Draußen aber, seine Polypenglieder aus Hütten und Höhlen hervorstreckend, lag der hungernde und lungernde Pöbel, der Niederschlag der Hochgesellschaft, wie sie vorgeführt wurde. Hier wucherten Laster gänzlich ohne Schminke, Arbeit ward verabscheut, mit hündischem Wesen ward von dem Pöbel in Empfang genommen, was Vornehme ihm vorwarfen. Eines aber, wenn es nach seiner Schätzung zu lange ausblieb, unter gefährlichen Zusammenrottungen wuthheulend verlangt: Getreidespenden und Spiele im Circus und den Amphitheatern! — Nicht die Besorgniß vor dem nach Hunderttausenden zählenden Pöbel war die alleinige Veranlassung, daß man jenen Begehrungen so viel als

möglich nachkam: den Hauptanstoß hatte fortgesetzt der Ehrgeiz Einzelner gegeben. Sich den Pöbel geneigt zu machen und an ihm eine Macht zu gewinnen, durch die er Gegner vernichten, mindestens schrecken könne, hatte sich's mancher Große ungeheure Summen kosten lassen, oder er hatte sie doch ausgelegt, um sie gelegentlich der Staatskasse wieder in irgend einer Form zu entziehen. Wenn selbst ein Julius Cäsar zu solchen Mitteln griff, was war da nicht von andern Staatsmännern zu erwarten! In älterer Zeit waren die Spiele nur zu Ehren der Götter veranstaltet worden; in der letzten Zeit der Republik begann der Gebrauch, hervorragende Personen durch Veranstaltung von Spielen zu ehren. Weiterhin gaben vorherrschend die Ereignisse des Hofes Anlässe zu Spielen: Geburtstage, Entbindungen u. s. w. Die Wagenrennen wurden im Circus, die Gladiatorenkämpfe und Thierhetzen im Amphitheater abgehalten. Der unbedeckte, für die Wagenrennen bestimmte Raum war von einem länglich runden Gebäude umschlossen, auf dem ringsum die Sitze für die Zuschauer terrassenförmig übereinander angebracht waren. Als niedrigste Zahl für die Sitzplätze wird die Zahl 150,000 angegeben. In der Mitte des Platzes befand sich — fast der ganzen Länge nach — ein 4 Fuß hohes und 12 Fuß breites Mauerwerk, die Spina genannt. Auf demselben standen — an den Enden — je drei kegelförmige Säulen, in der Mitte war ein hoher geschmückter Mastbaum aufgerichtet, zwischen Mastbaum und Säulen standen rechts und links Götterbilder. Unter Augustus wurde der Mastbaum durch einen hohen Obelisken ersetzt. Die unterste Reihe der Sitzplätze und die Spina begrenzten nun die etwas über 1800 Fuß betragende länglich runde Bahn. Da diese bei einem Rennen vierzehn Mal durchmessen werden mußte, so hatten die Wagenlenker eine Strecke von etwa $1\frac{1}{12}$ Meile zurückzulegen, wozu durchschnittlich eine Zeit von 25 Minuten gehörte. In der letzten Zeit der Republik wurden an einem Tage 4, zur Kaiserzeit bis 25 Rennen abgehalten. Die Sieger im Wagenrennen empfingen Palmenzweige, silberne Kränze und köstliche Gewänder.

Mehr noch behagten den Römern die Gladiatorenkämpfe. Die aufgeschichteten Nachrichten über die vielen blutigen Kriege, durch welche Rom groß geworden war, hatten die Phantasie des Volkes gewissermaßen blutdürstig gemacht, und demgemäß begehrten die Einheimischen in steigendem Maße, dasjenige, was von siegreichen römischen Heeren auf dem Welttheater ausgeführt worden war, in kleinerem Maßstabe in Schauspielen dargestellt zu sehen. Doch der Schein des Tödtens und Sterbens, wie ihn in früherer Zeit scenische

Darstellungen auf dem Theater vorführten, genügte dem entmenschten Sinne der Zuschauer gar bald nicht mehr: das Morden sollte in Wahrheit stattfinden, man wollte Menschen um ihr Leben kämpfen, man wollte die Sieger triumphiren, die Besiegten in ihren Todeszuckungen sehen. Derartige „Spiele" erschienen den Griechen anfangs als ein Gräuel, und einem hervorragenden Manne gelang es, den ersten Versuch zu ihrer Einführung durch den Zuruf an das Volk, ehe es Gladiatoren auftreten lasse, den Tempel der Barmherzigkeit umzustürzen, zu hintertreiben. Später freilich, als die Sitten in Griechenland durch römischen Einfluß noch tiefer gesunken waren, fanden die Gladiatorenkämpfe auch dort Eingang. In Rom, wie auch in den übrigen größeren Städten des römischen Reiches gab es Gladiatorenschulen, in denen Männer und Jünglinge, die zu dem Auswurfe der Menschheit gehörten, förmlich zu diesen Blutspielen abgerichtet wurden. Cicero setzte es durch, daß die Zahl der Kämpfer und die Zahl der Kampfestage beschränkt wurde; auch unter Augustus fand eine Beschränkung dahin statt, daß bei einer Vorstellung nicht über 120 Gladiatoren auftreten durften. Weiterhin wurden die Blutspiele wieder ausgedehnt, und es ist geschehen, daß die Zahl der Kämpfer, die gleichzeitig auftraten, bis auf 10,000 stieg. Das Publikum hatte demnach das Vergnügen, von sicheren Sitzen aus förmliche Schlachten schlagen zu sehen.

In dem Amphitheater fanden ferner die Thierkämpfe statt. Reißende Thiere, durch Hunger, Feuer und Stacheln zur höchsten Wuth entflammt, wurden auf einander oder auf schlecht bewaffnete oder gar gänzlich wehrlose Menschen losgelassen. Unterhalb der Sitzreihen befanden sich die mit eisernen Gittern versehenen Käfige der wilden Bestien. Es geschah, daß Hunderte von Löwen, Hunderte von Bären und Hunderte von andern Raubthieren zu gleicher Zeit auf die Arena kamen. Unter Pompejus werden als bei einer Vorstellung getödtet aufgeführt 18 Elephanten, 500 Löwen und 410 andere afrikanische Thiere, unter Cäsar 400 Löwen und 40 Elephanten. Nach den handschriftlichen Aufzeichnungen des Kaisers Augustus wurden während seiner Regierung im Ganzen im Circus 3500 afrikanische Thiere erlegt. Unter Titus wurden an einem einzigen Tage 9000, unter Trajan an einem Tage sogar 11,000 wilde und zahme Thiere erlegt. Charakteristisch ist es, daß die Zahl der Thiere, nicht aber die Zahl der in den Kämpfen mit ihnen getödteten Menschen verzeichnet wurde.

Die Arena konnte durch Röhrenleitung und durch Kanäle unter Wasser gesetzt, in einen kleinen See verwandelt und auf diese Art

zu Aufführungen von Naumachien oder Seegefechten benutzt werden. Augustus ließ eine 1800 Fuß lange und 200 Fuß breite steinerne Naumachia in der Nähe der Tiber erbauen, in der einmal mit 30 Schiffen eine Seeschlacht zwischen Persern und Athenern aufgeführt wurde. Schwert und Wurfspieß tödtete viele der Kämpfenden, eine andere Zahl derselben ertrank. Verbrecher und Sklaven mußten sich gezwungenermaßen zu solchen Darstellungen hergeben. Was ihrer wartete, wenn sie sich weigerten, war schlimmer als der Tod bei der Vorstellung; andrerseits wurden sie mit der Hoffnung geködert, nach tapferem Kampf und wenn sie mit dem Leben davonkamen, freigelassen zu werden, was auch zum öftern geschah. Caligula verschwendete in Spielen und Schmausereien in einem einzigen Jahre den ganzen von Tiberius aufgehäuften Staatsschatz von 120 Millionen Thalern. Zu scenischen Darstellungen wurden ebenfalls Unglückliche der bezeichneten Art gebraucht. Es wurden durch diese Darstellungen Vorgänge der Geschichte und Sage mit grauenhafter Naturwahrheit aufgeführt. Der Darsteller des Mucius Scävola mußte sich seine Hand über einem Feuer verkohlen lassen, Hercules wurde auf einem Scheiterhaufen verbrannt, der Räuber Laureolus ans Kreuz genagelt und darauf von Thieren zerrissen, Orpheus von Bacchantinnen gemißhandelt, getödtet und ihm darauf der Kopf abgeschnitten. Ein entsetzlicher, martervoller Tod stand dem Unglücklichen bevor, der den Verlauf der Scene störte, zu dessen Mittelpunkt er ersehen war.

Die Frauen.

Das waren die „Spiele" der Römer, und nicht nur die Männer, sondern auch die Frauen fanden an ihnen ihr Ergötzen. Es führt uns dies darauf, der römischen Frauen noch insbesondere zu gedenken. Was konnten die Frauen neben Männern sein, wie wir sie schilderten? So lange die Männer die unschätzbaren Güter Treue, Ehrbarkeit, Fleiß, Mäßigkeit hochhielten, sah man in Rom nur ein ehrbares Frauengeschlecht, von dem das junge Geschlecht Tugend und Sitte lernte. Aber die Schätze, mit denen nach dem zweiten punischen Kriege das Land überschüttet wurde, waren für die römischen Frauen der erste Anstoß zum Verderben, denn reißend schnell wucherte unter ihnen das Uebel der Putzsucht auf, so daß schon Plautus ausruft, der Putztisch der Frauen sei zum Unglück der Männer erfunden. Als nun die Heere vom Auslande her außer der Beute auch vielerlei Unsitten heimbrachten, da wurde die Frauenwelt vollends dem sittlichen

Verfalle entgegen geführt. Eine Frau, die sich nach alter Art mit Spinnen und Weben und der Zubereitung des Mahles beschäftigte, sah sich von Frauen und Männern dem Gespött preisgegeben. Von Zeit zu Zeit, wenn man das Drückende der Uebel, die man sich bereitet hatte, besonders lebhaft empfand, suchte man durch Gesetze weiterer Ausartung zu steuern. Dieselben erwiesen sich aber als unzulänglich, da die Quellen der Uebel bestehen blieben. Bei Beginn der Kaiserzeit war das Uebel bereits zu einer bedeutenden Höhe gestiegen. Längst schon brauchte die vornehme römische Dame zu ihrer Toilette purpurne Gewänder, Gold, Perlen, goldene Kränze, Diademe, Schminke, Pomaden zum Färben der Haare, kostbare Oele, Haartouren und dergleichen Dinge. Moden über Moden wechselten, und wenigstens dreißig Diener hatten fortgesetzt mit den Kleidern zu thun. Um die Mittel für den Luxus reichlich zu haben, waren die Frauen darauf bedacht, von den Vätern eine reiche Mitgift zu erlangen, über die ihnen die alleinige Verfügung überlassen ward, sie trieben Erbschleicherei, machten heimlich Schulden, die sie, wenn Klagen erhoben wurden, abschworen, ja sie betheiligten sich an Verschwörungen, wenn sie Aussicht zu haben meinten, durch eine Staatsumwälzung ihrer Gläubiger entledigt zu werden. Diejenigen vornehmen Frauen zählten noch nicht einmal zu den schlechtesten, die ihre Zeit zwischen niedern Liebeshändeln, boshaftem Geklätsch und den Sorgen und Mühen der Toilette theilten. Außerhalb des Hauses oder wenn sie Besuche empfingen, wollten sie als Göttinnen erscheinen, für die Dienerinnen des Hauses, namentlich für die Unglücklichen, die sie beim Putz zu bedienen hatten, waren sie Furien. Die armen Sklavinnen wurden um geringfügiger oder gar keiner Veranlassung willen geschlagen, mit Füßen gestoßen, namentlich aber mit großen Nadeln, die eigens für den Zweck gehalten wurden, gestochen. Die Ausartungen und Aufregungen, die in der feinen Gesellschaft beliebt waren, führten den Umschlag böser Laune herbei, die dann im häuslichen Kreise sich äußerte. Wurde nun eine solche römische Dame von Krankheit heimgesucht, so war sie gar der Schrecken für die weibliche Dienerschaft, und manche arme Sklavin entfloh der Noth, die ihre Herrin über sie brachte, dadurch, daß sie sich den Tod gab. Konnten Frauen solcher Art noch Sinn haben für die Erziehung des jungen Geschlechts? Die Kinder wurden Fremden zur Erziehung übergeben.

Vergötterung der Kaiser.

War auf diese Art die Jugend dem sittlichen Verkommen preisgegeben, so wurde andererseits der Person des Kaisers eine abgöttische Verehrung geweiht. Den Kaiser Augustus nannten seine Schmeichler schon bei seinen Lebzeiten einen Gott, und in der Folgezeit wurde fast jedem Kaiser diese Vergötterung (consecratio) zu Theil. Horadianus schildert uns die Feierlichkeit einer solchen Consecration oder Apotheose folgendermaßen: „Der Leichnam des Verstorbenen selbst wurde auf die gewöhnliche Art, nur mit kostbarem Gepränge, bestattet. Sodann aber wird des Verstorbenen Bild, dem Lebenden ganz ähnlich, aus Wachs nachgeformt, auf einer erhöhten Bahre von Elfenbein unter den Thoren des Kaiserpalastes aufgestellt und darunter mit Gold durchwirkte Teppiche ausgebreitet. Das Bild des Kaisers, weil es einen Kranken vorstellen soll, hat ein bleiches Aussehen. Auf beiden Seiten der Bahre sitzen den größten Theil des Tages links der ganze Senat in schwarzen Obergewändern, rechts sämmtliche Frauen, die durch ihrer Gatten Rang oder durch adelige Abstammung sich auszeichneten. So geht es sieben Tage fort. Von Zeit zu Zeit treten Aerzte herzu und nähern sich dem Lager, als ob sie nach dem Kranken zu sehen hätten und melden von Zeit zu Zeit, daß es schlechter mit ihm stehe. Sobald sie es nun für angemessen halten zu erklären, daß der Kaiser gestorben sei, so wird die Bahre von den Vornehmsten des Ritterstandes und von auserlesenen Jünglingen aus dem Senatorenstande aufgehoben, durch die heilige Straße (via sacra) getragen und auf dem alten Marktplatze niedergesetzt. Auf beiden Seiten erhebt sich hier ein treppenförmiges Gerüst; auf der einen Seite ist ein Chor vornehmer Knaben, auf der andern aber ein Chor von angesehenen Frauen aufgestellt, welche Lob- und Trauergesänge auf den Verstorbenen in feierlicher und klagender Melodie absingen. Hierauf wird die Bahre wieder aufgehoben und zur Stadt hinaus auf das Marsfeld getragen. Da wo der Platz die größte Breite hat, steht ein gleichseitiges, aus ungeheuren Balken wie ein Gebäude zusammengefügtes Viereck, dessen ganzer inwendiger Raum mit trockenem Reisigholz angefüllt, das Aeußere aber mit golddurchwirkten Decken, elfenbeinernen Bildnissen und allerlei Gemälden verziert ist. Auf dem untersten Bau des Vierecks steht eine ähnliche verzierte zweite Etage mit Fenstern und Thüren, die offen stehen; darüber erhebt sich noch eine dritte und vierte, jedesmal etwas kleiner als die, auf der sie steht, und zuletzt eine ganz kleine als Schlußviereck. Auf

das zweite Stockwerk nun wird die Bahre hinaufgeschafft, umgeben mit Weihrauch und allerlei Wohlgerüchen, Früchten, Kräutern, Flüssigkeiten, denn dies wird Alles des lieblichen Geruchs wegen herbeigeschafft und aufgehäuft. Jede Stadt, jeder in Würden und Ansehen stehende Mann wetteifert, dem Kaiser zu Ehren diese letzten Geschenke darzubringen. Ist nun ein recht großer Haufe solcher Wohlgerüche beisammen, und der ganze Raum des Gerüstes angefüllt, so beginnt der Umritt um dasselbe. Dazu bildet die sämmtliche Ritterschaft einen geordneten Zug, der im kriegerischen Tact sich im Kreise bewegt: in gleicher Ordnung folgt ein Zug zu Wagen mit ihren Lenkern, die in Purpurgewändern und mit Masken vor dem Gesicht berühmte Römer vorstellen, die in Krieg oder Frieden sich ausgezeichnet haben. Wenn dieser Zug vorüber ist, so ergreift der neue Kaiser eine brennende Fackel und zündet das Gerüst an, auch die übrigen Zuschauer tragen von allen Seiten Feuer herbei. So wird das Ganze leicht und schnell von den Flammen ergriffen, da viel dürres Holz und Räucherwerk darin aufgehäuft ist. Hierauf läßt man von dem obersten kleinen Stockwerk aus einen vorher angebundenen Adler fliegen, der mit dem Feuer in die Lüfte sich erheben soll und, wie gesagt wird, die Seele des Kaisers gen Himmel trägt. Und von nun an wird der Kaiser mit den übrigen Göttern verehrt."

Schlußwort.

Es möge diese Uebersicht der Sittenverhältnisse genügen. Warnende und mahnende Stimmen waren nicht mehr vermögend, die Mehrheit des Volkes zu ernster Einkehr in sich zu bewegen. Was ein Cicero, ein Horaz, später ein Seneca, ein Tacitus und noch später andere hochbegabte und edelgesinnte Männer ihren Zeitgenossen zuriefen, wirkte nur in kleinen Kreisen. In der tonangebenden Welt wurden Männer dieser Art als Thoren verlacht, die zu schwarz sähen, die kein Auge hätten für die gepriesene Civilisation, die so sichtbare, so herrliche Fortschritte mache. Diese Stadt mit ihren Palästen, diese Werke der Kunst, diese Kriegsheere — zeigten sie nicht, daß der Staat blühe und gedeihe? So lautete die Stimme der öffentlichen Meinung. Mit Spott, mit verächtlichem Lächeln sah man auf die wenigen Edlen herab, die nach ihrem Denken, Empfinden und Handeln im priesterlichen Gewande einherschritten. Und so sehr uns Sympathie zu den Letzteren zieht, müssen wir doch anerkennen, daß ihrem Wirken der

Stempel der Aussichtslosigkeit von vorn herein auf die Stirn geprägt war. Denn diese Männer der römischen Gesellschaft, wie sie zur Zeit geartet war, und die Frauen dieser Gesellschaft zurückzuführen zur Einfachheit der Sitten ihrer Vorfahren, war so unmöglich, als es unmöglich gewesen wäre, brandige Glieder zu heilen. Der Verwesungsproceß mußte seinen weiteren Verlauf nehmen. „Bisher unbekannte Krankheiten schlichen sich ein. Da, wo mit ehernem Fuß einst nervigte Römer gegangen waren, sah man bleich und aufgedunsen, dickbäuchig, mit gichtischen Händen und schlotternden Knieen jetzt Gestalten umherwanken, die sich Römer nannten, Stutzer, Putznarren, die den ganzen Tag mit Liebesbriefen, Liebesabenteuern und Schauspielen zubrachten. Frech-sittenlos waren die Frauen, bis zu einem haarsträubenden Grade." In welcher Weise die Verbrechen in solcher Gesellschaft zunahmen, erhellt schon aus dem einen Umstande, daß in einem einzigen Jahre in Italien gegen dreitausend Personen wegen Giftmischerei hingerichtet wurden. Der Fortgang der Geschichte Roms (auch die Zeit der guten Kaiser eingerechnet, die so wenig wie die bezeichneten Dichter und Schriftsteller dem Verderben zu wehren vermochten) ist ein Weg, der durch Schlamm und Blut führt. Die Ungeheuer auf dem Throne, die da folgten, ein Tiberius, ein Caligula, ein Nero, der seine Mutter und seinen Lehrer ermorden ließ, ein Domitian, der sich „Herr und Gott" unterzeichnete, sie waren nicht zufällige Erscheinungen, sie waren Erzeugnisse ihrer Zeit, in ihnen verkörperte sich gleichsam das ganze Grauen derselben. Die Gewandtheit und Klugheit eines Augustus, dem es gelang, seiner Zeit äußerlich einen glänzenden Anstrich zu geben, fressende Uebel zu verhüllen, das Laster mit der Larve der Tugend zu decken, besaßen nur wenige seiner Nachfolger. Darum ist der Fortgang der Geschichte auch erfüllt von Bildern der entsetzlichsten Art. Wem nach dem Gegebenen die Folge nicht zweifelhaft sein kann, der fühlt kein Verlangen, Schritt für Schritt diese Bahn des Blutes und Schlammes zu durchwandern. Als nothwendig aber wird es sich erweisen, weiterhin diejenigen Vorgänge hervorzuheben, die mit der Gesammtgeschichte in Verbindung stehen.

Lehren der erschütterndsten Art bietet die Geschichte Roms der Menschheit. Welch Ringen, welche unerhörten Anstrengungen, um zum Ziele der Glückseligkeit zu gelangen! Aber mit welchen Mitteln suchte man das Glück zu begründen? Größe des Reichs, Triumphe über Triumphe, Beute über Beute, Schätze unerhörter Art, Größe und Pracht der Hauptstadt, Ausrüstung von Kriegsheeren, Genüsse

der Tafel, Darbietung von Volksbelustigungen: ist das Alles noch zu überbieten? Und doch kein Glück, keine Befriedigung für die Gesammtheit und für den Einzelnen! — Wer kann beim ernsten Hinblick auf den Verlauf der Geschichte Roms noch im Unklaren darüber bleiben, durch welche Mittel das Glück des Einzelnen, des Hauses, des Staates nicht zu begründen und festzuhalten ist? —

Und in derselben Zeit, in der der weltkluge Augustus dem römischen Staatswesen das schimmernde Gepräge falscher Größe und trügerischen Glückes gab, vollzog sich auf einem fernen, bisher unbeachteten Orte der Erde und zwar unter Umständen, die in absolutem Gegensatze zu dem standen, was in Rom als groß und erhaben galt, das erhabenste Ereigniß, von dem die Geschichte der Menschheit weiß: es ward in der Hütte zu Bethlehem Jesus Christus geboren, dessen Lehre, der Menschheit den Weg zeigend, der allein zum Glücke führt, der Welt eine neue Gestalt geben sollte.

Geschichtstafel.

2100	v. Chr.	König Möris in Aegypten.
2000	„	Abraham.
1900	„	Joseph giebt seinem Vater das Land Gosen.
1500	„	Moses.
1400	„	Sesostris (Ramses der Große).
1500—722	„	Blüthezeit der Phönicier.
1250	„	Semiramis.
1194—1184	„	Der trojanische Krieg.
1095—1055	„	Saul.
1055—1015	„	David.
1015—975	„	Salomo.
1068	„	Codrus, der letzte König von Athen.
1000	„	Homer.
975	„	Rehabeam, Theilung des jüdischen Staates in Israel und Juda.
888	„	Gründung Karthago's.
888	„	Sardanapal.
850	„	Lykurg.
753	„	Romulus und Remus. Gründung Roms.
722	„	Salmanassar besiegt die Phönicier. Tyrus widersteht.
722	„	Ende des Reiches Israel durch Salmanassar. Assyrische Gefangenschaft.
717	„	Romulus †.
716—673	„	Numa Pompilius.
673—641	„	Tullus Hostilius.
640	„	Tyrtäus.
624	„	Dracon.
616—578	„	Tarquinius Priscus.
606	„	Sardanapal †.
605—561	„	Nebukadnezar.
594	„	Solon.
588	„	Ende des Reiches Juda. Babylonische Gefangenschaft.
578—534	„	Servius Tullius.
560—527	„	Pisistratus.

558	v. Chr.	Cyrus besiegt seinen Großvater Astyages und gründet das persische Reich.
536	"	Cyrus erobert Babylon. Rückkehr der Juden aus der babylonischen Gefangenschaft.
529	"	Cyrus †.
551—479	"	Confucius.
550	"	Buddha.
525	"	Kambyses erobert Aegypten, das bis 332 unter persischer Hoheit bleibt.
521—485	"	Darius I. Hystaspes.
513	"	Sein Zug gegen die Scythen. Histiäus.
510	"	Vertreibung der Pisistratiden (Hippias in Athen).
510	"	Vertreibung des Tarquinius Superbus aus Rom. Junius Brutus. Rom wird Republik.
510	"	Porsenna gegen Rom.
500	"	Aufstand der Jonier.
496	"	Schlacht am See Regillus.
494	"	Auswanderung der Plebejer. Einführung des Volkstribunats.
493	"	Mardonius gegen Griechenland.
491	"	Coriolan.
490	"	Miltiades besiegt bei Marathon die Perser unter Datis und Athaphernes.
487	"	Aristides wird verbannt. Themistokles gewinnt Macht.
480	"	Xerxes. Schlachten bei Thermopylae (Leonidas) und Salamis (Themistokles).
479	"	Aristides siegt bei Plataä über Mardonius. Schlacht bei Mykale.
479	"	Athen gewinnt die Hegemonie.
478	"	Der Hafen Piräus und die Mauern Athens.
469	"	Cimon's Sieg am Eurymedon.
460	"	Cimon verbannt. Perikles.
451—450	"	Die Decemvirn. Die Zwölftafelgesetze.
449	"	Virginia †.
447	"	Schlacht bei Coronea.
444	"	Einführung des Kriegstribunats. Die Censur.
431—404	"	Peloponnesischer Krieg.
429	"	Pest in Athen. Des Perikles Tod.
421	"	Friede des Nicias.
421	"	Zulassung der Plebejer zur Quästur.
418	"	Schlacht bei Mantinea.
415	"	Des Alcibiades Zug gegen Syracus.
410	"	Des Alcibiades Sieg über die Spartaner bei Cyzicus.
405	"	Lysander vernichtet die athenische Flotte am Ziegenflusse.
404	"	Athen wird von Lysander erobert, die Mauern der Stadt werden niedergelegt.
403	"	Thrasibul.

401 v. Chr. Schlacht bei Kunaxa. Der jüngere Cyrus. Die Zehntausend. Xenophon.
399 " Socrates' Tod.
395 " Camillus erobert Veji.
394 " Die Spartaner siegen bei Coronea. Agesilaos.
390 " Die Gallier in Rom.
378 " Pelopidas.
371 " Des Epaminondas Sieg bei Leuktra über die Spartaner.
364 " Pelopidas †.
362 " Sieg und Tod des Epaminondas bei Mantinea.
359—336 " Philipp von Macedonien.
357—355 " Bundesgenossenkrieg.
356 " Der heilige Krieg.
343 " Roms erster Krieg gegen die Samniter.
340 " Der latinische Krieg.
338 " Schlacht bei Chäronea. Griechenlands Untergang.
338 " Unterwerfung der Latiner.
336—323 " Alexander der Große.
334 " Schlacht am Granicus.
333 " Schlacht bei Issus. Alexandria gegründet.
332 " Tyrus zerstört.
331 " Schlachten bei Arbela und Gaugamela.
330 " Tod des Darius Codomannus.
326—304 " Zweiter Krieg gegen die Samniter.
301 " Schlacht bei Ipsus.
298—290 " Dritter Krieg gegen die Samniter.
282—272 " Rom gegen Tarent. Pyrrhus.
264—241 " Erster punischer Krieg.
260 " Seesieg der Römer bei Mylä. Duilius.
256 " Seesieg der Römer bei Eknomus.
218—201 " Zweiter punischer Krieg. Hannibal.
216 " Schlacht bei Cannä.
207 " Hasdrubal's Niederlage und Tod.
203 " Scipio siegt bei Utika.
202 " Hannibal bei Zama besiegt.
197 " Schlacht bei Cynoscephalä.
183 " Hannibal †. Scipio Africanus der Aeltere †.
168 " Schlacht bei Pydna.
146 " Macedonien wird römische Provinz.
146 " Karthago wird zerstört, Korinth erobert. Griechenland und Afrika werden römische Provinzen.
140 " Viriathus. Numantia.
133 " Numantia wird von dem jüngeren Scipio erobert.
132 " Tib. Sempronius Gracchus †.
121 " Cajus Sempronius Gracchus †.
112—105 " Der jugurthinische Krieg.

113	v. Chr.	Cimbern und Teutonen.
109—105	„	Die Römer verlieren gegen sie vier Schlachten.
102	„	Marius' Sieg über die Teutonen bei Aquae Sextiae.
101	„	Marius' Sieg über die Cimbern bei Vercellä.
91—88	„	Bundesgenossenkrieg.
88	„	Ausbruch des ersten Bürgerkrieges zwischen Marius und Sulla.
88—84	„	Mithridatischer Krieg.
86	„	Marius †.
84	„	Friede zu Dardanus.
82	„	Sulla gelangt zur Dictatur.
81—72	„	Krieg gegen Sertorius.
78—67	„	Seeräuberkrieg. Pompejus.
74—64	„	Lucullus und Pompejus beenden den Krieg gegen Mithridates.
73—71	„	Der Gladiatoren- und Sklavenkrieg.
64	„	Judäa wird römische Provinz.
63—62	„	Catilina.
60	„	Das erste Triumvirat.
58	„	Cäsar besiegt die Helvetier.
58—51	„	Cäsar's Siege in Gallien.
49—48	„	Krieg zwischen Pompejus und Cäsar.
48	„	Schlacht bei Pharsalus.
44	„	Cäsar wird ermordet.
43	„	Das zweite Triumvirat. Octavianus. Antonius. Lepidus. Cicero †.
42	„	Schlacht bei Philippi.
30	„	Schlacht bei Actium. Antonius und Cleopatra †. Octavianus wird Alleinherrscher.
9	n. Chr.	Schlacht im Teutoburger Walde. Hermann der Cherusker.
14	„	Tod des Kaisers Augustus.

Pierer'sche Hofbuchdruckerei. Stephan Geibel & Co. in Altenburg.

Gs
Schmidt

k